



N12<518242433 021



ubTÜBINGEN



Jahrbuch
für Westfälische Kirchengeschichte

Band 98

107
wd 5

2003

Jahrbuch für Westfälische Kirchengeschichte

Jahrbuch für Westfälische Kirchengeschichte

Band 98

Herausgegeben

von

Bernd Hey

Bielefeld 2003



Für alle Arbeiten sind nach Form und Inhalt die Verfasser selbst
verantwortlich.

Layout: Ingrun Osterfinke, Bielefeld

Das Jahrbuch kann über die Geschäftsstelle des Vereins für Westfälische
Kirchengeschichte (Altstädter Kirchplatz 5, 33602 Bielefeld)
bezogen werden.

2003

Gedruckt mit finanzieller Unterstützung der Evangelischen Kirche
von Westfalen, der Lippischen Landeskirche und des
Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe.



Landschaftsverband
Westfalen-Lippe

Druck: Lengericher Handelsdruckerei, 49525 Lengerich/Westf.

ISSN 0341-9886

Gh 4261-98

Inhalt

Laudatio

Bernd Hey

Superintendent i. R. Wolfgang Werbeck zum 85. Geburtstag..... 15

Nachruf

Reinhard Jüstel

Prof. DDr. Alois Schröer (1907–2002) 23

Beiträge

Jan Richter

Der Schnitzaltar der evangelischen Jakobus-Kirche zu Breckerfeld – ein lübisches Altarwerk in Westfalen..... 31

Oskar Prinz zu Bentheim

Anna von Tecklenburg 1532–1582. Die erste evangelische Regentin in Westfalen 77

Ulrich-Jürgen Scharmann

Die kirchliche Emanzipation Lünens aus dem Brechtener Pfarrsystem..... 87

Martin Blindow

Die Orgeln der evangelischen Kirchen in Schwelm..... 105

Johannes Burkardt und Michael Knieriem

Drei geistliche Briefe aus Mülheim/Ruhr aus den Jahren 1732, 1736 und 1737. Ein Beitrag zur Tersteegen-Forschung 129

Jens Murken

„Die Präsenz der Kirche entscheidet sich an der Existenz der Gemeinde.“ Die Entstehung der evangelischen Kirchengemeinde Paderborn nach 1802 149

Bettina Wischhöfer

„Wilhelminischer Protestantismus“ zwischen Tradition und Moderne – Der Konsistorialbezirk Kassel im Kaiserreich 1890–1914... 175

Günter Brakelmann

Geschichte der Heimvolkshochschule Wislade in der Zeit der Weimarer Republik 217

Volker Lilienthal

Selbstkorrektur in eigener Sache. Kein NS-Verbot 1937: der Evangelische Pressedienst erschien bis 1941 291

Felix Dreyer

Kurt Gerstein. Vom Täter zum Widerstandskämpfer. Der Rehabilitierungsprozess Kurt Gersteins im Wandel der Beurteilung von Widerstand in der Nachkriegszeit..... 315

Klaus vom Orde

„Lieber 'ne kurze Andacht und 'ne lange Bratwurst als umgekehrt“. Paul Deitenbeck – ein westfälisches Pfarrereroriginal 369

Bericht

Walter Gröne

Jahrestagung 2002 in Breckerfeld 387

Buchbesprechungen

Günter Beaugrand/Friedrich Wilhelm Jerrentrup/Hans Gerd Nowoczin/Ilsemarie von Scheven/Claus Peter/Heinz Feußner, Kirchen der Neuzeit in Hamm, Westfälischer Anzeiger Verlagsgesellschaft mbH & Co KG, Hamm 2002 (Ulrich Althöfer)..... 391

Harm Klueting, Geschichte Westfalens. Das Land zwischen Rhein und Weser vom 8. bis zum 20. Jahrhundert, Paderborn 1998 (Matthias Benad).....	393
Wilhelm H. Neuser, Evangelische Kirchengeschichte Westfalens im Grundriß (Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte, Bd. 22), Luther Verlag, Bielefeld 2002 (Andreas Biermann).....	396
Johannes Altenberend (Hrsg. in Zusammenarb. m. Reinhard Vogelsang), Kloster – Stadt – Region. Festschrift für Heinrich Rüthing (Sonderveröffentlichungen des Historischen Vereins für die Grafschaft Ravensberg, 10), Verlag für Regionalgeschichte, Bielefeld 2002 (Vicco von Bülow).....	399
Henning P. Jürgens, Johannes a Lasco in Ostfriesland. Der Werdegang eines europäischen Reformators (Spätmittelalter und Reformation. Neue Reihe, 18), Mohr Siebeck, Tübingen 2002 (Vicco von Bülow).....	401
Helmut Geck/Georg Möllers/Jürgen Pohl, Wo du gehst und stehst Stätten der Herrschaft, der Verfolgung und des Widerstandes in Recklinghausen 1933 bis 1945, Verlag Rudolf Winkelmann, Recklinghausen 2002 (Helmut Busch).....	404
Josef Wermert (Hrsg.), Olpe. Geschichte von Stadt und Land. Band 1: Von den Anfängen bis zum Ende des Ersten Weltkrieges, Red.: Günther Becker, Josef Wermert und Manfred Wolf, Selbstverlag der Stadt Olpe, 2002 (Helmut Busch).....	406
Karl-Friedrich Wiggermann, Impulse. 100 Jahre Evangelischer Pfarrerverein – Gemeinschaft Westfälischer Theologinnen und Theologen, Selbstverlag, Münster 2001 (Christoph-Wilken Dahlkötter).....	413
Gerhard Besier, Die Kirchen und das Dritte Reich. Spaltungen und Abwehrkämpfe 1934–1937, Propyläenverlag, Berlin/München 2001 (Helmut Geck).....	417
Gerd Steinwascher, Osnabrück und der Westfälische Frieden. Die Geschichte der Verhandlungsstadt 1641–1650 (Osnabrücker	

Geschichtsquellen und Forschungen, 42), Selbstverlag des Vereins, Osnabrück 2000 (Walter Gröne).....	420
Herbert Stöwer/Erich Sandow (...), Die ältesten lippischen Landschatzregister von 1467, 1488, 1497, 1507 (Westfälische Schatzungs- und Steuerregister, Bd. 7, Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen XXX), Aschendorff, Münster 2001 (Walter Gröne).....	420
Stefan Brakensiek (Hrsg.), Widukindbilder der Vormoderne: Imaginationen eines Mythos, CD-ROM, Verlag für Regionalgeschichte, Bielefeld 2002 (Wolfgang Günther).....	421
Ulrich Peter, Christuskreuz und rote Fahne. Der Bund religiöser Sozialisten in Westfalen und Lippe während der Weimarer Republik (Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte, Bd. 24) Luther-Verlag, Bielefeld 2002 (Wolfgang Günther).....	423
Hans-Jürgen Gaber, „An der Spitze aller Provinzen und Länder“. Trinkerfürsorge und Suchtkrankenhilfe in Westfalen 1820 bis 1995, Psychiatrie-Verlag, Bonn 2002 (Bernd Hey).....	427
Annemarie Töpperwien, Seine „Gehülfen“. Wirken und Bewährung deutscher Missionarsfrauen in Indonesien 1865–1930 (InterCultura – Missions- und Kulturgeschichtliche Forschungen, Bd. 1), Rüdiger Köppe Verlag, Köln 2002 (Bernd Hey).....	429
Günter Bernhard/Jürgen Scheffler (Hrsg.), Reisen – Entdecken – Sammeln. Völkerkundliche Sammlungen in Westfalen-Lippe, Verlag für Regionalgeschichte, Bielefeld 2001 (Bernd Hey)	430
Martin Pollklas, Der Kreis Wiedenbrück 1933–1936 in den geheimen Lageberichten des Landrates (Veröffentlichungen aus dem Kreisarchiv Gütersloh, Reihe 1, Bd. 6), Verlag für Regionalgeschichte, Bielefeld 2002 (Bernd Hey)	432
Christian Peters (Hrsg.)/Martin Brecht/Rüdiger Bremme, Zwischen Spener und Volkening. Pietismus in Minden-Ravensberg im 18. und frühen 19. Jahrhundert (Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte, Bd. 23). Luther-Verlag, Bielefeld 2002 (Martin H. Jung).....	433

Sabine Hanrath, Zwischen ‚Euthanasie‘ und Psychiatriereform. Anstaltspsychiatrie in Westfalen und Brandenburg: Ein deutsch-deutscher Vergleich (1945–1964) (Forschungen zur Regionalgeschichte, Bd. 41), Ferdinand Schöningh Verlag, Paderborn u. a. 2002 (Uwe Kaminsky)	436
Johannes Altenberend, Leander van Eß (1772–1847). Bibelübersetzer und Bibelverbreiter zwischen katholischer Aufklärung und evangelikaler Erweckungsbewegung (Studien und Quellen zur westfälischen Geschichte, Bd. 41), Bonifatius GmbH Druck, Paderborn 2001 (Beate Köster)	438
Dirk Beyer, Kirchlicher Liberalismus in Osnabrück im Verlauf des 19. und am Beginn des 20. Jahrhunderts. Eine Studie zur Kirchengeschichte Niedersachsens (Osnabrücker Geschichtsquellen und Forschungen, Bd. 46), Osnabrück 2002 (Friedhelm Krüger)	440
Günter Brakelmann, Evangelische Kirche und Judenverfolgung. Drei Einblicke (Schriften der Hans Ehrenberg-Gesellschaft, Bd. 7), Verlag Hartmut Spenner, Waltrop 2001 (Hans-Jörg Kühne)	442
Günter Brakelmann und Manuela vom Brocke, Emanzipation und Antisemitismus. Ein Arbeits- und Lesebuch, Band 1, 1869–1877 (Schriften der Hans-Ehrenberg-Gesellschaft, Bd. 9), Verlag Hartmut Spenner, Waltrop 2002 (Hans-Jörg Kühne)	444
Bernd-Wilhelm Linnemeier, Jüdisches Leben im Alten Reich. Stadt und Fürstentum Minden in der Frühen Neuzeit (Studien zur Regionalgeschichte, Bd. 15), Verlag für Regionalgeschichte, Bielefeld 2002 (Hans-Jörg Kühne)	446
Robert Stupperich (Hrsg.), Westfälische Lebensbilder, Band 16 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen XVII A), Aschendorff, Münster 2000 (Alexandra Mittmann)	448
Wilhelm Ribhegge, Die Grafen von der Mark und die Geschichte der Stadt Hamm im Mittelalter, Ardey-Verlag, Münster 2002 (Jens Murken)	450
Hans-Jörg Kühne, Kriegsbeute Arbeit. Der „Fremdarbeitereinsatz“ in der Bielefelder Wirtschaft 1939–1945 (Bielefelder Bei-	

- träge zur Stadt- und Regionalgeschichte, 17), Verlag für Regionalgeschichte, Bielefeld 2002;
- Matthias Benad/Regina Mentner (Hrsg.), Zwangsverpflichtet. Kriegsgefangene und zivile Zwangsarbeiter(-innen) in Bethel und Lobetal 1939–1945, Bethel-Verlag und Verlag für Regionalgeschichte, Bielefeld 2002;
- Uwe Kaminsky, Dienen unter Zwang. Studien zu ausländischen Arbeitskräften in Evangelischer Kirche und Diakonie im Rheinland während des Zweiten Weltkriegs (Schriftenreihe des Vereins für Rheinische Kirchengeschichte, 155), Rheinland-Verlag GmbH, Köln 2002;
- Jörn-Erik Gutheil/Uwe Kaminsky (Hrsg.), „Ich weiß die Namen nicht mehr ...“ Deportation – Zwangsarbeit – Rückkehr. Begegnungen mit ehemaligen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern in der Ukraine, foedus-Verlag, Wuppertal 2002;
- Ulrike Winkler, Der Einsatz von Zwangsarbeitskräften in den Einrichtungen der kreuznacher Diakonie von 1940–1945 (Lebenswirklichkeiten – Menschen unter Menschen, 2), Bad Kreuznach 2002;
- Wilfried Reininghaus/Norbert Reimann (Hrsg.), Zwangsarbeit in Deutschland 1939–1945. Archiv- und Sammlungsgut, Topographie und Erschließungsstrategien, Redaktion: Annette Hennigs und Ines Oberling, Verlag für Regionalgeschichte, Bielefeld 2001 (Jens Murken).....452
- Andreas Bingener/Erich Schmidt, Krombach. Geschichte eines Siegerländer Dorfes, unter Mitwirkung von Volker Heinrich und Fritz Katz, hrsg. v. der Evangelisch-reformierten Kirchengemeinde Krombach, Verlag die Wielandschmiede, Kreuztal 2001 (W. H. Neuser)458
- Michael Knieriem/Johannes Burkardt, Die Gesellschaft der Kindheit Jesu-Genossen auf Schloß Hayn. Aus dem Nachlaß des von Fleischbein und den Korrespondenzen von de Marsay, Prueschenk von Lindenhofen und Tersteegen 1734 bis 1742. Ein Beitrag zur Geschichte des Radikalpietismus im Sieger- und Wittgensteiner Land, Wehrhahn Verlag, Hannover 2002 (Christi-an Peters)459
- Saul Friedländer/Norbert Frei/Trutz Rendtorff/Reinhard Wittmann, Bertelsmann im Dritten Reich, Bd. 1., C. Bertelsmann Verlag, München 2002 (Wolfgang Riewe).....461

Michael Ströhmer, Von Hexen, Ratsherren und Juristen. Die Rezeption der Peinlichen Halsgerichtsordnung Kaiser Karls V. in den frühen Hexenprozessen der Hansestadt Lemgo 1583–1621 (Studien und Quellen zur Westfälischen Geschichte, Bd. 43), Bonifatius Verlag, Paderborn 2002 (Ulrich-Jürgen Scharmann)465

Alfred Pothmann (†)/Reimund Haas (Hrsg.), Christen an der Ruhr. Band 2, Verlag Peter Pomp, Bottrop u. Essen 2002 (Frank Sobiech)468

Willi Henrichs, Gottfried Traub (1869–1956). Liberaler Theologe und extremer Nationalprotestant (Schriften der Hans-Ehrenberg-Gesellschaft, 8), Spenner Verlag, Waltrop 2001 (Martin Stiewe)471

Gudrun Husmeier, Graf Otto IV. von Holstein-Schaumburg (1517–576): Landesherrschaft, Reichspolitik und Niederländischer Aufstand (Schaumburger Studien, 60), Verlag für Regionalgeschichte, Bielefeld 2002 (Martin Stiewe)473

Lilia Wick, Geschichte der Frauen in Kempen. Arbeit, Bildung und Öffentlichkeit im 19. und 20. Jahrhundert, Verlag für Regionalgeschichte, Bielefeld 2003 (Kerstin Stockhecke)474

Burkhard Meier (Hrsg. im Auftrag der Evangelisch-reformierten Kirchengemeinde Leopoldshöhe anlässlich ihres Jubiläums), 150 Jahre Leopoldshöhe. Aus der Geschichte einer lippischen Kirchengemeinde, Heimatverein Leopoldshöhe e. V. im Lippischen Heimatbund 2001 (Hans-Peter Wehlt)476

Thomas Spohn (Hrsg.), Pfarrhäuser in Nordwestdeutschland (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, hrsg. v. der Volkskundlichen Kommission für Westfalen, Bd. 100), Waxmann, Münster/New York/München/Berlin (Hans-Peter Wehlt)477

Die Autorinnen und Autoren

Dr. Ulrich Althöfer, Fröbelstr. 25, 33604 Bielefeld

Prof. Dr. Matthias Benad, Stutenweg 1, 33649 Bielefeld

Oskar Prinz zu Bentheim und Steinfurt, Kommende 51a, 48565 Steinfurt

Pfarrer Andreas Biermann, Am Petersberg 15, 33619 Bielefeld

Kirchenmusikdirektor Prof. Dr. Martin Blindow, Heitbusch 5, 48163 Münster

Prof. Dr. Günter Brakelmann, Gropiusweg 35, 44801 Bochum

Pfarrer (i. E.) Dr. Vicco von Bülow, Hohenzollernstr. 27, 33617 Bielefeld

Staatsarchivrat z. A. Dr. Johannes Burkardt, Breslauer Straße 5, 57319 Bad Berleburg

Oberstudiendirektor i. R. Dr. Helmut Busch, Im Hainchen 33, 57076 Siegen

Superintendent i. R. Christoph-Wilken Dahlkötter, Klosterstraße 31, 48143 Münster

Felix Dreyer M. A., Martinstraße 19, 89134 Blaustein

Studiendirektor i. R. Helmut Geck, Wielandstr. 6, 45657 Recklinghausen

Pfarrer Walter Gröne, Bahnhofstraße 10, 48317 Drensteinfurt

Landeskirchenarchivoberamtsrat Wolfgang Günther, Alter Postweg 27b, 32139 Spenge

Landeskirchenarchivdirektor Prof. Dr. Bernd Hey, Meraner Weg 14, 33649 Bielefeld

Dr. Reinhard Jüstel, Zum Guten Hirten 66, 48155 Münster

Prof. Dr. Martin H. Jung, Buchenstr. 16, 72116 Mössingen

Dr. Uwe Kaminski, Koppenplatz 8, 10115 Berlin

Museumsdirektor Dr. Michael Knieriem, Historisches Zentrum, Engelsstr. 10, 42283 Wuppertal

Dr. Beate Köster, Einsteinstr. 22, 48149 Münster

Prof. Dr. Friedhelm Krüger, Eichenweg 15a, 48161 Münster

Dr. Hans-Jörg Kühne, Am Hartlagerholz 7, 33607 Bielefeld

Dr. Volker Lilienthal, Kreutzerstr. 9, 60318 Frankfurt

Alexandra Mittmann M. A., Alsenstr. 27, 33602 Bielefeld

Dr. Jens Murken, Schloßhofstr. 171, 33615 Bielefeld

Prof. D. Dr. Wilhelm H. Neuser, Buchenstr. 15, 48346 Ostbevern

Direktor Pfarrer Dr. Klaus vom Orde, Theologisches Seminar Falkenberg, Uchtenhagen 3, 16259 Falkenberg/Mark

Prof. Dr. Christian Peters, Breul 40-41, 48143 Münster

Jan Richter, Karl Kunger Str. 9, 12435 Berlin

Chefredakteur Wolfgang Riewe, Heuburgerstr. 55, 33647 Bielefeld

Landeskirchenrat i. R. Ulrich-Jürgen Scharmann, Schumannstr. 4, 33604 Bielefeld

Diplom-Jurist Frank Sobiech, Rotheweg 99, 33102 Paderborn

Oberkirchenrat i. R. Dr. Martin Stiewe, Schattenstr. 3, 33604 Bielefeld

Archivarin Kerstin Stockhecke M. A., Narzissenstr. 9, 32584 Löhne

Staatsarchivdirektor i. R. Dr. Hans-Peter Wehl, Am Anger 10, 32760 Detmold

Kirchenarchivoberrätin Dr. Bettina Wischhöfer, Schöne Aussicht 26, 34317 Habichtswald

Laudatio

Bernd Hey

Superintendent i. R. Wolfgang Werbeck zum 85. Geburtstag

Superintendent i. R. Wolfgang Werbeck, langjähriges Vorstandsmitglied und nach seinem Ausscheiden aus dem Vorstand Ehrenmitglied des Vereins für Westfälische Kirchengeschichte, vollendete am 16. August 2002 sein 85. Lebensjahr. Aus diesem Anlass veranstaltete die Ev.-theol. Fakultät der Ruhr-Universität Bochum in Verbindung mit dem Ev. Kirchenkreis Bochum, dem Verein für Westfälische Kirchengeschichte und dem Verein zur Erforschung der Kirchen- und Religionsgeschichte des Ruhrgebiets ein Symposium „Zur Bochumer Kirchengeschichte“ am 9. Juli 2002 im Haus der Geschichte des Ruhrgebiets in Bochum zu Ehren des Jubilars. Der Vorsitzende des Vereins für Westfälische Kirchengeschichte hielt dort die Laudatio auf Wolfgang Werbeck – auch in seiner Eigenschaft als Landeskirchenarchivdirektor, ist Werbeck doch seit langen Jahren Kreissynodalarchipflegler des Kirchenkreises Bochum. Am 17. Januar 2003 erhielt Superintendent i. R. Wolfgang Werbeck im Regierungspräsidium Arnsberg überdies das Bundesverdienstkreuz 1. Klasse der Bundesrepublik Deutschland für seine Verdienste als Pfarrer, Superintendent, Kirchenhistoriker und -archivar. Für den Vorstand unseres Vereins war dies ein zusätzlicher Beweggrund, die Laudatio zum 85. Geburtstag unseres Ehrenmitglieds hier abzu drucken.

Präses D. Ernst Wilm hat einmal, auf Konflikte von persönlicher Überzeugung und Amtsinteresse angesprochen, versucht, sich in drei Personen aufzuteilen: was der eine, der Präses, nicht dürfe und dem anderen, dem Pastor, verwehrt sei, das müsse eben der dritte, der Mensch, tun. Auch bei einer Laudatio auf den 85 Jahre alt werdenden Wolfgang Werbeck ist man versucht, die eine Person aufzuteilen: in den Bochumer Pfarrer und Superintendenten, in den Kreissynodalarchipflegler, in das langjährige Vorstandsmitglied des Vereins für Westfälische Kirchengeschichte und in den schreibenden Kirchenhistoriker – ja und natürlich den Menschen Wolfgang Werbeck mit seinem Temperament, seinem Engagement, der selbstverständlichen Höflichkeit, der menschlich-warmen Zuwendung, aber auch mit dem

Prof. Dr. Maria H. Jung, Buchstadt 12, 10115 Berlin

Dr. Dwe Kaminaki, Kappengasse 9, 10115 Berlin

Museum
gebäude

Dr. R.

Prof. Dr.

Dr. H.

Prof. Dr.

Prof. Dr.

Prof. Dr.

Prof. Dr.

Prof. Dr.

Prof. Dr.

Prof. Dr.

Prof. Dr.

Prof. Dr.

Prof. Dr.

Prof. Dr.

Prof. Dr.

Prof. Dr.

Prof. Dr.

Prof. Dr.

Prof. Dr.

Prof. Dr.

Prof. Dr.

Prof. Dr.

Prof. Dr.

Prof. Dr.

Prof. Dr.

Prof. Dr.

Prof. Dr.

Prof. Dr.

Prof. Dr.

Prof. Dr.



deutlichen Wort, wenn seine Geduld zu Ende geht – eine Mischung, die den „alten Herrn“ so unwiderstehlich macht, dass eine meiner jungen Archivmitarbeiterinnen ihn einmal spontan und herzlich als „echt toll knuffig“ bezeichnete. Wolfgang Werbeck ging und geht auf die Menschen zu, er nimmt sie ohne Vorbehalte an, er nimmt sie ernst – und das ist wohl das Geheimnis seiner Beliebtheit: selbst lebenswürdig gegenüber anderen zu sein – auf westfälische Art natürlich: nicht billig, nicht schmeichelnd, nicht glatt, sondern ehrlich, kritisch, fordernd, verständnisvoll.

Den Pfarrer in Uemmingen und Superintendenten des Kirchenkreises Bochum habe ich nicht mehr persönlich kennen gelernt: Wolfgang Werbeck ging mit dem 1.9.1982 in den Ruhestand, ich nahm meinen Dienst im Landeskirchlichen Archiv am 1.2.1985 auf. Aber man kann ja lesen: in den Akten, in den Berichten Dritter, in den Würdigungen aus Anlass runder Geburtstage und Jubiläen: da wird etwas von der Lebensleistung des Pastors und Superintendenten deutlich und lebendig.

Wie viele aufrechte Westfalen stammt Werbeck nicht aus dem Land der roten Erde, sondern wurde 1917 in Wuppertal-Elberfeld als Sohn des Pfarrers Alfred Werbeck, der später (1945) Superintendent in Berlin wurde, geboren. So machte Werbeck sein Abitur 1936 auch in Berlin. Es folgten Reichsarbeitsdienst, Kriegsdienst – zuletzt als Hauptmann und Kompanieführer – und englische Kriegsgefangenschaft. Von Celle aus bewarb sich Werbeck um Aufnahme in den Dienst der westfälischen Landeskirche; der Celler Pfarrer Wilhelm Voigt unterstützte den Antrag mit der Bemerkung: „Ich möchte den jungen Werbeck ganz, ganz herzlich empfehlen. Er ist ein außergewöhnlich begabter, tüchtiger, ernster, energischer Mensch, der zweifellos für die westfälische Kirche einen hocherfreulichen Gewinn bedeuten würde.“

Werbeck hatte 1937 sein Theologiestudium in Berlin aufgenommen; es folgten weitere Studien im Wechsel mit dem Kriegseinsatz, sodass er 1941 das 1. theologische Examen ablegen konnte. Lehrvikar wurde er dann 1946 in der Gemeinde Uemmingen im Kirchenkreis Bochum; damit waren die Weichen für Bochum gestellt: Oktober 1948 2. theologisches Examen, Dezember 1948 Ordination in Uemmingen und Hochzeit mit Emmi Weidtmann (5 Kinder) und nach einem Zwischenspiel von 1948 bis 1950 als Synodalvikar in Hamme 1950 Pfarrer in Uemmingen. Werbeck hatte sich bewusst für den Dienst in Westfalen entschieden: Eine Rückkehr in den Westen nannte er das gegenüber den Abwerbungsversuchen der berlin-brandenburgischen Kirche, wo er sich – trotz der Berliner Bindungen seines

Vaters – doch mehr zuhause fühlte. Werbeck blieb Gemeindepfarrer in Uemmingen bis 1982 (ab 1974/75 hieß die Gemeinde Bochum-Laer), nahm aber von 1972 bis 1982 auch das Superintendentenamt des Kirchenkreises Bochum wahr.

Natürlich brachten beide Ämter, das des Gemeindepfarrers und das des Superintendents, eine Fülle von Aufgaben und Arbeit mit sich, zumal Werbeck auch über den Kirchenkreis hinaus zu Aufgaben im Bereich der Landeskirche herangezogen wurde: eine Anerkennung seiner Sachkompetenz, seines Engagements und seiner Arbeitskraft. Wie überall mussten auch in Uemmingen und Bochum die Trümmer des Krieges beiseite geräumt und ein neuer Aufbau aus Ruinen gewagt werden. Es war ein innerer und äußerer Wiederaufbau: Das kirchliche Leben und die kirchliche Verwaltung der Gemeinde waren zu befestigen, die Kirche zu reparieren, neue Gemeindehäuser, Kindergärten, eine Friedhofskapelle und schließlich eine neue Kirche zu errichten. Die Gemeinde Uemmingen verlor Gebietsteile an andere Gemeinden und ging zuletzt in der neuen Kirchengemeinde Bochum-Laer auf.

Werbeck bewährte sich vor Ort und engagierte sich im Kirchenkreis und in der Landeskirche. Sein erstes Ehrenamt im Kirchenkreis ist das am längsten bestehende und auch jetzt noch von ihm versehene des Kreissynodalarchivpflegers (seit 1950) – dazu gleich mehr. Er war Synodal-Männerpfarrer, Kreisfriedhofspfleger, Synodalassessor, Mitglied im Gesamtvorstand der Evangelischen Kirchengemeinden in Bochum. Kein Wunder, sondern konsequent, dass er 1972 zum Superintendenten gewählt wurde – ein Amt, das er zehn Jahre lang versah, bis 1982. In der kleinen Festschrift zum 80. Geburtstag Werbecks hat sein Nachfolger Wilhelm Winkelmann das Wirken Werbecks als Superintendent anschaulich beschrieben: seine vermittelnde Position zwischen unterschiedlichen theologischen Lagern, seine Sorge um die Gemeinden, für die er das Instrument der Visitation neu belebte, die strukturellen Veränderungen, die etwa durch die Gründung der Universität auch die Kirchengemeinden erreichten und bewältigt werden mussten.

Dabei kamen Werbeck seine Erfahrungen und Kenntnisse, die er in Gremien der Landeskirche gewann, auch für seine Bochumer Arbeit zugute – und umgekehrt: die „Bodenhaftung“, die ständige Überprüfung landeskirchlicher Reformvorstellungen auf der Grundlage der Bochumer Basis gab auch seinen Beiträgen im Reformprozess der Landeskirche ab 1968: Strukturreform und Finanzausgleich Gewicht. Werbeck war Mitglied im Finanzausschuss und in der Verwaltungs- und Planungskommission. So konnte er Weichen stellen und umset-

zen: die Stärkung der Mittelebene, der Kirchenkreise, die mit den Kreiskirchenämtern eine neue Verwaltungszuständigkeit – wenn auch zu Ungunsten der Kirchengemeinden – bekamen, die Schaffung von Funktionsbereichen und Funktionspfarrstellen – das begleitete er auf landeskirchlicher Ebene und setzte er auf Kirchenkreisebene um.

Im Ruhestand blieb er im Predigtdienst und als Vortragender aktiv, vor allem aber als Kreissynodalarchivpfleger. Vielleicht war dies sein Lieblingsamt: Morgens verließ er seine Wohnung – und seine Frau war froh, ihn „von den Füßen“ zu haben – und begab sich in sein Archiv im Haus der Kirchen in Bochum-Querenburg, das er in mustergültiger Ordnung hielt und hält. Mittags kehrte er dann an den heimischen Herd zurück, und der Referent erinnert sich gern an manches gemeinsame Mahl im häuslichen Kreise mit ihm und seiner lieben Frau. Regelmäßig visitiert der Kreissynodalarchivpfleger Werbeck die Archive seiner Gemeinden und schickt seine Berichte darüber: Neben dem früheren Verwaltungsdirektor der Kirchenkreise Lüdenscheid und Plettenberg Hartmut Waldminghaus ist Werbeck der einzige Kreissynodalarchivpfleger, der regelmäßig visitiert und berichtet. Und die beiden positiven Ausnahmen geben Mut, denn doch den ansonsten negativen Eindruck einer gewissen Überflüssigkeit des Kreissynodalarchivpflegeramtes zu relativieren. Werbeck hat es geschafft, dass es im Kirchenkreis Bochum als einzigem westfälischen Kirchenkreis ein hauptamtlich betreutes Kreiskirchenarchiv im Adolf-Stöcker-Haus gibt (Rüdiger Pelz) – den Namen des Hauses verteidigt er übrigens bis heute. Vielleicht wird bei der Diskussion der „Gestaltungsräume“ das Bochumer Modell einmal Vorbild für eine Neuordnung der westfälischen Archivpflege auf dieser Mittelebene.

Zum Archivpfleger Werbeck gehört das Vorstandsmitglied Werbeck: wie lange er genau schon dem Vorstand des Vereins für Westfälische Kirchengeschichte angehört, konnte ich nicht mehr feststellen, aber sein Name taucht in den Protokollen zu Beginn der 60er Jahre auf. In den Vorstandsdiskussionen bewährt sich wieder eine Eigenschaft, die schon Winkelmann an dem Superintendenten im Kreissynodalvorstand schätzte: Er macht „vernünftige Vorschläge“, „man stimmte ihm meistens gerne zu“, und „er war ein Meister des Umgangs mit der Zeit“. Er konnte „Wichtiges von Unwichtigem unterscheiden und so auf gute Weise vereinfachen“. Werbeck hört gern zu, sagt auch seine Meinung, aber irgendwann, wenn sich die Diskussion im Kreise zu drehen beginnt, wird es ihm dann doch zuviel: dann beantragt er deutlich und dezidiert Schluss der Debatte und Beschlussfassung. Und das gleiche gilt auch für seine Arbeit in der

Kommission für kirchliche Zeitgeschichte, der er seit ihrer Gründung über vier Amtsperioden angehört hat.

Werbeck war und ist ein Mann des Ruhrgebietes, und das machte ihn in unseren Vorstandsreihen unersetzlich. Dies umso mehr, als mit der Gründung des Vereins zur Erforschung der Kirchen- und Religionsgeschichte des Ruhrgebiets durch Prof. Brakelmann der Verein für Westfälische Kirchengeschichte einen Teil seines Potentials, vor allem an forschenden und arbeitenden Kirchenhistorikern, verlor. Ich darf das hier an dieser Stelle, in Bochum, das ja nicht nur Werbeck-, sondern auch Brakelmann-Town ist, als Vorsitzender des Vereins für Westfälische Kirchengeschichte noch einmal deutlich sagen: Ich halte diese Doppelung der zwei kirchengeschichtlichen Vereine nicht für glücklich, weil uns das Ruhrgebiet, den anderen Westfalen als Bezugsfeld entgleitet, weil auch in den Vorständen und Mitarbeitern nicht mehr vertreten. Gerade weil ich die Bochumer Arbeit und die Bochumer Veröffentlichungen um Brakelmann, Jähnichen, Norbert Friedrich und andere schätze, sollten wir wieder zusammenfinden und gemeinsam die Sache der westfälischen Kirchengeschichte – auch und gerade gegenüber der Landeskirche – vertreten.

Schließlich und endlich das Wichtigste im Bezugsfeld von Archiv und Kirchengeschichte: Werbeck sammelt nicht nur Akten und Informationen und verzeichnet sie, er wertet auch aus und schreibt – und er schreibt gut. Die Liste seiner Veröffentlichungen kann sich sehen lassen: da ist einmal das, was man Grundlagenforschung nennt: die Veröffentlichung von Quellen, so vor allem die kommentierte Abschrift der Protokolle der lutherischen Klasse Bochum im 17. und 18. Jh. oder zuletzt im Jahrbuch für westfälische Kirchengeschichte die Liste aller Superintendenten seit Begründung der Kirchenkreise 1817 (nicht gedruckt: Werbecks Charakterisierungen der Superintendenten-Kollegen und seine Erinnerungen an sie). Dazu kommen viele – auch veröffentlichte – Vorträge zur Kirchengeschichte Bochums und seiner Gemeinden, so seine Geschichte der Kirchengemeinde Uemmingen oder die des Kirchenkreises Bochum 1945 bis 1947. Immer wieder beweist Werbeck in seinen Bochumer Studien das Talent des „guten“ Lokalhistorikers: im exemplarischen Beispiel des konkreten örtlichen Vorgangs die übergreifende Bedeutung deutlich zu machen, am lokalen Fall ein Licht auf grundsätzliche Fragen und Probleme der westfälischen Landeskirche und ihrer Geschichte zu werfen. Dass Rezensionen, auch kritische, im Jahrbuch für Westfälische Kirchengeschichte ebenfalls zum Gesamtwerk Werbecks gehören, versteht sich fast von selbst. In der Festschrift zum 80. Geburtstag hat mein Vorstandskollege Dr. Jürgen Kampmann, jetzt Privatdozent

und Direktor unseres Instituts für Westfälische Kirchengeschichte an der Universität Münster, die Leistung Werbecks als Archivar und Kirchenhistoriker deutlich gemacht, eine Leistung, die ihn bei seinem Ausscheiden aus dem Vorstand die einstimmige Wahl zum Ehrenmitglied des Vereins einbrachte: Kampmann würdigt den „ungeheuren Fleiß“, der in der Verzeichnungs- und Verkartungsarbeit des Kreissynodalarchivars steckt, der sein Archiv in Ordnung und für andere – was nicht selbstverständlich ist – zur Verfügung hält. Auch Werbecks Hilfsbereitschaft gegenüber Forschungsanfragen ist legendär: „Fragen Sie doch mal den alten Werbeck!“ – dieser Rat hilft fast immer weiter. Kampmann nennt weiter das Bemühen, wichtige Quellen aus der Abgeschlossenheit des Archivs herauszuholen und zu publizieren, und schließlich in Vorträgen, Aufsätzen und Veröffentlichungen seinen Zuhörern und Lesern eine lebendige und anschauliche Vorstellung der früher handelnden Menschen und ihrer Probleme zu geben – und damit oft eine überraschende Aktualität aus der Geschichte zu beziehen, die immer wieder belegt, dass die beflissene Geschichtsvergessenheit vieler kirchlicher Entscheidungsträger auch eine Quelle von fehlerhaften Entscheidungen und Entwicklungen ist. Ob dabei Geschichte hilft, Gelassenheit in aktuellen Konflikten zu bewahren, wie Winkelmann mit Blick auf Werbeck glaubt feststellen zu können, lasse ich dahin gestellt: Das Nicht-Lernen aus Geschichte, das Wiederholen alter und das Begehen neuer Fehler aus schierer Unkenntnis der eigenen Geschichte kann – bei Werbeck wie bei mir – auch zu Ungeduld und Wut führen.

Als Landeskirchenrat Potthast vor 20 Jahren dem scheidenden Superintendenten Wolfgang Werbeck zum 65. Geburtstag gratulierte und dabei vorschlug, Werbeck möchte doch die Erfahrungen, die er im Laufe der Jahre gemacht habe, zur Auswertung für Jüngere schriftlich niederlegen, antwortete Werbeck mit dem Hinweis, dass das nicht so einfach sei, da weder die Zielvorstellung solcher Memorabilia noch die Art der Weitergabe an die Jüngeren klar sei. Und er machte gleich einen Vorschlag: „Die Verwaltungsordnung verlangt, dass jeder Vorsitzende jährlich einen Jahresbericht über die Arbeit des Presbyteriums schreibt, Kandidaten müssen Lebensläufe schreiben. Wieso verlangt die Landeskirche nicht von jedem Pastor, dass er seinem Emeritierungsgesuch einen Bericht über seine Lebensarbeit beilegt?“ Und er regte an, man solle dieses Problem der „Pfarrer-Autobiografien“ einmal mit dem Leiter des Landeskirchlichen Archivs Dr. Steinberg besprechen: „Ich finde, dass man hier ein wenig nachhelfen müsste.“ Eine gute Idee, die dann aber nicht weiter verfolgt wurde.

Sie sehen an diesem kleinen Beispiel, dass Werbeck nie um einen Vorschlag verlegen war. Wo immer er sich einbrachte, ob als Pfarrer, als Superintendent, als Kreissynodalarchivpfleger, als Vorstandsmitglied des Vereins für Westfälische Kirchengeschichte, als Mitglied der Kommission für kirchliche Zeitgeschichte oder als schreibender Kirchenhistoriker: immer brachte er sich ganz ein. Natürlich würde ich mir viele solcher Pfarrer, wie er es ist, wünschen, aber man kann zumindest hoffen, dass theologische Kompetenz und kirchengeschichtliches Engagement in der westfälischen Pfarrerschaft künftig wieder mehr Fuß fassen. Es sei nicht verschwiegen, dass Werbeck auch immer kritisch seine Landeskirche begleitet hat. So hat er eine Stärkung der Aufsicht in unserer Landeskirche verlangt, was auch bedeute, „den Unordentlichen und Ungehorsamen kräftig auf die Finger zu klopfen“. Und in seiner Predigt zum 50-jährigen Ordinationsjubiläum am 6. Dezember 1998 in der Kirche zu Bochum-Laer gab er seiner Sorge um unsere westfälische Kirche Ausdruck: „weniger wegen des Geldes; das hatten wir damals zuerst auch nicht. Sondern weil ich bei heutigen Pastoren und Pastorinnen nur selten jenen Eifer spüre, den der alte Vater Bodelschwing in die Worte kleidete: „Beeilt euch, sie sterben sonst darüber. Ich meine den inneren Drang, der sich vor Gott für jedes Gemeindeglied verantwortlich weiß, der den Menschen seelsorgerlich nachgeht, sie besucht, begleitet, tröstet. Warum wird so selten auf den Kanzeln eingeladen zur persönlichen Glaubenshinwendung zu Jesus Christus, der allen Sündern vergibt, Schwache trägt und Todgeweihten seine Zukunft öffnet?“ Und Werbeck mahnte zur „Konzentration auf das Wort Gottes“ und wies auf die zentrale Bedeutung der Predigt hin: „Predigen heißt also: zu Jesus rufen, seinen Ruf weitergeben“. Man merkt hinter diesen Worten die Leidenschaft des engagierten Pfarrers, der zwar im Alter vielleicht weiser, aber nicht ruhiger wird. Auch das hat er – und damit komme ich wieder zum Anfang meiner Rede – vielleicht mit dem Altpräses Wilm gemeinsam, der im Alter eher ein ungeduldiger Mahner als ein stiller Ruheständler war.

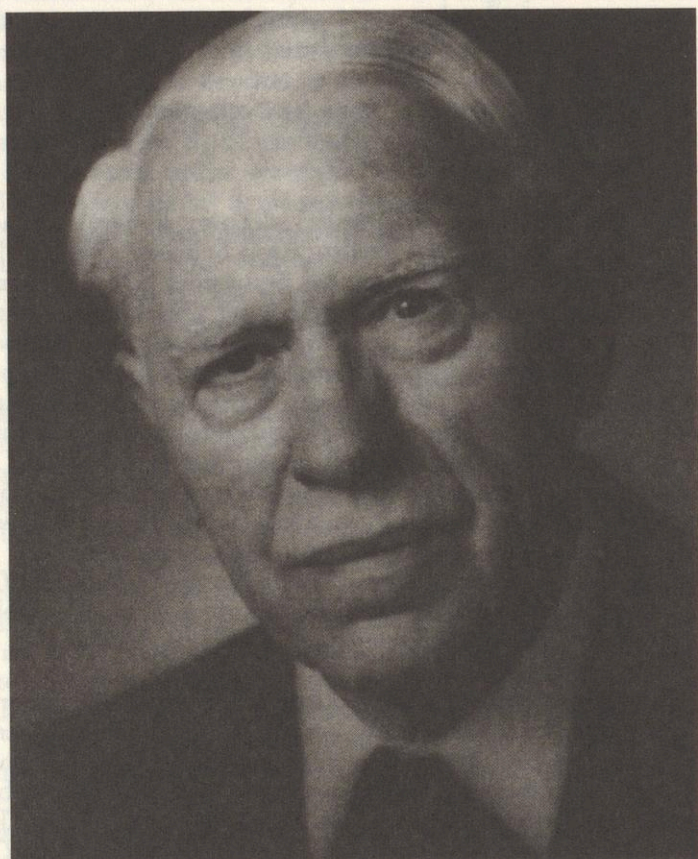
Nachruf

Reinhard Jüstel

Prof. DDr. Alois Schröer (1907–2002)

Am 17. Februar 2002 starb in Münster „der um die westfälische Kirchengeschichte hochverdiente Gelehrte Alois Schröer“ (W. Kohl) kurz vor Vollendung seines 95. Lebensjahres. Seit seiner ersten Dissertation 1933 über seinen Heimatort Eimen stand die Geschichte Westfalens und des Bistums Münster fast 70 Jahre im Mittelpunkt der wissenschaftlichen Arbeit dieses katholischen Priesters, Ehrendomkapitulars und Kirchenhistorikers. Noch im Jahre 2000 konnte er den Sammelband „Brauchtum und Geschichte im Bereich der Kirche von Münster“ mit bisher unveröffentlichten Aufsätzen vorlegen. Zahlreiche seiner wissenschaftlichen Arbeiten waren auch in diesem Jahrbuch des öfteren Gegenstand von Besprechungen. Ein solch langes und intensives Forscherleben nur annähernd angemessen nachzuzeichnen, fällt nicht leicht. Es können daher nur einige wichtige Stationen und Veröffentlichungen festgehalten werden (s. auch Reimund Haas, in: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon Bd. 21, 2003, S. 1363-1372; www.bautz.de).

Alois Schröer stammte aus dem kleinen westfälischen Bauerndorf Eimen nahe Warendorf. Dort wurde er am 27. März 1907 als jüngstes von 9 Kindern der Familie auf dem Hof Schröer geboren. Er wuchs, wie er dankbar erwähnte, in einer behüteten und mit der Liebe zur Kirche erfüllten Gemeinde von damals 300 Seelen auf. Diesem ländlichen katholischen Milieu fühlte er sich zeitlebens verbunden. Große Freude bereitete es ihm, zu Feiern und Veranstaltungen mit der Familie und den alten Nachbarn in seine Heimat zu fahren, wobei er selbstverständlich auch „Platt küerte“. Sein Vater war Landwirt und versah darüber hinaus 30 Jahre lang das Amt des Ortsvorstehers der kleinen Gemeinde. Das familiäre Glück wurde durch den plötzlichen frühen Tod der Mutter schwer getroffen. Noch nicht zehnjährig verlor Schröer 1917 seine Mutter. Hinzu kam der Tod seines Bruders Theodor im Krieg im gleichen Jahr, nur zwei Monate nach dem der Mutter. Seine älteren Schwestern übernahmen fortan die Rolle der Mutter in Haushalt und Erziehung.



Schröer ging zunächst in die Einener Volksschule, eine sog. Zwergschule, in der sämtliche Jahrgänge zusammen unterrichtet wurden. Die Ausbildung war dennoch, so lobte Schröer seine damaligen Lehrer, „gediegen“, und zwar so gediegen, dass ihm der Übergang auf das „Knickenbergsche“ Progymnasium in Telgte mühelos glückte, ihm sogar leicht vorkam. Von dort ging er auf das renommierte Gymnasium Laurentianum in Warendorf über. Die erforderlichen Lateinkenntnisse erwarb er in den Sommerferien bei einem Lehrer des Gymnasiums. Noch in seiner Pennälerzeit verfasste er erste Aufsätze über seinen Heimatort Einen für den Emsboten.

Nach dem Abitur entschloss sich Schröer, wie über die Hälfte seiner Mitschüler, Theologie zu studieren und Priester zu werden. Die Universitäten in Münster und München waren dabei die Stationen seiner theologischen und philosophischen Studien. Mit 50 (!) weiteren Kandidaten wurde er am 17. Dezember 1932 im Münsterer Dom durch Weihbischof Dr. Johannes Scheifes zum Priester geweiht. Schröer war von dem Wunsch beseelt, auf jeden Fall in die Pfarrseelsorge zu gehen; eine wissenschaftliche Laufbahn erschien ihm wenig anziehend. Sein Ziel war die Industrieseelsorge im Ruhrgebiet, hierzu fühlte er sich berufen. Umso enttäuscht war er, als ihm sein Generalvikar Franz Meis eröffnete, dass er zwar in die Seelsorge, aber ins münsterländische Gescher (Dekanat Borken), damals ein Zentrum der Textilindustrie, kommen werde.

Seine Studien über seinen Heimatort Einen aus der Pennälerzeit hatte Schröer zunächst durch umfangreiches Quellenstudium zu seiner theologischen Examensarbeit erweitert. Um diese Vorarbeit als Dissertation abschließen zu können, erhielt er 1933 eine Studienstelle am Telgter St.-Rochus-Hospital. Im Sommer 1933 reichte er seine Dissertation zum Dr. phil. bei Prof. Dr. Ludwig Schmitz-Kallenberg, von 1921–1932 Leiter des Münsterer Staatsarchivs, ein. Die Arbeit wurde 1934 unter dem Titel „Werdegang und Schicksale eines westfälischen Bauerndorfes. Dargestellt an der Geschichte von Einen“ in Warendorf gedruckt. 1990 konnte Schröer diese seine erste Monographie für die zweite Auflage sogar noch einmal überarbeiten und bis in die jüngste Zeit fortsetzen.

So kam Schröer 1933 als Doktor der Philosophie nach Gescher, wo er zunächst Kooperator, dann Vikar war. Wider Erwarten wurde für ihn die Zeit in Gescher (1933–1937), wie er selbst sagte, zu einer der schönsten seines Lebens. Stolz war er darauf, in seiner Kaplanszeit alle Familien seiner Gemeinde persönlich besucht und kennen gelernt zu haben. Auch wenn die Zeitumstände alles andere als günstig waren, so war der Rückhalt in der Gemeinde für ihn überwältigend. Als Priester

und Präses des Jungmännervereins geriet er schon bald in Konflikt mit dem nationalsozialistischen Machtapparat, was fast zu seiner Verhaftung geführt hätte. Nur mit Mühe konnte er sich dem entziehen. Eine von ihm für seine Schwester Sophie zusammengestellte Ahnentafel in seinem Nachlass dokumentiert seine kritische Haltung zum neuen Regime. Den die Tafel zierenden Spruch Adolf Hitlers zum „heiligsten Menschenrecht“ und „der Reinerhaltung des Blutes“ kommentierte Schröer handschriftlich: „So ein Quatsch! Gescher, den 27.3.1936. A. Schr.“ In damaliger Zeit ein nicht ganz ungefährliches Unterfangen, ein solches Zeugnis schriftlich niederzulegen.

1937 kehrte Schröer als Präses des Heerdekollegs, eines Jungeninternats (seit 1733), nach Münster zurück. Bis 1959 leitete Schröer diese Anstalt, die neben dem Galen-Konvikt, dem späteren Bistumsarchiv an der Georgskommende, lag. In Münster erlebte er auch die Kriegsjahre. Kurz vor der Zerstörung der Katholisch-Theologischen Fakultät im Oktober 1943 erwarb er im Sommer des Jahres auch den theologischen Doktorgrad mit einer Untersuchung zur Geschichte der münsterischen Bischöfe des Mittelalters (792–1204) bei den Professoren Dr. Joseph Lortz und Dr. Adolf Rücker. Den ersten Teil dieser Dissertation über den ersten Bischof Münsters Liudger veröffentlichte er nach dem Kriege im ersten Band „Liudger und sein Erbe“ (1948), gleichzeitig der erste Band der von ihm herausgegebenen Reihe „Westfalia Sacra“, die unter seiner Herausgeberschaft auf 11 Bände kam.

1944 wurde Alois Schröer zum Domvikar ernannt. In dieser Funktion begleitete er Bischof Clemens August von Galen auf dessen letzter Firmungsreise durch das Bistum Münster im Oktober 1945. Zudem standen ganz praktische Aufgaben an. Die Sicherung der im Bombenhagel gefährdeten Archivalien des Bischöflichen Archivs sowie des Inventars des Hohen Domes auf Bauernhöfen des Münsterlandes war ihm in dieser Zeit eine große Sorge. Nach dem Kriege, im Jahre 1947, legte er seine Notizen aus der Kriegszeit in dem Buch „Der Hohe Dom zu Münster. Sein Sturz und Werden in der Not unserer Zeit“ nieder. Mit diesem Band eröffnete er gleichzeitig eine weitere von ihm herausgegebene Reihe „Geschichte und Kultur. Schriften aus dem Diözesanmuseum Münster“. Sieben Bände erschienen unter Schröers Herausgeberschaft bis 1992 in dieser Reihe.

Nach dem Kriege galt dem Wiederaufbau höchste Sorge, als Domvikar war er u. a. am Aufbau des Domes beteiligt. Erst verhältnismäßig spät kam Schröer zu seinem eigentlichen wissenschaftlichen Arbeiten. Entscheidend wurde dabei für ihn sein Bischof Michael Keller, der ihn 1959 zu einem längeren Studienaufenthalt in die Vatikanischen Archive nach Rom entsandte. Höhepunkt des Romaufenthalts war für Schröer

im August 1959 eine Audienz bei Papst Johannes XXIII., den er zeitlebens besonders schätzte. Was zunächst als Forschung zur Reformati-
onszeit in Bezug auf das Bistum Münster geplant war, weitete sich auf-
grund der Vielzahl der gefundenen Archivalien auf die westfälischen
Bistümer insgesamt aus. Diesen Schatz brachte Schröer in Form unzäh-
liger Fotokopien mit nach Münster. Die Auswertung wurde zu einer
Aufgabe, die ihn für den Rest seines Lebens beschäftigen sollte.

Nach dem Tod des Kirchengeschichtlers und Volkskundlers Prof.
Georg Schreiber wurde Schröer nach dem Willen des Verstorbenen im
Jahre 1964 Leiter des Instituts für religiöse Volkskunde, Abteilung Mit-
telalter und Neuzeit, in Münster. Mit finanzieller Unterstützung des
Landes Nordrhein-Westfalen und der Stiftung des Instituts konnte er
nun seine Forschungsvorhaben intensivieren. Im Institut standen ihm
nun endlich ein Mitarbeiterstab und eine Bibliothek zur Verfügung, um
seine Studien entscheidend weiterzuführen.

Schröer arbeitete mit einer unheimlichen Selbstdisziplin, ohne die
die große Anzahl seiner Publikationen nicht möglich gewesen wäre.
Sein Tagesablauf war streng geregelt. Nur höchst ungern ließ er sich
diesen Ablauf durcheinander bringen. So gern er auch Besuch bekam,
um so erfreuter war er aber auch, wenn er möglichst bald weiterarbei-
ten konnte. Um seinen Arbeitstag möglichst wenig zeitlich einzu-
schränken, übernahm er die bei seinen Mitbrüdern wenig beliebte erste
Messe im Dom um 6.15 Uhr. Die Bindung zu seiner „kleinen“ Dom-
gemeinde war ihm sehr wichtig. Beim Frühstück studierte er die politi-
sche Welt wie auch das lokale Geschehen in seinen Zeitungen. An-
schließend ging er in „sein“ Institut, damals noch an der Bogenstraße
im Schatten des Domes. Hier scharte er seine Hilfskräfte allmorgend-
lich zu einer „Konferenz“ um sich, wobei er nicht nur Arbeitsaufträge
vergab, sondern auch durchaus mit ihnen die Themen der Tagespolitik
diskutierte oder private Gespräche führte. Am Nachmittag pflegte er
nach dem Mittagsschlaf und dem Beten des Breviers stets einen ausgie-
bigen Spaziergang durch Münsters Promenaden zu machen, was sicher
auch zu der körperlichen und geistigen Frische beitrug, die ihn bis ins
hohe Alter auszeichnete. Anschließend arbeitete er im Institut bis zum
Abend weiter. Seine Haushälterin hatte derweil treu sämtliche „Aufga-
ben“ für ihn erledigt. Am Montag gab es am meisten zu tun, hatten sich
über das Wochenende doch wieder zahlreiche neue Manuskriptseiten
angesammelt, die es galt, möglichst schnell in die Maschine zu geben.

Wichtig, so betonte er stets, sei bei aller Geschichtsschreibung die
Orientierung an den Quellen. Diese auszuwerten und in eine einfache,
klare Sprache zu bringen, die jedem eingängig sei, sei die Aufgabe des
Wissenschaftlers. Unzählige Male waren seine Helfer im Institut an der

Neufassung und Abschrift seiner Manuskripte beteiligt, bis er sich einigermaßen zufrieden zeigte. Der Computer hatte noch nicht Einzug gehalten, so dass jede Abschrift ein mühevolleres Unterfangen wurde. Nach vollbrachter Arbeit gönnte er sich eine Zigarre, unterzog die Früchte seiner Arbeit noch einmal im zusammenhängenden Lesen seiner Kritik und „verschwand“ hinter einem Nebelschleier aufsteigenden Zigarrenqualms.

In zahlreichen Veröffentlichungen hat Schröer Beiträge zur westfälischen Kirchengeschichte und Münsterer Bistumsgeschichte geliefert (vollständiges Verzeichnis in „Kirche und Frömmigkeit, hg. von R. Haas u. R. Jüstel, Münster 2002, S. 325-330). „Sein großes Thema“ wurde allerdings seine sechsbändige westfälische Kirchengeschichte, die den westfälischen Raum vom Mittelalter bis zur frühen Neuzeit behandelte. Als erstes Ergebnis veröffentlichte Schröer 1967 die beiden Bände „Die Kirche in Westfalen vor der Reformation“ (2. Aufl. 1987). 1979 und 1983 folgten die beiden Bände „Die Reformation in Westfalen“, und mit dem Doppelband „Die Kirche in Westfalen im Zeichen der Erneuerung (1555–1648)“ schloss er die Darstellung 1986/87 ab. Hinzu kam im Anschluss an die darstellenden Bände noch die Quellenedition „Vatikanische Dokumente zur Geschichte der Reformation und der Katholischen Erneuerung in Westfalen 1547–1683“ (Münster 1993), die in Auswahl einige unveröffentlichte Dokumente seiner römischen Archivstudien vorlegte.

„Jeder Interessent, der sich über Zusammenhänge in der wechselvollen Kirchengeschichte Westfalens orientieren möchte, wird zuerst nach diesem Hilfsmittel greifen und in ihm kaum vergeblich suchen müssen. Der Umfang der erwähnten und behandelten Fakten und Personen ist überwältigend.“ So urteilte Wilhelm Kohl 1987 in einer Rezension im Jahrbuch für Westfälische Kirchengeschichte und prophezeite dem Werk Schröers bleibenden Wert. Er sollte recht behalten. Schröers sechsbändiges Werk wurde inzwischen zum Standardwerk für die westfälische Kirchengeschichte des Mittelalters und der frühen Neuzeit. Urteile aus protestantischer Sicht waren Schröer am liebsten, war es ihm doch ein Anliegen, ein konfessionell übergreifendes Werk zu gestalten, ohne seine katholischen Ansichten zu leugnen. „Mein geistig-religiöser Standort ist ... die katholische Kirche, deren Wertmaßstäbe meinen Ausführungen zugrunde liegen. Bei der Schilderung der Glaubenskämpfe und der Würdigung der handelnden Personen habe ich mich um eine überkonfessionelle Darstellungsweise bemüht, die der Ermittlung der geschichtlichen Wahrheit am besten dient und überdies vom Evangelium im Sinne der Una Sancta gefordert ist“, so sein Anliegen (Vorbemerkung zu „Erneuerung“ Bd. 2, IX).

Dieses Anliegen wurde auch auf protestantischer Seite anerkannt. Robert Stupperich bescheinigte „dem Verfasser Sorgfalt und Kritik“ (Jb. 74, 1981, S. 249). Wilhelm Kohl hob das Bemühen „um historische Objektivität ... eines hohen Geistlichen der katholischen Kirche“ hervor. „Andererseits wird er sicherlich dafür Verständnis haben, dass von evangelischer Seite bestimmte Aspekte unter anderen Vorzeichen eingeordnet werden oder in einem anderen Licht erscheinen“. Dafür hatte Schröer in der Tat Verständnis, wenn die Kritik sachlich und aus den Quellen begründet war. Ich selbst, der ich 25 Jahre als sein Assistent an der Arbeit Schröers im Institut teilhaben durfte, habe als Protestant immer wieder erfahren, dass Schröer um die Sache und, wie er es ausdrückte, „um ein konfessionelles Miteinander“ bemüht war.

1958 hatte Schröer einen Lehrauftrag für Kirchengeschichte des westfälischen Raumes an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Münster erhalten, von 1961 bis zu seiner Emeritierung im Jahre 1973 war er Honorarprofessor. In dieser Zeit hielt er regelmäßig Übungen, Seminare und Vorlesungen zur westfälischen Kirchengeschichte. Seine Schwerpunkte lagen dabei auf der Zeit Christoph Bernhards v. Galen (1650–1678). Hinzu kam das Thema Kirche und Nationalsozialismus, das ihm besonders am Herzen lag. 1972 wurde Prof. Schröer zum Ehrenmitglied der Historischen Kommission, deren Mitglied er seit 1954 war, und 1973 zum Ehrendomkapitular ernannt. Im Jahre 1973 wurde er von Bischof Heinrich Tenhumberg mit der Herausgabe einer Domfestschrift beauftragt. Tenhumberg war es auch, der Schröer 1974 in die neugegründete Kommission für kirchliche Zeitgeschichte im Bistum Münster berief.

So lange es seine Gesundheit zuließ, zelebrierte Schröer täglich eine heilige Messe im Dom und arbeitete in gewohnter Weise an seinem Schreibtisch im Institut. Darüber hinaus war seine Mitarbeit und Kenntnis zur Geschichte Westfalens und des Bistums Münster auch weiterhin erwünscht und gefragt. So hat er neben Beiträgen für die neueste Ausgabe des Lexikons für Theologie und Kirche auch stets für das von Erwin Gatz herausgegebene „Bischofslexikon“ den Teil über das Bistum Münster übernommen.

Drei Festschriften wurden Schröer in seinem langen Forscherleben zuteil. Die erste wurde 1973 unter dem Titel „Studia Westfalica“ von Max Bierbaum herausgegeben, die zweite 1992 unter dem Titel „Ecclesia Monasteriensis“ von Reimund Haas. Die dritte Festschrift, „Kirche und Frömmigkeit in Westfalen“, sollte ihm am 27. März 2002 zu seinem 95-jährigen Geburtstag im Beisein „seines“ Bischofs überreicht werden. Sein vorzeitiger Tod verhinderte leider dieses Ansinnen. So war es den Herausgebern, Prof. Reimund Haas und mir, nur vergönnt,

ihm anlässlich seines 69. Weihejubiläums am 17. Dezember 2001 die Druckfahnen des Werkes zu übergeben. Schröder zeigte sich sichtlich erfreut und gerührt darüber, dass „sich so viele Forscher zusammen gefunden hatten und ihm diese Schrift widmen wollten“.

Immer blieb Schröder seiner Heimat verbunden. Noch in der letzten Zeit, in der körperliche Gebrechen auch dieser „westfälischen Eiche“ zusetzten, war es ihm vergönnt, seinen Lebensabend in seiner gewohnten Domkurie im Schatten des Domes zu verbringen. Sein Neffe, seine Verwandten und andere Helfer waren bemüht, ihrem „Professor“ den Lebensabend in gewohnter Umgebung zu ermöglichen. Am 17. Februar 2002 waren allerdings auch seine Kräfte ans Ende gekommen. Am 22. Februar 2002 fand Alois Schröder als letzter seines Weihejahrgangs seine letzte Ruhestätte auf dem Friedhof seiner Heimatgemeinde Eimen im Kreise der Priester der Gemeinde.

Der Schnitzaltar der evangelischen Jakobus-Kirche zu Breckersfeld / || ein lübisches Altarwerk in Westfalen¹

Wer von Ennepetal aus über die Höhe nach Breckersfeld kommt, der sieht schon von weitem den Turm der evangelischen Jakobus-Kirche über der kleinen Stadt aufragen. Gemessen an der dörflichen Umgebung zeigt sich der Bau von ungewöhnlicher Größe. Mit seiner erhöhten Lage im Zentrum dominiert er auch heute noch das Erscheinungsbild der auf einem Bergrücken gelegenen Stadt. Betritt man die Kirche, so fällt der Blick automatisch auf den Schnitzaltar im Chor, den geistigen, aber auch künstlerischen Höhepunkt des ganzen Baus. (Abb. 1)

Der Altaraufsatz ist ein so genanntes Wandelretabel mit großen Figuren im Schrein und kleineren auf den Flügeln.² Heutzutage sind die Flügel dauernd geöffnet, weil das Retabel trotz seines immer noch imponierenden Äußeren nur noch in Resten erhalten ist. Im Mittelalter waren die Flügel derartiger Retabel den größten Teil der Zeit geschlossen und wurden nur an Sonn- und hohen Feiertagen geöffnet. Alltags waren nur die Außenseiten der Flügel sichtbar. Dort befanden sich ursprünglich Malereien, wie sie heute noch an vielen anderen Altären erhalten geblieben sind. In Breckersfeld hingegen ist davon nichts mehr zu sehen. Es sind auch keine Quellen überliefert, aus denen sich Rückschlüsse auf den Inhalt ergeben würden. Dennoch werden die Malereien mit Sicherheit einen Zusammenhang mit den Figuren im Schrein gehabt haben.

Die Darstellungen derartiger Altaraufsätze folgten einem Programm, bei dem jedes Detail einen Bezug zum Ganzen besaß. Dieses Programm bezog sich auf den Heiligen, dem der Altar geweiht war. Der gedankliche Inhalt konnte dem leseunkundigen Gläubigen durch die Malereien und Skulpturen in den Altaraufsätzen verdeutlicht werden. Die Darstellungen erfüllten unterschiedliche Funktionen. So finden sich

¹ Der Text ist die überarbeitete Fassung eines am 28. September 2002 auf der Tagung des Vereins für Westfälische Kirchengeschichte in Breckersfeld gehaltenen Vortrages.

² Breckersfeld, ev. Jakobus-Kirche. Triptychon. Eiche, abgelaut, mit geringen Resten der Originalfassung. Schrein: H: 213 cm, B: 188 cm. Predellenreliefs: 71x 91 cm. BuKd Westfalen, S. 26.

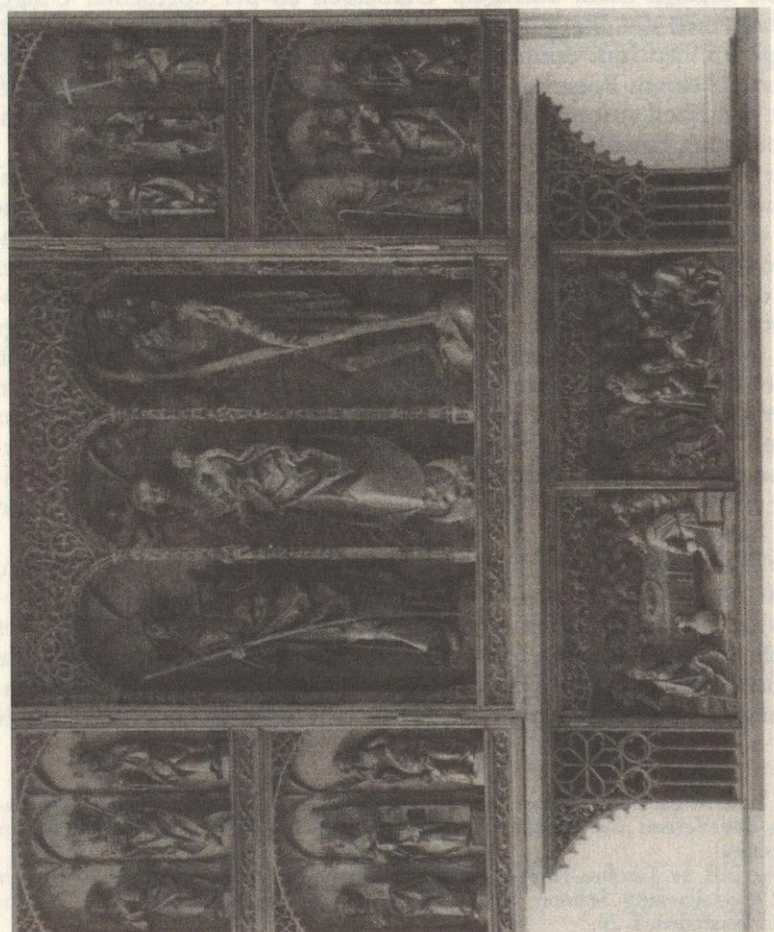


Abb. 1: Breckerfeld, ev. Jakobus-Kirche, Gesamtansicht des Retabels, um 1515

auf den alltags sichtbaren Flügelaußenseiten meistens signifikante Episoden aus dem Leben der Heiligen gemalt, die dem Betrachter beispielhaft vor Augen geführt wurden. Mit diesen Heiligen konnte sich der Gläubige identifizieren, denn sie waren, zumindest in ihrem irdischen Dasein, Menschen aus Fleisch und Blut und wurden in einer Umgebung dargestellt, die der Betrachter als irdische Landschaften kannte. Dieser vorgeblichen Realität, die nur durch die Qualität der illusorischen Malerei hervorgerufen wurde, folgten als Steigerung bei geöffneten Flügeln die wirklich dreidimensionalen Skulpturen. Im Gegensatz zu den Außenseiten sind sie aber bei dem Altartyp von Breckerfeld nicht in eine für den Betrachter nachvollziehbare Landschaft gesetzt. Stattdessen werden die Figuren gereiht nebeneinander unter kleine Gewölbekaldachine vor einen goldenen Hintergrund gestellt.³ Im Gegensatz zu den Flügeln war die Darstellung der Figuren durch den goldfarbenen Hintergrund im Schrein in Bezug auf Raum und Zeit abstrakt. Sie befanden sich in einer himmlischen Sphäre, die dem Gläubigen nicht unmittelbar zugänglich war. Gleichzeitig war diese Darstellungsebene durch die dreidimensionalen Skulpturen letztlich aber realer als die Malereien auf den Außenseiten der Flügel. Mit diesen unterschiedlichen Realitätsebenen konnte die ewige Gültigkeit der kirchlichen Botschaft verdeutlicht werden, gegenüber der das irdische Leben vergänglich war.

Man darf also annehmen, dass außen auf den Flügeln des Breckerfelder Altars Szenen aus dem Leben eines der im Schrein dargestellten Heiligen zu sehen waren. (Abb. 2)

Selbst im geöffneten Zustand ist es schwer, sich eine Vorstellung von dem ursprünglichen Aussehen des Altars zu machen. Die Figuren im Schrein sind zwar fast alle noch erhalten, aber auch hier fehlt bis auf wenige Reste die ursprünglich vorhandene Farbe.

Im Zentrum des Retabels und damit an der wichtigsten Stelle befindet sich die Figur der Gottesmutter. Sie steht auf einer Mondsichel und hält das Kind in ihren Armen, das mit dem Zipfel eines langen Tuches

³ Nach Zupancics Angaben soll der Schrein „ursprünglich rot ausgemalt“ gewesen sein. Dies wäre ein absolut außergewöhnlicher Fall. Die Rückseiten von Schrein, Flügeln und, wie in Breckerfeld zum Teil sogar noch erhalten, der Predella solcher Altäre wurden vergoldet und zeigten aufgeprägte Pflanzenmuster. Oft findet man in dieser Weise teure Stoffe imitiert, die zur besonderen Verehrung scheinbar wie hinter den Figuren aufgehängt wirkten. In diesem Fall sind am unteren Ende meistens farbige Fransen dargestellt, mit denen sich die rote Farbe erklären lassen würde. Ein komplett in Rot ausgemalter Schrein ist mir hingegen nicht bekannt. Zupancic 2001, S. 106. Vgl. a.: Abschrift des Restaurierungsberichts von Hans Lamprecht vom 24. Nov. 1957, Archiv der Ev. Kirchengemeinde Breckerfeld. Aus dem Bericht geht deutlich hervor, dass die rote Bemalung aus späterer Zeit stammt.

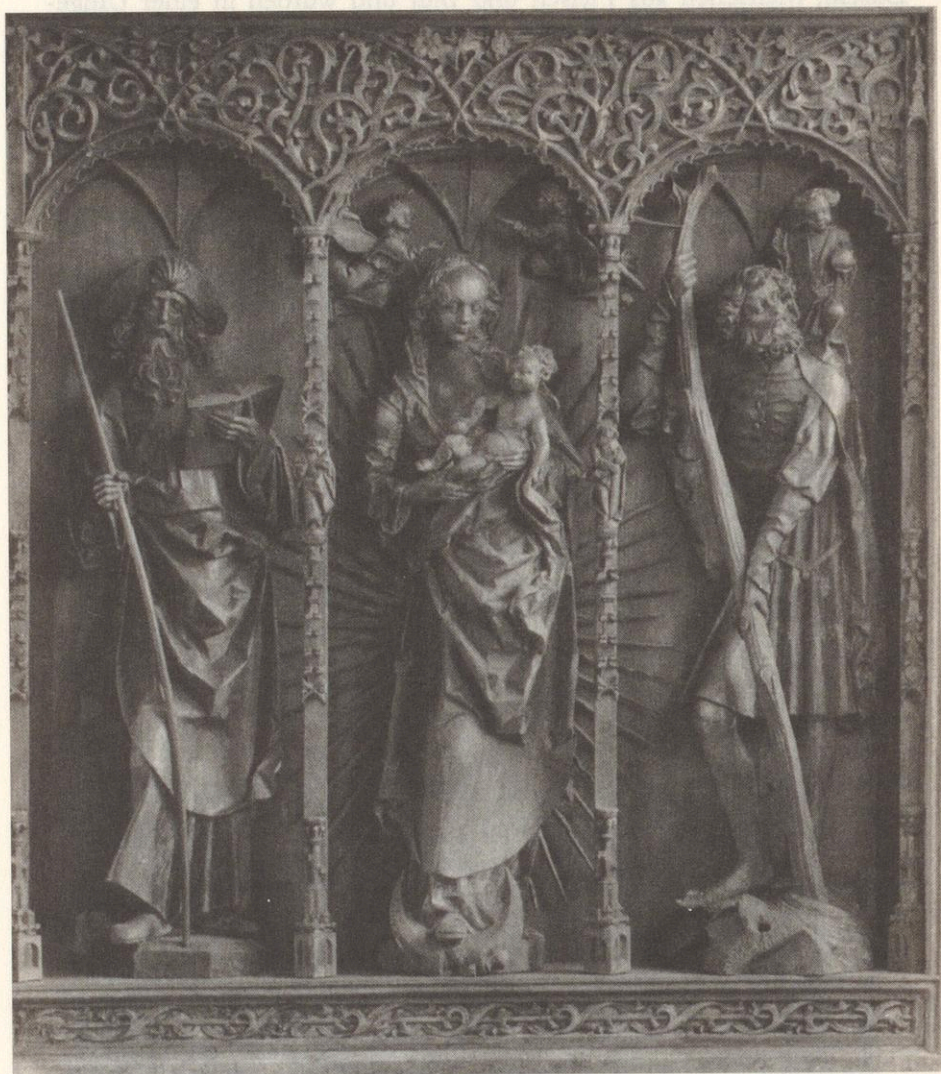


Abb. 2: Breckerfeld, ev. Jakobus-Kirche, Schrein

spielt. Hinter Maria breiten sich die langen Zacken einer Strahlenglorie aus. Über ihrem Kopf halten zwei kleine Engel eine Krone. Mit diesen Motiven folgt die Figur einem weitverbreiteten Darstellungsschema, das sich auf eine Stelle in der Apokalypse zurückführen lässt. Dort steht im 12. Kapitel, dass ein großes Zeichen im Himmel erschien, „ein Weib, mit der Sonne bekleidet und der Mond unter ihren Füßen und auf ihrem Haupt eine Krone von zwölf Sternen.“⁴ Obwohl Mutter und Kind in höchstem Maße realistisch dargestellt sind, – man beachte nur einmal die kleinen Speckfalten am Bauch des Kindes – ist hiermit nicht nur Maria als Mensch, sondern auch als ein Symbol der Kirche gemeint.

Links von Maria sieht man den Apostel Jakobus, den Heiligen, dem die Kirche geweiht war. Einer Legende zufolge sollen sich die Gebeine des Apostels in Santiago de Compostela an der Westküste Galiciens in Spanien befinden. Im Mittelalter entwickelte sich Santiago de Compostela zu einem der wichtigsten Pilgerzentren der Christenheit, das in seiner Bedeutung zeitweise sogar die Pilgerziele Rom und Jerusalem übertraf. Durch ganz Europa führten die Pilgerstraßen zum Grab des Apostels nach Spanien. Breckerfeld lag an einer großen Wegkreuzung und muss früher eine relativ hohe Bedeutung als Etappenziel der Santiagopilger gehabt haben.⁵ In der jüngsten Untersuchung zur Bauschichte der Jakobus-Kirche wird ein Zusammenhang zwischen den sich stark vermehrenden Pilgerströmen und dem für die örtlichen Verhältnisse gewaltigen Neubau der Kirche um 1400 vermutet.⁶ Für diese These spricht auch die Verteilung der Schlusssteine in den Gewölbekappen. An zentraler Stelle über der Vierung, also direkt in der Mitte der Kirche, befindet sich auf dem Schlussstein eine sitzend dargestellte Figur des Jakobus. (Abb. 3) Mit den Schlusssteinen wird die Position der früher in der Kirche vorhandenen Altäre gekennzeichnet. Bei archäologischen Untersuchungen wurde in der Vierung 1978 ein Altarfundament gefunden. Pieper vermutet, dass das im Vergleich zum Langhaus ungewöhnlich mächtige Querhaus der Kirche⁷ mit seinem separaten Eingang als „Pilgerkirche“ gedient habe und folglich das Altarfundament in der Vierung zum alten Jakobusaltar gehöre.⁸ Das Retabel wird also mit großer Wahrscheinlichkeit ursprünglich dort gestanden haben und war damit für jeden, besonders aber für die Pilger,

⁴ Off., 12. 1.

⁵ Zur Quellenlage vgl.: Vogt 2001 (1), S. 87.

⁶ Pieper 2001, S. 60 f.

⁷ Pieper gibt das Ost-West Längenverhältnis von Lang- und Querhaus mit 1:1,4 an. Pieper 2001, S. 53.

⁸ Pieper 2001, S. 54. Die heutige Position des Retabels im Chor kann kaum ursprünglich sein, da der dort befindliche Schlussstein das Antlitz Christi zeigt.



Abb. 3: Breckerfeld, ev. Jakobus-Kirche, Schlussstein im Vierungsgewölbe

frei zugänglich. Der Chor hingegen war früher mit Sicherheit durch Schranken vom Rest der Kirche abgetrennt und stand nur dem Klerus offen.⁹

Der Heilige Jakobus im Altar ist deutlich als Pilger gekennzeichnet. Um seine Schultern ist eine Tasche gebunden, in seiner rechten Hand ist der Pilgerstab zu erkennen und vorne auf seinem Hut ist sein wichtigstes Attribut zu sehen, die nach ihm benannte Jakobsmuschel, die unzählige Gläubige als Zeichen ihrer Pilgerschaft nach Spanien mit sich trugen. Noch 1757 hing von dem Schlussstein mit dem sitzenden Jakobus eine mit solchen Muscheln besetzte Kette herab.¹⁰

Rechts von Maria sieht man den Heiligen Christophorus, den Riesen, der nach einer seit dem 13. Jahrhundert weit verbreiteten Legende nur dem Herrn der Welt dienen wollte. So wandte er sich zuerst an den König. Der aber war dem Kaiser untertan und der wiederum fürchtete den Teufel. Als auch dieser endlich die Überlegenheit Gottes anerkennen muss, dient Christophorus ihm. Er bringt Pilger über einen reißenden Fluss, bis schließlich ein kleines Kind verlangt, von ihm getragen zu werden. Als er unter der Last zusammenbricht, erkennt er seinen Herrn und erhält darauf seinen Namen, Christophorus, Christusträger. Er war genau wie Jakobus ein Schutzheiliger der Pilger. Und so ist der lange Stab in seiner Hand, den man bei ihm immer findet, nicht nur zufällig so geformt, dass er eine Parallele zu demjenigen von Jakobus bildet. Der Betrachter erkennt dadurch unwillkürlich einen Zusammenhang zwischen den beiden Heiligen über die Figur der Maria hinweg. Christophorusbilder waren in mittelalterlichen Kirchen weit verbreitet und auch in Breckerfeld gab es neben der im Schrein des Retabels dargestellten Figur noch eine weitere, die heute verschollen ist.¹¹

Lässt sich die Funktion dieser Heiligen im Altar also relativ einfach aus der Bedeutung Breckerfelds als Etappe auf dem Weg der Pilger nach Spanien erklären, so bereiten die Figuren auf den Flügeln größere Schwierigkeiten. (Abb. 4) Normalerweise waren an dieser Stelle die Figuren der zwölf Apostel zu sehen. In Breckerfeld wurden dagegen 12 weibliche Heilige dargestellt und die Apostel stattdessen auf kleine

⁹ Pieper vermutet sogar die Existenz eines Lettners, der sich aber nicht sicher nachweisen lässt, da an dieser Stelle bisher keine Grabungen stattfanden. Pieper 2001, S. 54 und Anm. 34.

¹⁰ So berichtet von Steinen: „wie denn noch dessen Bildnüs [das des Jakobus], mit vielen Muscheln behangen, am Gewölbe zu sehen ist.“ J. D. von Steinen: Westphälische Geschichte. T. III. Lemgo 1757, S. 1265.

¹¹ So sollen die Breckerfelder von Steinen zufolge noch im 18. Jahrhundert ein derartiges „Bildnüs“, wahrscheinlich eine Skulptur, die aus Platzgründen weggeräumt wurde, „mit ungestüm wieder zur Stelle gebracht haben.“ von Steinen a. a. O., S. 1265 f.

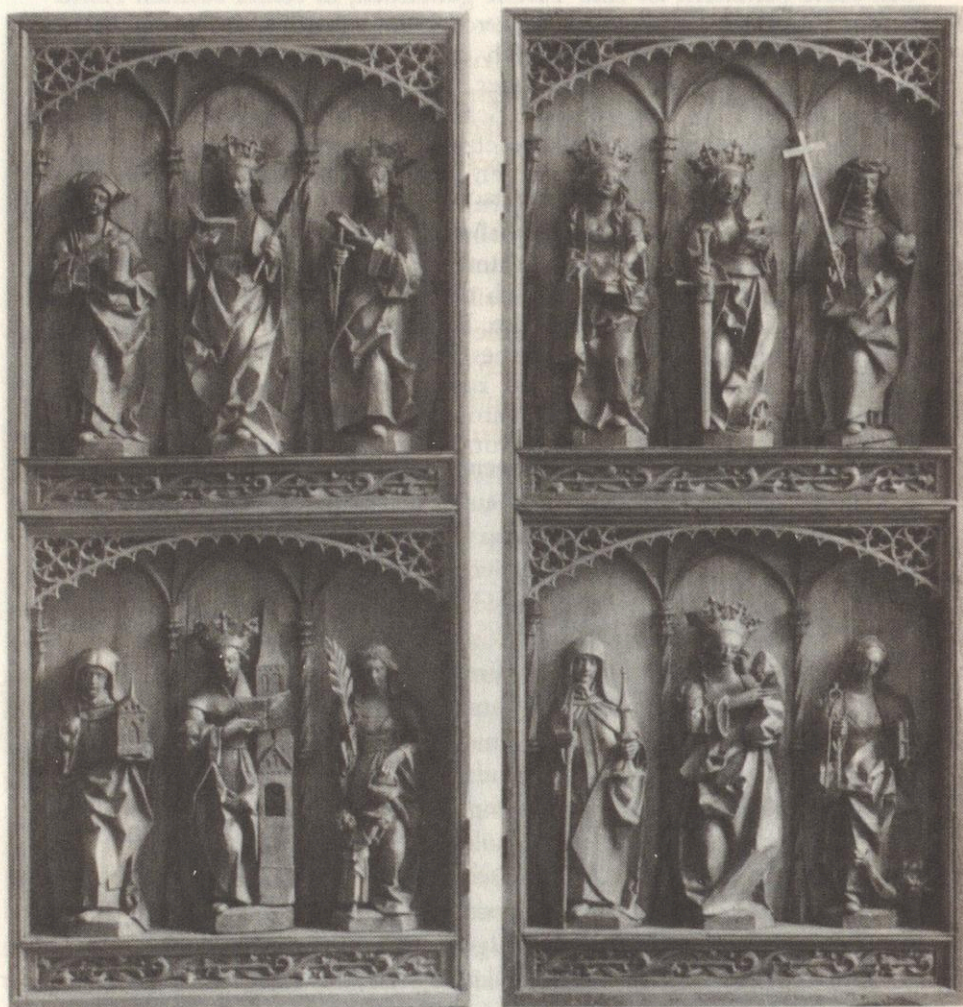


Abb. 4: Breckerfeld, ev. Jakobus-Kirche, Flügel des Retabels

Konsolen an den Pfeilern im Schrein platziert. Einzig Petrus und Paulus haben sich davon noch links und rechts von der Marienfigur erhalten.

Die Figuren auf den Flügeln lassen sich nur noch zum Teil identifizieren. Ohne die Attribute, also die Gegenstände, die sie in den Händen halten, würden sich die Figuren kaum voneinander unterscheiden lassen. Leider gehören aber gerade die Attribute zu den empfindlichsten Teilen einer Skulptur und werden am schnellsten beschädigt. Ein Vergleich des heutigen Zustands mit alten Fotos zeigte,¹² dass diverse Attribute im Laufe der Zeit ausgetauscht wurden. Auch sprechen die schnitztechnischen Details dafür, dass es sich dabei größtenteils wohl um spätere Ergänzungen handelt. Zehn der Figuren lassen sich noch eindeutig benennen.¹³

Links oben auf dem linken Flügel sieht man Maria Magdalena, die durch Christus bekehrte Sünderin. Ihre Gebeine sollen sich in Frankreich in Vézelay befinden, das sich seit dem 13. Jahrhundert zu einem bedeutenden Wallfahrtsort entwickelte. In ihren Händen hält die Figur ein Salbgefäß, da Maria Magdalena nach Auslegung der Kirchenväter mit der namenlosen Sünderin identifiziert wurde, die beim Mahl im Hause des Pharisäers Christus die Füße mit Öl salbte.¹⁴ Die nächsten beiden Figuren sind nicht sicher zu identifizieren. Bei der Heiligen in der Mitte wird durch die Krone zwar ihre königliche Herkunft bezeichnet, das Buch in ihrer Hand ist als Attribut aber zu unspezifisch, als dass man sie damit identifizieren könnte.¹⁵ Die rechte Figur wird heute als Appolonia gedeutet. Ihr wurden als Märtyrerin die Zähne ausgebrochen, weswegen man sie immer mit einer Zange in der Hand darstellte. Im Mittelalter wurde sie daher als Schutzheilige gegen Zahnschmerzen angerufen. Die Identifizierung der Figur ist aber unsicher, da die Zange ergänzt ist und früher zudem an einer anderen Figur befestigt war.¹⁶

¹² Archiv der Ev. Kirchengemeinde Breckerfeld.

¹³ Genauere Informationen zur Geschichte und Darstellungsweise aller Heiligen findet man im Lexikon der christlichen Ikonographie, Freiburg 1968 ff.

¹⁴ Lukas 7, 37-50.

¹⁵ Harsch wollte in ihr die Heilige Amalberga von Gent erkennen, direkte Anhaltspunkte lassen sich dafür aber nicht nennen. Harsch o. J. [1958] (unpag.). Gegen die Deutung spricht auch die Tatsache, dass der Kult um die Heilige Amalberga hauptsächlich in den Niederlanden verbreitet war. Das Programm des Breckerfelder Altars hingegen deutet nach Skandinavien.

¹⁶ Auf einem wohl nach 1930 aufgenommenen Foto ist die Zange in der Hand der unten rechts auf dem rechten Flügel stehenden Heiligen Margarethe zu sehen; Archiv der Ev. Kirchengemeinde Breckerfeld. Diesen Zustand geben auch die bei der Restaurierung angefertigten Aufnahmen wieder.

Links unten auf dem linken Flügel sieht man die Heilige Elisabeth von Thüringen. Sie trat nach dem Tod ihres Mannes dem 3. Orden der Franziskaner bei und widmete ihr Leben der Armen- und Krankenpflege. Sie ist in franziskanischer Tracht dargestellt. In ihren Händen hält sie links ein Brot als Zeichen der Armenspeisung¹⁷ und rechts ein kleines Kirchenmodell, da über ihrem Grab in Marburg ab 1235 die große Elisabeth-Kirche entstand, die sich zu einem bedeutenden Wallfahrtszentrum in Deutschland entwickelte. Rechts neben Elisabeth steht die Heilige Barbara, eine Fürstentochter, die einer Legende zufolge wegen ihres Glaubens in einen Turm eingesperrt wurde, den man als Attribut rechts neben ihr sieht. Die besonders betonte große Fensteröffnung könnte darauf verweisen, dass sie in den Turm ein drittes Fenster als Zeichen der Trinität habe brechen lassen, auch wenn in Breckerfeld die Zählung nicht funktioniert. Rechts außen befindet sich die Heilige Dorothea, die der Legende zufolge mit ihren Eltern vor der Christenverfolgung aus Rom geflohen sein soll. Da sie sich in Cäsarea den Anträgen des römischen Präfekten verweigerte, wurde sie gefoltert und schließlich enthauptet. Dem Gerichtsschreiber Theophilus, der sie wegen ihres Glaubens verhöhnte, lässt sie am Tag ihrer Hinrichtung mitten im Winter einen Korb mit blühenden Rosen schicken. Links neben der Figur sieht man den kleinen Jungen, dem sie den Korb für den Gerichtsschreiber in die Hand drückt.

Links oben auf dem rechten Flügel ist die Heilige Katharina von Alexandrien dargestellt, eine frühchristliche Märtyrerin, die wegen ihres Glaubens gerädert werden sollte. Da das Rad aber bei der Folter unter ihr zerbrach – man sieht es zerbrochen rechts neben ihr am Boden – wurde sie schließlich enthauptet. Auch die Legende der Heiligen Lucia von Syrakus, die rechts neben Katharina steht, stammt noch aus frühchristlicher Zeit. Da sie aufgrund ihres Glaubens der Ehe entsagte, zeigte ihr Bräutigam sie als Christin an. Man wollte sie daraufhin in ein Bordell bringen, konnte die Heilige aber selbst mit mehreren Ochsen nicht von der Stelle bewegen. Sie wurde schließlich durch ein Schwert ermordet, das ihr in den Hals gestoßen wurde. Das Schwert ist in Breckerfeld heute verloren, man sieht aber immer noch den Einstich an dem weit zurück gebogenen Hals der Figur. Rechts außen steht Katharina von Siena, Tochter einer Handwerkerfamilie, die 1362 als Bußschwester dem 3. Orden der Dominikaner beitrat. Sie widmete ihr Leben der Krankenpflege und besaß großen Einfluss auf das geistige Leben ihrer Zeit. Auf ihr Betreiben hin kehrte Papst Gregor XI. 1376

¹⁷ Zupancic spricht irrigerweise von einem „Ei als Symbol des Lebens“. Zupancic 2001, S. 112 f. Ein Ei ist als Attribut bei Elisabeth aber nicht nachweisbar.

nach Rom zurück, nachdem die Päpste seit 1309 aufgrund der schweren Konflikte mit den Staufern in Avignon residieren mussten. Die Heilige Katharina trägt das dominikanische Ordenshabit und hält in ihrer linken Hand ein Herz als Zeichen ihrer großen Liebe zu Gott.

Links unten auf dem rechten Flügel steht die Heilige Klara, die als erste Jüngerin des Heiligen Franz von Assisi den 2. franziskanischen Orden der nach ihr benannten Klarissen gründete. Sie trägt franziskanische Tracht und hält in ihren Händen einen Stab und eine Monstranz als Zeichen ihrer Äbtissinnenwürde. Neben ihr steht die Heilige Sunniva, eine irische Königstochter, die der Legende zufolge vor den Nachstellungen eines heidnischen Tyrannen nach Norwegen in ein Gebirge flüchtete. Nach einem Gebet wird sie dort eingeschlossen und somit vor weiteren Verfolgungen geschützt. Daher wird die Heilige immer mit einem kleinen Fels in den Händen dargestellt. Rechts außen schließlich steht die Heilige Margarethe von Antiochien. Dieser Märtyrerin, die wegen ihres unbeirrbaren Glaubens hingerichtet werden sollte, erschien während der Gefangenschaft ein Drache, der sie verschlingen wollte, durch ein Kreuzzeichen aber vertrieben werden konnte. Den Drachen sieht man in Form eines kleinen Teufels unter ihren Füßen, als Zeichen dafür, dass sie das Böse überwinden konnte.

Die Gründe für die Auswahl gerade dieser Heiligen lassen sich heute kaum noch benennen, rein zufällig ist die Zusammenstellung jedoch nicht. Die Heiligen Barbara, Margarethe, Katharina von Alexandrien und Dorothea bilden als Gruppe die so genannten „Quattuor virgines capitales“, die wichtigsten heiligen Jungfrauen, die zusammen mit Maria als zentrale Figur dargestellt wurden. Barbara, Margarethe und Katharina sind als „Heilige Madl’n“ gleichzeitig auch Patroninnen der Bauern und besitzen damit gerade für ländliche Gebiete besondere Bedeutung. Die Heilige Katharina wurde oft zusammen mit ihrer Namensschwester Katharina von Siena zusammen dargestellt, da die Legenden in beiden Fällen von einer mystischen Heirat mit Christus sprechen, einer Vision, bei der den Heiligen ein Ring angesteckt wird, als Symbol ihrer ewigen Verbindung zur Gott. Die Heilige Klara wiederum sieht man oft zusammen mit Elisabeth von Thüringen, da beiden große Bedeutung als Gründerinnen des dritten franziskanischen Ordens der Bußschwestern zukommt. Aufgrund dieser Bezüge muss man davon ausgehen, dass die heutige Position der Figuren auf den Flügeln falsch ist. Ursprünglich wird es wohl eine symmetrische Anordnung gegeben haben, die sich an den inhaltlichen Bezügen der Dargestellten orientiert hat. So dürften die „Virgines capitales“ wohl links und rechts direkt neben dem Schrein gestanden haben.

Abgesehen von diesen übergeordneten Bezügen dürften wohl auch persönliche Gründe den Ausschlag für die Darstellung der Heiligen gegeben haben, die sich aufgrund ihrer oftmals sehr volkstümlichen Legenden großer Beliebtheit erfreuten. Man wird davon ausgehen können, dass in irgendeiner Weise ein direkter Bezug zwischen den dargestellten Heiligen und den unbekannten Stiftern des Retabels bestand. Die Größe und Qualität des Retabels lässt auf eine sehr teure Arbeit schließen, die nur von wenigen Leuten finanziert werden konnte. Breckerfeld war im Mittelalter ein bedeutendes Zentrum für Stahlproduktion und muss als Hansestadt seine Erzeugnisse bis weit nach Europa hinein exportiert haben.¹⁸ Mit großer Wahrscheinlichkeit kamen die Stifter aus dem Stahl verarbeitenden Gewerbe, da dort einerseits genug Geld für den großen Auftrag vorhanden war und andererseits auch die nötigen Verbindungen zu dem entscheidenden Zentrum für Bildschnitzarbeiten bestanden. Die Breckerfelder Stahlschmiedegilde wählte im 15. Jahrhundert den Heiligen Jakobus zu ihrem Patron.¹⁹ Aber auch die Heilige Lucia, die man auf dem rechten Flügel des Retabels sieht, war eine Patronin der Stahlschmiede. Breckerfelds bedeutendstes Erzeugnis war ein Kurzdolch, der als „breckerfelder“ weit und breit bekannt war. Vieles spricht dafür, die Stahlschmiedegilde als Stifter des Retabels zu identifizieren und von daher auch zumindest die doch eher selten dargestellte Heilige Lucia erklären zu können.

Im Gegensatz zu den Flügeln haben die Szenen, die sich in der Predella, also dem Unterbau des Retabels befinden, einen direkten Bezug zur Liturgie. (Abb. 5) Links sieht man das letzte Abendmahl. Um einen langen Tisch, auf dem in der Mitte eine Schale mit einem kleinen Lamm steht, sind die Jünger um den hinten in der Mitte sitzenden Christus versammelt. Einige der Apostel lassen sich identifizieren. Links hinten sitzt Jakobus der Ältere, kenntlich durch seinen mit der Muschel besetzten Hut. In den Armen von Christus schläft sein liebster Jünger Johannes. Rechts neben ihm sieht man Petrus, wie gewohnt mit Glatze dargestellt. Vorne rechts schließlich ist Judas an dem Geldbeutel zu erkennen, den er auf seinem Bein festhält. Christus beugt sich über Johannes hinweg und reicht Judas den Bissen, mit dem er ihn als Verräter bezeichnet.²⁰ Auf dem rechten Relief sieht man die Fußwaschung Petri. Vorne rechts sitzt Petrus auf einer Bank. Christus kniet vor ihm auf dem Boden, hinter ihm steht Johannes und hält einen Krug mit Wasser

¹⁸ Assmann 1955, S. 68.

¹⁹ Zupancic 2001, S. 111.

²⁰ Johannes 13, 21-30.

sind ein Handwisch. Im Hintergrund sieht man die Apostel, die aufstehen, über die Tausche diskutieren, dass ihr Herr von einem von ihnen hand. Auch Petrus kann dies nicht verstehen und fragt sich darüber zwischen an den Kopf.

Beide Szenen verweisen auf den Liebesdienst, den Christus an die Menschen verrichtet. In der Szene des letzten Abendmahls verweisen der Kelch in der Hand des jüngeren und des Älteren, der sich auf dem Teller befindet, gleichzeitig auf die Eucharistie und darauf, dass Jesus Hand zwischen Gott und Menschen. Die Eucharistie verbindet sich selbst mit der Annahme des Betrachters und verbindet sich damit gleichzeitig mit dem Sohn, der auf dem Altar geheilten Mensch.



Abb. 5a: Breckerfeld, ev. Jakobus-Kirche, Predella mit dem Abendmahl

Abgesehen von dieser übergeordneten Heiligen dürfte wohl auch persönliche Gründe den Anlaß zu der Darstellung der Heiligen gegeben haben, die sich aufgrund ihrer oftmals sehr voluminösen Leinwände großer Beliebtheit erfreuten. Aber und davon ausgehen können, dass in irgendeiner Weise ein direkter Bezug zwischen den dargestellten Heiligen und der unbekannten Stifterin der Kirche bestand. Die Größe und Qualität der Kirche weist auf eine sehr reiche Arbeit schließen, die nur von wenigen Leuten finanziert werden konnte. Berücksichtigt man die Mittelalter als bedeutendes Zentrum für Stifterinnen und nicht als Manneswelt, so kann es sein, dass auch diese Person repräsentiert haben. Mit großer Wahrscheinlichkeit können die

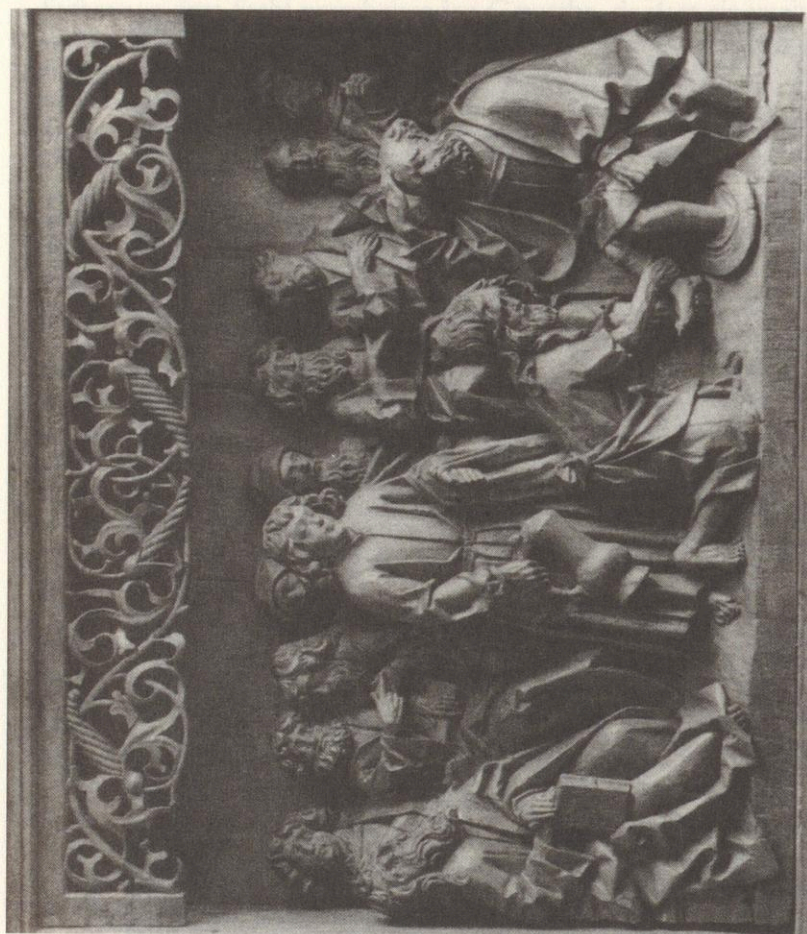


Abb. 5b: Breckerfeld, ev. Jakobus-Kirche, Predella mit der Fußwaschung Petri

und ein Handtuch. Im Hintergrund sieht man die Apostel, die aufgeregt über die Tatsache diskutieren, dass ihr Herr vor einem von ihnen kniet. Auch Petrus kann dies nicht verstehen und fasst sich deshalb erschrocken an den Kopf.

Beide Szenen verweisen auf den Liebesdienst, den Christus an die Menschen weitergibt. In der Szene des letzten Abendmahls verweisen der Kelch in der Hand des Jüngers und das Lamm, das sich auf dem Teller befindet, gleichzeitig auf die Passion und damit auf den Neuen Bund zwischen Gott und Menschen. Die Szenen befinden sich unmittelbar in Augenhöhe des Betrachters und verbildlichen damit gleichzeitig den Sinn der auf dem Altar gefeierten Messe.

Die Szene mit der Fußwaschung liefert gleichzeitig einen Anhaltspunkt, mit dem der Altar relativ sicher datiert werden kann. Bereits Assmann erkannte 1955, dass die wichtigsten Motive in der Fußwaschung aus einem Holzschnitt Albrecht Dürers übernommen wurden.²¹ Dürers Holzschnitt ist Teil einer Passionsfolge, die 1511 als Buch gedruckt wurde und schnell große Verbreitung fand. Da der Breckerfelder Bildschnitzer den Holzschnitt als Vorlage benutzte, muss der Altar also nach 1511 entstanden sein. 1520 wurde Breckerfeld durch einen Brand so stark zerstört, dass die Bürger nahezu mittellos waren.²² Geld für eine so teure Altarstiftung war damals wohl kaum noch vorhanden, so dass man damit die Entstehungszeit des Altars zwischen 1511 und 1520 eingrenzen kann.

Das Retabel scheint den Brand unbeschadet überstanden zu haben. Auch der Übergang zur Reformation hat in Breckerfeld wohl kaum Auswirkungen auf die Einrichtung der Kirche gehabt. Erst 1612 unterzeichnete die Breckerfelder Gemeinde auf der Märkischen Generalsynode in Unna das Lutherische Glaubensbekenntnis. Skibbe betont zu recht, dass diese „Hinwendung zum lutherischen Bekenntnis auf eine bewusste Entscheidung der Gemeinde zurückgeht und nicht von einem „öffentlichen Reformator“ betrieben wurde.“²³ Die Zeit der Bilderstürme war damals längst vorbei. In Breckerfeld scheint man kein Problem mit den bildlichen Zeugnissen des alten Glaubens gehabt zu haben, wie die erwähnte Muschelkette oder mehr noch der Protest der Gemeinde bei der Umsetzung der heute leider verschollenen Christophorusfigur gezeigt hat. Auch das Retabel diente der protestantischen Gemeinde

²¹ Assmann 1955, S. 73. Vgl.: Erwin Panofsky: Albrecht Dürer. Princeton 1948, Nr. 245.

²² Anton Meier: Geschichte und Urkundenbuch des Amtes Breckerfeld im Landkreise Hagen (Westfalen). T. II. Breckerfeld 1900. Nr. 44.

²³ Skibbe 2001, S. 223.

weiterhin als Zierde ihres Altars. Die feststellbaren Veränderungen und Schäden stammen aus einer späteren Zeit.

1834 beschließt das Presbyterium in Breckerfeld die Neugestaltung des Chorraums.²⁴ Aus den vorhandenen Ausstattungstücken wird eine Art von Kanzelaltar zusammengebaut. Zu diesem Zeitpunkt muss bereits ein großer Teil der ursprünglich vorhandenen Ausstattung verloren gewesen sein, da das Retabel schon auf dem alten Hauptaltar im Chor stand. Der Lettner und der in der Vierung vorhandene Altar waren zerstört. Auch die Altäre im Querhaus, die wahrscheinlich Maria und Nikolaus geweiht waren²⁵ und ebenfalls Aufsätze in irgendeiner Form besessen haben dürften, finden in den Plänen zur Umgestaltung keine Erwähnung mehr.

Der Auftrag geht an den Breckerfelder Schreinermeister Johann Peter Kralle. Retabel und Kanzel werden an ihren bisherigen Standorten demontiert und bis an die Stufen des Chorraums vorgezogen. Aus den Teilen des Altars wird eine Art von Portal zusammengesetzt, dabei wird der Schrein oben auf die beiden Flügel montiert. (Abb. 6) Über eine kleine Treppe gelangte man so auf eine vor dem Altar angebrachte Brücke zur Kanzel. Bei dieser Gelegenheit wurde wahrscheinlich die alte, vielleicht schon brüchige Fassung des Retabels entfernt und die Figuren weiß bemalt. Ein Bewusstsein für den Wert mittelalterlicher Kunst besaß man damals noch nicht. Der Zeitgeschmack war an der antiken Kunst orientiert. Man bewunderte das strahlende Weiß der aus Marmor gehauenen Skulpturen, die im Laufe der Zeit alle Reste der ursprünglich vorhandenen Fassung verloren hatten. Da man folglich glaubte, dass alle antiken Figuren weiß gewesen seien, wurden ganz im Sinne des Klassizismus viele ältere Kircheneinrichtungen einfach weiß überstrichen.

1884 wurden die Umbauten wieder rückgängig gemacht. Für die Wiederaufstellung des Altars beauftragte man den Kirchenmaler Georg Goldkuhle, der das Retabel, das bei den Umbauten wahrscheinlich beschädigt wurde, in seine Werkstatt nach Wiedenbrück transportieren ließ und dort restaurierte. Bei dieser Gelegenheit wurden die Figuren erneut überstrichen. Auf Goldkuhle wird man wahrscheinlich auch die Ergänzungen und Umbauten zurückführen müssen, die sich am Altar beobachten lassen. Das betrifft nicht nur die bereits erwähnten Attribute,²⁶ sondern auch eine Reihe von schwerwiegenden Eingriffen.

²⁴ Vgl.: Harsch o. J. [1958] und ausführlich: Vogt 2001 (2), S. 132 ff.

²⁵ Darauf lassen die dort vorhandenen Schlusssteine schließen. Vgl.: Pieper 2001, S. 54.

²⁶ Das betrifft den Palmzweig der unbekannten Heiligen oben in der Mitte auf dem linken Flügel, die Zange in der Hand der Appolonia, den Palmzweig in der Hand

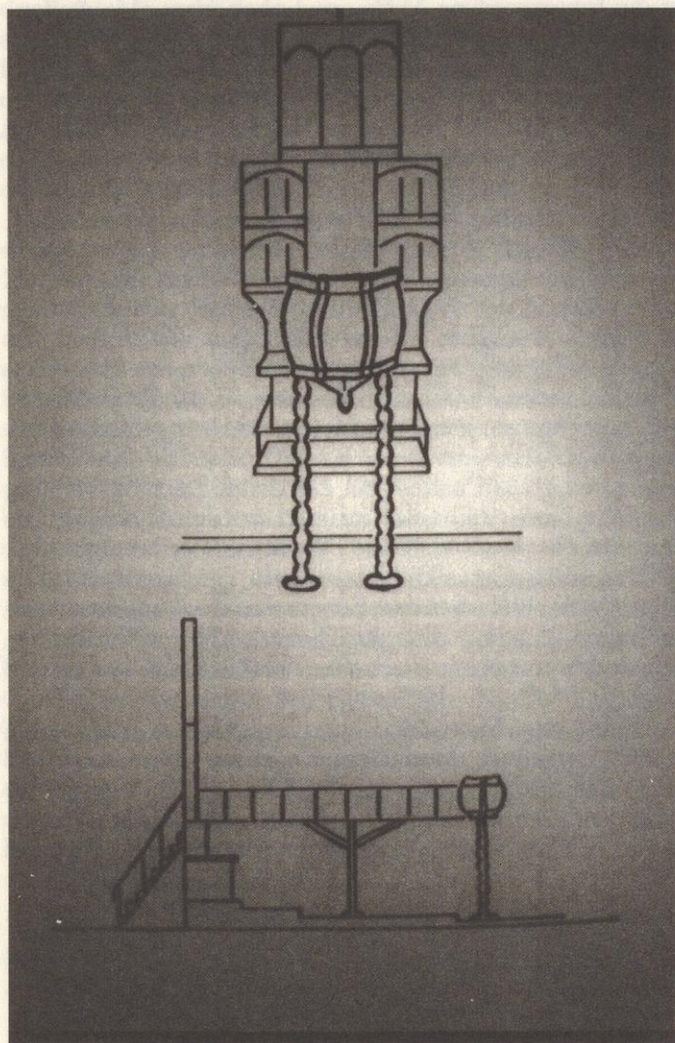


Abb. 6: Rekonstruktionszeichnung des Kanzelaltars von 1834

Für den Bau des Kanzelaltars muss das Retabel 1834 komplett auseinander genommen worden sein. Es lässt sich nicht im Detail klären, wie die Konstruktion ausgesehen hat. Die von Harsch veröffentlichte Skizze dürfte von ihm selber nach der Beschreibung von Pfarrer Hellweg angefertigt worden sein.²⁷ Der Skizze zufolge wurden die beiden Flügel so weit in die freigewordene Mitte geschoben, dass ihre Außenkanten mit den Seitenteilen der Predella abschlossen. Sollte die ganze Konstruktion wirklich auf der Predella geruht haben, wird man mit einem Umbau des gesamten Unterbaus rechnen müssen, anders hätten an dieser Stelle kaum Treppe und Brücke so befestigt werden können, dass sie noch einen Menschen tragen konnten.

Heute befinden sich an den Seiten der Predella zwei durch Maßwerkgitter verschlossene Fächer, von denen man immer gemeint hat, dass in ihnen früher Reliquien ausgestellt gewesen wären. Bei spätgotischen Retabeln finden sich derartige Fächer äußerst selten. Ungewöhnlich ist auch die Position an den Außenkanten. Normalerweise handelt es sich um ein zentral in der Mitte der Predella angeordnetes Fach, da dort die sinnstiftende Reliquie ausgestellt wurde, für die das ganze Retabel quasi als Behälter diente.²⁸ Für eine Position an den Außenseiten der Predella lassen sich dagegen keine plausiblen Erklärungen anführen. Es scheint kaum glaubhaft, dass die kleine Stadt Breckerfeld zwei derartig bedeutende Reliquien gehabt haben soll, für deren Zurschaustellung eine so ungewöhnliche Konstruktion entworfen wurde. Auch eine besondere Funktion für das Retabel eines Pilgeraltars ist wenig wahrscheinlich, denn dann müsste man die Fächer von der Seite her einsehen können, da das Querschiff über den Eingang an der Südseite betreten wurde. Im heutigen Zustand sind die Fächer vollkommen funktionslos, da sie sich weder von vorne noch von der Rückseite her öffnen lassen.

Die Fächer werden von Maßwerkgittern verschlossen, die streng geometrische Formen zeigen. In deutlichem Gegensatz dazu stehen die Schleierbretter, die über den Szenen in der Predella und den Figuren im Schrein angebracht sind. Sie bestehen aus einem dichten Gewirr von Ranken, in denen sich Blüten, Pilze und Tannenzapfen befinden. Die

der Dorothea, die Schwertklinge bei Katharina von Alexandrien, das Kreuz bei Katharina von Siena, den Äbtissinnenstab bei Klara und das Kreuz bei Margarethe.

²⁷ Eduard Hellweg: Geschichte der evangelischen Gemeinde Breckerfeld. In: Jahrbuch des Vereins für Orts- und Heimatkunde in der Grafschaft Mark 4, 1889/90, S. 25 ff. Hier, S. 59.

²⁸ Man vergleiche etwa den annähernd gleichzeitig entstandenen Bordesholmer Altar von Hans Brüggemann im Dom zu Schleswig. In dem zentral in der Predella angebrachten Fach dürfte dort allerdings kein Reliquienbehältnis sondern eine Monstranz untergebracht gewesen sein.

Ranken, die in ihrer Unordnung wirken, als seien sie natürlich gewachsen, entsprechen den zeittypischen Formen. Die geometrische Vergitterung dagegen wirkt altertümlich. Ihre Formen wiederholen sich an den Schleierbrettern über den Heiligen auf den Flügeln. Der strengen geometrischen Ordnung der dort verwendeten Formen widerspricht jedoch das Missverhältnis zum Gliederungssystem im Schrein. Dort sind die drei Figuren unter den Schleierbrettern so aufgestellt, dass jede Figur durch eine schlanke Säule voneinander getrennt wird, während der dahinter befindliche Raum durch die Gewölbe vereinheitlicht wird. Auf den Flügeln dagegen ist nur die Rückwand von Säulen gegliedert, die die Gewölbe tragen. Nach vorne hin werden die Figuren von einem einzigen Bogen überfangen.

Mit großer Wahrscheinlichkeit sind die vermeintlichen Reliquienfächer genauso wie die Schleierbretter an den Flügeln Ergänzungen des 19. Jahrhunderts.²⁹ Man muss davon ausgehen, dass die Predella nach dem Umbau in dieser Form nicht mehr in den Altar eingegliedert werden konnte. Wahrscheinlich musste die gesamte statische Konstruktion erneuert werden. Da die Flügel ihre originalen Aufhängungen verloren hatten, wurde die Predella an den Seiten wahrscheinlich verbreitert, um damit die Flügel stützen zu können. Heute reichen die Seitenstücke der Predella bis unter die Grenze zur jeweils äußeren Figur der Flügel. Auf einer von Goldkuhle 1885 in einem Bericht über die Restaurierung beigefügten Skizze reichen die Seitenteile hingegen nur bis zur Grenze der inneren Figur. (Abb. 7) Die Predella wird also um genau den Bereich kürzer gezeigt, den heute die vermeintlichen Reliquienfächer einnehmen. Auf der Skizze befinden sich dick markierte Streifen, die mit „Gesimse“ bezeichnet sind, genau an den statisch entscheidenden Stellen: an der Deckplatte der Predella und am Scharnier zu den Flügeln. Goldkuhle hat damit wahrscheinlich die Teile bezeichnet, die seiner Meinung nach neu angefertigt werden mussten. Der Unterschied in den Formen der Schleierbretter erklärt sich ganz einfach durch die anfallenden Kosten, da sie mit der Hand geschnitzt werden mussten. Geometrische Formen konnten dabei relativ einfach ausgesägt werden. Die komplizierten Formen an den Schleierbrettern im Schrein dagegen waren kaum bezahlbar.³⁰

²⁹ Bereits beim ersten Umbau wird 1838 von „Verzierungen an dem Altare“ gesprochen. Da gleichzeitig auch der Neuanstrich erwähnt wird, muss es sich hierbei um Schnitzarbeiten gehandelt haben. Auch 1884 wird im Zusammenhang mit den Arbeiten von Georg Goldkuhle von Verzierungen gesprochen. Vgl.: Vogt (2) 2001, S. 133 f.

³⁰ Nach Fertigstellung des Textes wurde die These durch eine im Kirchenarchiv in Breckerfeld aufgefundene Abschrift des Restaurierungsberichts bestätigt. U. a.

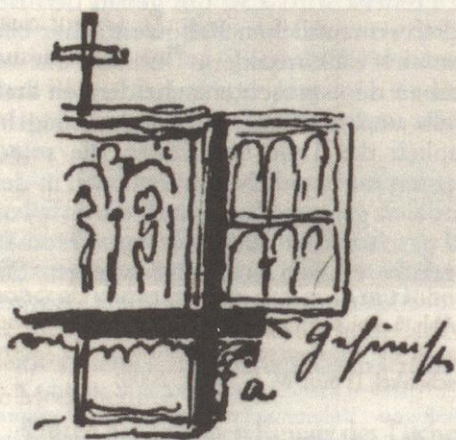


Abb. 7: Skizze aus dem Restaurierungsbericht von Georg Goldkuhle von 1885

Als die Kunstgeschichte zum ersten Mal auf den Breckerfelder Schnitzaltar aufmerksam wurde, hatte er also bereits viel von seiner ursprünglichen Erscheinung verloren. 1910 erschien das Inventar der Bau- und Kunstdenkmäler für den Kreis Hagen-Land mit einer ausführlichen photographischen Dokumentation, aber einer nur knappen Beschreibung des Retabels.³¹ 1912 wird der Altar im Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler von Georg Dehio erwähnt.³² Trotz dieser grundlegenden Übersichtswerke gelangte der Breckerfelder Schnitzaltar nicht in das allgemeine Bewusstsein der Kunsthistoriker. 1955 erschien zwar ein kurzer Artikel von Wilhelm Georg Assmann in der renommierten „Zeitschrift für Kunstgeschichte“, aber auch diese Arbeit fand keinerlei Echo in der Forschung.³³ In Breckerfeld dagegen entwickelte sich eine rege Diskussion, die allerdings nicht über den verdienstvollen Kreis der Heimatforscher hinausgelangte. Auf Drängen des Breckerfelder Heimat- und Verkehrsvereins wurde der Altar zwischen 1954-56 von dem Restaurator des Dortmunder Museums für Kunst und Kulturgeschichte Hans Lambrecht auf Schloss Cappenberg restauriert.³⁴ Die alten Anstriche der Figuren wurden entfernt, die wenigen Reste der ursprünglichen Fassung gesichert und das Holz gegen Wurmbefall geschützt. Nach der Wiederaufstellung des Altars erschien 1958 der erste Kirchenführer der Jakobus-Kirche, der von dem Breckerfelder Lokalhistoriker Otto Harsch geschrieben wurde.³⁵ Harsch ist es in erster Linie zu verdanken, dass die bisher beschriebene Geschichte des Retabels bekannt ist.

Vollkommen unklar ist dagegen seine Herkunft. Diesbezügliche Quellen, wie etwa ein Vertrag, haben sich nicht erhalten und im weiteren Umkreis findet sich auch kein vergleichbares Werk, das Rückschlüsse auf die Herkunft des Bildschnitzers erlauben würde. Westfalen besaß keine nennenswerte eigenständige Tradition für derartige Arbeiten. Altäre von diesen Ausmaßen – immerhin ist der Breckerfelder Altar samt Predella fast 3 Meter hoch – findet man äußerst selten in

wurden zu unbekannter Zeit die Rundbögen an den Flügeln ergänzt und die Predella stark verändert: Ober- und Unterteil gehören genauso wenig wie die Seitenfächer zum Originalbestand. Abschrift des Restaurierungsberichts von Hans Lambrecht vom 24. Nov. 1957. Archiv der Ev. Kirchengemeinde Breckerfeld. – Für die mühevollen Suche nach der Abschrift möchte ich mich herzlich bei Frau Gisela Lagemann bedanken.

³¹ BuKd Westfalen, S. 26.

³² Georg Dehio: Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler. Bd. V. Nordwestdeutschland. Berlin 1912, S. 72.

³³ Assmann 1955, S. 68 ff.

³⁴ Einzelberichte, S. 42 und Restaurierungsbericht von 1957 (vgl. Anm. 30).

³⁵ Harsch o. J. [1958].

dieser Gegend und wenn, dann handelt es sich ausschließlich um Importwerke. Über die große Handelsstrasse nach Köln gelangten fast alle bedeutenden Altarwerke im Umkreis aus den Niederlanden hierher. Solche Werke, wie der ungefähr gleichzeitig in Antwerpen für die Dortmunder St. Petrikirche angefertigte Schnitzaltar (Abb. 8), zeigen aber auf den ersten Blick, dass kein Zusammenhang mit dem Breckerfelder Altar bestehen kann. Niederländische und niederrheinische Altäre dieser Zeit zeigen im geöffneten Zustand eine Vielzahl überaus kleinteiliger Szenen, die man nur aus größter Nähe identifizieren kann. In Breckerfeld dagegen befinden sich im Schrein große stehende Einzelfiguren, die der damalige Betrachter auf den ersten Blick erkannte. Diese Darstellungsform findet sich verbreitet in Süddeutschland und so verwundert es wenig, dass Harsch bei den Breckerfelder Figuren eine Verbindung zu Tilman Riemenschneider erkennen wollte.³⁶

Die spätmittelalterlichen Bildschnitzer lernten in den Werkstätten, in denen sie ausgebildet wurden, nicht nur ihr Handwerk, sondern übernahmen von ihren Meistern die kompletten Entwürfe für Figuren, die sie später immer wieder benutzten. Die Marienfigur in Breckerfeld geht auf ein Figurenmodell zurück, das in seiner Form von Tilman Riemenschneider entwickelt wurde. So zeigt beispielsweise die Volkacher Madonna im Rosenkranz³⁷ (Abb. 9) eine eng mit Breckerfeld vergleichbare Komposition. Beide Figuren zeigen dieselbe Körperhaltung mit dem Kind auf dem linken Arm, stehen mit dem linken Fuß auf einer Mondichel und zeigen ein eng vergleichbares Muster in den Gewandfalten. Dieses Figurenmodell findet sich in diversen Varianten immer wieder bei Riemenschneider. Der Breckerfelder Bildschnitzer muss also in irgendeiner Form Kenntnisse von solchen Figurenentwürfen gehabt haben. Harsch vermutet in ihm einen Schüler Riemenschneiders, die Details in Breckerfeld sprechen aber letztlich dagegen. Enge Übereinstimmungen mit Riemenschneider lassen sich nur bei der Marienfigur, nicht aber bei den anderen Heiligen feststellen. Starke Unterschiede zeigen sich in den Gesichtstypen und im gesamten Aufbau des Schreins, so dass Harsch zu Recht eine niederdeutsche Herkunft des Retabels vermutet hat.³⁸

³⁶ Ebd. (unpag.).

³⁷ St. Maria im Weingarten bei Volkach am Main. 1521–24.

³⁸ Harsch o. J. [1958], (unpag.). Mit Niederdeutschland wird der Teil Deutschlands bezeichnet, der sich nördlich der sogenannten Benrather Linie befindet, auf der man auch Breckerfeld in etwa ansiedeln kann. – Harsch versuchte das Breckerfelder Retabel nach Lübeck zu lokalisieren und wandte sich deswegen an das Lübecker St. Annen-Museum. Aufgrund der ihm zugesandten Photographien lehnte der damalige Kustos der mittelalterlichen Sammlungen, der Lübecker Kunsthistoriker Max Hasse, eine Herkunft aus Lübeck ab. (Brief Max Hasses an Otto Harsch vom

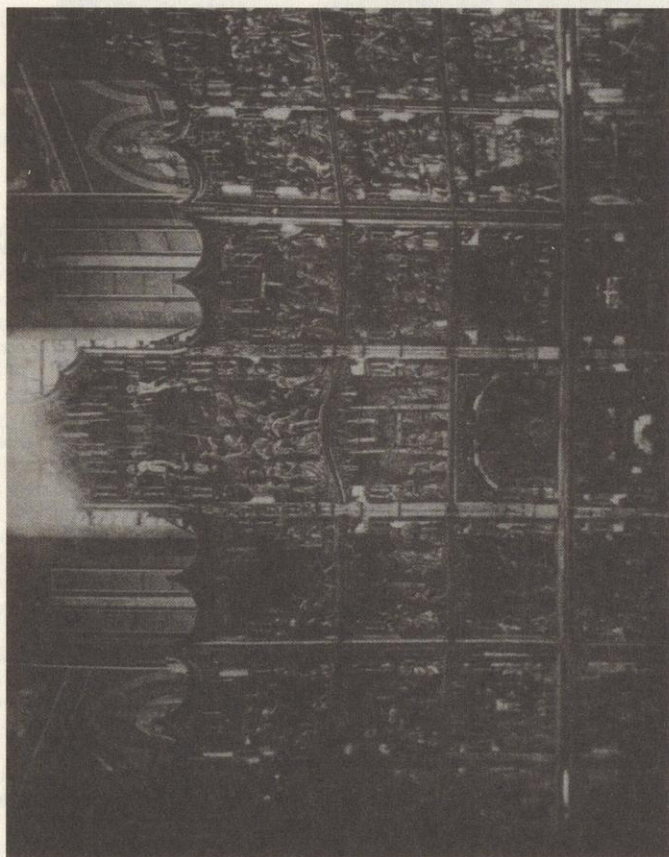


Abb. 8: Dortmund, St. Petri Kirche, Retabel auf dem Hochaltar



Abb. 9: Volkach, St. Maria im Weingarten, Maria im Rosenkranz von Tilman Riemenschneider (1521–24)

Darauf lassen mehrere sehr ungewöhnliche Befunde schließen. Zum einen wurde der gesamte Altar aus Eiche hergestellt. Eiche ist ein sehr festes Holz, das sich zum Schnitzen komplizierter Skulpturen eigentlich schlecht eignet. In Süddeutschland findet man daher fast ausschließlich das weiche Lindenholz als Material. Eiche dagegen wurde hauptsächlich in Skandinavien verwendet, weil sich das Holz als relativ widerstandsfähig gegen das raue Klima erwiesen hatte. Und so war es im Norden in vielen Fällen sogar fest vorgeschrieben, für Skulpturen als Material Eiche zu verwenden. Neben dem verwendeten Holz verweist auch noch ein anderer, viel ungewöhnlicherer Punkt auf Skandinavien. Die Heiligen Lucia und Sunniva, die auf den Flügeln in Breckerfeld dargestellt sind, werden hauptsächlich in Skandinavien verehrt, die Heilige Sunniva ist in Westfalen vollkommen unbekannt. Die Erklärung für diese Befunde ist relativ einfach, wenn man sich ins Gedächtnis ruft, dass Breckerfeld Mitglied der Hanse war, also über weitaus engere Kontakte in den Norden verfügte, als zu jeder anderen Region in Deutschland.

Das bedeutendste Zentrum der Altarbaukunst für ganz Skandinavien lag in Lübeck.³⁹ Von dort aus wurden Altäre vom Baltikum bis

6. April 1965. Nachlass Dr. Otto Harsch im Archiv der Stadt Breckerfeld. Für das Heraussuchen und die Kopie dieses Briefes möchte ich mich herzlich bei Herrn Hans Pfingsten bedanken.) - Im Folgenden wird eine gegenteilige These vertreten. Zu Hasses Entschuldigung sei gesagt, dass damals die wichtigsten Vergleichsbeispiele aufgrund der deutschen Teilung nicht zugänglich waren.

³⁹ Die Forschung zur lübschen Plastik des beginnenden 16. Jahrhunderts ist äußerst komplex und unübersichtlich. Als denkbar beste Arbeit sei hier auf die Untersuchung Max Hasses zu Benedikt Dreyer verwiesen (Hasse 1982). Der Hauptgrund für die schlechte Forschungslage liegt, so absurd es klingen mag, in der zentralen Stellung, die Lübeck innerhalb der Hanse einnahm. Aufgrund des umfassenden Handelsnetzes exportierten die lübschen Bildschnitzerwerkstätten ihre Arbeiten in ein Gebiet, das sich mit den Eckpunkten Lübeck, Island, Nordskandinavien und Estland umschreiben lässt. Es gibt daher kaum Überblicksuntersuchungen zu dem Thema, die Retabel werden nur in kleineren Aufsätzen im lokalen Zusammenhang behandelt. Die dort vertretenen Thesen werden zwangsläufig durch die Kenntnisse der Autoren begrenzt. Da sich die Werke über ein riesiges geographisches Gebiet verteilen, laufen die Forschungsstränge der letzten hundert Jahre in vielen Fällen ohne gegenseitige Kenntnis neben einander her. Aufgrund der großen Distanzen wurden viele Thesen nur aufgrund von Fotomaterial geäußert, das die Werke oftmals sehr verfälschend wiedergibt und selten alle Details zeigt. Zudem ist ein beträchtlicher Teil der Werke nach dem Bau der Mauer 1961 nicht mehr zugänglich gewesen. Eine Zusammenarbeit der Kulturbehörden war unmöglich, so dass Hasse beispielsweise zum Beweis seiner Thesen keine Fotos zur Verfügung standen.

Die im Folgenden dargestellten Zusammenhänge widersprechen in vielen Fällen den Thesen der älteren Forschung. Ein ausführlicher Nachweis liegt außerhalb des hier gegebenen Rahmens und soll an anderer Stelle nachgeliefert werden (meine Dissertation zu diesem Thema, ausgehend vom Werk des lübschen Bildschnitzers Claus Berg, steht kurz vor dem Abschluss). Auch wenn also ein Leser

nach Island exportiert. Anfang des 16. Jahrhunderts kehrte ein hervorragender Lübecker Bildschnitzer von seiner Gesellenwanderung nach Lübeck zurück. Er muss sich mehrere Jahre in der Werkstatt Tilman Riemenschneiders in Würzburg aufgehalten haben. Sein Name ist leider unbekannt, man hat ihn daher nach seinem Hauptwerk mit einem Notnamen bezeichnet, dem 1512 für die Prenzlauer Marienkirche angefertigten Hochaltar.⁴⁰ (Abb. 10) Bei dem riesigen Werk handelte es sich ursprünglich um ein Pentaptychon, also um einen Altar mit zwei beweglichen Flügelpaaren. Im Zentrum des Altars befindet sich wie in Breckerfeld eine Marienfigur, umgeben von kleineren Heiligenfiguren im Schrein und auf den Flügeln. Obwohl die Figur in ihrer Faltengebung eckiger wirkt, findet man hier wohl das direkte Vorbild für Breckerfeld. (Abb. 11) Die Körperhaltung ist identisch, das Kind liegt quer im Arm der Mutter und spielt mit dem langen Tuchende, das Muster der Gewandfalten stimmt fast vollkommen überein. Auch die Motive wiederholen sich. Über dem Kopf Mariens schweben zwei Engel und halten eine Krone und hinter ihr entfaltet sich eine lange Strahlenglorie.

Dieses auf Riemenschneider zurückzuführende Figurenmodell findet sich im Werk des so genannten Prenzlauer Meisters immer wieder. Um 1525 liefert seine Werkstatt einen ähnlich großen Altar nach Köping, einer Handelsstadt am Mälarsee westlich von Stockholm.⁴¹ (Abb. 12) Das Pentaptychon zeigt im Zentrum des Schreins wiederum eine Marienfigur, die diesmal wie in Breckerfeld von großen Figuren, der Heiligen Ursula und dem Heiligen Olaf, flankiert wird. Auf den Flügeln befinden sich die zwölf Apostel. Auch die Maria in Köping zeigt in strengerer Formen dieselbe Anlage der Figur wie in Breckerfeld, auf die Strahlenglorie wurde hier allerdings verzichtet. (Abb. 13) Das Retabel in Köping zeigt auch im Aufbau große Ähnlichkeit mit Breckerfeld. So findet man unter allen Figuren ein langes Band aus Ranken. Dieses

mit guter Kenntnis des Materials die im Folgenden dargestellten Zusammenhänge nicht akzeptieren will, so ändert das nichts an der Argumentation in bezug auf die Herkunft des Retabels in Breckerfeld.

⁴⁰ Prenzlau, Marienkirche. Pentaptychon. Material unbekannt, vermutlich Eiche. Fassung größtenteils original, jüngst restauriert. Der Altar wurde bei einem Luftangriff 1945 fast vollständig zerstört. Heute ist nur noch ein großer Teil der Figuren erhalten, die sich in einem modernen Gehäuse befinden. Maßangaben des alten Schreins sind nicht bekannt, der Altar muss mit dem Gesprenge eine Höhe von etwa sieben Metern gehabt haben. Am Schrein unter der Madonnenfigur befand sich eine Inschrift: „Anno domini MCCCCC UN XII do wart gemaket desse taffele to lub“.

⁴¹ Köping, Västmanland. Pentaptychon. Eiche mit restaurierter, in großen Teilen originaler Fassung. Schrein: H: 259 cm, B: 207 cm.

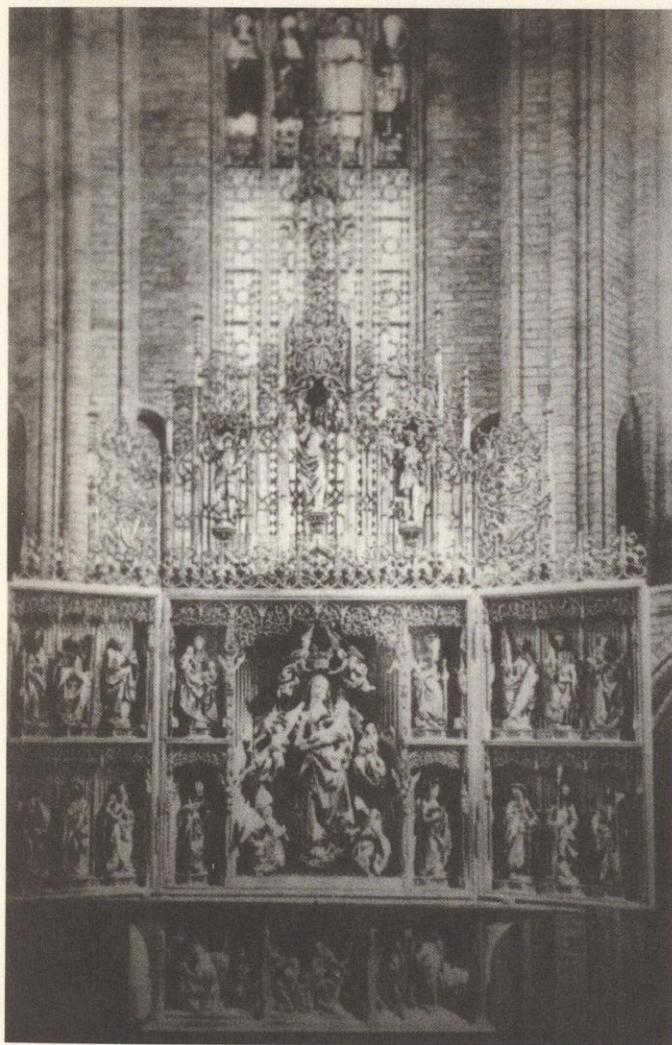


Abb. 10: Prenzlau, Marienkirche, ehemaliges Retabel auf dem Hochaltar von 1512

nach Island exportiert. Anfang des 16. Jahrhunderts kehrte ein hervor-
 ragender Lübecker Bildhauer von einer Geschäftsreise nach
 Lübeck zurück. Er muss sich mehrere Jahre in der Werkstatt Hans
 Ravenschneiders in Wismar aufgehalten haben. Sein Name ist leider
 unbekannt, man hat ihn daher nach seinem Hauptwerk mit einem Mei-
 stern bezeichnet.
 1570
 ursprünglich von
 weichen Fliesen
 Backstein aus



Abb. 11: Prenzlau, Marienkirche, Marienfigur im Schrein

Man findet sich verstreut an kleinen Altären, bei denen dagegen ist es immanent.

Als Spätwerk befaßt die Werkstatt des Pommerschen Meisters nach 1530 den Hochaltar für die Kirche des Priorenstumsarkons in Rehna 4 (Abb. 14). Anders als in den bisher erwähnten Arbeiten befindet sich im Schilde des Altars von Rehna eine Kreuzigungsgruppe mit vielen Figuren. Seitlich davon sind wie in Pommern vier kleiner Figurenfiguren in schmalen, vorgehängten Nischen, die jeweils einen Apostel zu sehen.

Brück

nicht

Auch

einzel-

beiden

denen

springt

Leitung

den B-

Flügel-

Altäre

Auch

man

Schne-

oben

den Ba-

der De-

Werk-

an Th-

weilich

den W-

Schne-

Das

versteht

Thema

den Y-

Reich-

4. Bei

den

8. Vg-

4. Im

Reich-



Abb. 12: Köping, Västmanland, Retabel auf dem Hochaltar, um 1525



Abb. 13: Köping, Västmanland, Marienfigur im Schrein

Motiv findet sich verbreitet an lübischen Altären, im Süden dagegen ist es unbekannt.

Als Spätwerk lieferte die Werkstatt des Prenzlauer Meisters nach 1530 den Hochaltar für die Kirche des Prämonstratenserklosters in Rehna.⁴² (Abb. 14) Anders als an den bisher erwähnten Arbeiten befindet sich im Schrein des Altars von Rehna eine Kreuzigungsszene mit vielen Figuren. Seitlich davon sind wie in Prenzlau vier kleinere Heiligenfiguren in schmalen Fächern angeordnet. Auf den Flügeln sind die zwölf Apostel zu sehen. In Rehna finden sich Heilige, die auch schon in Breckerfeld dargestellt worden sind. Links und rechts der Kreuzigung sieht man unten die Heiligen Dorothea und Barbara. (Abb. 15, 16) Auch hier zeigen sich wieder enge Übereinstimmungen in den Figuren-entwürfen in Breckerfeld. (Abb. 17) So umarmen die Barbarafiguren in beiden Fällen den ungewöhnlich großen Turm und tragen Kronen von identischer Form. An der Figur der Dorothea fehlt in Rehna der ursprünglich vorhandene Junge ebenso wie der Palmzweig in ihrer Hand. Trotzdem erkennt man immer noch, dass sie seitenverkehrt auf denselben Entwurf wie in Breckerfeld zurückgegangen sein muss. An den Flügeln in Rehna lässt sich auch nachvollziehen, wie die Breckerfelder Altarflügel ursprünglich vor dem Umbau ausgesehen haben müssen. Auch in Rehna wird die Rückwand der Flügel von kleinen Säulen strukturiert, die das Gewölbe tragen. Vorne hingegen wird jede Figur, wie im Schrein in Breckerfeld, durch eine Säule von der anderen getrennt, die oben durch ein schmales Schleierbrett zusammengefasst werden. In den Ranken finden sich dieselben Blüten wie in Breckerfeld.

Der Prenzlauer Meister leitete eine der bedeutendsten lübischen Werkstätten zu Beginn des 16. Jahrhunderts. Alle nachweisbaren Altäre – an dieser Stelle wurden nur die wichtigsten erwähnt – zeigen ungewöhnlich große Ausmaße. Von daher muss man auf einen relativ großen Werkstattbetrieb schließen, aus dem wiederum eine Reihe von Schülern hervorgegangen ist.

Einer der wichtigsten Schüler hat den Notnamen Meister der Rosenkranzaltäre erhalten, weil sich bei ihm gehäuft Altäre mit diesem Thema finden lassen.⁴³ Das bedeutendste seiner Werke stammt aus dem Lübecker Heilig-Geist-Hospital und befindet sich heute im St. Annen-Museum in Lübeck.⁴⁴ (Abb. 18) An dem Aufbau dieses Altars

⁴² Rehna, Kirche des ehemaligen Prämonstratenserklosters. Ursprünglich Pentaptychon. Eiche, 1851 mit den Resten eines weiteren Altars zu einer Schauwand umgebaut und neu gefasst. Ursprüngliche Maße: Schrein: H: 162 cm, B: 189 cm.

⁴³ Vgl. dazu: Hasse 1961.

⁴⁴ Lübeck, St. Annen-Museum. Leihgabe des Heilig-Geist-Hospitals. Triptychon. Eiche mit alter Fassung. Schrein: H: 222,5 cm, B: 217 cm, T: 27 cm.

wird auf den ersten Blick deutlich, dass der Meister der Rosenkranzaltäre nach seiner Ausbildung in Lübeck eine Reihe von anderen Altarbautraditionen kennen gelernt haben muss. Die rechteckigen Aufsätze am Altar sprechen ebenso wie die kleinteiligen Szenen auf den Flügel dafür, dass dieser Bildschnitzer sich niederländische Altäre zum Vorbild genommen hat, ähnlich wie etwa den Altar der Dortmunder St. Petrikirche. Auch die Maria im Strahlenkranz zeigt eine Reihe von bisher nicht bekannten Motiven, wie das Zepter in ihrer Hand, die sitzende Haltung des Kindes oder das Muster der Gewandfalten vor ihrem Bauch. (Abb. 19) Diese Motive gehen auf Kenntnisse von Hildesheimer Arbeiten zurück. So findet sich beispielsweise eine ganz ähnlich Figur im Zentrum des kleinen Altars der Michaeliskirche in Hildesheim.⁴⁵ (Abb. 20) Sie zeigt genau die gleichen Motive wie in Lübeck, das Szepter in der linken Hand, das sitzende Kind und ähnlich organisierte Gewandfalten vor dem Bauch. Jede Region besitzt aber auch abgesehen von den dort beliebten Motiven ganz spezifische Darstellungsformen, die in ihrer Gesamtheit einen oft nur regional begrenzten Stil bilden. Typisch für Hildesheimer Arbeiten ist eine vollkommen unnatürlich wirkende längsovale Überstreckung des Kopfes. Man kann das gut an dem kleinen Hildesheimer Christus beobachten, bei dem man den Eindruck hat, er trüge eine riesige Fellmütze auf dem Hinterkopf. Diese Darstellungsweise übernimmt auch der Meister der Rosenkranzaltäre. Auch hier zeigt sich die längsovale Überstreckung des Kopfes, die zusätzlich noch durch das lang gezogene Ohr des Kindes betont wird.

Ähnliches findet sich in Breckerfeld. (Abb. 21) Auch hier zeigt das Kind den längsovalen Kopf mit den lang gezogenen Ohren und den Haaren, die wie eine Mütze auf dem Hinterkopf sitzen. Das fällt hier umso mehr ins Auge, als der Breckerfelder Altar ansonsten vollkommen frei von Hildesheimer Motiven ist. In den Gesichtstypen sind sich die Figuren in Lübeck und Breckerfeld extrem ähnlich, so dass man davon ausgehen muss, dass der Breckerfelder Bildschnitzer sich eine zeitlang im Umfeld des Meisters der Rosenkranzaltäre aufgehalten hat. Geprägt haben ihn aber die Figurenmodelle des Prenzlauer Meisters, in dessen Werkstatt auch der Meister der Rosenkranzaltäre gearbeitet hat.

Als letztes Beispiel sei noch auf einen Altar in Uelzen verwiesen. Dort befand sich seit etwa 1512 eine Werkstatt, deren leitender Bildschnitzer ebenfalls ein Schüler des Prenzlauer Meisters gewesen ist. Auch diese Werkstatt hatte wiederum Einfluss auf andere am Ort tätige Bildschnitzer. Aus der Nachfolge dieser Werkstatt stammt ein kleiner

⁴⁵ Hildesheim, St. Michael. Ursprünglich Pentaptychon, Außenflügel verloren. Weichholz, Fassung aus dem 19. Jahrhundert. Schrein: H: 160 cm, B: 147 cm.



Abb. 14: Rehna, Kirche des ehemaligen Prémonstratenserklosters, Retabel auf dem Hochaltar, nach 1530

wird auf den ersten Blick deutlich, dass der Meister der Eichenkreuzzeit
 zu sich seiner Ausbildung in Lübeck eine Reihe von anderen Altar-
 ausmalungen kennen gelernt haben muss. Das weichenköpfige Aufsätze im
 Altar erreichen ebenso wie die kleinteiligen Szenen auf dem Flügel, dass
 dieser Bildhauer sich niederländische Arbeit zum Vorbild ge-
 nommen hat. Ähnlich wie etwa den Altar der Dortmunder St. Petrus-



Abb. 15: Rehna, Kirche des ehemaligen Prämonstratenserklosters,
 Figur der Heiligen Dorothea im Schrein



Abb. 16: Rehna, Kirche des ehemaligen Prämonstratenserklosters,
Figur der Heiligen Barbara im Schrein



Abb. 17: Breckerfeld, ev. Jakobus-Kirche, Figuren der Heiligen Barbara und Dorothea im linken Flügel

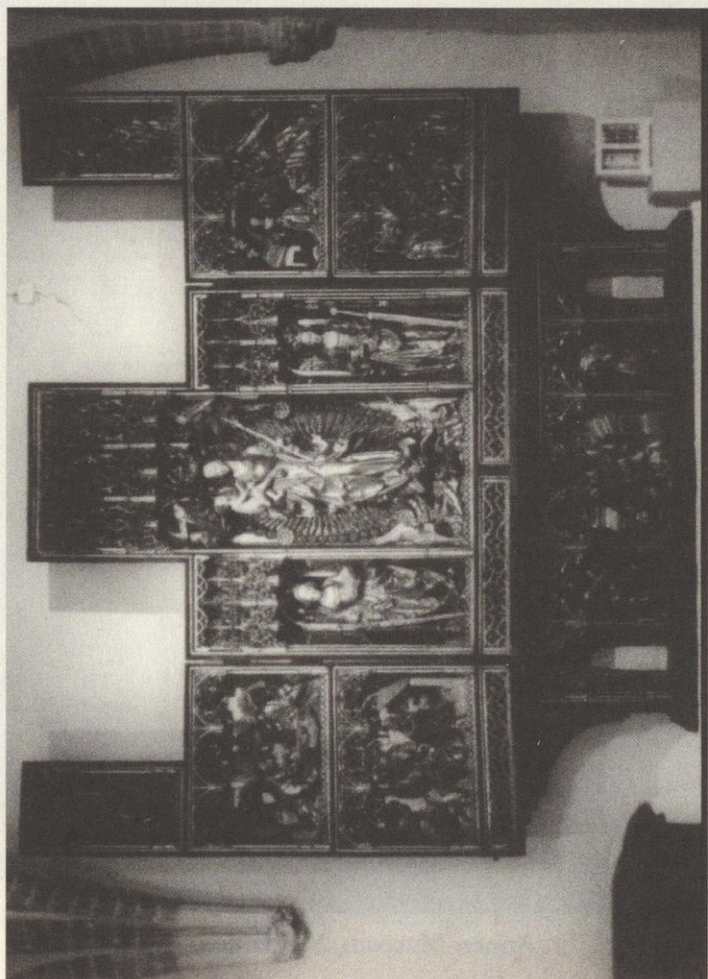


Abb. 18: Lübeck, St. Annen-Museum, Rosenkranzaltar aus dem Heilig-Geist-Hospital, um 1520



Abb. 19: Lübeck, St. Annen-Museum, Marienfigur im Schrein



Abb. 20: Hildesheim, St. Michael, Marienfigur aus dem Retabel im Westchor, um 1515



Abb. 21: Breckerfeld, ev. Jakobus-Kirche, Kopf der Marienfigur im Schrein



Abb. 22: Uelzen, Marienkirche, Christophorusfigur im rechten Flügel

Altar in der Uelzener Marienkirche.⁴⁶ Auf den ersten Blick scheint es hier keinen Zusammenhang mehr zu den erwähnten Altären zu geben. Blickt man aber auf die Flügel so findet sich dort die Figur eines Heiligen Christophorus, die wie ein Zwilling Bruder der Breckerfelder Figur wirkt. (Abb. 22) Obwohl die Figur in Uelzen nur 30 Zentimeter hoch ist, wiederholen sich hier doch bis ins kleinste Detail alle von Breckerfeld her bekannten Motive. Da der kleine Altar in Uelzen nicht einmal annähernd das Niveau der anderen Arbeiten erreicht, wird man in dieser Figur wohl einen Entwurf vermuten dürfen, der über den Uelzener Meister aus Lübeck mitgebracht wurde und aus der Werkstatt des Prenzlauer Meisters stammt. Derselbe Entwurf wurde auch in Breckerfeld verwendet.

Die Vergleiche zeigen deutlich, dass der Breckerfelder Altar aus Lübeck aus dem engsten Umkreis des Prenzlauer Meisters stammen muss. Da dessen frühestes bekanntes Werk in Prenzlau 1512 datiert ist, muss der Breckerfelder Altar später wohl um 1515 entstanden sein. Nach Breckerfeld kam der Altar aufgrund der Mitgliedschaft in der Hanse. Wer in diesem Städtebund einen größeren Altar bestellen wollte, der wandte sich automatisch nach Lübeck, auch wenn es relativ selten vorgekommen ist, dass Altäre so weit nach Süden geliefert wurden. In der jüngsten Untersuchung zum Breckerfelder Retabel bezieht sich Zupancic auf ein Gutachten des Holzwissenschaftlers Peter Klein von der Universität Hamburg.⁴⁷ Nach Kleins Analysen stammt das Holz für den Altar mit großer Wahrscheinlichkeit aus der näheren Umgebung von Breckerfeld. Zupancic geht daher verständlicherweise davon aus, dass der Breckerfelder Bildschnitzer aus Westfalen stammt. Die Erklärung für das heimische Holz liegt jedoch woanders. Man darf nicht vergessen, dass die Anschaffung eines solchen Altars ein enorm teures Projekt gewesen ist. Es lässt sich daher häufig anhand von Quellen nachweisen, dass die Bildschnitzer das Material von ihren Auftraggebern geliefert bekamen.⁴⁸ Damit konnten einerseits die Kosten niedrig gehalten werden und andererseits behielt man die Kontrolle über die Qualität des Materials. Die Breckerfelder waren zusätzlich in der günstigen Lage, über hervorragende Handelsverbindungen innerhalb der Hanse zu verfügen, über die

⁴⁶ Uelzen, Marienkirche. Triptychon. Eiche mit Fassung des 19. Jhdts. Schrein: H: 108, 5 cm, B: 113,5 cm.

⁴⁷ Zupancic 2001, S. 120.

⁴⁸ Am bekanntesten ist sicherlich die Holzlieferung für den Englischen Gruß von Veit Stoß in St. Sebald in Nürnberg. Vgl.: Veit Stoß in Nürnberg. Werke des Meisters und seiner Schule in Nürnberg und Umgebung. München 1983. Kat. Nr. 17, S. 202.

sie große Mengen an Erz exportieren. Eine Ladung Holz dürfte da wohl kaum Probleme bereitet haben.

Am Breckerfelder Altar lässt sich beispielhaft das komplexe Gefüge einer spätmittelalterlichen Gesellschaft mit ihren weitreichenden religiösen, kulturellen und wirtschaftlichen Verbindungen aufzeigen. Bleibt nur noch zu hoffen, dass man sich in Zukunft wieder öfter an diesen schönen Altar erinnern wird.

Literatur

Assmann 1955

Assmann, W. G.: Das Breckerfelder Altarwerk. Eine kritische Bestandsaufnahme. In: Zeitschrift für Kunstgeschichte 18, 1955. S. 68 ff.

Breckerfeld 2001

1252-2002. 750 Jahre Kirche in Breckerfeld. Herausgegeben vom Presbyterium der Evangelischen Kirchengemeinde Breckerfeld. Essen 2001.

BuKd Westfalen

Die Bau- und Kunstdenkmäler von Westfalen. Die Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Hagen-Land. Bearbeitet von A. Ludorff. Münster 1910.

Einzelberichte

Einzelberichte zur Denkmalpflege für die Jahre 1953-1961. Bearbeitet von Karl E. Mummenhoff. In: Westfalen. Hefte für Geschichte, Kunst und Volkskunde. 41. 1963. S. 3 ff.

Harsch o. J. [1958]

Harsch, O.: Der Jakobus-Altar in Breckerfeld. Schalksmühle o. J. [1958].

Hasse 1961

Hasse, M.: Der Meister der Rosenkranzaltäre. In: Niederdeutsche Beiträge zur Kunstgeschichte. Bd. 1. 1961. S. 201 ff.

Hasse 1982

Hasse, M.: Benedikt Dreyer. In: Niederdeutsche Beiträge zur Kunstgeschichte. Bd. 21. 1982. S. 9 ff.

Pieper 2001

Pieper, R.: Die Alte Pfarrkirche zu Breckerfeld. Eine architekturgeschichtliche Bestandsaufnahme. In: Breckerfeld 2001, S. 44 ff.

Skibbe 2001

Skibbe, C.: Breckerfeld im Zeitalter der Reformation. In: Breckerfeld 2001, S. 219 ff.

Vogt 2001 (1)

Vogt, W.: Die Konsolplastiken und Schlusssteine der Jakobus-Kirche. Gesichter aus der Vergangenheit – geschaffen für die Ewigkeit. In: Breckerfeld 2001, S. 75 ff.

Vogt 2001 (2)

Vogt, W.: Die Breckerfelder Kanzel – ein Meisterwerk aus zweiter Hand. Quellen und Forschungen zur wechselvollen Besitz- und Bauschichte. In: Breckerfeld 2001, S. 123 ff.

Zupancic 2001

Zupancic, A.: Der Schnitzaltar in der evangelischen Jakobus-Kirche. In: Breckerfeld 2001, S. 105 ff.

Abbildungsverzeichnis

1. Breckerfeld, ev. Jakobus-Kirche, Gesamtansicht des Retabels, um 1515
2. – Schrein
3. – Schlussstein im Vierungsgewölbe
4. – Flügel des Retabels
5. – Predella
6. – Rekonstruktionszeichnung des Kanzelaltars von 1834
7. Skizze aus dem Restaurierungsbericht von Georg Goldkuhle von 1885
8. Dortmund, St. Petri Kirche, Retabel auf dem Hochaltar
9. Volkach, St. Maria im Weingarten, Maria im Rosenkranz von Tilman Riemenschneider (1521-24)
10. Prenzlau, Marienkirche, ehemaliges Retabel auf dem Hochaltar von 1512
11. – Marienfigur im Schrein
12. Köping, Västmanland, Retabel auf dem Hochaltar, um 1525

13. – Marienfigur im Schrein
14. Rehna, Kirche des ehemaligen Prämonstratenserklosters, Retabel auf dem Hochaltar, nach 1530
15. – Figur der Heiligen Dorothea im Schrein
16. – Figur der Heiligen Barbara im Schrein
17. Breckerfeld, ev. Jakobus-Kirche, Figuren der Heiligen Barbara und Dorothea im linken Flügel
18. Lübeck, St. Annen-Museum, Rosenkranzaltar aus dem Heilig-Geist-Hospital, um 1520
19. – Marienfigur im Schrein
20. Hildesheim, St. Michael, Marienfigur aus dem Retabel im Westchor, um 1515
21. Breckerfeld, ev. Jakobus-Kirche, Kopf der Marienfigur im Schrein
22. Uelzen, Marienkirche, Christophorusfigur im rechten Flügel

Mit folgenden Ausnahmen stammen alle Aufnahmen vom Autor:

Abb. 1, 2, 4, 5, 6, 7: Archiv der evangelischen Kirchengemeinde in Breckerfeld

Abb. 4: Harsch [1958]

Abb. 8, 9, 10, 11: Fotosammlung des Kunsthistorischen Instituts der Freien Universität Berlin

Abb. 18, 19: eigene Aufnahmen, Abdruck mit freundlicher Genehmigung des St. Annen-Museums in Lübeck

Anna von Tecklenburg 1532–1582

„Die erste evangelische Regentin in Westfalen“

Zu den bedeutenden und immer wieder zitierten Frauengestalten der westfälischen Landesgeschichte in der Mitte des 16. Jahrhunderts zählt die Gräfin Anna von Tecklenburg, deren Lebensbild nachzuzeichnen in diesem Beitrag versucht werden soll. Eigentümlicherweise entzieht sich die Person der Anna von Tecklenburg immer wieder dem Blick des Historiographen. Obwohl eigentlich eine Fülle von Informationen über ihre Person existieren, tritt sie nur selten aus dem Schatten ihres Vaters Konrad und ihres bedeutenderen Sohnes Arnold heraus. Dass dieses so ist, hat vor allem zwei Gründe. Zum einen hat sich die westfälische Landesgeschichte des 16. Jahrhunderts natürlich in erster Linie mit den Ereignissen der Konfessionalisierung beschäftigt, also mit den Ereignissen um Konrad von Tecklenburg und sein Engagement im Schmalkaldischen Bund¹ und um die zweite Konfessionalisierungsphase zur Zeit ihres Sohnes Arnold 1588 und dessen Engagement für die Einführung der reformierten Theologie.

Ein weiterer, in unserer heutigen Medienwelt nicht zu unterschätzender Umstand berührt die Tatsache, dass von ihrer Person keinerlei Abbild auf uns überkommen ist. Hieran trifft sie selbst sogar ein gewisses Mitverschulden, da Anna von Tecklenburg offenbar nur wenig an Darstellungen ihrer Person gelegen war. In dem Osnabrücker Eherezess von 1560, wir werden dieses Dokument später noch einmal berühren, äußert sie nur ein geringes Interesse an der Portrairkunst, in der sie bedauerlicherweise nicht mehr als ein vorzügliches Mittel der Geldverschwendung entdecken konnte. Jedenfalls machte sie dies ihrem Gatten zum Vorwurf, von dem die Nachwelt eine ausgezeichnete Charakterstudie aus der Hand des Hermann tom Ring besitzt². So blieb die Beschäftigung mit dem Leben und Wirken der Anna von Tecklenburg für die westfälische Geschichtsschreibung bis heute ein weitgehend unerledigtes Desiderat.

¹ Behr, Hans Joachim, Der Verlust der Grafschaft Lingen und die Bemühungen der Tecklenburger Grafen um ihre Rückgewinnung, in: Emsland/Bentheim, Beitr. z. neueren Gesch., hrsg. v. d. Emsländischen Landschaft ..., Bd. 4, Sögel 1988.

² Lorenz, Angelika, Hrg., die Maler tom Ring, Werkverzeichnis, Bd. 2, Münster 1996, S. 448 f. und 558 f.

Allenfalls hat die Nachwelt von der Gräfin Anna in ihrer Eigenschaft als Förderin und Beschützerin des Arztes Johannes Weier Kenntnis genommen, der 1564 mit seiner berühmt gewordenen Schrift „De praestigijs Daemonum“ gegen die Hexenverfolgungen zu Felde zog. Von den meisten Autoren wird Anna von Tecklenburg in diesem Zusammenhang erwähnt.

Das Geburtsjahr der Anna von Tecklenburg wird mit 1532 angegeben³. Der Monat und Tag dieses Ereignisses sind nicht bekannt. Johann Arnold Rump nennt hierfür den Freitag nach Mariae Heimsuchung, also den 5. Juli. Aus ihrem Epitaph in der Reformierten Kirche zu Bentheim ist zu ermitteln, dass sie schon 1530 geboren sein könnte, da sie 1582 im Alter von 52 Jahren gestorben sei. Ihr Vater war Graf Konrad von Tecklenburg-Lingen und Rheda, der Letzte in der Reihe der Tecklenburger Grafen. Die Mutter war Mechthild von Hessen, eine Cousine Philipps des Großmütigen, eine Dame, welche zunächst eine geistliche Laufbahn eingeschlagen hatte, aber nach der Einführung des Luthertums in Hessen in nicht mehr ganz jungen Jahren sich dem Klosterleben abgewandt hatte und unter Vermittlung des Landgrafen eine Ehe mit Konrad eingegangen war. Konrad von Tecklenburg hatte zunächst die Grafschaft Lingen von seinem Onkel ererbt und 1534 das Tecklenburger Erbe angetreten. Von Philipp dem Großmütigen war er mit einigen Teilen der Grafschaft Hoya belehnt worden, die hessische Lehen waren, nämlich den Ämtern Üchte und Freudenberg an der Weser mit dem Hauptort Bassum, und neben dieser Belehnung scheint ihn auch eine sehr persönliche Bindung an das Landgrafenhaus gefesselt zu haben, so dass seine reformatorischen Bestrebungen in seinen Territorien wohl in erster Linie dem hessischen Einfluss zu danken waren.

1532 kam also das einzige Kind aus dieser Beziehung im Rhedaer Schloss zur Welt, die Tochter Anna. Über ihre Jugendzeit erfahren wir wenig. Sie wuchs in Tecklenburg auf, unter der Obhut der Damen des Stiftes Leden, die für ihre Erziehung und Ausbildung Sorge trugen. Ab dem Jahr 1549, Anna sollte in diesem Jahr ihr 17. Lebensjahr vollenden, traten die Eltern und die tecklenburgischen Räte in Verhandlungen mit Arnold I. zu Bentheim ein, um Vereinbarungen einer späteren ehelichen Verbindung mit dem jungen Bentheimer Erben Everwyn III. zu treffen⁴. Es gereichte sicherlich zu einer vor-

³ Stammtafel des mediatisierten Hauses Bentheim 1892.

⁴ Fürstliches Archiv Burgsteinfurt (FzBA) D Urk. 72, Bestätigung des Heiratsvertrages zwischen Everwyn Graf zu Bentheim und Anna der Tochter des Grafen Konrad von Tecklenburg (1549 März 13) 1553 Februar 13 Tecklenburg, in:

teilhaften Position in der Verhandlung, dass in diesen Jahren sich Arnold I. entschloss, in Bentheim-Steinfurt die Augsburger Konfessionsartikel anzuwenden. Everwyn war 1536 geboren, also um vier Jahre jünger als Anna. Er war zum Zeitpunkt der Eheverhandlung noch ein 13jähriger Knabe, über dessen Kopf da hinweg verhandelt wurde. Beiden Parteien war an einer politisch-dynastischen Verbindung zwischen den weltlichen Territorien Westfalens außerordentlich gelegen, da man sich nur so glaubte gegen übermächtige hegemoniale Interessen der benachbarten Bistümer wappnen zu können. Betrachtet man den Vertragstext, so findet sich dort unter anderem eine beachtenswerte Passage. Die Hochzeit sollte zu einem geeigneten späteren Zeitpunkt, nämlich 1553, gehalten werden, wenn die beiden Partner das notwendige Alter dazu erreicht haben würden. Zur gegenseitigen Absicherung wurde neben allen Abreden wie Wittumsverschreibung, Morgengabe, die die Ausstattung der Braut betrafen, auch ein Passus aufgenommen, dass bei einem vorzeitigen Ableben des Bräutigams die Ehe mit dem jüngeren Bruder Arnold geschlossen werden solle. Es ging also um die Absicherung des territorialen Einflusses der Tecklenburger und Bentheimer Grafenhäuser im nördlichen Münsterland unter dem Eindruck stetig schwindender politischer Macht des Grafen Konrad. Die im gleichen Zuge anwachsende Schuldenlast seiner Grafschaft und sein Engagement im Schmalkaldischen Bund führten 1547 dazu, dass Kaiser Karl V. die Reichsacht über Konrad verhängte und das Lehen der Grafschaft Lingen einzog, ein offenbar dramatisches Erlebnis, da Tecklenburg nun um rund die Hälfte seines Territoriums geschmälert war. Dem Verlust der Grafschaft Lingen lag folgende Vorgeschichte zugrunde, dass die Tecklenburger Grafen ihren Lingener Anteil 1526 an den Herzog von Geldern zu Lehen aufgegeben hatten, um den Bischof von Münster aus diesem Gebiet herauszuhalten. Als nun der Herzog 1538 kinderlos starb, zog Kaiser Karl V. dieses Lehen als ein heimgefallenes wieder ein und verschenkte es an Egmont von Büren. Als Begründung hieß es, Graf Konrad von Tecklenburg habe ja nicht um eine Belehnung nachgesucht. In der Öffentlichkeit stellte sich dieser Vorgang als eine Bestrafung für Konrads Engagement im Schmalkaldischen Bund dar⁵.

Zunächst gab es aber Erfreulicheres zu vermelden. 1553 wurde Hochzeit gefeiert. Die ersten Ehejahre scheinen einigermaßen har-

Alfred Bruns, Hrg., *Inventare Nichtstaatlicher Archive (INA)*, NF 7 Fürstliches Archiv Burgsteinfurt, Münster 1983.

⁵ Veddeker, Peter, *Das Testament der Gräfin Anna von Bentheim vom Jahre 1579*, In: *Jahrbuch des Heimatvereins Grafschaft Bentheim*, 1981, S. 47 f.

monisch verlaufen zu sein. 1554 wurde der Sohn und Erbe Arnold geboren, im darauf folgenden Jahr eine Tochter Walburg. Spätestens aber mit Ableben des Grafen Konrad im August 1556 scheint sich das Verhältnis getrübt und zu einer handfesten Ehekrise geführt zu haben. Denn mit dem Tode Konrads gedachte Everwyn die Regierungsgeschäfte in den durch Heirat erworbenen Resten der Grafschaft Tecklenburg anzutreten. Anna versuchte sich zunächst diesem Ansinnen geschickt zu entziehen. Im Verlaufe dieses Zwistes zeigte sich nun Annas imponierende Willensstärke wie auch ihr politischer Instinkt. Sie war entschlossen, ihr tecklenburgisches Erbe selbständig zu führen. Offen verwahrte sie sich gegen den Anspruch ihres Gatten auf die Übergabe der Regierungsgewalt.

Bald aber eskalierte der Konflikt in einem gewalttätigen Übergriff, indem Everwyn von Bentheim seine Gemahlin kurzerhand auf ihrer eigenen Burg gefangen nehmen und in den Turm werfen ließ⁶.

Nur dem resoluten Eingreifen des Grafen Anton von Oldenburg war es zu verdanken, dass dieses Gefängnis recht bald beendet werden konnte. Unter der Mitwirkung mehrerer befreundeter Territorialherren traf man sich noch im selben Jahr in Osnabrück, um Modalitäten für ein gedeihliches Familienleben zu erarbeiten. Es wurde ein Eherezess, der dem heutigen Betrachter einen tiefen Einblick in die Freudlosigkeit solcher unter dynastischen Vorgaben geschlossenen Ehen gestattet. Neben allerhand menschlichen Unzulänglichkeiten lässt der Vertrag erkennen, dass Anna von Tecklenburg sehr selbstbewusst die Regentschaft ihres eigenen Landes für ihre Person einforderte. Bentheim und Tecklenburg sollten ihre getrennten Verwaltungen behalten, vor allem dürfe man auf das Tecklenburger Land keine Schuldverschreibungen zugunsten der Bentheimer Kassen aufnehmen. Im übrigen warf sie ihrem Manne einen gewissen Hang zum Luxus vor, er unterhalte u. a. zu viele und zu kostspielige Pferde. Auch lasse sich sein Hang zur Eitelkeit daran ermessen, dass er kostbare Bildnisse von sich anfertigen lasse. Hier war wohl der Maler Hermann tom Ring gemeint, aus dessen Hand ein vorzügliches Portrait des Grafen Everwyn im Landesmuseum zu Münster noch heute existiert.

Ob sich das gestörte Miteinander nach dieser 1560 getroffenen Vereinbarung nun im wesentlichen Maße gebessert hat, werden wir kaum beantworten können. Nur 1 1/2 Jahre nach diesem Ereignis verstarb Everwyn auf der Burg Bentheim am 19. Februar 1562 mit 26

⁶ vergl. Müller, Friedrich, Geschichte der alten Grafen von Tecklenburg in Westfalen, Osnabrück 1842.

Jahren. Anna war nun 30 Jahre alt und als Regentin für ihren unmündigen Sohn Arnold mit der Regentschaft zweier Territorien betraut. Mit dem Tode ihres Gatten wird ganz sicher eine schwere Bürde von ihrem Leben genommen worden sein. Gleichwohl wurden die Dinge nicht einfacher. Ihre Stellung in Westfalen war durchaus nicht unangefochten. Begehrlichkeiten der benachbarten Bischofsländer bedrängten sie. Grenzkorrekturen an den verschiedensten Ecken und Kanten ihres Ländchens wurden angemahnt. Der Verlust der Grafschaft Lingen war keineswegs verschmerzt, und auf allen möglichen Wegen wurde versucht, das väterliche Erbe wiederzuerlangen.

Als 1566 die kleine Grafschaft Steinfurt ihrem Sohn Arnold zufiel, musste Anna auch hier die Regentschaft übernehmen und sah sich augenblicklich Forderungen des Bistums Münster ausgesetzt, die die Teilung oder Mitregierung in diesem an sich schon kleinen Ländchen verlangten.

Zu allem Überflus überzog Graf Philipp von Solms-Braunfels, der mit der Schwester ihres Vaters verheiratet war, zur selben Zeit die Grafschaft Tecklenburg mit weit reichenden Erbschaftsforderungen, die es abzuwehren galt und die in einen erbittert geführten Prozess vor dem Reichskammergericht in Speyer und später in Wetzlar mündeten, der erst 1703 entschieden wurde⁷.

Wie konnte eine Regentin in diesen Zeiten politisch überleben, zumal ja im Westen auf der niederländischen Seite der große Krieg der Geusen mit Spanien am Horizont absehbar war?

Die Rettung konnte nur durch verbündete Mächte kommen, an deren Entschlossenheit auch die Gegner nicht zweifeln konnten. Zunächst einmal galt es, sich dem Herzog Wilhelm von Kleve-Jülich-Berg zu nähern, der an seinem Hofe eine Fürstenschule unterhielt. Wilhelm war zwar in konfessionellen Dingen nicht sehr eindeutig, jedoch schien es eine gute Adresse für die Erziehung des jungen achtjährigen Erben Arnold zu sein. Hier am klevischen Hof konnten sich weitläufige Kontakte ergeben. Immerhin war die Herzogin eine Schwester des Kaisers, und auch sonst versprach man sich einiges von diesem Aufenthalt.

Weit wichtiger war allerdings, wie es sich noch herausstellen wird, die Kasseler Verbindung⁸. Der Sohn Philipps des Großmütigen war Landgraf Wilhelm IV., verheiratet mit Sabina von Württemberg. Er war ein Cousin der Gräfin Anna und, wie die recht zahlreiche Kor-

⁷ Akten des Fürstlich Solms-Braunfelsischen Archivs Braunfels.

⁸ Hessisches Staatsarchiv Marburg, Bestand 4 Politische Akten nach Philipp dem Großmütigen Abteilung F Bentheim.

respondenz zeigt, mit ihr in überaus freundschaftlichem Umgang. Familiennachrichten gingen hin und her, Geschenke wurden zu allen möglichen Anlässen ausgetauscht. Fässer mit württembergischen Wein wurden nach Tecklenburg verschickt, und zum Dank revanchierte sich Anna nach Landesart mit westfälischem Schinken und gepökeltem Hirschfleisch. Pferde und anderes Getier wurden zum Geschenk gemacht, auch von einem Transport lebender Fische aus der Ems für die Kasseler Schlossteiche wird berichtet. Ja, sogar von seltsamen Gegenständen wie einem „künstlichen Herzen gegen die Pestilenz“ ist die Rede. Die Kasseler Hofhaltung ihrerseits vermittelte Rentmeister und andere Verwaltungsfachleute nach Tecklenburg. Besonders gab es natürlich Berührungspunkte wegen der hessischen Belehnungen der ehemals Hoyaschen Ämter Uchte und Freudenberg. Als 1571 die weitere Ausbildung des jungen Grafen Arnold in Straßburg in Rede stand und der Bischof von Münster hierüber ein Mitspracherecht verlangte, widrigenfalls er sich an den Herzog von Alba wenden wolle, beruhigte Wilhelm IV. die Gräfin Anna mit den Zeilen, das werde sich der Bischof wohl bei einem kühlen Glase Bier noch reiflich überlegen.

Wenn man in Kassel den tecklenburgischen Dingen immer sehr aufgeschlossen gegenüber stand, so hatte auch dieses durchaus seine politischen Gründe. Die drei Grafschaften ganz im Westen wurden von einer allein stehenden Frau regiert, deren einziger Sohn in die nächste Generation führen würde. Falls dieser das Heiratsalter nicht erleben würde, was immerhin im Bereich der Möglichkeiten lag, da Arnold nicht einer der Gesündesten war, dann galt der Landgraf als nächster Verwandter in diesen Ländern als erbberechtigt. Es bestand also Grund genug, sich der tecklenburgischen und bentheimischen Dinge anzunehmen. Vor allem musste man in Kassel frühzeitig dafür Sorge tragen, dass bei einem etwaigen Todesfall nicht die Reichslehen eingezogen werden konnten, sondern die Landgrafen als Rechtsnachfolger bereit stünden.

Anna wusste ihrerseits recht gut, die hessische Politik für ihre Interessen zu nutzen und, wie wir gesehen haben, sich die Gunst der Landgrafen zu erhalten. Es kam aber auch darauf an, die Nähe zu der sehr einflussreichen Mittelmacht Hessen für Verwandte, Freunde und Feinde sichtbar zu kommentieren. In ihren Briefen bat Anna immer wieder seit dem Tode ihres Gatten um einen Besuch des Landgrafenpaares in Tecklenburg, zu dem es allerdings lange Zeit nicht kommen sollte. Erst im Februar 1567 erklärte Wilhelm IV. sich zu einer Reise

anlässlich einer Karnevalsfeier bereit⁹. Für die Zeit der Abwesenheit wurde der jüngere Bruder, Ludwig von Hessen-Marburg, formell als Stellvertreter in Kassel eingesetzt. Mit großem Gefolge (es wurden allein über 200 Pferde mitgeführt) ging es in vier Etappen über Warburg, Paderborn und Kloster Marienfeld nach Tecklenburg. In Paderborn herrschte unter den Räten eine erhebliche Aufregung, da der Fürstbischof nicht anwesend war und in aller Eile kaum für das erforderliche Zeremoniell gesorgt werden konnte. Keine Frage, der Besuch des Landgrafen Wilhelm fand allgemein die gewünschte Beachtung und war auch geeignet, auf den Bischof von Münster (Johann von Hoya war Herr der drei westfälischen Bistümer) durchaus Eindruck zu machen.

In diese Jahre fällt übrigens auch die Bekanntschaft mit dem Arzt Johannes Weier oder Wierus, dem Leibarzt des Herzogs von Kleve, den Anna an ihre Residenz nach Tecklenburg holte. Weier hatte 1564 eine berühmt gewordene Streitschrift „De Praestigiis Daemonum“ veröffentlicht, in der er gegen die Hexenverfolgungen polemisierend zu Felde gezogen war. Nach einer schweren Gemütskrankung seines Landesherren und Gönners hatte sich Weier vor seinen Feinden verstecken müssen, bis ihm Anna an ihrer Hofhaltung Schutz bot. Es ist wohl seinem Einfluss zu danken, dass die Territorien der Gräfin Anna von Hexenprozessen verschont blieben.

Ein weiteres Mal leistete der Kasseler Hof mit seinen ausgezeichneten diplomatischen Verbindungen zu vielen wichtigen Höfen, Geschäftsträgern und Informanten der politischen Welt eine wichtige Hilfestellung, als Anna von Tecklenburg sich für die weitere Ausbildung ihres Sohnes Arnold Ratschläge erbat. Die universitäre Ausbildung Arnolds sollte ihrer Meinung nach in Straßburg an der Sturmschen Akademie erfolgen, an der auch einst Buzer gelehrt hatte, und nach einem Studienjahr wäre dann die obligatorische Kavaliersreise anzutreten, welche mit einem Aufenthalt am königlichen Hof zu Paris gekrönt werden sollte. Straßburg schien unter anderem deshalb ein günstiger Studienort zu sein, weil dort im Domkapitel dieser Stadt doch einige Herren der näheren und fernen Verwandtschaft anzutreffen waren, auf deren tätige Hilfe oder doch wenigstens deren wachsames Auge Anna rechnen konnte. Landgraf Wilhelm schrieb darauf seiner Cousine zutreffend und unverblümt, dass er sich zu dem Vorschlag im ganzen nicht verstehen könne, da nach seiner Meinung die Akademie nicht mehr von den brillanten Gelehrten geführt werde wie ehemals, und von einer Reise nach Paris hielt er noch

⁹ Hess. Staatsarchiv Marburg, Best. 4 F Bentheim Nr. 3.

weniger, da ein junger Herr dort nichts lernen könne als „das Studium veneris“ und alles nur außerordentlich hohe Kosten verursachen werde. Damit war die Sache hinreichend und urteilssicher charakterisiert. Doch trotz des guten Rates wurde das Projekt in Angriff genommen. Der Straßburger Aufenthalt erwies sich als prägend für Annas Sohn¹⁰. Als er sich jedoch im August 1572 aufmachte, in die französische Hauptstadt zu reisen, wurde er von den Schreckensnachrichten des Massakers in der Bartholomäusnacht überrascht. Richtigerweise wurde die Kavaliertour augenblicklich abgebrochen, und ein überhasteter Heimweg wurde angetreten. Für das Studium der großen höfischen Welt musste nun der junge Graf Arnold mit der hessischen Hofhaltung bei seinem Onkel und Gönner vorlieb nehmen, der ja vorher schon gewarnt hatte.

Mit der Verheiratung des Sohnes mit der Gräfin Magdalena von Neuenahr-Moers im darauf folgenden Jahr 1573 übergab Anna von Tecklenburg nun die Regierungsgeschäfte über die Grafschaften Bentheim und Steinfurt an ihren Sohn. Das Regiment in Tecklenburg behielt sie jedoch weiterhin für sich. Es waren die letzten neun Jahre, die ihr vergönnt waren und die ganz offenbar etwas freundlicher und ruhiger verliefen. Sie richtete sich eine Residenz in Münster ein, wozu sie den Bentheimer Hof genannt „zur Kemnade“¹¹ herrichten ließ (an dessen Stelle befindet sich heute das große Hörsaalgebäude). Sie scheint dort ein relativ zurückgenommenes Leben geführt zu haben, allerdings schon bald geplagt von gesundheitlichen Problemen, weshalb sie von Zeit zu Zeit in den Bädern von Ems und Aachen Linderung suchte. Dem konfessionellen Wandel, den ihr Sohne Arnold anstrebte, scheint sie nicht gefolgt zu sein. Dem inzwischen erkennbaren Wandel zur reformierten Theologie, wie sie ihr Sohn und ihre Schwiegertochter bevorzugten, stand sie ganz offensichtlich mit einiger Abneigung gegenüber. Ihr Leben lang war sie eine bekennende Anhängerin der Lehre Martin Luthers gewesen. Den heranziehenden neuerlichen Konfessionswechsel suchte sie, soweit es ihr möglich war, zu verhindern. Als sie 1579 ihr Testament verfasste¹², verfügte sie, dass in ihrer Grafschaft Tecklenburg die Augsburgische Konfession bleiben solle. Ja, mehr noch, ihre Nachfolger sollten durch das Testament „verpflichtet und gebunden“ sein, bei „reiner und gesunder Lehr göttlichs Worts ... zu erhalten und verbleiben zu lassen“. Auch dieses Testament hatte sie in allen Details mit dem Landgrafen

¹⁰ Hess. Staatsarchiv Marburg a. a. O. Nr. 7.

¹¹ FzBA Repertorium B Lehnssachen, Hof zur Kemnade.

¹² Hessisches Staatsarchiv Marburg, Best. 4 F Bentheim Nr. 18.

Wilhelm abgestimmt und diesen zusammen mit dem Grafen Simon zur Lippe als Testamentsvollstrecker eingesetzt. Mit dieser letztwilligen Verfügung tritt noch einmal Annas ablehnende Haltung gegenüber dem Reformiertentum zu Tage. Jedoch konnte sie die Einführung der reformierten Moerser Kirchenordnung in den Tecklenburgischen Landesteilen nicht aufhalten. Diese konfessionelle Veränderung kam über die Grafen von Neuenahr aus deren engen Bindung an die Kurfürsten von der Pfalz. Die Heirat ihres Sohnes Arnold mit Magdalena von Neuenahr hat Anna selbst mit vorbereitet, als sie 1572 eine Reise Arnolds an den Kurpfälzer Hof diplomatisch einfädete¹³.

Bei der Abfassung ihres Testaments scheint sie ein Problem besonders beschäftigt zu haben. Der klare und möglichst eindeutige Interessenausgleich zwischen den Erben lag ihr aus leidvoller Erfahrung am Herzen. Die großzügige Abfindung ihrer Tochter Walburg, die mit dem Grafen von Wied verheiratet war, sollte verhindern, dass es je wieder zu einem langwierigen Erbschaftsprozess kommen sollte. Auch hier hatte Wilhelm ratend die Hand geführt. Nach der Abfassung dieser letztwilligen Verfügung lebte Anna von Tecklenburg noch 1 ½ Jahre. Sie starb in Schüttorf im Februar 1582 und wurde in der Gruft der Pfarrkirche zu Bentheim neben ihrem Gatten beigesetzt.

Literatur:

- Behr, Hans Joachim, Der Verlust der Herrschaft Lingen und die Bemühungen der Tecklenburger Grafen um ihre Rückgewinnung, in: Emsland/Bentheim, Beitr. z. neueren Gesch., hrg. v. d. Emsländischen Landschaft ..., Bd. 4, Sögel 1988
- Hunsche, Friedrich, Aus der Geschichte der Kirchengemeinde der Stadt und Grafschaft Tecklenburg, Lengerich 1966
- ders., Wann begann in der Grafschaft Tecklenburg die Reformation? in: Jb. f. Westf. Kirchengeschichte Bd. 84 1990, S. 63-79
- Lübbermann, Ernst August, Die Grafen von Bentheim, ihre Territorien und ihre Archive, Jb. d. Heimatvereins Grafschaft Bentheim 1971
- Klütting, Harm, Die reformierte Konfessions- und Kirchenbildung in den westfälischen Grafschaften des 16. u. 17. Jahrhunderts, in:

¹³ Hess. Staatsarchiv Marburg, a. a. O. Nr. 11.

- Schilling, Heinz, Die reformierte Konfessionalisierung in Deutschland, Gütersloh 1986
- ders., Reichsgrafen – Stiftsadel – Landadel. Adel und Adelgruppen im niederrheinisch-westfälischen Raum im 17. und 18. Jahrhundert, in: Enders, Rudolf, Adel in der Frühneuzeit, ein regionaler Vergleich, Köln/Wien 1991, S. 17-53
- ders., Das Fürstliche Haus Bentheim-Tecklenburg, Münster 1993
- Neuser, Wilhelm, Des Grafen Arnold zu Bentheim-Tecklenburg-Steinfurt etc. Übertritt zum reformierten Bekenntnis; in: W. Neuser und G. Dörner, Hrg., Bentheim-Tecklenburger Kirchenordnung, Bielefeld 1988
- Richter, Hans, Conrad von Tecklenburg, Westfälische Lebensbilder Bd. 4, Münster 1934
- Rübesam, Rudolf, Konrad von Tecklenburg, Diss. Münster 1928
- Veddeler, Peter, Das Testament der Gräfin Anna von Bentheim vom Jahre 1579, Jb. d. Heimatvereins Grafschaft Bentheim 1981, S. 47-62

Die kirchliche Emanzipation Lünens aus dem Brechtener Pfarrsystem

Die Translozierung der um die Wende des dreizehnten Jahrhunderts in märkischen Besitz gelangten Stadt L ü n e n¹ auf das südliche Lippeufer, die Graf Adolf II. von der Mark 1336 eingeleitet und 1341 mit der Verleihung eines städtischen Rechtsbriefes abgeschlossen hatte,² stellte die Bürgerschaft (Neu-)Lünens auch kirchlich vor neue Gegebenheiten. Da die Lippe seit alters die Scheidelinie zwischen dem Bistum Münster und dem Erzbistum Köln markierte,³ waren für die neue Stadt nunmehr die Elekten von Köln als geistliche Oberhirten zuständig. Mit der diözesanen Zuständigkeit wechselte auch die parochiale: Die Neustadt Lünen war angelegt im Winkel zwischen der Lippe und ihrem linksseitigen Sesekezufluss auf dem „byfang“ des Stift Cappenberger Hofes zu Gahmen, der in das Kirchspiel B r e c h t e n gehörte.⁴ Die dortige Pfarrkirche St. Johannis Baptistae⁵ war abteilichen Patronates. Ursprünglich (1174) der Abtei Deutz inkorporiert, gelangte sie später in die geistliche Verfügungsgewalt der Fürstäbtissin von Essen, der die Kollation zustand, ohne dass St. Johannes Bapt. dem Stift <pleno iure> inkorporiert war.⁶ In dem für die Lünener Entwicklung maßgebenden

¹ Bockhorst, Zwischen Münster und Mark. Lünen im 13. und 14. Jahrhundert, in: Der Märker, 1981, Heft 4, S. 163 ff. (167). Lehnemann, Die Entwicklung Lünens zur Stadt im 13. und 14. Jahrhundert, Der Märker, 1987, Heft 2, S. 59 ff.

² Spormecker, Chronica Lunensis Civitatis Marcanae, in: von Steinen, Westph. Geschichte, Lemgo (1760), Bd. IV, XXXII Stück, S. 1407 ff. Als „Chronik der Stadt Lünen von Georg Spormecker“ aus dem Lateinischen übersetzt von Hermann Wember, Lünen (1962) (Spormecker-Wember), S. 106 ff.

Lehnemann, Das Lünener Stadtrecht von 1341, in: Der Märker, 1991, Heft 2, S. 61 ff.

³ Nachweislich schon 1322: Schreiben des bischöfl. Generalvikariates Münster von 1886 Nov. 30, Stadtarchiv Lünen, Depos. Schwansbell, E 4, Best. 343.

⁴ Der Byvang(k) unterstand dem Grafen von der Mark als Cappenberger Stiftsvogt: 1346 erwarb er ihn auch zu Eigentum.

Bockhorst, Zwischen Münster und Mark, S. 168 (mit urkd. Belegen).

⁵ Über die ursprüngliche Bedeutung der Kirche in Brechten, an die deren Absplisse zu Kamen und Heeren noch im 14. Jahrhundert kanonische Abgaben zu entrichten hatten, vgl. M. Frisch, Die Grafschaft Mark, Münster 1937, S. 59. Erste Erwähnung eines Plebans in „Breichthene“ 1284 Okt. 13 (Westfäl. Urkundenbuch VII Nr. 1924 S. 895).

⁶ Brandt, Das Herrenkapitel am Damenstift Essen in seiner persönlichen Zusammensetzung und seinen Beziehungen zur Seelsorge 1292–1412, in: Beiträge z. Ge-

Zeitraum hatte sich eine alternierende Patronatsverwaltung ergeben, an der neben der Fürstäbtissin die Grafen von Dortmund und als ihre Rechtsnachfolger Bürgermeister und Rat der Reichsstadt Dortmund partizipierten.⁷

Die ungewöhnlich weite Entfernung zwischen dem Kirchdorf Brechten und den Neulünener Wohnstätten erwies sich von Anbeginn als problematisch für die vorfindliche Parochialstruktur. Wie sollte Lünens Einwohnerschaft auf die Dauer ihren kirchlichen Pflichten in Brechten geregelt nachkommen, wenn lange und unsichere Wegeverhältnisse, regnerische und winterliche Witterung sowie kriegerische Unruhen Leib und Leben, namentlich auch der neugeborenen Täuflinge und der alten Menschen, gefährdeten, wie Kranke „versehen“ und die Toten überführt werden? Außerdem erhöhte sich die Gefahr feindlicher Zugriffe auf die während der Gottesdienstzeiten von wehrfähigen Männern entblößte Stadt.⁸ So richtete sich das Lünener Interesse naheliegender Weise auf die Schaffung einer eigenen Gottesdienststätte innerhalb der städtischen Mauern. Den Bau einer solchen, einer ersten, noch strohgedeckten Kapelle von bescheidenen Abmessungen, ließ Graf Adolf alsbald in seiner neuen Stadtgründung aufführen, ohne indessen – so berichtet zweihundert Jahre später der Vizekurat und Ortschronist Georg Spormecker – zuvor das Einverständnis des Kölner Oberhirten und der für Brechten zuständigen Kollatoren in Essen und Dortmund erhalten zu haben.⁹ Ob die von Spormecker erwähnten Vergleichsverhandlungen, die diesem Mangel schließlich abhalfen, beim

schichte von Stadt und Stift Essen, Bd. 87 (1972), S. 5 ff. Zeitpunkt und Umstände des Patronatsüberganges an die Äbtissin von Essen unbekannt.

⁷ Langenbach, in: 600 Jahre Stadtkirche St. Georg Lünen (Festschrift), Lünen 1960, S. 6. Weber, Die Grafschaft Mark unter der Regierung des Grafen Engelbert III, in: Beiträge zur Geschichte Dortmunds und der Grafschaft Mark, Bd. XXII (1911), S. 43.

⁸ Langenbach, a. a. O., S. 6. Janssen, Die Regesten der Erzbischöfe von Köln, Düsseldorf 1982, Band 7, Nr. 104 = HStA Düsseldorf, Stift Essen, Urk. 602.

⁹ Spormecker-Wember, S. 20 f. Spormeckers Schilderung der Kirchwerdung trägt hier wenig aus, zumal er irrtümlich nicht den Grafen Adolf, sondern dessen erst 1346 zur Regentschaft gelangten Sohn Engelbert (III) als den Stadtgründer ansieht und dadurch die ihm zugeschriebene Rolle im Geschehensablauf überhaupt vage wird. Der Eindruck, die unterbliebene Zustimmung des Kölner Metropoliten und der Kollatoren in Essen und Dortmund sei Folge mangelnder Voraussicht oder Unbedachtsamkeit in der Vorgehensweise des Märkers gewesen, dürfte angesichts des kölnisch-märkischen Dauerkonfliktes und der potentiellen Bedrohung der benachbarten Grafschaft Dortmund durch die Neugründung Lünen in eine falsche Richtung weisen. Vgl. hierzu allg.: Reimann, Die Grafen von der Mark und die geistlichen Territorien der Kölner Kirchenprovinz (1313–1368). Monographien zur Geschichte Dortmunds und der Grafschaft Mark, Dortmund 1973, (Genealogische Tafeln nach S. 144) und Bockhorst, Zwischen Münster und Mark, S. 168.

Tode des Stadtgründers abgeschlossen waren, steht dahin. Noch im Jahre 1354 war die Kapelle in Lünen ungeweiht. Doch gestatteten die Kölner Erzbischöfe dem Brechtener Pfarrer (*rector eccl. parochialis in Brechtene*), in dem noch nicht konsekrierten Raum auf dem Altarstein die Messe zu lesen, und verlängerten diese auf ein Jahr befristete Gestattung wiederholt.¹⁰ Unter Graf Adolfs jugendlichen Nachfolger Engelbert III. waren die Verhältnisse jedenfalls soweit bereinigt, dass er die Foundation des Kapellenaltars mit den Patrozinien der Heiligen Georg und Katharina besiegeln konnte, ein Kapellenrektor dauerhaft installiert und die Erlaubnis zum Neubau eines größeren Gotteshauses erwirkte war.¹¹

Auf diesen Neubau, 1360 begonnen und um 1365 vollendet, die heutige Evangelische Stadtkirche St. Georg, bezieht sich eine für die Entstehungsgeschichte des Gotteshauses und seine Einordnung in die kirchliche Rechtssystematik aufschlussreiche Urkunde vom 5. Februar 1364.¹² Der Kölner Erzbischof Adolf (III.) von der Mark, Bruder des Grafen Engelbert, bestätigt darin vorab, dass die Stiftung der Kapelle in Lünen die Erfüllung einer Sühne darstelle, die sein Vorgänger, der Elekt Wilhelm, dem Bruder Engelbert auferlegt habe, und zwar im Rahmen eines päpstlichen Dispenses von dem zwischen Engelbert und seiner Gemahlin Richardis (von Jülich) bestehenden Eehindernisse. Dabei sei das Ausstattungsgut der Capellanie sakrifiziert und der „*libertas ecclesiastica*“ teilhaftig geworden.¹³ Sodann wendet sich der Urkundentext den eingangs beschriebenen, aus der Lage Lünens am entfernten Rande der Brechtener Parochie resultierenden Schwierigkeiten zu, die dem Erzbischof von dem Grafenpaar und der Lünener Bürgerschaft ausführlich vorgestellt worden sind. Die deshalb von ihnen beschlossene Anlegung eines Friedhofes (*atrium sive cimiterium*) und die Aufstellung eines Taufsteines in der Kapelle – das heißt des neuen, im Bau befindlichen Gotteshauses – werden von Adolf genehmigt. In allseits besiegeltem Einverständnis, an dem auch der Dekan von St. Mariengraden in Köln als Archidiakon, die Essener Fürstäbtissin, der Pfarrer von Brechten und der Kapellenrektor in Lünen beteiligt sind, wird jedoch die Ausübung der sakramentalen und pastoralen Dienste in

¹⁰ Janssen, *Die Regesten* pp., Band V, Köln und Bonn, 1973, Nr. 1461 (1348 Jan. 16) und Nr. 573 (1354 Aug. 28 (Soest)) StA Münster, Bestand Märkische Städte, Findbuch 398. Bd. XIV, (1362 Dez. 30) (Kopie).

¹¹ Langenbach, Lünen, S. 6 (o). Janssen, a. a. O., Band 8, Nr. 1517.

¹² Janssen, wie Anm. 8.

¹³ Daraus die Deutung, dass Lünen 1364 „zur Pfarrkirche erhoben“: Schlick, *Die Kapellen zu Lünen und Neuenrade werden zu Pfarrkirchen erhoben*, in: *Der Märker*, 1966, S. 89 f. Der Inhalt trägt u. E., jedenfalls was Lünen anbetrifft, die Überschrift nicht. Vgl. Janssen, *Die Regesten* pp., Bd. 6, Nr. 1517.

der Lünener Kirche nicht einschränkungslos freigegeben: Nur der Brechtener Pfarrer oder sein von ihm beauftragter Kaplan dürfen Pfarrbefugnisse in Lünen ausüben. Insbesondere der dortige Kapellenrektor hat sich jeder Einmischung in die Pfarrrechte und die Pfarrseelsorge zu enthalten, vielmehr seine Pflichten wie bisher am linken Altar der Kapelle zu erfüllen. Weder er noch irgendjemand sonst darf den Pfarrer von Brechten in der Wahrnehmung seiner Rechte in der Pfarrkirche zu Brechten und in der Kapelle zu Lünen belästigen oder behindern.

Durch diese pragmatische Regelung, die dem Bevölkerungsbedürfnis nachkam, die vorgegebenen Rechtsstrukturen im Kern aber unberührt ließ, wurde das Verhältnis zwischen den Kirchen in Brechten und Lünen für eine lange Zukunft bestimmt. Zugunsten des Lünener Kirchenwesens wurde ein faktisch weitgehender, rechtlich eingeschränkter Grad der Verselbständigung erreicht. Eine klare kirchenrechtliche Konsequenz aus der geographischen Situation sowie der unterschiedlichen Bevölkerungs- und Wirtschaftsstruktur im Sinne einer Umgestaltung des parochialen Zuschnitts blieb dagegen aus.

Der Brechtener Pleban Johannes de Isenkinch (Isking) hatte sich bei dieser Lösung zugunsten seines in Lünen ansässigen Gemeindeteiles mit Tatkraft und Umsicht eingesetzt. Das Erreichte legitimierte auch den äußeren Status, den Isking persönlich zuvor schon eingenommen hatte: während er sich bislang mit der Begründung in Lünen aufgehalten hatte, dass er seiner Feinde wegen im (unbefestigten) Kirchdorf Brechten nicht bleiben könne, nahm er jetzt seine Residenz dauernd in der Stadt,¹⁴ ist dort auch bald darauf gestorben und am Fuße des Hochaltars der soeben fertiggestellten Kirche beigesetzt worden. Ihn deshalb als „ersten Pfarrer“ der neuen „Pfarrkirche“ in Lünen zu bezeichnen, wie das in der Ortsliteratur zuweilen geschieht, ist aber unzutreffend und irreführend.¹⁵ Er war bis zuletzt Pfarrer (parochus) in Brechten, und seine Grabschrift in Lünen bestätigt das unmissverständlich.¹⁶ Auch Iskings jeweilige Nachfolger im Brechtener Pfarramt dürfte es vielfach, wenn nicht gar regelmäßig, in die aufblühende Stadt gezogen haben. Noch während der reformatorischen Umbildungen des 16./17. Jahrhunderts ist der Brechtener Kirchspielspfarrer in der städtischen „Wiedeme“ (wohl einem ehemals v. Schwansbellschen Wohnhofe) in

¹⁴ Lehnemann, wie Anm. 1, S. 75.

¹⁵ So Spormecker-Wember. S. 21 und 22. Rothert, Kirchengeschichte der Grafschaft Mark, in: Jahrbuch d. Vereins für Westfäl. Kirchengeschichte, Jahrg. 1911, S. 105. Das gleiche gilt für Iskings Nachfolger Gerhard (van) Wedderen: Spormecker-Wember, S. 22.

¹⁶ von Steinen, XXIV Stück, S. 216 u. Spormecker-Wember, S. 21.

Lünen wohnend bezeugt.¹⁷ Die wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung ließ offensichtlich das Mutter-Kirchdorf mehr und mehr in den Hintergrund treten.

Interessant ist, wie die 1364 festgelegte Ordnung zwischen den Kirchen in Brechten und Lünen, die rechtlich im Grunde eine Fortschreibung des status quo ante war, in den Bezeichnungen der jeweiligen Pfarrstelleninhaber ihren Ausdruck gefunden hat. Mehrfach begegnet die Kurzform „Pastor zu Brechten und Lünen“.¹⁸ Schon 1360 (Juli 27) wird der Brechtener Pfarrer – wohl Johan de Hepere de Nehe(i)m – in einem mit dem Pfarrer zu Altlünen geschlossenen Vergleich als „Johannes Pastor in Brechten und Lünen“ bezeichnet.¹⁹ Der Brechtener Pfarrer Johan Cappenberg „van dem Hamme“, der 1458 auch als „deken tho dorp munde“ (Dekan der Dortmunder Christianität) bezeugt ist und (etwa ab 1423) „over veyrtig jar“ amtierte, wird 1434, 1463 und 1465 Pastor in Brechten und Lünen resp. „der kerken to Brechden ind to Lunen“ genannt.²⁰ Auch bei dem 1537 im Brechtener Pfarramt stehenden Adam Vynnige (Vineige) aus Lünen treffen wir die Bezeichnung „Pastor zu Brechten und Lünen“ an,²¹ desgleichen bei seinem Nachfolger Sweder Broille 1541 (März 14).²² Ausführlicher lautet die Bezeichnung 1405 bei dem Pfarrer Hugo de Angelo: „Pastor ecclesiae matricis in Brechten et capellae in Lunen“,²³ und in einer Essener Berufungsurkunde (1610) „... collatio parochiali ecclesiae in Brechten cum annexa filia sive capella in Lünen“; eindeutig auch die Bezeichnung des parochus in Brechten als „verus pastor in Lünen“ im Brechtener Lagerbuch.²⁴ „Rector parochialis ecclesiae in Brechten ... et capell(a)e in oppido nostro Lunen“ nennen die märkischen Register den Brechtener

¹⁷ Bauks, Die evangelischen Pfarrer in Westfalen von der Reformationszeit bis 1945. Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte, Band 4, Bielefeld 1980, Nr. 171 (+ 1613 in Lünen) in Verbindg. mit Ratsprotokollbuch I Lünen, fol. 26 R.

¹⁸ Beurhaus, Die Merkwürdigkeiten der kaiserlichen und des H. R. Freier Reichsstadt Dortmund, Dortmund (um) 1760, S. 50.

¹⁹ Risse, Brechten. Aus der Geschichte eines Kirchspiels, Hilden 1984, S. 50 u. 64.

²⁰ Bauermann, Inventar des Stadtarchivs Kamen. Inventare der nichtstaatlichen Archive Westfalens. Neue Folge, Band 8, Urk. Nr. 140 (1464 Febr. 28). Archiv der Evangel. Kirche zu Kamen, Urk. Nr. 8 (1465 März 15), zitiert nach Rogge, in: Beiträge zur Geschichte Dortmunds und der Grafschaft Mark Bd. LXI (1964), S. 217. Risse, wie Anm. 19.

²¹ Risse (nach Beurhaus), wie Anm. 19 und 20.

²² StaatsArch. Münster, UrkundenRepertorium Fürstentum Münster, Findb. A 50, 4 u. 5. Ebd., Urk. Repertorium Haus Dahl (Gerstein), Findb. A 36.

²³ Erwähnt im Chronikteil des Lagerbuches der Kirchengemeinde Brechten, Landeskirchliches Archiv Bielefeld, pag. 181 ff.

²⁴ Lagerbuch Brechten, wie Anm. 23.

Pfarrer als Investiturberechtigten des Lünener Hauptaltars im Jahre 1473.²⁵

Im ortsgeschichtlichen Schrifttum wird das Verhältnis der Lünener Stadtkirche St. Georg zur Pfarrkirche in Brechten unterschiedlich beschrieben. Johan Diedrich von Steinen sagt, die „neue Kirche in Lünen“ habe die Freiheit, zu taufen und zu begraben, unter dem Vorbehalt bekommen, dass sie eine Tochter von Brechten sein und der Pastor zu Brechten den jeweiligen Pastor zu Lünen „anordnen“ solle.²⁶ Baedeker-Heppe definieren die Lünener Kirche entsprechend der erzbischöflichen Erlaubnis von 1364 als eine Pfarr-Kirche, welche jedoch ein „Filial“ sein und von dem Pastor zu Brechten „besetzt“ werden sollte.²⁷ Langenbach charakterisiert die erzbischöfliche Regelung von 1364 als eine „eigenartige Anordnung“, durch welche die „weitere Abhängigkeit der Capelle“ zu Lünen unterstrichen wurde.²⁸ Auch Rothert konstatiert, dass die Kirche in Lünen von Brechten „in großem Maße abhängig“ gewesen sei.²⁹ Löffler formuliert, die Kirche St. Georg in Lünen sei „bis gegen 1600 Filial von Brechten“ gewesen.³⁰ Lehnemann schließlich umschreibt den Status des Lünener Gotteshauses als den einer Pfarrkirche, „ohne von Brechten gelöst zu werden“.³¹ In den Urkunden lautet der durchgängige Terminus für Lünens Kirche „capella“.³² Das Brechtener Lagerbuch verwendet die Begriffe „ecclesia matrix“ für Brechten und „ecclesia filialis“ für Lünen.³³ In der Alltagssprache, der die kirchenrechtliche Differenzierung fern lag, herrschte vermutlich der Ausdruck „Kirche“ vor, worauf u. a. Dösseler hinweist.³⁴ In urkundlichen, auf größere Genauigkeit bedachten Zusammenhängen kommen auch beide Begriffe (Kirche und Kapelle) vor, so 1504 in einer Stiftungsurkunde: „... dem Herrn Pastor oder Rector in der tidt der kerken oder besageden

²⁵ Dösseler, Geistliche Sachen aus den Registern der Grafschaft Mark, in: Jahrbuch f. Westfälische Kirchengeschichte, 1952/53, II Teil, S. 13, Nr. 53 a.

²⁶ von Steinen, Westph. Geschichte, XXIV Stück, S. 226.

²⁷ Baedeker, Geschichte der Evangelischen Gemeinden der Grafschaft Mark und der benachbarten Gemeinden pp., fortgesetzt u. vollendet von Dr. Heinrich Heppe ..., Iserlohn 1870, Nachtrag Leipzig 1890, S. 392.

²⁸ Langenbach, Lünen, S. 7.

²⁹ Rothert, Kirchengeschichte, S. 104.

³⁰ Löffler, Preciosa minima Lunensia pp., in: Der Märker, 1991, Heft 2, S. 83 ff. (S. 86, Fußnote 1).

³¹ Lehnemann, Entwicklung Lünens, S. 74.

³² Dösseler, Geistl. Sachen, wie Anm. 25, Fußnote 1.

³³ Lagerbuch Brechten, wie Anm. 23.

³⁴ Dösseler, Geistl. Sachen, wie Anm. 25, Fußnote 2.

der tidt der kerken oder besageden Capellen tho Luinen ...“.³⁵ Der Lünener Notar und Stadtsecretarius Wessel(us) Cramer formuliert wohl am prägnantesten, wenn er 1607 in einem Kollationspatent den Brechter Pfarrer Wilhelm Baack „parochialis ecclesiae in Brechten et c u r a t a e c a p e l l a e in Luinen, Coloniensis diocesis, pastor“ titulierte.³⁶ Den gleichen Begriff „K e r k e n n oder s o r g e C a p e l l e n n der gesachten Stadt Luinen“ verwendet im Jahre 1504 auch der Notar und Priester Johan Jürgen Vollenspit alias Barbitonsor, der an der Lünener Kirche als Altarist amtierte, urkundlich.³⁷ St. Georg in Lünen war also S o r g e k a p e l l e (capella curata), die dort gestattete Ausübung der iura baptismi et sepulturae an den Pfarrer St. Jahannis Baptistae zu Brechten oder seinen Beauftragten gebunden.

Erst gut zwei Jahrhunderte nach den geschilderten Ereignissen, im weiteren Verlauf der Reformation, gewann die Lünener Stadtkirchengemeinde einen selbständigen, vom Mutterkirchspiel Brechten gänzlich unabhängigen Status. Während darüber im Kern Einvernehmen herrscht, gehen über den genauen Zeitpunkt und die näheren Umstände der Lünener Emanzipation die Ansichten auseinander. Lappe gibt als Entstehungszeitpunkt einer selbständigen, aus dem Brechter Pfarrverband gelösten Kirchengemeinde Lünen das Jahr 1550 an.³⁸ Er stimmt darin überein mit Schwieters, der ebenfalls die Trennung mit dem Beginn reformatorischer Verkündigung in der Stadt Lünen zeitlich gleichsetzt.³⁹ Auch Dösseler hält die Annahme einer so frühzeitigen Emanzipation Lünens für indiziert.⁴⁰ Rothert nennt das Jahr 1624 als Ende der kirchlichen Abhängigkeit Lünens vom Mutterkirchspiel Brechten,⁴¹ Löffler die Zeit „gegen 1600“ (s. o.), Thelitz das Jahr 1626,⁴² das von Bauks im westfälischen Pfarrerbuch übernommen

³⁵ Konvolut „Notizen und Nachrichten zur Gemeindegeschichte“ (Lünen), angelegt von Dr. Alma Langenbach (+). Privatbesitz.

Eine vereinzelte (Fehl-)Bezeichnung als „Pfarrkirche“ findet sich in der Nachricht über die Restaurierung des Gebäudes im Jahre 1512 und ist für diesen Zeitpunkt offensichtlich unzutreffend: „... templum parochialis Eccl. St. Georg. Martyr. a novo, quasi a fundo restauratur ...“ (Rothert, Kirchengeschichte, S. 104 unter Bezugn. auf von Steinen IV, 1445/46).

³⁶ Documentum praesentationis Vicarii Kreken (Konzept des Stadtschreibers) d. d. 1607 Juni 20, Stadtarchiv Lünen, Best. Buddenburg.

³⁷ Wie Anm. 35: Fundation der Bartholomaeistiftung (1504 Juli 5).

³⁸ Lappe, Die Sondereingemeinden der Stadt Lünen. Zur Geschichte der deutschen Stadtverfassung, Dortmund 1908, S. 40.

³⁹ Schwieters, Geschichtliche Nachrichten über den westlichen Teil des Kreises Lüdinghausen, Münster 1891, S. 501.

⁴⁰ Dösseler, wie Anm. 34 unter Berufung auf Lappe, in: Lünen 1926, S. 12.

⁴¹ Rothert, Kirchengeschichte, wie Anm. 29.

⁴² Thelitz in: 600 Jahre Stadtkirche St. Georg Lünen (Festschrift), Lünen 1960, S. 34.

wird.⁴³ Frisch und im Anschluss daran auch Lehnemann datieren die Trennung von Brechten auf das Jahr 1627.⁴⁴ Zur Annahme dieses Zeitpunktes tendieren auch Baedeker-Heppe.⁴⁵ Erst mit dem Jahre 1652 dagegen hält das Lagerbuch der Muttergemeinde Brechten die Trennung für vollzogen.⁴⁶

Die aufschlussreichste, aber bislang in diesem Zusammenhang noch nicht beachtete Quelle stellt das älteste Ratsprotokollbuch der Stadt Lünen dar. Es enthält – wenn auch teilweise unzusammenhängend und geradezu „versteckt“ zwischen andersartige Vorgänge eingefügt – die Aufzeichnung der wichtigsten Ereignisse und Verhandlungen, aus denen der letzte Abschnitt des Emanzipationsverlaufes sich erkennen lässt.⁴⁷ Die Protokolle heben an mit dem Jahre 1613. In ebendiesem Jahre war in seinem Lünener Wohnsitz, der „Wiedeme“ bei der Stadtkirche, der alte Pfarrer von Brechten Wilhelm B a a c k (Baeck, Bakius) gestorben. Mit diesem Ereignis begann eine zähe Auseinandersetzung seines Sohnes und designierten Nachfolgers Berndt Baack mit dem Rat und der „Gemeinheit“ der Stadt Lünen.

Zum besseren Verständnis dieser Auseinandersetzung sei eine Zwischenbetrachtung eingefügt. Die reformatorischen Anfänge in Lünen sind mit dem Namen des Geistlichen Jacob(us) Kintvader verknüpft, der um das Jahr 1550 in Lünen wirkte, aber schon 1553 in Lippstadt bezeugt ist und 1538 unter dem Verdacht des Zwinglianismus entlassen wurde.⁴⁸ Bauks nimmt an, dass er während seines reformatorischen Wirkens in Lünen Parochus, also Pfarrer zu Brechten (und Lünen) gewesen sei.⁴⁹ Bremer, der Kintvader als d e n Reformator von Lünen ansieht, weist dagegen auf den Umstand hin, dass sich seine reformatorische Verkündigung auf die Stadt Lünen beschränkt, darin auch wohl die Zustimmung des Rates gefunden habe, da andernfalls der „nachweislich katholisch gebliebene“ Pfarrer von Brechten vermöge seiner geistlichen Aufsicht Kintvaders Bestrebungen würde unterbunden ha-

⁴³ Bauks, Pfarrerbuch, Nr. 173.

⁴⁴ Frisch, Die Grafschaft Mark, Münster 1937, S. 59. Lehnemann, Entwicklung Lünens, S. 74.

⁴⁵ Baedeker-Heppe, Geschichte der evang. Gemeinden, S. 394.

⁴⁶ Lagerbuch Brechten, wie Anm. 23.

⁴⁷ Ratsprotokollbuch I (1613 ff.) der Stadt Lünen, Original Stadtarchiv Lünen – Nachstehend werden dazu, soweit möglich, die Seitenzahlen des Originals („fol ...“) angegeben.

⁴⁸ Thelitz, Festschrift, S. 34.

⁴⁹ Bauks, Pfarrerbuch, Nr. 3162.

ben,⁵⁰ eine Erwägung, die vielleicht zudem für damals schon virulente Trennungstendenzen des Rates spricht. Die Durchsetzung der Reformation im gesamten Kirchspiel – und zwar nunmehr eindeutig lutherischer Prägung – ist erst für den Anfang der siebziger Jahre jenes Jahrhunderts anzunehmen. Sie wird markiert durch die (faktische) Resignation des letzten altgläubigen Pfarrers Jost von der Recke, der sich in das Kirchspiel Altlünen auf dem nördlichen Lippeufer absetzte, das katholisch geblieben war.⁵¹ Der Mann, dem er auswich und der als der eigentliche Reformator der Brechtener Parochie anzusehen ist, war der erwähnte Wilhelm Baack. Er stammte aus der Nachbarschaft Brechtens: sein Vater und sein Bruder, beide Berndt mit Vornamen, waren Richter des „kayßerlichen freien Reichs Hofes Huckarde“ am Rande der Grafschaft Dortmund.⁵² Sie saßen auf dem schon 1278 von der Familie bewirtschafteten „Baicks-Guitt“ in Huckarde.⁵³ Der Pfarrer Wilhelm Baack selbst lebte in offiziellem Ehestande, und zwar schon in einer frühen Phase seiner pfarramtlichen Tätigkeit: das älteste Dortmunder Morgensprachen-Register verzeichnet am 23. Oktober 1576 unter den Standgenossen eines ehelichen Gütervertrages „D. Wilhelm Baek, pastor zu Brechtten, Katharina ux o r“.⁵⁴ Unter Baack als Pfarrer amtierten am Lünener Filial St. Georg der „clericus“ Johannes Tappius (Tappe) als Vizekurat und mehrere Altaristen, an der Mutterkirche Brechten als „adjunctus“ und „ecclesiastes“ des Pfarrers Sohn Berndt Baack.⁵⁵ Diesem resignierte der Vater 1610 sein Amt in Brechten und Lünen durch schriftlichen Revers gegenüber dem kollationsberechtigten Stift Essen, um beizeiten Berndts Nachfolge sicherzustellen; doch unterblieb die Publizierung bis zum Ableben des Vaters.⁵⁶ Ungeachtet seiner zuletzt alters- und krankheitsbedingten Zurückgezo-

⁵⁰ Bremer, Chronik der Stadt Lünen, Dortmund 1842. Neubearbeitet von H. Gerdsmann, Lünen 1920, S. 27.

⁵¹ Thelitz, wie Anm. 48. Lagerbuch Brechten: „... J. von der Recke nach A. L. „geflüchtet“ ...“

⁵² Baedeker-Heppe, Gesch. der evangel. Gemeinden, S. 396, a. 3. Ulrich, C. A., Chronica Ulriciana Cappenbergensis. Sammlg. genealogisch-historischer Nachrichten zur FamGesch., 1884. Fortgeführt von Scharmann, U. J., 1955. Privatbesitz Bielefeld. (CUC).

⁵³ Rübel, Die Armen- und Wohltätigkeitsanstalten der freien Reichsstadt Dortmund, in: Beiträge zur Gesch. Dortmunds und der Grafschaft Mark, Band XX (1911), S. 221.

⁵⁴ Barich, Die Dortmunder Morgensprachen 1558–1585, in: Beiträge zur Geschichte Dortmunds und der Grafschaft Mark XXVII/XXVIII, Dortmund 1920, Nr. 1142 (1576 Okt. 23).

⁵⁵ Bauks, Pfarrerbuch, Nr. 6261 und Nr. 173. Tappes Selbstbezeichnung 1612 (Archiv Schwansbell): „minister verbi divini in Lünen“.

⁵⁶ Siehe Anm. 61 und Ratsprotokollbch. I, fol. 19 R.

genheit nahm Pfarrer Baack noch ein Jahr vor seinem Tode starken Anteil an der gesamtkirchlichen Entwicklung und identifizierte sich mit dem erwachenden synodalen Bewusstsein in den lutherischen Gemeinden des Landes. Der Geburtsstunde der märkischen lutherischen Kirche, der Generalversammlung vom Jahre 1612 in Unna, musste er aus Gesundheitsrücksichten fernbleiben, beauftragte aber seinen Sohn Laurentius Baack, derzeitigen Vizekuraten in Methler, in seinem Namen die in Unna vorgelegte Confessio zu bestätigen. Dieser unterzeichnete sich im Liber Confessionis mit den Worten: „Laurentius Back, iussu patris Wilhelmi Baack, pastoris in Lünen, quia propter adversam valetudinem in persona comparare non potest“.⁵⁷ Dass der Vater hier nur „Pastor in Lünen“ (ohne Nennung Brechtens) genannt wird, hängt nicht etwa mit dem erwähnten Resignationsrevers zusammen – er galt ja gleichermaßen für Brechten und Lünen –, trägt vielmehr den damaligen territorialen Gegebenheiten Rechnung. Nur seine Zuständigkeit in Lünen, das zur Grafschaft Mark gehörte, rechtfertigte Baacks Beteiligung an dem Konstituierungsvorgang in Unna. Das Kirchdorf Brechten dagegen lag in der Grafschaft Dortmund und fiel in die Zuständigkeit des geistlichen Ministeriums der Reichsstadt Dortmund, so dass der Pfarrer von Brechten als solcher auf der Unnaer Generalversammlung keinen Platz hatte. Das war die Ausgangslage, als ein Jahr später mit Baacks Ableben die Pfarrvakanz in Brechten (und Lünen) offiziell eintrat.

Schon zwei Wochen nach dem Tode des Altpfarrers beraumte der Lünener Rat auf Ersuchen des Sohnes Berndt Baack, den das Protokoll durchgehend den „Pastor zu Brechten“ nennt, einen ersten Erörterungstermin an. Baack hatte angekündigt, es gehe um seine „Jura, die er wolle zu praesentiren und darüber der von Lünen erklerungh ... erwarten“.⁵⁸ In der Aussprache im Hause des „regierenden“ Bürgermeisters Dr. Kramer forderte Baack unter Vorlage einer Originalurkunde der Essener Fürstäbtissin den Rat auf, ihn als Pastor von Lünen anzuerkennen und hier zum öffentlichen Predigtamt („ad concionandum“) zuzulassen.⁵⁹ Den Inhalt der vorgelegten Urkunde hat das Protokoll nicht aufgenommen. Aber wir können es durch eine Abschrift aus anderweitiger Quelle ergänzen.⁶⁰ Es handelte sich um das Kollationspatent, das der junge Baack auf die Resignation des Vaters von der Äbtissin Elisabeth von Berg erwirkt hatte. Es lautet: „Elisabeth nata ex comi-

⁵⁷ Von Steinen, Westph. Geschichte, XXIV Stück, S 289.

⁵⁸ Ratsprotokollbuch I (1613) fol. 15 R.

⁵⁹ Ratsprotokollbuch I, wie vor.

⁶⁰ (Ältere) Abschrift in CUC (Anm. 52). Lagerbuch Brechten, a. a. O.

tibus de monte, Dei gratia Abatihsa de Essen, dedit collationem parochiali ecclesiae in Brechten una cum annexa filia sive capella in Lünen per literam resignationis Wilhelmi Baak ultimi possessoris vacantis, Bernhardo Baak anno 1619 d(ie) 13. Augusti“.⁶¹ Nach Verlesung dieser Urkunde und Prüfung der Siegel zeigten sich die beiden Bürgermeister und die beiden ältesten Ratsherren („assessores consulum“) überrascht und erklärten: Da die vorgewiesene Kollation schon vor vier Jahren geschehen sei, der Pastor sich aber zu Lebzeiten seines Vaters dem Rat niemals präsentiert, noch in Lünen zu predigen begehrt habe, könnten sie sein Anliegen nur „ad referendum“ entgegennehmen und ohne Beteiligung des ganzen Rates und der Gemeinheit nichts entscheiden (fol. 19 R). Über die beiden Vorsteher der Gemeinheit – in Lünen „Worthalter“ oder „tribuni plebis“ genannt – ließ der Magistrat die Nachfolgefrage innerhalb der Bürgerschaft zur Aussprache bringen und erhielt ein eindeutiges Stimmungsbild: Die befragten ältesten Bürger der Stadt seien, so berichteten die Worthalter, alle für Herrn Johannes T a p p i u s, den bisherigen Vizekuraten, eingetreten, der ein Lünener Bürgerkind sei und in Pestzeiten – wie schon sein seliger Vater – viel für die Gemeinde getan habe. Dem möge der Rat bei seinen weiteren Verhandlungen Rechnung tragen (fol. 21). Mittlerweile war die Zeit ins Land gegangen und die Ratswahl, die in Lünen herkömmlich zu Petri ad cathedram (22. Februar) stattfand, stand vor der Tür. Erst im Rahmen der „Bauersprache“ des Jahres 1614 brachten die Worthalter neben anderen Anliegen die schwebende Frage vor dem neuen Rat zur Sprache.

Diesmal werden im Protokoll die eigentlichen Hintergründe und die Rechtspositionen deutlicher: Wenn der junge Pastor von Brechten sich in eigener Person „der gebuer nach“ in Lünen einstellen und hier gänzlich niederlassen würde, müsse die Bürgerschaft das hinnehmen und „sulches erleiden“. Könne oder wolle er aber den Kirchendienst in Lünen nicht in eigener Person leisten, dann müsse Herr Johannes Tappius, altem Brauch entsprechend, als ein Bürgerkind „fur einem f r e m b d e n praeferirt“ und ihm der Einzug in den Pfarrhof (Wiedeme) zugestanden werden. Im übrigen möge wegen des Dienstes und wegen der Einkünfte Parität zwischen Tappius und „dem a n k o m m e n d e n“ gehalten werden (fol. 26). Wer der Fremde, Ankommende war, lässt das Protokoll ungesagt; aber spätere Eintragungen machen es deutlich: Es ging um Wilhelm T o e l (l) n e r (Telonius), einen aus Unnaischem Pfarrhause stammenden Theologen, der unter anderem in Wittenberg studiert und bereits in der lutherischen Gemeinde Bochum

⁶¹ wie Anm. 60: Texte konkordant.

kurze Zeit im Predigtamt gestanden hatte.⁶² Ihn beabsichtigte der junge Pastor Berndt Baack in Lünen als seinen Substituten ins Amt zu bringen, um sich seinerseits auf den Dienst in Brechten zu konzentrieren. Die Erklärung für die Auswahl dieses Amtsbruders findet sich in einem anderen Zusammenhang (1619 Mai 22): Toellner war Baacks Schwager.⁶³ Dass Baacks Einsatz für Toellner Züge einer familiären Erbteilung aufwies, wird nach damaligen Usancen im Pfründenwesen kaum durchgreifendes Unbehagen ausgelöst haben. Gewichtiger stand ihm entgegen, dass der aus Lünener Theologenfamilie stammende und in der Seelsorge bewährte Gegenkandidat Tappe von der Sympathie der Bevölkerung getragen wurde. Als der Pfarrer dies erkannte, ließ er sich, sobald ihm der Rat das Lünener Gemeindevotum eröffnet hatte, nach einigem Verhandeln auf den Vorschlag einer Parität zwischen den Bewerbern ein (fol. 26 R). Doch verweigerte er in der Folge beharrlich die Zustimmung zum Einzug des Gegenkandidaten in den Pastoratshof, der trotz der Amtsparität ersichtlich als Rangsymbol gewertet wurde. Der Pfarrer erschien dabei im Beistande seines Schwiegervaters, „des Welckener zu Huckarde“. (Das war der rechts- und verhandlungserfahrene Johannes Welckener, Fürst-Essendischer Richter zu Huckarde.)⁶⁴ Aber auch der Rat gab in diesem Punkte nicht nach, so dass der Secretarius einen späteren Verhandlungstermin mit der resignierenden Feststellung zusammenfassen musste: „Wegen der Pastorat beyderseits weittere handlungh gepflogen und will nit fruchtbarligs abhandelen kommen ...“ (fol. 27). Danach lassen die Protokolle erkennen, dass der Rat zunehmend die alleinige Entscheidungsbefugnis für sich in Anspruch zu nehmen versuchte. Er „concedirte“ Fristen, warnte vor den Folgen der Überschreitung und der Vornahme präjudizierender Handlungen an dem streitigen Objekt. Unter dem Vorwurf, dass Pastor Baack wiederholt zum Verhandlungstermin nicht erschienen sei und in der Zwischenzeit verfängliche Grabarbeiten in den Pastoratsgärten habe vornehmen lassen, verfügte der Rat schließlich mit Zustimmung der Worthalter die Räumung der Wiedeme binnen vier Tagen und deren Übergabe mitsamt der Gartenstücke an Tappe.

Buchstäblich im letzten Augenblick fand der Streit doch noch seine Beilegung im Sinne der städtischen Vorstellungen. Vor dem versammelten Rat bestätigten alle drei Geistlichen, Baack, Toellner und Tappe, gemeinsam ihr Einverständnis mit einer Parität in Diensten, Renten und Einkünften zwischen den beiden letztgenannten sowie die Zuwei-

⁶² Bauks, Pfarrerbuch, Nr. 6348. Matrikelauszug Wittenberg (1605), in: Jahrbuch für Westfäl. Kirchengeschichte, 1949, S. 105.

⁶³ Ratsprotokollbuch I, fol. 45.

⁶⁴ Stadtarchiv Dortmund, Haupturkundenarchiv, Urk. v. 1622 II 14.

sung der umstrittenen Wiedeme an Tappe gegen Einräumung des von diesem bislang bewohnten Vikarienhauses an Toellner. Doch erreichte Pfarrer Baack, dass der gefundene Kompromiss nur auf die Dauer von zwei Jahren unter Vorbehalt einer definitiven Regelung Geltung haben solle. Bis dahin sollten auch Steuern, Lasten und Abgaben (onera und schatzungh) unter den beiden Geistlichen „pro quota partirt“ werden. Weitere Einzelheiten, insbesondere das Pfründenaufkommen verschiedener Vikarien betreffend verwies der Rat in eine zwischen den Beteiligten selbst zu treffende Vereinbarung. Auch diese kam schließlich zwischen „Herrn Johannes und Herrn Wilhelm“ als „Vertragh intra Tappium et Toelnern“ zustande und wurde vom Stadtschreiber ins Ratsprotokollbuch aufgenommen. Darin wurden alle „gebrechen wegen haußstewer, entbehrten rhenten, gartens und sonsten In allem verglichen“ (fol. 95).

Mit diesem schiedlichen Abschluss der Auseinandersetzung hatte der Rat die Lünener Position gegenüber dem Parochus von Brechten fraglos zu stärken vermocht. Über die residenz- und güterrechtlichen Fragen hinaus hatte er seine Mitsprache auch im Bereich der Stellenbesetzung selbst erreicht. So machen sich in den geschilderten Ereignissen wohl auch die Anzeichen eines veränderten Zeitgeistes geltend. Nachdem reichsrechtlich die Autorität der partikularstaatlichen Gewalten auch in Glaubensfragen durch den Augsburger Friedensschluss von 1555 legitimiert war, regte sich in der Grafschaft Mark angesichts der Unentschlossenheit ihrer klevischen Landesherrschaft bei den städtischen Magistraten das Bestreben, das *ius reformandi* und die damit zusammenhängenden Fragen auch auf ihrer Ebene in Anspruch zu nehmen. – Andererseits wurden nachwirkende Strukturen des kanonischen Rechtes in den jungen evangelischen Gemeinden nicht ohne weiteres ignoriert, wie die grundsätzliche Respektierung des Kollationsrechtes der Essener Äbtissin über das Doppelamt in Brechten und Lünen sichtbar macht. Damit aber war incidenter der Fortbestand des (vorreformatorischen) Nexus zwischen Brechten und Lünen anerkannt.

Die weitere Entwicklung in Lünen zeigt, dass Baack als Pfarrer von Brechten auch weiterhin Gesprächspartner des Lünener Rates blieb. Er – und nicht etwa Toellner – war es, der nach Ablauf von zwei Jahren (November 1616) die vertraglich vorbehaltene Ersetzung der vorläufigen Regelung durch eine endgültige einforderte. Der Rat schaltete auch diesmal wieder die Gemeinheit ein und befand danach, es möge aus guten Gründen, wahrscheinlich wegen Tappes ohnehin vorgeschrittenen Alters, vorerst noch bei der bisherigen Wohnsitzregelung und der ausgemachten Parität bleiben (fol. 84) Dann schweigt das Protokollbuch jahrelang über das Verhältnis der Amtsbrüder, was uns berechtigt,

auf eine einträchtige Gestaltung ihrer Beziehungen zu schließen. Nur einmal, zu Ende des Jahres 1618, geben sie eine zwischen ihnen getroffene Abmachung zu städtischem Protokoll, aus der sich ergibt, dass Tappe für den Kollegen den „gesangh fur und nach der Predigt vurm altar“ zu verrichten und Toellner ihm dafür zwei Scheffel Korn zugelegt hatte. Dagegen wurden Tappe für diesen Chordienst nun die Gefälle der Vikarie St. Anthonii et Erasmi allein überlassen (fol. 98). Erst nach dem Tode Tappes erging in den letzten Apriltagen des Jahres 1626 an seine Witwe das Ratsdekret, den Wiedemhof binnen acht Tagen zu räumen. Hinsichtlich der Einkünfte des Altars der zehntausend Märtyrer wurde ihr das „Nachjahr“ vergönnt (fol. 142). Toellner hielt seinen Einzug in die Wiedeme und erlangte im gleichen Jahr gegen förmliche Leistung des Bürgereides mit seiner Frau und seinen Kindern die städtische Bürgerschaft, die ihm gratis eingeräumt wurde (fol. 143 a). Als Nachfolger Tappes in der Vicarie decem millium martyrum und „prediger Gottlichs Worts“ – nun aber ersichtlich mit Nachrang gegenüber Toellner – wurde der gleichfalls aus Lünen stammende, soeben examinierte Hermann Rumpaeus berufen.⁶⁵

An diese Ereignisse vor allem knüpft sich die Aussage, dass Lünen in diesem Jahre 1626 endgültig aus der Abhängigkeit von Brechten gelöst worden sei. Es scheint sich aber um Konklusionen zu handeln, wenn etwa Baedeker-Heppe zurückhaltend formulieren, dass Baack „seinen Abschied“ und im Folgejahr „Toellner zum Nachfolger erhalten“ haben soll.⁶⁶ In der Tat ist diese Annahme auch keineswegs zweifelsfrei. Noch im Jahre 1633 widmet Baacks Neffe Johannes Baack (Bakius) aus Methler, Sohn des dortigen Pastors Scotus Baack, seine unter dem Vorsitz Scheiblers in Dortmund gehaltene und bei Vigelius gedruckte Disputation „DE BAPTISMO“ seinem Oheim mit den Worten „Domino Bernhardo Bakio Pastori in Brechten & Lünen“. ⁶⁷ Pastor Toellner hatte auch nach Abschluss des Paritätsvergleiches vom Jahre 1614 weiterhin den Primat seines Schwagers Baack als Pastor von Brechten, zumindest den Fortbestand gewisser Rechte zu dessen Gunsten in Lünen anerkannt. Aus ihm zustehenden Vikariatsgefällen entrichtete er an den Schwager Baack jährlich ein Reservat. Als der Rat dies 1619 in Erfahrung brachte, drohte er mit Entzug der Pfründe, bezeichnete aber in dem Dekret den Schwager ausdrücklich als „Herrn Berndt Baeck Pastorn in L ü n e n & B r e c h t e n“. ⁶⁸ Ob Toellner

⁶⁵ Vogeler, Eine alte märkische Pastorenchronik, in: Jb. des Vereins für die Ev. Kirchengeschichte Westfalens 8, 1906, S. 65 ff.

⁶⁶ Baedeker-Heppe, a. a. O., S. 394 („... B. seinen Abschied erhalten“)

⁶⁷ Kopie der Titel- und Widmungsseite in CUC

⁶⁸ Ratsprotokollbuch I, fol. 45.

und Baack sich gefügt haben, ist nicht erkennbar. Baacks fortbestehende Zuständigkeit für Lünen wurde aber auch überörtlich von der märkischen Kirchengemeinschaft als gegeben angesehen, und zwar lange über den Zeitpunkt der angeblichen „Entlassung“ in Lünen hinaus. Fast zwanzig Jahre danach, auf dem Generalkonvent, den die lutherische Kirche der Grafschaft Mark 1645 in Schwerte abhielt, vermerkt das Protokoll, dass Bernhardus Baack, „Pastor in Lünen non comparuit et nondum confessionem subscripsit“.⁶⁹ Es wurde also korrekt festgehalten, dass der (ins reichsstädtische Kapitel zu Dortmund eingebundene) Pfarrer zu B r e c h t e n wegen seiner Pastoralrechte in der (zur märkischen Synode gehörenden) Filialgemeinde L ü n e n auf der Tagung der märkischen Synode anwesend oder vertreten sein und sich ins märkische liber confessionis eintragen müsse. Ja, noch gegen sein Lebensende, auf der Tagung der Generalsynode vom Mai 1649 in Bochum, unterzeichnete der (Kirch-)Derner Pfarrer Melchior Boemcke, der als Vertreter der Prediger-Classis in Stadt und Amt Lünen erschienen war, ausdrücklich auch namens und in besonderer Vollmacht „Bernhardi Baakii Pastoris“.⁷⁰

Um dazu nur e i n e Erwägung anzustellen: Baacks Schwager Wilhelm Toellner, der inzwischen über sein Lünener Predigtamt hinaus in hohem Ansehen stand und auf der Generalsynode 1646 sogar zu deren Praeses gewählt worden war,⁷¹ würde einer solchen protokollarisch dokumentierten Auffassung der Synode in Bezug auf seine Lünener Kirchengemeinde doch wohl entgegengetreten sein, wenn er sie für unzutreffend gehalten hätte. Dass im Gegensatz dazu der städtische Magistrat in Lünen einer anderen Sichtweise den Vorzug geben und den traditionellen Nexus beendet wissen wollte, liegt nahe, dürfte aber für die kirchenrechtliche Beurteilung von geringerem Belang sein. Anscheinend hat sich daraus ein länger anhaltender Konflikt zwischen Baack und der Stadt Lünen entwickelt, in dessen Verlauf sich der Pfarrer genötigt sah, wegen des Fortbestandes seiner Pfarrrechte im Filial Lünen die Entscheidung der kleve-märkischen Regierungsbehörde nachzusehen. Jedenfalls behauptet der Lünener Magistrat 1647 in einem über den Landtag an den Kurfürsten von Brandenburg gerichteten gravamen, dass einem „in der graffschafft Dortmund z u B r e c h t e n s t e h e n d e n p a s t o r“ (also Baack) „von der regierung... unlengst patent und befelch ertheilet“ worden sei, „daß er krafft einer alter, in dem p a b s t t h u m b üblicher vermeinter, nunmehr gantz erlosche-

⁶⁹ Koechling, in: Jahrbuch f. Westfäl. Kirchengeschichte, 1949, S. 80 ff.

⁷⁰ Jahrbuch ... (wie Anm. 69), 1950, S. 132.

⁷¹ Wilhelmus Tolnerus – Subdelegatus (=Classical-Inspector der Classis Lunensis) ...” zum Oraeses futuri conventus ernennet. ...“ (Koechling, wie vor).

ner gerechtigkeit des p a s t o r a t s z u L ü n e n sich auch bemächtigen und den(en) daselbst über 32 jahr gestandenen prediger Wilhelm Tölner außstoßen mögte... “. Der Kurfürst, so bittet die Stadt, möge es dagegen gnädig so belassen. „wie es in der stadt Lünen ruhiglich herpracht...“.⁷²

Inhaltlich wird man bei der Bewertung dieses Lünener Vorbringens zu berücksichtigen haben, dass die nunmehr evangelisch gewordene Bevölkerung in ihrem Gemeindebewusstsein einen Wandel erfahren hatte, der die fortbestehende Abhängigkeit von einer altgläubighierarchischen Parochialstruktur schwerlich auf die Dauer hinnehmen konnte und dagegen sicher alle Argumente einsetzte. So wird man auch die angebliche Verdrängungsabsicht Baacks gegenüber seinem alten, verdienten Schwager, für die nach jahrzehntelangem Einvernehmen im status quo schlechterdings kein Motiv ersichtlich ist, mit Skepsis betrachten dürfen. Tatsächlich ist auch – bislang – nichts dafür erkennbar, dass die Stadt Lünen, jedenfalls im zeitlichen Zusammenhang mit diesem Gravamen, Erfolg gehabt hätte. Es dürfte also bei der Bestätigung der Kompetenzen des Brechtener Pfarrers im Filial Lünen durch die kurfürstliche Regierung geblieben sein.

Als der Pfarrer Berndt Baack im Jahre 1652 verstorben war, folgte ihm im Brechtener Pfarramt sein Sohn S c o t u s (Schotto) B a a c k. Er konnte jedoch, wie das Brechtener Lagerbuch betont, „nicht mehr zur Anerkennung des F i l i a l s in L ü n e n gelangen“; mit dem Tode des Vaters habe sich die Gemeinde zu Lünen „von der Mutterkirche g e t r e n n t“.⁷³

Die Dinge dürften sich namentlich deshalb so gefügt haben, weil im selben Jahre auch der alte Herr Wilhelm Toellner im Lünener Pfarrhof seine Tage beschlossen hatte, so dass die beiden entscheidenden kirchlichen Amtsträger gleichzeitig ausfielen.⁷⁴ Vor allem dadurch – so scheint es – bot sich der Lünener Gemeinde die Gelegenheit, zur Entscheidung über die Nachfolge – reformatorischem Grundverständnis entsprechend – durch Wahl überzugehen.⁷⁵

⁷² Schütte, Themen kleve-märkischer Landtage im letzten Jahre des Dreißigjährigen Krieges (1647), in: Der Märker, 47. Jahrg. (1998), Heft 4, S. 159 ff. (169, Nr 2). Das <gravamen> kommt rechtskategorisch der nachreformatorischen <appellatio ad abusum> nahe, einer im ursprünglichen Sinne an den landesherrlichen Inhaber des Summepiskopates gerichteten Beschwerde gegen die Entscheidung einer geistlichen Instanz; im gegebenen Falle einer nachgeordneten Administrationsebene ebendieses Landesherrn.

⁷³ Lagerbuch Brechten, a. a. O.

⁷⁴ Bauks, Pfarrerbuch, Nr. 173 u. Nr. 6348.

⁷⁵ Zehn Jahre später wurde übrigens auch in der märkischen Nachbarschaft, in Langendreer, eine den Lünen-Brechtener Verhältnissen ähnliche, filiale Unterstellung

Die Orgeln der evangelischen Kirchen von Schwelm

Den Orgelliebhavern und Orgelhistorikern ist Schwelm bekannt durch die Firma Faust, die in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen den Orgelbau der weiteren Umgebung von Wuppertal unangefochten beherrschte, eine Werkstatt, der man überregionale Bedeutung zusprechen muß, denn sie produzierte Instrumente von unverwechselbarem technischen und klanglichen Charakter. Paul Faust, selbst in Schwelm geboren und hier zur Schule gegangen, wird nicht ohne Grund seine Werkstatt nach Schwelm verlegt haben. Er wußte, daß in seiner Vaterstadt Orgeln sehr beliebt waren und schon in früheren Jahrhunderten gute Instrumente in den Kirchen standen. In der Tat können wir die Orgelgeschichte der Stadt über einige Jahrhunderte gut verfolgen und erwähnenswerte Orgelbauten nachweisen, die die Bedeutung Schwelms für den rheinischen und westfälischen Raum unterstreichen. Über drei Jahrhunderte läßt sich die Orgelgeschichte der evangelischen Hauptkirche, der Christuskirche, aufzeigen mit Instrumenten, die der Stadt schon eine repräsentative Ausstrahlung verliehen. Ob die Qualität der Instrumente auch hervorragende Organisten angelockt hat, läßt sich für das 18. und 19. Jahrhundert nicht nachweisen. Im 20. und 21. Jahrhundert amtierten an der Christuskirche Musiker, die über die Grenzen der Stadt hinaus Anerkennung fanden. Erinnert sei hier an Siegfried Gerdes (1873–1932) und Hans Königsfeld (1910–1968), die beide auch als Orgelsachberater der evangelischen Kirche in Westfalen eingesetzt waren.

Lutherische Kirche

Weidtmann-Orgel

Man kann davon ausgehen, daß schon im 17. Jahrhundert, wenn nicht sogar früher, eine Orgel in der Schwelmer Kirche vorhanden war. Leider lassen sich bisher genauere Daten nicht angeben. Lediglich einige Hinweise in den Protokollen belegen, daß vor 1700 ein Instrument im Chor über der Kanzel gestanden hat.

3.n.Trinitatis 1682 ... *Cantzel unter der Orgel an dem ersten Pilar nechst dem Chor...*¹

1708: Orgel steht über der Cantzel

Ende des 17. Jahrhunderts mußte die Orgel häufiger repariert werden. Die Arbeiten übernahm der damalige Organist und ließ sich natürlich dafür von der Gemeinde auch entlohnen:

*Es hat auch der Organist Dorth angegeben, daß die Blasbälge an der Orgel zu der Kirche gebrochen, und begehrt Reparation.*²

Anno 1695, d. 28. Marti

*Der Organist Dorth gab an, daß die Orgel repariret werden müste, und wenn ein fremder Meister sollte hierfür gefordert werden, würde es ein großes kosten, darum wollte er sein Bestes thun und den Schaden repariren, und bat, daß dem Kirchmeister injungiret würde, ihm seine Arbeit und Materialien zu bezahlen, welche er bey seinem gewissen specificiren wollte.*³

1697 trat ein Unglück ein, das sich sicher häufiger in den damaligen Kirchen ereignete, für das sich aber sehr selten Dokumente finden lassen. An den Orgelspieltischen hingen Kerzenleuchter und die Gefahr eines Brandes durch heruntertropfendes heißes Kerzenwachs auf den Holzboden war sicher groß. Als es in Schwelm am Weihnachtsfest zu diesem Brandunfall kam, machte das Presbyterium nicht ohne Grund den Organisten dafür verantwortlich:

*Weilen auch letzthin auß unachtsamkeit vnd fahrlosigkeit des zeitlichen Organisten Bernhardt Dobrts die Orgel auf weynachten in Brand gerathen, vnd dadurch die Kirch vnd gantze Stad in große gefahr gesetzt worden, so hat ein Christl. Consistorium vor diesmahl solches passiren, daß der Kirchmeister den durch Brandt der Orgel zugefügten schaden hat repariren lassen, doch soll durch den küster dem Organisten bedeutet werden, daß er hinführo vorsichtiger mit dem feuer umgebe.*⁴

Anfang des 18. Jahrhunderts war die alte Orgel anscheinend so reparaturanfällig, daß man sich zu einem Neubau entschloß. Man verpflichtete den angesehenen Orgelbauer Peter Weidtmann aus Ratingen. Die

¹ Archiv der Kirchengemeinde Schwelm HS 01, Protocolla Consistorii Schwelmensis 1681–1695, Fol. 16b u. 316b. Für den Hinweis dankt der Verfasser Herrn Pfarrer Greiling.

² Protokoll Fol. 51a.

³ Protokoll Fol. 226.

⁴ Protokoll 1697.

Ratinger Werkstatt von Peter I (geb. 1647 Doveren – gest. 1715 Ratingen) befand sich seit 1674 in einem Haus, das der Orgelbauerfamilie Federhoff gehörte, und bestand bis nach 1750. Der bisher bekannte letzte Orgelbauer der Familie Peter II (geb. 1698) starb 1753.⁵ Der Erbauer der Schwelmer Orgel Peter I arbeitete u. a. an der großen Domorgel zu Münster, was zeigt, daß er zu seiner Zeit sehr angesehen war.⁶ Nachdem man den Bauvertrag am 23. November 1707 abgeschlossen hatte,⁷ bot man die alte Orgel der luth. Gemeinde Remlingrade an, nachdem sie vom Schwelmer Organisten Johann Bernhard Dohrt und dem Schreinermeister und Bildhauer Johann vom Heede auf 150 Rthl. geschätzt worden war. Remlingrade wollte aber nur zugreifen, *wann sie diese vor billigen Preis haben könnte*. Schließlich einigte man sich auf 135 Rthl.⁸

Peter Weidtmann lieferte für die lutherische Kirche Schwelm ein zweimanualiges Werk ohne Pedal, eine Konzeption, die am Niederrhein und in den östlichen Grenzgebieten Hollands und Belgiens öfter anzutreffen ist. Diese Orgel stand sicher auch wie das Vorgängerinstrument und viele Orgeln des Bergischen Landes und des Ruhrgebietes auf einer Bühne über Altar und Kanzel. Die Zusammenfassung der Prinzipalstücke Altar, Kanzel und Orgel zu einer innenarchitektonischen Einheit im Chor unterstreicht sichtbar die Funktion von Liturgie, Predigt und Kirchenmusik. Die Orgel, seit Mitte des 17. Jahrhunderts unentbehrliches Begleitinstrument des Gemeindegesanges, hatte vorne eine akustisch günstige Position. Man verlegte sie später auf die westliche Empore, als die Kirchenchöre, die der Organist leitete, mehr Platz benötigten. Weidtmann baute folgendes Instrument:

⁵ Folgende Weidtmann-Instrumente sind erhalten: Ev. Stadtkirche Dinslaken (1723, 1985 u. 92 erweitert von Führer, Wilhelmshaven), Ev. Kirche Kamp-Lintfort-Hoerstgen (1732, 1971 restauriert durch Ahrend & Brunzema). Reste von Weidtmann-Organen: Ev. Kirche Neukirchen (Gehäusefront), Ev. Kirche Essen-Kettwig (Gehäuseteile), Ev. Kirche Xanten (1786, 2002 rekonstruiert von Weimbs, Hellenthal), Kath. St. Peter Essen-Kettwig (Rückpositiv 5 Register, 1982 Klais).

⁶ Literatur zu Weidtmann:

Blindow, Martin: Der Orgeltyp der Barockwerkstatt Weidtmann, in: Musik und Kirche, Jg. 33, 1963, S. 176 f.

Germes, J.: Die Ratinger Orgelbauerfamilie Weidtmann (1675–1760), Ratingen 1966
Wickeln, Hans Hermann: Auswärtige Orgelbauer in Westfalen, Kassel 1984, S. 59 ff.

⁷ Der Vertrag ist vollständig wiedergegeben bei: Weinreich, Detlev: Orgeln und Organisten der lutherischen Gemeinde (1623–1849), in: Festschrift der ev. Gemeinde Schwelm 1999, S. 99 ff.

⁸ Protokolle Fol. 311b, 312a und 316a. Vgl. Kotthaus, Martin: Die Roetzel-Orgel der ev. luth. Kirche Remlingrade, in: Ars organi 34. Jg. H. 3, 1986, S. 171.

Hauptwerk C-c'''

Bordun 16
 Prinzipal 8
 Hohlpipeife 8
 Oktave 4
 Flöte 4
 Nachthorn 4
 Quinte 2 2/3
 Sesquialter
 2f 2 2/3+1 3/5
 Kornett 4fach Diskant
 Superoktave 2
 Mixtur Baß 3fach
 Diskant 4fach
 Trompete 8

Rückpositiv C-c'''

Gedackt 8
 Praestant 4
 Kornett 3f Diskant
 Superoktave 2
 Sesquialter 2fach 1 1/3
 Mixtur Baß 2fach
 Diskant 3fach
 Vox humana 8

Schleifladen

4 Bälge
 Gehäuse nach Vorlage
 von Weidtmann:
 Johann vom Heede.
 Bekrönt mit zwei lie-
 genden Posaunen-
 geln.
 Zwischen den Engeln
 ein Schild oder Kranz.

Für das neue Pfeifenwerk hatte die Schwelmer Gemeinde vorher günstig von der katholischen Kirche in Bochum Blei gekauft.

Was nun ferner die neue Orgel betrifft; so hat man vor das gantze Pfeiffwerck, bestehend auß dem Hauptwerck vnd dem rückpositif, dem Orgelmacher Herren Peter Weidmann von Ratingen, vermöge Contractij davor gegeben 300 rthlr und zwey tausent Pfundt bleies, welche von hiesigen Consistorio kurz vorhero von der Catholischen Kirche zu Bochum sind gekauft worden. Clavir von Buchs-Baum von C zu C.⁹

Finanziert wurde das Instrument durch eine Sammlung unter den Gemeindegliedern.

Was die Mittel anbetrifft, so hierzu sind verwendet worden; So hat man erstlich in der gantzen Gemeine, bestehend auß der Stadt, dem Hogericht vnd oberbarmen, ostatim eine Collecte gesamlet, und haben die Kirch:ältesten vnd vorsteher ... in dem bauerschaften die Collecte verrichtet.¹⁰

Die Disposition dieses Instrumentes zeigt sehr deutlich die Vorliebe der Raterger Werkstatt für terzhaltige Mischstimmen. In beiden Manualen stehen Sesquialter und Kornett bei einem schwachen Ausbau der labialen Achtfußbasis. Der Organist konnte auf dem Hauptwerk oder auf dem Rückpositiv die Chormelodie gut hervorheben.

⁹ Protokoll Fol. 341a/b.

¹⁰ AEK Schwelm Abt. 6 Hs 2, S. 340r.

Vor dem Aufbau der Orgel mußte die Empore, die auf Säulen stand, vergrößert werden:

Es erschien Mr. Johannes vom Heede und stellte vor, daß er das holtzwerck an der neuen Orgel etwas breiter hätte machen müssen, weil die Treppe hinter den Altar wäre gelegt worden. Davor er dan extraordinaire vergütung auch verlangte.

Vnd, weil er auch die neue blaßbälge außer seinen accord hätte verfertigt, vnd deswegen bereits vor einiger Zeit eine rechnung übergeben.¹¹

J. vom Heede hatte nicht nur zusätzlich zu seinen vertragsmäßigen Absprachen die Blasebälge geliefert, sondern auch das Rückpositiv mit Schnitzwerk verziert.

Anno 1709. Dominico Quasi:modo:Geniti Den 7. Aprilis

Praesentes Pastor Moll, beyde KirchMeister, Schönebeck und Lohmann, beyde Provisores Kollenbusch und Rosendahl.

Vnd trug M. Johannes vom Heede vor, daß er den Ducksaal nicht alleine größer gemacht, alß bey dem accord verabredet worden. Sondern auch an dem Rück:positif noch ein vnd andere arbeit an Schnitz:werck machen müssen. Und, wiewol er wol bey seinem gewissen sagen könnte, daß er noch 30 Rthlr davon verdient.¹²

Ein Jahr nach Fertigstellung der Orgel kam Thomas Weidtmann, der Sohn von Peter I, nach Schwelm, um die Orgeln zu stimmen und nachzukontrollieren. Als er dafür eine Bezahlung verlangte, lehnte das Presbyterium zunächst ab, zahlte dann aber doch.

Anno 1710. Den 12. Augusti

Praesentes Pastor Moll, KirchMeister Schönebach, Provisor Kollenbusch

Es erschien der junge Herr Weidmann, und stellte vor, daß er, auff begehren des Consistorii, die Orgel visitiret und wieder von neuem gestellet habe: beehrte dabey, daß Ihm seine mühe vnd zehrung vergütet werden mögte.

Wiewol nun es bräuchlich sein soll, daß Ein orgelmacher über Jahr und Tag das Werck besichtigen und von neuem stellen muß, er inzwischen aber, weil er vorgibt, daß solches bey dem contract hätte müssen aufgedungen werden; So wurde ihm noch vier rthlr zugelegt. Welche der Herr Kirchmeister an Ihn zahlen vnd ... berechnen soll.¹³

¹¹ Protokoll Fol. 338a.

¹² AEK Schwelm Abt. 6, HS 2, S. 363.

¹³ AEK Schwelm Abt. 5 HS 2, S. 392r.

Fünf Jahre später mußte das Instrument gereinigt und reguliert werden. Organist Dorth übernahm die Arbeiten.

Bey dieser Consistorial-Versammlung gab sich auch dass der Organist, Bernhard Dorth, stellte vor, wie er vor langer Zeit die Orgel vom staupe reinigen, und alle register aufnehmen, stellen, und auch eines und das andere verbessern müssen, und da er hierzu zehn tage gearbeitet, auch einige materialien darzu anschaffen müssen, bat er, daß Ihm solche arbeit vergütet werden mögte.

Wiewol nun die gesamten Kirchenältesten in der Gemeinde sehen, daß ein solches werck, welches erst vor 6 Jahren neu angelegt, leicht im stande gehalten werden könne: und der zeitliche Organist solches ohnentgeltlich stellen und reinigen müsse: auch die Kirchen-Mittel nicht hinlänglich sind, die Kirche im stand zu halten, und die nötige aufgabe zu bestreiten, und, außer seinem ordentliche Jahrgehalt ferner nichts extraordinarie beylegen können; So haben sie doch endlich, wiewol ohne consequence, resolviret, daß ... Dem Organisten Bernhard Dorth werden 4 Thlr beygelegt, wegen beßerung der orgel.¹⁴

Im Laufe der Zeit erkannte man doch, daß ein Pedal für einen gravitatischen Orgelklang erste Vorraussetzung ist. Man setzte sich deshalb mit den Eckenhagenern Orgelbauern Kleine in Verbindung und vergrößerte das Instrument durch ein selbständiges Pedal im Jahre 1769. Christian Roetzel, Geschäftsnachfolger der Gebrüder Kleine, hat später die Orgel in seine Dispositionssammlung aufgenommen:¹⁵

*Die Orgel in der Lutherischen Kirche zu Schwelm
Hat 26 Stimmen.*

<u>Manual</u>	<u>Rück Positiv</u>	<u>Pedal</u>
1) Principal 8'	1) Principal 4'	1) Principal 8'
2) Bourdon 16'	2) Quintadena 8'	2) Subbaß Holtz 16'
3) Gedact 8'	3) Salicional 4'	3) Violonbaß Holtz 8'
4) Violdigamba 8'	4) Octav 2'	4) Fleut Amabile Holtz 4'
5) Nachthorn 4'	5) Mixtur 1'	5) Posaun Holtz 16'
6) Octav 4'	6) Cornetti Disc: $\frac{3}{4}$ '	6) Fagott Holtz 16' (8?)
7) Hoffleut 4'	7) Voxhumana 8'	7) Trompett 4'
8) Sexquialter 3'		
9) Octav 2'		
10) Cornetti Disc: $\frac{3}{4}$ '		

¹⁴ AEK Schwelm Abt. 6 HS 3, S. 49.

¹⁵ Bullmann, Franz G.: Die rheinischen Orgelbauer Kleine-Roetzel-Nohl, Teil II, München 1974, S. 17.

11) Mixtur 8'

12) Trompett 8'

*Manual und Positiv 1708 von Weidmann aus Ratingen erbaut:
das Pedal wie auch Violdegamba und Salicional von Gbrdr. Kleine 1769 verfertigt*

Einige technische Zeichnungen dieses Umbaues haben sich erhalten.¹⁶ Außer dem Pedaleinbau wurde auch eine kleine Umänderung der Manualdisposition vorgenommen, um das Instrument dem spätbarocken Klangideal anzunähern. Im Hauptwerk wurde die Quinte 2 2/3 durch eine Gambe ersetzt und im Rückpositiv der Sesquialter gegen ein Salicional 4 ausgetauscht. Nicht zu entscheiden ist, ob im Rückpositiv die „Quintade“ nur eine andere Bezeichnung des Gedeckt ist oder ob hier ein neues Register eingebaut wurde. Eine grundtonarme Quintade als einzige Labialbasis wäre schon problematisch.

Die Werkstatt Roetzel hat 1826 eine größere Reparatur durchgeführt:

*1826 Maerz den 1ten Friedrich Reuser ist am 15. Febr. nach Schwelm gegangen, am 18ten Maerz wieder zurück gekommen.*¹⁷

In den 80er Jahren scheint die technische Zuverlässigkeit der Weidmann-Orgel nicht mehr sicher gewesen zu sein, wie ein Schreiben des damaligen Organisten an das Prebyterium zeigt:¹⁸

Unterzeichneter hält es für seine Pflicht, einem hochehrwürdigen Consistorio vorzustellen, daß die Ausbesserung der Orgel nun nicht länger verzögert werden kann, wenn das Werk nicht sehr beträchtlich verderben und zu Grunde gehen soll. Jetzt kann es vielleicht mit etwa anderthalbhundert Rthlr wieder in gehörigen Stand gesetzt werden, welche Summe nach einem oder zweien Jahren weit größer werden wird. Die Bälge besonders sind sehr schadhaf, und zwei derselben sind, alles geschehenen Flickens ungeachtet, wirklich unbrauchbar; werden auch von keinem andern, als einem Orgelmacher, reparirt werden können. Sie müßte nicht allein in neues Leder gesetzt, sondern auch zum Theil mit neuem Holze versehen werden, weil ein paar Seitenstücke geborsten, und durch Leder nicht mehr luftdicht erhalten werden können. Überhaupt kann kaum die Hälfte des Werkes gebraucht werden, und seine Schwäche, zumal bei zahlreicher Versammlung, ist jedem bekannt, so wie jedem Ohr die Verstimmung fast aller noch brauchbarer Register mißklingen muß.

¹⁶ Staatsarchiv Münster, Nachlaß Roetzel, Schwelm 67a u. b: Pedaltraktur und Koppel P/M, Schnitt Stöcke und Schleifen.

¹⁷ Bullmann Teil II, S. 146. Tagebuch Christian Roetzel.

¹⁸ AEK Schwelm Abt. 1, Nr. 6, 31 Fasc. 1.

Ein hochwürdiges Consistorium wird daher so bald als möglich, die dienlichste Maaßregeln in dieser Absicht ergreifen, und dafür sorgen, daß diese Reparation im künftigen Frühjahr oder Sommer, vorgenommen werde. Unterschriebener schlägt dazu den Orgelbauer Schrey in der Mirke¹⁹, unweit Elberfeld, vor, welcher nach dem Zeugniß der Kenner diese Arbeit gründlich versteht. Sollte aber, dieser Mann, wie zu befürchten steht, nicht zu haben seyn, so könnte man sich an die Gebrüder Klein in Eckenhagen wenden, welche im Jahr 1769 eine Vermehrung an dieser Orgel bewerkstelligt haben. Wenn sie nun einmal wieder in Ordnung seyn wird, so verspricht Unterzeichneter, sie, so viel von ihm immer abhängt, auch darinn zu erhalten, so daß eine solche beträchtliche Anlage, als jetzt erforderlich ist, in langer Zeit nicht wieder nöthig seyn wird.

Holthaus, Org

Das Presbyterium schloß dann auch bald einen Reparaturvertrag ab, aber nicht mit den Eckenhagenern Orgelbauern, auch nicht mit dem Elberfelder Teschemacher-Schüler Schrey, sondern mit einem Orgelbauer, der auch heutigen Orgelhistorikern kaum bekannt ist:²⁰

Zwischen dem Evangelisch Lutherischen Consistorio und dem Orgelmacher Herrn Johann Wilhelm Schildbach von Wermelskirchen ist heute folgender Contract verabredet und geschlossen worden.

Es verspricht nemlich der gedachte Herr Johann Wilhelm Schildbach das in hiesiger Ev. Lutherischen Kirche befindliche Orgelwerk in enen guten und völlig brauchbaren Stand zu setzen und damit ohn Fehler im Frühjahr des künftigen 1790sten Jahres so bald es die Witterung erlaubt den Anfang zumachen, dergestalt daß Er nicht nur

Erstlich die daran erfindlichen vier Blasse Bälge mit neuem Leder belegen, und völlig brauchbar machen, sondern

zweytens das gantze Orgelwerck so wohl das Pedal als manual und Positiv in einen solchen vollkommenen guten Stand setzen will, daß wenn unpartheiysche Werckverständige an der Tüchtigkeit seiner Arbeit etwas gegründetes auszusetzen hatten, Er solches unentgeltlich und auf seine eigene Kosten zu verbeßern sich anheischig macht; So wie es sich aber dabey von selbst versteht, daß aber Herr Schildbach

drittens die beschädigten Pfeiffen wieder herstellen, auch die zu der gantzen Reparatur des Orgelwercks und der Bläß Bälge erforderlichen Materialien für seine eigene Rechnung anschaffen muß:

Dahingegen verspricht das Evangl. lutherische Consistorium dem gedachten Herrn Johann Wilhelm Schildbach nach vollendeter Arbeit die Summa von Hun-

¹⁹ Gerhard Schrey ist nachweisbar zwischen 1740 und 1790. Dorf Müller, Joachim: 300 Jahre Orgelbau in Wuppertal, Wuppertal 1980, S. 18 f.

²⁰ AEK Schwelm Abt. 1, Nr. 6, 31, Fasc. 1r.

dert Reichsthaler schreibe 100 rh Berliner courant in einer unzertrennten Summa baar auszuzahlen.

Zur mehreren Festhaltung dieses Contracts haben sich beyde Contrahirende Theile aller denselben nachtheiligen Ausreden besonders der, daß etwas anders niedergeschrieben als verabredet worden, gänzlich entsaget, und zu Wahrheits Urkund dies Document eigenhändig und respec. durch Bevollmächtigte des Consistorii unterschrieben. So geschehen Schwelm den 25sten Octobr 1789

Spitzbart, Pastor

Johann Caspar Berninghaus KirchMstr

Johann Pet:Brefelmann. Diacon

Johann Wilhelm Schildbach:

J. W. Schildbach wohnte noch 1834 in Wermelskirchen.²¹ Einer seiner Gesellen war Balthasar Joseph Lenz. Sein Wohnhaus stand in der Kölner Str. 64.²²

Ibach-Orgel

1836 ging die Weidtmann-Orgel mit dem großen Brand der lutherischen Kirche verloren. Um 1840 beginnen die ersten Bemühungen der Gemeinde, ein neues Orgelwerk zu bekommen. Im Gespräch waren die Firmen Roetzel in Eckenhagen, Ibach in Barmen und Buchholz in Berlin. Roetzel war dem Presbyterium durch seine Arbeiten an der Weidtmann-Orgel lange bekannt, die Firma Ibach hatte sich durch mehrere Orgelbauten in der Umgebung einen guten Namen erworben und der Berliner Buchholz wurde sehr protegiert vom Königlich-Preussischen Orgelrevisor Bach, der auch die Disposition, die von Ibach aufgestellt war, begutachtet und befürwortet hatte. Buchholz wurde aber vom Schwelmer Presbyterium abgelehnt, vielleicht weil seine Werkstatt zu weit entfernt war.²³ Den Auftrag erhielt dann Ibach, der auch ein Interimsinstrument kostenlos zur Verfügung stellte. Am 17. Februar schloß man den Vertrag mit Richard Ibach ab, dem Inhaber der Firma C. Rud. Ibach, weil man *von der Tüchtigkeit der von den Gebrüdern Ibach zu liefernden Arbeit überzeugt war.*²⁴ Als die Schwelmer Orgel gebaut wurde, existierte die Werkstatt schon über 50 Jahre. Johannes

²¹ Offizielles Adreß-Buch für Rheinland-Westphalen, hrsg. v. Rüttger Brüning, Elberfeld 1834, S. 106.

²² Bergischer Kalender 1931, Bergisch Gladbach S. 102. Für die Hinweise dankt der Verfasser Herrn B. Weiß vom Stadtarchiv Wermelskirchen.

²³ Bullmann Teil I, S. 34 f.

²⁴ Weinrich S. 102 f, wo auch der Vertrag ohne die Disposition wiedergegeben wird.

Adolph (1766–1848) hatte 1794 in Barmen einen Orgelbetrieb gegründet, der von seinen drei Söhnen Rudolph (1804–1863), Richard (1813–1889) und Gustav Adolph (1815–1880) weitergeführt wurde als „Ad. Ibach & Söhne“. 1869 übernahm Richard allein die Werkstatt, sein Bruder Gustav Adolph zog nach Bonn und arbeitete als Orgel- und Klavierfabrikant. Die Barmer Orgelbaufirma bestand bis zum Tode Richards im Jahre 1889.²⁵

Disposition Ibach 1850²⁶ 47 Register.

<u>I. Manual</u>	<u>II. Manual</u>	<u>III. Manual</u>	<u>Pedal</u>
Prinzipal 16'	Prinzipal 8'	Salicional 8'	Prinzipal 16'
Bordun 32' ab c	Bourdon 16'	Gemshorn 8'	Violon 16'
Bordun 16'	Fugara 8'	Flaut traverse 8'	Subbaß 16'
Principal 8'	Flaut 8'	Lieblig Ge-	Quint 10 2/3'
Flautmajor 8' offen	Gedeckt 8'	deckt 8'	Holz offen
Viola da Gamba 8'	Octav 4'	Prinzipal 4'	Octav 8'
Gedackt 8'	Rohrflöte 4'	Flaut amabile 4'	Gedeckt 8'
Nasard 5 1/3'	Quinte 2 2/3'	Gemshorn 2'	Quinte 5 1/3'
Octav 4'	Octav 2'		Octav 4'
Hohlflaut 4'	Mixtur 4fach 2'		Posaune 32'
Quinte 2 2/3'	Fagott u. Hautbois 8'		durchschl
Octav 2'			Posaune 16'.
Cornet 4fach 4' ab g			Trompete 8'
Scharff 5fach 2'			Clairon 4'
Cimbel 3fach 1'			aufschlag
Trompete 8'			
Tuba 16'			

Sperrventile für Manuale u. doppelte im Ped., II/I, III/II, I/P, Pianoped., Calcant, 8 Kastenbälge, 2. u. 3. Manual Windabschwächung, im 1. u. 2. Manual Gegenventile, Gehäuse im byzantinischen Stil aus Eichenholz, Höhe 40 Fuß, Breite 35 Fuß, Tiefe 25 Fuß, mit Vergoldungen. Konkave Pedalklavatur. Die Kastenbälge wurden später gegen Magazinbälge ausgetauscht.

Adolph Ibach hatte in dieser Orgel eine eigens entwickelte Technik eingebaut, um „den starken Druck der in der Windlade zusammengepreßten Luft auf die Ventile zu paralysiren resp. dessen Überwindung zu erleichtern“. Am 24. 3. 1852 meldete er diese Erfindung als Patent

²⁵ Fischer, Hermann: 100 Jahre Bund deutscher Orgelbaumeister, Lauffen 1991, S. 214.

²⁶ Beer, Gisela: Orgelbau Ibach Barmen (1794–1904), S. 52 ff.

beim Ministerium in Berlin an. Das neue Instrument, das auf der Westempore aufgestellt war und hier die Rosette vollkommen abdeckte, wurde am 16. April von A. W. Bach aus Berlin und L. Bischoff aus Köln abgenommen, zwei in der Musikwelt anerkannten und geachteten Fachleuten.²⁷ Musikdirektor Bischoff hatte 1841 auch die Ibach-Orgel der evangelischen Kirche Holten geprüft. Nach dem Schwelmer Orgelbau begutachtete er die Instrumente in der Basilika Trier (1857) und der Trinitatiskirche Köln (1861).

1870 erhielt die Kirche eine neue Decke. Deshalb mußte das Orgelwerk vollkommen abgebaut werden. Nach dem Wiederaufbau kam der Dortmunder Breidenstein zur Abnahme.²⁸

Bericht

Dem, unter dem 30t v. M. an mich ergangenen Auftrage des ehrwürdigen Presbyterii der lutherischen Gemeinde in Schwelm, die von Herrn R. Ibach an der dortigen Orgel ausgeführten Arbeiten zu prüfen, unterzog ich mich am 4t. d. M. und theile nachstehend das Ergebniss der Untersuchung mit.

Da sämmtliches Pfeifenwerk der Orgel wegen des Umbaues der Kirchendecke abgetragen worden war, so galt es zu untersuchen, ob nach Wiederaufstellung desselben Ansprache und Intonation auf's vollkomendste wieder hergestellt sei. Ich habe deshalb jedes Register einzeln sowohl in Bezug auf seinen Klangcharakter, als auf Ansprache jedes einzelnen Tones geprüft und gefunden, dass Beides auf's beste hergestellt ist. Auch die Zungenwerke, mit alleiniger Ausnahme der Posaune 32 Fuß, weisen die, bei gleichem Winde für den ganzen Umfang des Registers überhaupt erzielbare Egalität der Intonation auf, die Ansprache ist dabei präzise und der Ton edel und doch von der wünschenswerthen Kraft und Energie. In Bezug auf die Posaune 32 Fuß möchte ich dem Missverständniss vorbeugen, als wenn Herr Ibach dieses Register nicht die, den übrigen Registern zugewandte Sorgfalt gewidmet hätte.

²⁷ Ludwig Friedrich Christian Bischoff, geb. 27.11.1794 in Dessau, gest. 24.2.1867 in Köln, 1823–49 Gymnasialdirektor in Wesel, gründete 1850 in Köln die „Rheinische Musikzeitung“, seit 1853 „Niederrheinische Musikzeitung“. (Riemann Musik-Lexikon Ausg. 1909 S. 145 f.).

August Wilhelm Bach (4.10.1796 Berlin–15.4.1869), als Komponist meist unterschätzt, Nachfolger des Goethefreundes Zelter als Direktor des königlichen Institutes für Kirchenmusik, 1858 zum Professor ernannt, vom König zum obersten Orgelrevisor Preußens ernannt und – was ihn für die deutsche Musikgeschichte besonders interessant macht – der Orgellehrer des großen Felix Mendelssohn.

²⁸ Breidenstein, Rudolf (1821–1882). Sein Vater war Organist in Erfurt. Nach dem Studium bei Mendelssohn wurde er 1847 Organist an Reinoldi und erster musikalischer Leiter und Musikdirektor des am 14. August 1845 gegründeten Dortmunder Musikvereins. Er komponierte u. a. Lieder, Konzertstücke, ein Konzertrondo für zwei Klaviere und war Dirigent der „Liedertafel“ (Männerchor) und Direktor einiger großer Männerchorfeste, so des 2. Märkisch-Westfälischen Gesangfestes 1848 mit über 700 Sängern.

Das Register ist wieder genau in demselben Zustand wie früher, leistet aber deshalb auch nicht im entferntesten, was von einem solchen Register mit Recht zu erwarten ist. Da der Contract eine Umarbeitung desselben nicht vorgesehen (hat), so konnte Herr Ibach dieselbe auch nicht auferlegt werden, um so weniger, als sie ohne einige Kosten nicht auszuführen ist. Im Interesse des schönen Werkes möchte ich aber wünschen, dass auch dieses Register zur vollen Wirkung käme, was durchaus nicht mit großen Kosten verknüpft ist, da die theuersten Theile der einzelnen Pfeifen: Aufsätze und Zungen durchaus brauchbar sind. Die Herstellung zweckentsprechender Stiefel von Zink und Nüsse von Weißbuchen würde incl. Material einen Kostenaufwand von höchstens 36 bis 40 rh bedingen. So empfehle ich nicht, die vollständige Herstellung dieses Auf besonderen Wunsch des Herrn Kirchmeister C. Schaefer habe ich auch das Gebläse der Orgel einer eingehenden Prüfung unterworfen und gefunden, dass dasselbe dem Werke ausreichenden und gleichmäßigen Wind giebt. Die Construction des Magazinbalges schützt denselben, sobald er geschlossen ist, vor jeder äußeren Beschädigung durch Mäuse, Nässe etc., da sich dann die Rahmenstücke fest aufeinander legen. Auch die Wirkung des Regulators für das Oberwerk ist zweckentsprechend und durchaus sicher.

So kann ich Herrn Ibach nur bescheinigen, dass er den von ihm übernommenen Verpflichtungen aufs beste entsprochen hat.

Dortmund, d. 6 Juni 1871

Breidenstein²⁹

Breidenstein stellt hier ein wohlwollendes Gutachten aus, denn die Posaune 32 hatte Ibach ja selbst gebaut und war somit auch verantwortlich für die schlecht klingende Stimme.

Auf der großen Ibach-Orgel, die fast doppelt so groß war wie die barocke Weidtmann-Kleine-Orgel, wurden größere Konzerte gespielt. Ein Programm hat sich erhalten:

1. Febr. 1874 luth. Kirche Schwelm. Ausführende: Organist Banf, Musikdirektoren Vogt u. Dahlhoff (Orgel), Schmidt Cello, Barmer Singkränzlein u. Ober- u. Unterbarmer Liedertafel, Leitung Direktor Rohs.

Praeludium und Fuge von Geissler

Terzett aus Elias „Ich hebe meine Augen auf“ (Liedertafeln Ober-Unterbarmen)

Variationen Sonate IV Vater unser Mendelssohn

Arioso Cello u. Orgel von Merkel

Praeludium und Fuge von Krebs

Morgengebet Mendelssohn (Barmer Singkränzchen)

Fugiertes Nachspiel von Volckmar

Sarabande von Bach für Orgel u. Cello

Psalm „Du Hirte Israels“ von Bortniansky

²⁹ AEK Schwelm Abt. 1, Nr. 6,31 Fasc. 2.

Toccata u. Fuge von Bach

Ave verum von Mozart (Barmer Singkränzchen u. Orgel)

Ein feste Burg ist unser Gott von Liszt³⁰

Abendlied von Schumann Cello u. Orgel

Reinertrag für den Orgelfonds.

In diesem Jahr beginnen auch die langjährigen Auseinandersetzungen zwischen dem Organisten Banf und der Firma Ibach. Am 29. September 1874 beschwert sich Richard Ibach beim Kirchmeister Freytag, daß die Gemeinde den Stimmvertrag gekündigt hat. Banf hatte das veranlaßt, weil Ibach kurz vor einem Konzert die Orgel stimmte und Banf deshalb nicht proben konnte. Im Oktober reiste Banf mit dem Elberfelder Orgelbauer J. H. Kron nach Soest, um in der Petrikirche die neue Schulze-Orgel anzuschauen. Der Grund der Reise war, eine Streicherstimme, die man in Schwelm einbauen wollte, in Soest zu prüfen. Anfang 1875 baute dann Kron, über den in der Fachliteratur bisher nichts bekannt ist, eine neue Viol da Gamba aus Metall nach Schulze-Mensur ein. C-Fis waren aus der Fugara entlehnt. Zehn Jahre später scheint man sich mit der Firma Ibach wieder ausgesöhnt zu haben. Richard Ibach, der in Barmen in der Alleestr. 162 wohnte, reparierte die Pedalklavatur und lieferte neue Pfeifen für das Gedact 8 (1 Oktave) und die Gambe 8 (7 Metallpfeifen). Im Juni 1903 erhält Orgelbauer Bernhard Koch³¹ aus Barmen einen Stimm- und Pflegevertrag.

Einen sehr negativen Bericht über den kläglichen Zustand des Orgelwerkes schickten am 27. Juli 1904 Prof. Dr. Hielscher und Siegfried Gerdes: Die Orgel konnte bei Konzerten kaum oder nur mit großen Schwierigkeiten benutzt werden, weil sie in der hohen Stimmung stand, die seit 20 Jahren abgeschafft war. Das wollte man dem Chor nicht zumuten. Zum Niederdrücken der Tasten war $\frac{1}{2}$ kg erforderlich, bei Koppelung das Doppelte, bei vierstimmigen Akkorden sollten es 4 Kilo sein (eine nicht richtige, aber eindrucksvolle Berechnung!). Die Sachverständigen führten die neue Orgel der reformierten Kirche Schwelm als Beweis dafür an, daß sich moderne Instrumente leicht spielen ließen. Die Register würden nur sehr schwer und mit starken Verzögerungen ansprechen. Die große Zahl der Registerzüge ohne Spielhilfen verursache nur Kopfschütteln. 16 u. 8 Füße im HW seien zu schwach und die 2 Füße und Mixturen würden schreien. Die Orgel zeige klangliche

³⁰ Sicher die Transkription von O. Nicolai's Fest-Ouvertüre über den Choral „Ein feste Burg“ op. 31. Neudruck Verlag Doblinger DM 655.

³¹ Die Orgelbauer Koch kamen aus Gotha. 1880 verlegte Ernst Bernhard (1877–1935) seine eigene Werkstatt nach Barmen, wo noch die Firma Ibach den Markt beherrschte. Fischer S. 229 f.

Gleichförmigkeit. Das 2. Manual sei im Registerbestand eine Wiederholung des 1. Klavieres. Das unerträgliche Klappern der Trakturen würde jeden Kunstgenuß zerstören. Die Hauptkritik zielte auf die rein mechanische Registertraktur: *Zum Übergang vom vollen Werk zu einer oder mehreren einzelnen Stimme ist das Hineinstoßen sämtlicher übrigen Registerzüge erforderlich. Umregistrieren kann während des Spielens nicht gemacht werden, selbst nicht mit einem oder zwei Gehilfen.* Einzig vernünftige Schlußfolgerung sei: Eine neue Orgel muß her. Dem Vorstehenden schließt sich in allen Punkten an gez. Distler Lehrer und Organist.

Dieser niederschmetternde Zustandsbericht überzeugte wohl das Presbyterium, auf einen totalen Neubau zuzugehen.

Faust-Orgel

1909 empfahl der Barmer Orgelbauer Paul Faust, die eigentlich erforderlichen Arbeiten (Abdichtung der Windanlagen und Reinigung des Instrumentes) nicht auszuführen, weil es vernünftiger sei, einen Neubau durchzuführen. Die Gemeinde entschloß sich dann auch bald, mit Faust den Vertrag abzuschließen, und der Barmer Orgelbaumeister, der in der Sehlhofstr. 20 wohnte, zeigte sich hocheifrig, denn *mein sehnlichster Wunsch, für das Gotteshaus, unter dessen Glockenklang und Orgelton ich meine Jugend verlebte und dessen mächtige Orgel in mir die Liebe zu meinem Beruf weckte, einmal ein neues Werk schaffen zu dürfen, hat sich erfüllt.*³²

Paul Faust wurde 1872 in Schwelm geboren, ging aufs Realgymnasium seiner Vaterstadt, lernte dann Orgelbau bei der Rostocker Firma Julius Schwarz zwischen 1888–1892, holte sich bei einigen Firmen im Ausland Erfahrung, legte seine Meisterprüfung bei Fabritius in Kaiserswerth ab und übernahm 1898 die Geschäftsführung der Barmer Werkstatt Koch. Koch wechselte 1904 nach Ronsdorf und Faust übernahm den Barmer Betrieb. 1920 zog er nach Schwelm um. Als 1924 seine Schwelmer Werkstatt durch einen Erdrutsch zerstört wurde, baute er eine neue Fabrik auf. Bis 1953 lieferte er ca. 260 Instrumente ins südliche Westfalen und das benachbarte Rhein- und Siegerland und war damit die führende Orgelfirma dieser Region zwischen den beiden Weltkriegen. Nach seinem Tode leitete sein ehemaliger Geschäftsführer Carl Bürkle (1890–1960) den Schwelmer Betrieb, der unter Jürgen Dahlbüdding noch bis 1982 existierte.³³

³² AEK Schwelm Brief vom 26. Juni 1911.

³³ Fischer S. 182.

Faustorgel Bj. 1912 ³⁴ 60 Register.

<u>I. Manual</u>	<u>II. Manual</u> (Schwellwerk)	<u>III. Manual</u> (Echowerk)	<u>Pedal</u>
Principal 8	Lieulich Gedackt 16	Quintatön 16	Principalbass 16
Principal 16	Starktonprinzipal 8	Geigenprincipal 8	Violonbass 16
Bordun 16	Starktongamba 8	Lieulich Gedeckt 8	Salicetbass 16
Fugara 8	Schalmei 8	Flauto amabile 8	Subbaß 16
Bordun 8	Starktongedeckt 8	Aeoline 8	Quintbass 10 2/3
Flaut major 8	Soloflöte 8	Vox coelestis 8	Oktavbass 8
Hohlflöte 8	Salicional 8	Flüte travers 4	Posaune 16
Gemshorn 8	Unda maris 8	Geigenprinzipal 4	Trompetenbass 8
Dulciana 8	Principal 4	Flageolet 2	Stillgedeckt 16
Oktave 4	Violine 4	Harmonia aetheria	Cello 8
Rohrflöte 4	Flauto ambile 4	3-4f. 2 2/3	Gedecktbass 8
Gemshorn 4	Piccolo 2	Oboe 8	Sanftbass 8
Quinte 2 2/3	Mixtur 4f 2 2/3	Fernwerk vom III.	Choralbass 4
Oktave 2	Clarinette 8	Man. spielbar	Untersatz 32
Mixtur 5f 4	Echotrompete 8	Vox humana im ei- genen Schwell	
Cornet 3-5f 8			
Fagott 16			
Trompete 8			
Clairon 4			

Koppeln: II/I, III/I, III/II, I/P, II/P, III/P, Super II/I, I, Sub II/I, III/II, Pianissimo, Piano, Mezzoforte, Forte, Tutti, Pedalplaniss., -piano, mezf., -tutti, 3 freie Kombinationen, Auslöser für Zungen u. Labiale ab 4' im HW, Rollschweller, Rolle ab, Handregister ab, Zungen ab, Generalkoppel, Leerlaufkoppeln für HW u. Ped., Schwelltritt für II, III u. Vox humana mit Skalen, Tremolo, Vox humana, Windstandanzeiger, Anlasser für Gebläse

Von Sigfrid Karg-Elert (1877–1933) erbat sich Faust ein Gutachten über seine Schwelmer Orgel, das der große Leipziger Orgelvirtuose am 8. Januar 1913 ausstellte und in dem er die Orgel hoch lobt: *Noch heute, nach beinahe einem halben Jahre, höre ich im Geiste den wuchtigen, wahrhaft grandiosen und doch singenden Ton der Prinzipale.*³⁵ Die Registernamen „Harmonikabaß“, „Schalmei“ und „Jeu chamade“, die Karg-Elert erwähnt, besaß die Schwelmer Chirstuskirchenorgel nicht. Karg Elert, der in einem Brief wahrscheinlich an Roland Müller die Firma Faust neben fünf bekannten deutschen Werkstätten erwähnt, widmete seine

³⁴ Schwarz, Manfred: Der Orgelbauer Paul Faust. Eine Studie zu seinem Leben und Werk. Köln 1989 maschinengesch., S. 204 ff.

³⁵ Den ganzen Wortlaut des Briefes findet man bei: Schwarz S. 44 ff.

fünf bekannten deutschen Werkstätten erwähnt, widmete seine Orgelbearbeitung „The harmonious blacksmith. Variationen in E dur von Georg Friedr. Händel. Konzertbearbeitung von Sigfrid Karg-Elert. Copyright by Carl Simon, Musikverlag Berlin W. 35“ dem Orgelbaumeister Faust.

Das imposante Schwelmer Orgelwerk, die größte Orgel, die je in der Stadt gestanden hat, besaß über 10 Register mehr als die Vorgängerorgel. Alle Manuale waren auf 16 Fuß Basis gestellt, das Pedal sogar auf einen 32 Fuß. Man hatte auf eine Posaune 32 Fuß verzichtet, sicher wegen der schlechten Erfahrungen mit der Ibach-Posaune. Bemerkenswert sind die Hochdruckregister Starktonprinzipal, Starktongambe und Starktongedeckt im Schwellwerk und die in einen separaten Schwellkasten gestellte Vox humana. Da man mit den Koppeln die Register oktavier, die lauten Stimmen mit einem Knopfdruck abstellen und mit dem Roll- und den beiden Jalousieschwellern die Klangstärke schnell modifizieren konnte, muß diese Großorgel eine eindrucksvolle dynamische Expressivität besessen haben, ein Instrument, das sicher mit Recht in der weiteren Umgebung Beachtung und Staunen hervorrief. Mit diesem Orgelmonument errang die Firma Faust, die 1912 noch eine Orgel von 10 Registern auf 2 Manualen an das Schwelmer Realgymnasium lieferte, ein Geschenk ehemaliger Schüler, die Grundlage für eine erfolgreiche Zukunft.

Daß diese mächtige Schwelmer Christuskirchenorgel, die 1941 von Faust gereinigt und mit neuen Membranen versehen wurde,³⁶ im letzten Krieg zerstört wurde, bedeutet für die Orgellandschaft einen unermesslichen Verlust.

Bosch-Bürkle-Orgel

Da die Schwelmer Gemeinde ihre Kirche im Bombenkrieg verloren hatte, wurden nach der Kapitulation die Gottesdienste im Kirchsaal gefeiert, wofür Faust 1948 eine Kleinorgel mit 15 Registern (2 Transmissionen und 1 Register mit Windabschwächung) auf zwei Manualen und Pedal baute. Nach dem Wiederaufbau der Kirche (1962) nahm man bald die Planung für einen Orgelneubau auf. Der kirchenmusikalische Ausschuß wollte dem ortsansässigen Orgelbaumeister Bürkle, der 1890 in Ludwigsburg geboren wurde und 1941 bei Faust als Gesell-

³⁶ Siegfried Gerdes (1873–1949), Sachberater der Ev. Kirche Westfalen und Kirchenmusiker in Schwelm, begutachtete diese Arbeiten.

schafter eingetreten war,³⁷ den Neubau nicht anvertrauen. Hans Königsfeld, von 1948–52 selbst Kantor der Schwelmer Gemeinde, riet, unterstützt vom organista loci Littmann, dringend zu einer mechanischen Schleifladenorgel, dem barocken System, das durch die Orgelbewegung stark propagiert wurde. Die Fachleute trauten aber der Schwelmer Firma einen Schleifladenbau nicht zu. Schon 1948 schrieb der Orgelbauer Willi Peter an die Firma Walcker: „Ich weiß, daß Faust ein Gegner einer Schleifladenorgel ist, wohl weil er sie nicht bauen kann.“³⁸ Man fand dann – sicher nicht zum Vorteil des Vorhabens – den Kompromiß, für den Neubau die Firma Bosch aus Kassel hinzuzuziehen.³⁹ Bosch sollte das Pfeifenwerk einschließlich Vorintonation (die Hauptwerkstrompeten lieferte Giesecke aus Göttingen) und die Pedallade einschließlich Trakturen übernehmen, für Bürkle war die Lieferung der Manualladen mit Trakturen und das Gehäuse vorgesehen. Da Carl Bürkle schon 1960 starb, mußte die Kasseler Werkstatt den größten Teil des Bauvorhabens alleine durchführen. Längere Auseinandersetzungen gab es bei der Frage, wie weit das große Orgelgehäuse die Fensterrosette verdecken durfte. Man einigte sich dann auf eine Lösung, die das Fenster teilweise freiließe. Das Orgelwerk wurde wohl aus finanziellen Gründen in zwei Abschnitten gebaut. Der erste Teil des Orgelwerkes konnte 1962 eingeweiht werden. Das Instrument war Ende 1965 vollständig installiert.

I. Manual C-g^{'''} Schwellwerk 70 mm WS

1. Bordun 16' Bukowina-Fichte u. Eiche
2. Spitzgedackt 8' C-H Zink ged.
3. Engprinzipal 8' 60% Zinn
Im Prospekt vor dem Schweller
4. Spillflöte 4'
5. Nasat 2 2/3'
6. Nachthorn 2'
7. Glöcklein 1 3/5 u. 1'
8. Mixtur 1 1/3' 6fach

II. Manual Hauptwerk

12. Principal 16'
13. Oktave 8'
14. Rohrflöte 8'
15. Oktave 4'
16. Gemshorn 4'
17. Sesquialtera 2 2/3 u. 1 3/5
18. Mixtur 2' 6fach
19. Scharff 2/3' 4fach
20. Oktave 2'

³⁷ Fischer S. 182 u. 163.

³⁸ Schwarz S. 48.

³⁹ Bürkle erhielt noch andere Aufträge in Schwelm:

1962 NB Plan Gemeindesaal von Bürkle 7 Reg. 1 Man u. Ped.

1963 Gemeindesaal Zentrum West Kleinorgel von Bürkle.

1965 NB Carl Bürkle KG Schwelm Feierabendhaus

Gedackt 8 Eiche Kernstichfreie Intonation, Intonationsarbeiten nur an den Labien.

Rohrflöte 4

Prinzipal 2

Scharff 3-4f 1

9. Fagott 16' C-h Zink
 10. Oboe 8'
 11. Klarine 4'
 Tremolo

21. Waldflöte 2'
 22. Trompete 16'
 23. Trompete 8'

III. Manual Positiv

- 60mm WS
 24. Metallgedackt 8'
 25. Prinzipal 4'
 26. Quintadena 4'
 27. Flachflöte 2'
 28. Sifflöte 1'
 29. Scharff 4-5fach ½'
 30. Krummhorn 8'
 Tremolo

IV. Manual Positiv

- 60mm WS
 31. Holzgedackt 8'
 32. Flöte (offen)
 4' 60% Zinn
 33. Prinzipal 2'
 34. Quinte 1 1/3'
 35. Kleinterz 4/5'
 36. Zimbel 3fach ¼'
 37. Musette 8'
 Tremolo

Pedal C-f

- 70mm WS
 38. Untersatz 32'
 39. Prinzipal 16'
 40. Subbaß 16' Raminholz
 41. Baßquinte 10 2/3'
 42. Oktave 8' C-H Zink
 Rest SN
 43. Metallgedackt 8'
 40% Zinn
 44. Zink 3fach 5 1/3'
 (Gedackt), 3 1/5' u. 2 2/7'
 45. Oktave 4'
 46. Bordun 4' 40% Zinn
 47. Nachthorn 1'
 48. Mixtur 2 2/3' 6-8fach
 49. Posaune 16' C-H-Zink
 50. Trompete 8' C-H Zink
 51. Schalmey 4'
 52. Cornett 2'

Koppeln: Pos I/HW, SW/HW, HW/P, Pos I/P, SW/P, 3 freie Kombinationen, feste Kombination Prinzipale + Mixturen

Aus dem Abnahmebericht von Königsfeld:

Windladen aus Eiche, Holzschleifen mit Teleskophülsen, Pedallade aus Ramin, Spieltrakturen mit Nylon umspannten Stahlfäden über kleine Rollen. „Ein elegantes Spiel bleibt selbst bei gekoppelten Werken möglich“. Registertraktur mit Elektromotoren. Bei der Intonation wenige feine Stiche u. kleine Verengungen der Fußlöcher. Spielschrank in der Frontmitte. Das 1. Manual als „Groß-Brustwerk“ mit 4 cm starken Jalousien, davor Prinzipal 8. Die Positive zu beiden Seiten. Gehäuse eichenfurniert.

Zwischen den beiden Bauabschnitten wurde die Kirche renoviert. Verschmutzung und zu niedrige Luftfeuchtigkeit hatten zu Schäden geführt: Risse in den Pedalladen und den Holzpfeifen und verzogene Trakturen.

Bei dieser Disposition ist die starke neobarocke Tendenz nicht zu übersehen. Im Hauptwerk eine schwache labiale 8 Fußbasis mit Prinzipal und Gedeckt bei 10 Labialstimmen, im Schwellwerk nur zwei enge, d. h. nicht ausreichend tragende Labiale bei 8 Labialregistern. In den 60er Jahren war die Orgelfachwelt aber noch überzeugt, daß Kreativität auch etwas mit experimentellem Wagnis zu tun hat. Es ging damals nicht darum, historische Vorbilder einfach zu kopieren. Man glaubte auch an die Möglichkeit, die moderne Orgel durch neue Register und neue Techniken zu verbessern. An der Schwelmer Konzeption ist das an der Pedalmixtur mit einer Septime, der Terz im 4. Manual auf 4 Fußbasis und den Seiltrakturen zu erkennen. Leider hat dann die Spielpraxis von wenigen Jahren gezeigt, daß weder die neuen Klangvorstellungen noch die neuen technischen Konstruktionen sinnvoll waren. Der klangliche Reiz der „modernen“ Register nutzte sich sehr schnell ab und die vermeintlich technischen Verbesserungen zeigten bald ihre Nachteile. So überrascht es nicht, daß alle Neuentwicklungen, die in der Schwelmer Orgel von 1965 eingesetzt wurden, bald wieder im Orgelbau verschwanden.

Tzschöckel-Orgel

Mit dem Instrument von 1965 hatte die Gemeinde kein langes Glück. Die technischen und klanglichen Mängel, verursacht auch durch ein unzulängliches Heizungssystem, das 1973 erneuert wurde, zwangen zu einem Neubau, mit dem die süddeutsche Firma Tzschöckel beauftragt wurde. Reinhart Tzschöckel, 1939 in Sachsen geboren, war bei Weigle in Stuttgart ausgebildet worden, lernte bei mehreren deutschen und belgischen Meistern, begann ein eigenes Unternehmen 1972 in Allmersbach und wechselte 1975 nach Fautspach. Er weitete schnell sein Arbeitsgebiet aus und lieferte auch nach Westfalen mehrere Orgeln. Seine neue Orgel in der Christuskirche, in der er gutes Pfeifenmaterial und Gehäuseteile der Vorgängerorgel wiederverwandte, wurde am 27. September 1992 als op. 250 eingeweiht.⁴⁰

<u>I. Man.HW</u>	<u>II. Man.Pos.</u>	<u>III. Man.SW</u>	<u>IV. Man.SW</u>	<u>Pedal</u>
Praestant 16	Harfenprinzipal 8	Bourdon 16	Rohrgedackt 8	Untersatz 32
Prinzipal 8	Holzgedeckt 8	Prinzipal 8	Prinzipal 4	Prinzipal 16
Spitzgamba 8	Quintade 8	Flöte 8	Basson 16	Subbaß 16

⁴⁰ Tzschöckel, Reinhart: Die erneuerte Orgel von 1992 in der Christuskirche, in: Neue Orgel in der Christuskirche Schwelm (Festschrift zur Einweihung).

Koppelflöte 8	Prinzipal 4	Doppelgedackt 8	Tromp.harm. 8	Pommer 16
Oktave 4	Rohrflöte 4	Salizional 8	Clairon 4	Oktavbaß 8
Gemshorn 4	Nasard 2 2/3	Schwebung 8	Cornett 5f. ab f	Cello 8
Quinte 2 2/3	Oktave 2	Oktave 4	Scharff 4-5f. 2	Gedecktbaß 8
Superoktave 2	Waldflöte 2	Traversflöte 4		Zink 5 1/3
Hohlflöte 2	Terz 1 3/5	Viola 4		+ 2 2/3
Mixtur 4-5f	Larigot 1 1/3	Harm. aeth. 2/3+2		Oktave 4
1 1/3	Blockflöte 1	Doublette 2		Flötgedeckt 4
Trompete 16	Zimbel 4f. 2/3	Mixtur 4-5f 2 2/3		Nachthorn 2
Spanische	Musette 16	Oboe 8		Hintersatz 5f.
Trompete 8	Krummhorn 8	Tremulant		2 2/3
Tremulant	Tremulant			Fagott 32
				Posaune 16
				Tromba 8
				Schalmei 4
				Tremulant

Koppeln: II/I, III/I, IV/I, Subkoppel IV/I, III/II, IV/II, Sub. IV/II, IV/III, Sub.IV/III, Super. IV/III, Sub. IV, Super. IV, I/P, II/P, II/P, IV/P, Super. IV/P, Schleifladen mit mech. Spiel- und elektr. Registertraktur, Elektronische Setzerkombination mit 192 Speichern, setzbare Walze, Schwellerkoppel IV/III

Reformierte Kirche

Teschemacher-Orgel

Die reformierte Pauluskirche, die im letzten Weltkrieg zerstört wurde, besaß Ende des 18. Jahrhunderts ein einmanualiges Instrument ohne Pedal, das die Gemeinde 1767 neu vom Wuppertaler Orgelbauer Teschemacher gekauft hatte:⁴¹

Daß das Ev. Reformirte Consistorium zu Schwelm die gefertigte Neue Orgel mir unter heutigem Dato mit vier hundert zwanzig fünf rh und zwarn in Louisd'or zu 5 rh 52 1/2 stüber und Carl'd'or zu 7 rh 20 stüber so dan noch 8 rh 13 1/4 stüber vor überbringung derselben und sonstigen Unkosten richtig bezahlet wird hierdurch quittirend bescheinigt Schwelm d. 15t. Octobr 1767 Jacob Engelbert Teschemacher mppr.

⁴¹ AEK Dönberg.

Jakob Engelbert Teschemacher (19.4.1711–26.10.1782) war Schüler der Orgelbauer Weidtmann, die der lutherischen Kirche Schwelm 1709 die Orgel geliefert hatten, und wohnte in der Mirke zu Elberfeld.⁴²

Das Positiv stand in der Schwelmer reformierten Kirche auf einer Galerie mit vier Säulen, war vielleicht das Meisterstück von dem Teschemacher-Schüler Gerhard Schrey (gest. um 1787), der später die Werkstatt übernahm, und wurde der Schwelmer Gemeinde von Justizrat Grüter gestiftet. Auf diesem Instrument konnte man wohl kaum den Gemeindegesang sinnvoll begleiten und die Möglichkeiten des Literaturspieles und der Improvisation waren sicher sehr eingeschränkt. Trotzdem scheint die Kleinorgel hundert Jahre benutzt worden zu sein. Dann schaffte man sich eine zweimanualige Orgel mit selbständigem Pedal an und verkaufte das Positiv für 170 Taler an die evangelische Gemeinde Wuppertal-Dönberg. Hier wurde das Instrument am 14.5.1869 zum erstenmal im Gottesdienst benutzt. Den Prospekt integrierte die Firma Oberlinger in den Neubau der Orgel für die kath. Laurentiuskirche (Elberfeld).⁴³

Euler-Orgel

1868 bestellte das reformierte Presbyterium bei der Firma Euler eine neues Orgelinstrument. Die Brüder Friedrich Wilhelm (1827–1893) und Heinrich Ludwig Euler (1837–1906) leiteten seit etwa 1860 die Gottsbürener Werkstatt, die ihr Großvater 1804 übernommen hatte. Die Firma entwickelte sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts rapide und erarbeitete sich eine starke Position im deutschen Orgelbaugeschäft.⁴⁴ Der Kostenanschlag unterrichtet uns ziemlich genau über die Konstruktion der Orgel (Auszug):⁴⁵

Bauplan und Kostenanschlag zu einer neuen Orgel für die evangelisch reformierte Kirche zu Schwelm

Die Orgel erhält folgende Disposition mit 2 Manualen und einem Pedal.

⁴² Dorf Müller S. 18 f u. 64 ff. Teschemacher-Instrumente haben sich erhalten: Ev. Kirche Alpen (1782, 1958 erweitert von W. Peter, Köln), Ev. Kirche Moers-Kapellen (1770, 1997 restauriert von A. Schuke, Potsdam), Ev. Kirche Essen-Werden (ca. 1750, 2000 restauriert von Wagner), Ev. Lukaskirche W.-Elberfeld, Philippus-Kirche (Kohlstraße) W. Elberfeld, Museum Vlessheim bei Antwerpen.

⁴³ Dorf Müller S. 64 ff.

⁴⁴ Fischer S. 180.

⁴⁵ AEK Schwelm.

I. Manual. Weite Mensur und kräftige Intonation.

1. Principal 8' von 10 löthigem Zinn, die tiefe Octave von Eichenholz und gedeckt, komt auf die Lade.
2. Bordun 16' von Eichenholz vom kl. c an.
3. Hohlflöte 8' von Eichenholz.
4. Gambe 8' von 10 löthigem Zinn, die tiefe Octave von vorigen Register bezogen.
5. Octave 4' von 8 löthigem Zinn, der Baß von Zink.
6. Gedecktfllöte 4' von 8 löthigem Zinn.
7. Octave 2' von 8 löthigem Zinn.
8. Mixtur 4fach 2' von 8 löthig Zinn, c, g, g, repetirt, so daß mit jeder neuen Octave die kleinste Pfeife des Chors ausfällt und dafür eine große einspringt

II. Oberwerk. Enge Mensur und angenehme Intonation.

1. Salicional 8' von 10 löthig. Zinn, die tiefe Octave von Eichenholz und gedeckt.
2. Fernflöte 8' von Eichenholz, die tiefe Octave vom vorigen bezogen.
3. Lieblich Gedact 8' der Discant von 8 löth. Zinn, der Baß von Eichenholz
4. Gemshorn 4' von 8 löth. Zinn

III. Pedal

1. Subbaß 16' von Eichenholz
2. Octavbaß 8' desgl.
3. Violon 8' desgl.

Nebenzüge.

1. Manualkoppel einfach und bequem eingerichtet.
2. Pedalkoppel desgl.
3. Calcantenzug.

Das Gehäuse zu diesem Werke wird von astfreiem Eichenholz geschmackvoll gearbeitet. Es wird mit stummen Prospectpfeifen von feinem Zinn, welche sauber polirt werden, geziert.

Die Windladen in allen einzelnen Theilen werden von vorzüglichen, alten ausge-
lohten Eichenholze ... hergestellt ... das Pfeifenwerk in chromatischer Tonfolge. Die
Ventile von gespaltenem Eichenholze, werden doppelt beledert, erhalten an der
Stirnseite einen Leitstift von Messingdraht, an der hinteren Kante liegen dieselben
ebenfalls in einem Stift, damit man die Ventile nach Anhängen der Pulpetenstange
leicht herausnehmen kann. Jedes Ventil erhält eine Feder von hartgezogenen Mes-
singdraht. Unter den Schleifen erhalten die Windladen eine Beledung von weiß
gahrem Schafleder. Die Schleifen werden mit Wasserblei glatt geschliffen.

Die erforderlichen drei Windbälge werden Kastenbälge mit Hohlkolben, von 2
2/3" (im Quadrat) und 3' hoch. Die Wände der Kästen werden von Eichen-
holz, im Innern mit Wasserblei glatt geschliffen u. außen mit Bolus und Leim, der
größeren Dichtigkeit wegen überstrichen. Die Kolben werden mit weichem, starken,
lohgahrem Schafleder beledert. Windkanäle von trockenem Eichenholz in Nuth und
Feder gefügt, die inneren Wände werden mit starkem Papier überzogen.

Manualklaviaturen von C-f''', das Pedalklavier wird von Eichenholz nach neuestem Facon und geht von C bis d' incl.

Der Mechanismus zu den Manualen wird so angelegt, daß die Abstracten von den Tasten aus gleich direct nur durch 2 Winkel an die Pulpetenstange gelangen. Das Pedal und die Pedalcoppel erhalten Wellbretter von Eichenholz. Die Wellen und Abstracten werden aus gradfädigem, leichten Fichtenholze hergestellt. Alles Anhänge und alle Stellschrauben werden von Messing. Die Manual- sowie die Pedalcoppel werden durch Registerzüge regiert und erhalten die Einrichtung, daß sie während des Spiels leicht an und abgestellt werden können, auch werden dieselben möglichst einfach angelegt und mit Stellschrauben versehen.

Alle Theile des Register-Regierwerks, als stehende Wellenhebel, Zugarme u. s. w. werden von festem Holze, alle Finger u. Achselstifte von Eisen gefertigt. Die Registerknöpfe werden schwarz polirt, die Namen der Stimmen auf Porzellanplättchen geschrieben und in die Knöpfe eingelegt, dieselben laufen senkrecht mit der vorderen Seite des Gehäuses.

Es wird (der Stimmung) die gleichschwebende Temperatur zum Grunde gelegt im Kammerton. Alle Zinnpfeifen werden oben horizontal abgeschnitten, die offenen Holzpfeifen erhalten Stimmplatten von Metall.

Die Kosten sind achthundert Thaler. Für die gelieferte Arbeit garantieren wir zehn Jahre.

Gottesbüren bei Trendelburg Provinz Hessen am 12. März 1868 Gebr. Euler Orgelbaumeister.

Bisher war bekannt, daß Euler in Westfalen nur für die katholische Kirche Dalhausen ein Instrument gebaut hat.⁴⁶ Ihr Instrument für die Pauluskirche blieb nur 20 Jahre erhalten.

Röver-Orgel

Am 20.3.1937 beschrieb Siegfried Gerdes die Disposition der damaligen Orgel der reformierten Kirche in einem Fragebogen:

1889 erbaut von Ernst Röver, Haus-Neindorf bei Quedlinburg 18 Register 2 Manuale u. Pedal, 2 Register 1902 eingebaut, pneumatisch.

<u>Manual I. (C-f''')</u>	<u>II. Manual (C-f''')</u>	<u>Pedal (C-d')</u>	<u>Spielhilfen</u>
1. Prinzipal 8'	9. Geigenprinzipal 8'	16. Subbaß 16'	Manalkoppel II
2. Bordun 16'	10. Flauto Travers 8'	17. Violon 16'	zu I
3. Gamba 8'	11. Salicional 8'	18. Oktavbass 8'	Pedalkoppel zu I

⁴⁶ Wickel S. 145.

4. <i>Hohlflöte</i> 8'	12. <i>Violine</i> 8'	" " II
5. <i>Oktave</i> 4'	13. <i>Flauto dolce</i> 4'	Manualoktavkop-
6. <i>Flauto</i> 4'	14. <i>Aeoline</i> 8'	pel
7. <i>Mixtur</i> 3fach	15. <i>Vox coelestis</i> 8'	4 feste Kombina-
8. <i>Trompete</i> 8'		tionen (p, mf, f, ff)
		1 Auslöser

Register 14. u. 15. wurden 1902 von Koch-Barmen eingebaut. Sie stehen in einem Schwellkasten.

Beim Vergleich mit der Disposition der Euler-Orgel fällt auf, daß die Pedalstimmen gleich sind, in der Disposition des Hauptmanuals anstelle der Oktave 2 eine Trompete 8 genannt, dagegen im Nebenmanual nur das Salicional geblieben ist. Da Röver ein pneumatisches Steuerungssystem benutzte, hat er wahrscheinlich die technische Anlage umgebaut, aber übernahm den größten Bestand des alten Pfeifenmaterials. Die Schwelmer Orgel ist in den bisher bekannten Werkverzeichnissen der Hausneindorfer Firma nicht aufgeführt.⁴⁷ Friedrich Wilhelm Ernst Röver (1857–1923), der 1884 die Werkstatt von Reubke in Hausneindorf bei Quedlinburg übernahm und auch mehrere Instrumente nach Westfalen lieferte, experimentierte viel mit neuen Kombinationen moderner Ladentechniken.⁴⁸ Was von der Schwelmer Orgel bekannt ist, reicht nicht aus, um genau anzugeben, in welchem Maße er die Euler-Orgel umgebaut hat. Das Instrument wurde mit der Kirche im letzten Weltkrieg zerstört.

⁴⁷ Im Besitz des Verfassers.

⁴⁸ Fischer S. 285.

Drei geistliche Briefe aus Mülheim/Ruhr aus den Jahren 1732, 1736 und 1737

((Ein Beitrag zur Tersteegen-Forschung

Es scheint zu den Gesetzmäßigkeiten wissenschaftlichen Arbeitens zu gehören: Kaum hat eine Untersuchung die Druckerpresse verlassen, werden die Autoren an unvermuteter Stelle erneut zum Thema fündig. Die Entdeckung erfreut, aber es schleicht sich hier und da ein frustrierendes Gefühl ein, dem eigenen Anspruch auf Perfektion nicht genügt zu haben.

Wir stellen heute drei Briefe vor, die bisher in ihrem vollen Wortlaut bzw. im Originaltext nicht bekannt gewesen sind. Diese Schreiben verbindet äußerlich nur eines: Alle drei Briefe wurden in Mülheim/Ruhr geschrieben. Absender des ersten und des dritten Briefes ist der Kandidat der Theologie Wilhelm Hoffmann (1676–1746); Verfasser des zweiten Schreibens sein geistlicher Freund und Ziehsohn Gerhard Tersteegen (1697–1769). Hoffmanns Briefe richten sich beide Male an Hedwig Sophie Gräfin zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg (1669–1738).¹ Tersteegen schreibt an den gerade von seinem Amt als burggräflich-kirchbergischer Hofmeister in Hachenburg zurückgetretenen Karl Sigismund Prueschenk von Lindenhofen (ca. 1686–1744)² auf Schloß Hayn. Auf

¹ Hedwig Sophie Gräfin zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg, geb. Gräfin zu Lippe-Brake (1669–1738), von 1694 bis 1711 regierende Gräfin als Vormund ihres Sohnes Casimir. Sie wurde durch Hochmann von Hohenau (1670–1721) erweckt.

² Karl Sigismund Prueschenk von Lindenhofen (ca. 1686–1744), Hofmarschall zu Hachenburg, lebte seit 1736 auf Schloß Hayn. Alchimist und Radikalpietist, Korrespondent Tersteegens. Er wurde durch den Arzt Dr. Johannes Speth (1690–1737) in Wiesbaden erweckt. Seit 1729 war er mit Sophie Elisabeth, geb. von Fleischbein, verheiratet. Er ist – soweit wir sehen – nur einmal als Übersetzer hervorgetreten: *Charles Hector Marquis St. George de Marsay, Geistliche Fama, mittheilend Sonderbare Gesichte und Erscheinungen, welche die Reinigung beydes in diesem Leben und nach dem Tode vorstellen: Wie auch einige, das innere Leben betreffende, weise Sprüche der Arabischen und Persianischen Philosophorum, XXVI. Stück. Hiob, Cap. 4, 12-17. Vers* [übersetzt von Karl Sigismund Prueschenk von Lindenhofen, Berleburg.] 1741.

Auch Wilhelm Hoffmann korrespondierte gelegentlich mit Prueschenk. Dem Brief Tersteegens vom 6. November 1736 an Prueschenk ist sein Briefchen vom 10. November 1736 in roter Tinte angeheftet. Er schreibt unter anderem (Text normalisiert): [...] *Inzwischen erfreut und vergnügt mich die brüderliche Gemeinschaft und*

die Empfänger der Briefe und die nicht eben unbedeutende Rolle, die sie innerhalb der radikalpietistischen Szene zu Beginn des 18. Jahrhunderts gespielt haben, ist in unserem Buch: *Die Gesellschaft der Kindheit Jesu-Genossen auf Schloß Hayn* ausführlich eingegangen worden.³

Wie dem auch sei, in die soeben genannte Quellenedition nahmen wir auch (als Nr. 7) den Brief auf, den Gerhard Tersteegen am 29. Oktober 1736 an Prueschenk von Lindenhofen geschrieben hatte. Als Vorlage dienten uns damals die *Geistlichen und Erbaulichen Briefe*.⁴

Es zeigte sich, daß der in der Druckvorlage nur etwa zur Hälfte gebotene Tersteegenbrief⁵ in einer zeitgenössischen Abschrift in der Senckenberg-Bibliothek⁶ überliefert ist. Wahrscheinlich erbat sich der Frankfurter Arzt und Naturforscher Johann Christian Senckenberg (1707–1772)⁷ eine Kopie dieses Schreibens von Tersteegen. Prueschenk von Lindenhofen, der wegen seiner alchimistischen Versuche und Medikationen in enger Korrespondenz mit Senckenberg stand, nahm die Abschrift nicht mit eigener Hand vor. Möglicherweise diktierte er, da er an einem *kontrakten* Arm litt, dieses Schreiben seiner Schwester Sophie Elisabeth Prueschenk von Lindenhofen, geb. von Fleischbein (1703–

Harmonie des Geistes [auf Schloß Hayn] untereinander, und [ich] wünsche, Jesu wolle dieses Band immer genauer zusammenziehen und mit dem Geist seiner heiligen Kindheit versiegeln. Er belebe und beseele uns durch und durch mit seinem kindlichen Geiste der Unschuld, der Reinheit und Kleinheit, der Einfalt, der Innigkeit, der völligen Überlassung und Abhänglichkeit. Ja, er regiere also völlig in unserem Herzen und bereite sein Kinderreich in vieltausenden aus. Amen! Der liebe Bruder Tersteegen wird [das] Übrige nach Vermögen beantworten. Ich grüße herzlich alle die lieben Freunde und sämtliche Brüder allda ohne Ausnahme, nämlich alle, so rechte Kindlein Jesu werden wollen. In welchem Sinn uns alle der unendlichen Liebe Jesu empfehlend, verbleibe [ich] Euer lieber Bruder Wilhelm Hoffmann. (Bibliothèque cantonale et universitaire, Lausanne, TP 776, B 1, L 16).

³ Michael Knieriem/Johannes Burkardt, *Die Gesellschaft der Kindheit Jesu-Genossen auf Schloß Hayn*. Aus dem Nachlaß des von Fleischbein und Korrespondenzen von de Marsay, Prueschenk von Lindenhofen und Tersteegen 1734 bis 1742. Ein Beitrag zur Geschichte des Radikalpietismus im Sieger- und Wittgensteiner Land, Hannover 2002.

⁴ *Geistliche und Erbauliche Briefe über das Inwendige Leben und wahre Wesen des Christenthums von weyland Gerhard Tersteegen*. Zum gemeinen Nutz gesammelt und ins Licht gegeben. Erster Band, 1. Theil, Solingen, zu finden bey Peter Daniel Schmitz, 1773. Eine Parallelausgabe erschien im selben Jahr mit der veränderten Verlagsbezeichnung: Solingen, zu finden bey Pet. Dan. Schmitz und Chr. Pool, 1773. Drucker war in beiden Fällen Johann Aurelius Schöttler, Mülheim/Rhein.

⁵ In den *Geistlichen und Erbaulichen Briefen* (vgl. Anmerkung 4), a. a. O., als 106. Brief gedruckt, S. 319–322.

⁶ Senckenbergische Bibliothek der Johann Wolfgang Goethe-Universität, Frankfurt/M.

⁷ Johann Christian Senckenberg (1707–1772), Arzt und Naturforscher in Frankfurt/M.

1776),⁸ oder einem anderen Mitglied der Hayner Gesellschaft. Diese Vorgehensweise würde zugleich eine Erklärung dafür liefern, warum einige Auslassungen und aufgrund von Hörfehlern zustandegekommene Änderungen in den Text übernommen worden sind. Dabei kann es keinem Zweifel unterliegen, daß dieser handschriftlichen Fassung das Original zugrunde gelegen hat.

Der uns unbekannte Bearbeiter der *Geistlichen und Erbaulichen Briefe* ...⁹ war offensichtlich bemüht, ungewöhnliche Fremdwörter, aber auch ganze Sätze aus der französischen Sprache ins Deutsche zu übersetzen, um sie in einer verständlichen Fassung zu liefern. Er tat dies aus didaktischen Gründen: Nur bei den wenigsten Erweckten, die als Käufer der Briefsammlung infrage kamen, ließen sich Französischkenntnisse voraussetzen und erwarten. Leider wissen wir nicht, wer der Bearbeiter der wohl von dem Solinger Buchdrucker und Verleger Johannes Schmitz (1706–1771) initiierten Sammlung gewesen ist. Jedenfalls wurden die *Geistlichen und Erbaulichen Briefe* 1773 bis 1775 von dessen Sohn, dem Verleger und Uhrmacher Peter Daniel Schmitz (1738–1808)¹⁰, in Solingen verlegt und bei Johann Aurelius Schöttler in Mülheim am Rhein gedruckt.

Es bietet sich an, bei dem uns unbekannten Bearbeiter zunächst an den Elberfelder Orgelbauer Jakob Engelbert Teschemacher (1711–1782)¹¹ zu denken. Teschemacher war nicht nur der älteste noch leben-

⁸ Sophie Elisabeth Prueschenk von Lindenhofen, geb. von Fleischbein (1703–1776), seit 1729 Ehefrau des Karl Sigismund Prueschenk von Lindenhofen.

⁹ Daß es einen solchen Sammler und Bearbeiter gegeben hat, daran besteht kein Zweifel. Der Solinger Verleger Johannes Schmitz (1706–1771) könnte es selbst gewesen sein. Dagegen sprechen jedoch sein Sterbejahr und der bereits erwähnte Hinweis auf Amsterdam.

¹⁰ Über ihn und seinen Vater: vgl. Horst Neeb, Gerhard Tersteegen und die Familie Schmitz in Solingen [= Schriften des Archivs der Evangelischen Kirche im Rheinland, Nr. 11], Düsseldorf 1997.

¹¹ Jakob Engelbert Teschemacher (1711–1782), Orgelmacher in der Elberfelder Mirke, Pietist und Freund Tersteegens. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die in den *Geistlichen und Erbaulichen Briefen*, Bd. 2, III. Theil, Solingen 1775 auf den Seiten 3–105 abgedruckte *Lebensbeschreibung des seligen Gerhard Tersteegen* eine Gemeinschaftsarbeit des Barmers Johann Engelbert Evertsen (1722–1807), des Mülheimers Heinrich Sommer (1681–1773), des auf der Otterbeck lebenden Georg Heinrich Fischer (1701–1781) und des Elberfelders Jakob Engelbert Teschemacher (1711–1782) gewesen ist. Teschemacher hatte wohl die Endredaktion besorgt. Vgl. Hansgünter Ludewig, Du durchdringst alles. Gebet im Alltag bei Gerhard Tersteegen (= Schriften des Archivs der Evangelischen Kirche im Rheinland, H. 12) Düsseldorf 1997, S. 1. Die nachgesetzte Bestätigung dieser Lebensbeschreibung, S. 106–116, verfaßte Johann Engelbert Evertsen. In seinem Brief an den Theologen und Dichter Ludwig Gotthard Kosegarten (1758–1818) auf Rügen, Barmen, den 22. März 1805, teilte er diesem mit: *Das Folgende lesen Sie beliebig in der Bestätigung hinter Tersteegens Lebensbeschreibung, so von mir geschrieben*. Vgl. Horst Neeb, a. a. O., S. 207.

de Freund Tersteegens und zudem ein subtiler Kenner von dessen Schriften, sondern auch intellektuell in der Lage, die zerstreuten Briefe zu sammeln und redaktionell zu bearbeiten. Aber der Bearbeiter dieser Briefausgabe, der sich bescheiden selbst nur als *den Collector*¹² bezeichnet, nennt zusätzlich *Amsterdam* und das Jahr 1773. Wenn hier nicht bewußt eine falsche Spur gelegt werden sollte, und diese Möglichkeit besteht immer, dann verbergen sich hinter dem *Collector* vielleicht Heinrich Friedrich Cleß (1735–1786) und sein Amsterdamer Freundeskreis¹³. Cleß lebte als Bankbevollmächtigter in guten finanziellen Verhältnissen in Amsterdam, war lange Zeit ledig geblieben und verfügte über mannigfaltige Beziehungen zu vielen Erweckten, nicht nur im Bergischen Land. Den Beweis für diese Vermutung müssen wir indes noch schuldig bleiben.

In seinem Vorbericht¹⁴ beschreibt der *Collector* die Mühen des Sammelns der Briefe an verschiedenen Orten und beklagt zugleich, daß es sich nur selten um Originale, sondern meistens um entstellte Abschriften handelte. Gleichzeitig warnt er davor, seine Briefsammlung generell als authentisch anzunehmen. Diese Aussage erscheint uns wichtig: Die gedruckten Tersteegenbriefe sind bei aller Redlichkeit des Bearbeiters stets nur mit Vorsicht zu genießen.

Der bisher unbekannt gebliebene Teil dieses Briefes gibt einen kleinen Einblick, wie Tersteegen die übersandten Schriften de Marsays (1688–1753)¹⁵ aufnimmt und wie sehr er das harmonische Zusammenleben der *Kindheit Jesu-Genossen* auf Hayn schätzt. Gleichwohl können wir uns des Eindrucks nicht erwehren, daß Tersteegen offensichtlich keine große Lust verspürt hat, die Schriften de Marsays gründlicher zu studieren. Unter dem Vorwand krank zu sein, entzog er sich der an ihn gestellten Erwartung, ein klares und eindeutiges Urteil über de Marsays Veröffentlichungen abgeben zu sollen.

Es werden aber mit diesem Brief auch Tatsachen deutlich, die uns bisher unbekannt gewesen sind. So zunächst, daß der inspirierte Pfarrer

¹² Aus dem Lateinischen: *Sammler*.

¹³ Johann Engelbert Evertsen erwähnt in seinem Brief an Johannes Dahlmann (1720–1807) in Saarn, Barmen 24. Jan. 1774, ausdrücklich: *die Amsterdamer*. Vgl. Hansgünter Ludewig, a. a. O., S. 1. Geistliche und Erbauliche Briefe (vgl. Anmerkung 4), a. a. O., Der *Vorbericht an den Geneigten Leser* ist auf den ersten 14 unpaginierten Seiten abgedruckt.

¹⁴ Geistliche und Erbauliche Briefe (vgl. Anmerkung 4), a. a. O.

¹⁵ Charles Hector Marquis St. George de Marsay (1688–1753), Offizier, Uhrmacher, geistlicher Schriftsteller und Seelenführer. Seit 1712 in nichtfleischlicher Ehe verheiratet mit Clara Elisabeth, geb. von Callenberg (1675–1742).

Johann Friedrich Kessler (1659–1740)¹⁶ in Schwarzenau einen französisch geschriebenen Brief Pierre Poirets (1646–1719)¹⁷ an Wolfgang Freiherr von Metternich (gest. 1731)¹⁸ ins Deutsche übersetzt hatte. Ob dieser je gedruckt worden ist, muß zunächst offen bleiben.

Dann aber auch, wie tief Tersteegen in die Schriften Poirets eingedrungen war. Und weiter, wie sehr dem niederrheinischen Mystiker die wesentliche theologische Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts geläufig war. Erst diese Literaturkenntnis befähigte ihn, informiert und engagiert ohne langatmige Deduktionen mit diesem Stoff umzugehen. So heißt es mit Recht in der *Lebensbeschreibung des seligen Gerhard Tersteegen: Mit welchem hohen Licht sein Verstand erleuchtet gewesen, und welche treffliche Einsichten in die Heilige Schrift er von dem Herrn empfangen, beweisen seine gesamten Schriften zur Genüge, [...] in welchen er seine Leser nicht lange mit den Schalen menschlicher Weisheit aufhält, sondern ihnen geradezu den Kern vorlegt.*¹⁹

In einem anderen Brief vom 11. Mai 1734 schreibt Tersteegen an Prueschenk von Lindenhofen: [...] *Es wird über zehn Jahre her sein, als ich diese Bücher [des Poiret] gelesen habe, soviel ich davon erinnern kann. [...] Und fährt fort: [...] Wenn man ein abgeschiedenes, kleines, einfältiges Herzenskind wird, so findet man es endlich alles in sich selbst, ohne zu studieren. [...]*²⁰ Schon in der Mitte der zwanziger Jahre des 18. Jahrhunderts hatte sich Tersteegen mit den Werken Poirets, aber auch mit dem des Dionysius Areopagita²¹ und vor allem mit denen der Madame de Guyon (1648–1717)²² auseinandergesetzt.

¹⁶ Johann Friedrich Kessler (1659–1740), Pfarrer, 1717 kirchlicher Inspektor in Zweibrücken, 1719 entlassen, ging zu den Inspirierten nach Schwarzenau und stiftete dort 1723 eine bestimmte Form einer Brudergemeinde.

¹⁷ Pierre Poiret (1646–1719), französischer Theologe und Mystiker, gelernter Kupferstecher, ab 1664 Theologiestudium in Basel und Heidelberg, Pfarrer in verschiedenen deutschen Gemeinden, nach schwerer Erkrankung Hinwendung zur Mystik. Er zog sich ca. 1683 nach Rijnsburg zurück und lebte dort bis zu seinem Tode in dem ehemaligen Kollegiantenhaus, das mit Mitteln aus dem Erbe der Antoinette Bourignon gekauft worden war.

¹⁸ Wolfgang Freiherr von Metternich (gest. 1731), Diplomat, Schriftsteller und Alchemist. Gesandter auf dem Reichstag in Regensburg, betätigte sich als ein dem Mystizismus zugewandter Erbauungsschriftsteller. Der erwähnte Brief ist in der Senckenberg-Bibliothek nicht überliefert.

¹⁹ Zitiert nach: Walter Nigg (Hg.), Gerhard Tersteegen. Wir sind hier fremde Gäste. Eine Auswahl aus seinen Schriften, Wuppertal 1980², S. 18.

²⁰ Zitiert nach Michael Knieriem/Johannes Burkardt (vgl. Anmerkung 3), a. a. O., S. 109.

²¹ Dionysius Areopagita (etwa um 150). Gemäß der biblischen Apostelgeschichte (17, 34) war er Angehöriger des Stadtrates (Areopag) von Athen, der von Paulus zum Christentum bekehrt wurde. Er gilt auch als erster Bischof der Athener Gemeinde. Auf einem Religionsgespräch in Konstantinopel 533 wurde er als Autor von vier Werken genannt: *Über die himmlische Hierarchie*, *Die kirchliche Hierarchie*, *Die Namen Gottes* und *Die mystische Theologie*. Abt Hilduin von St. Denis bei Paris identifizierte

Tersteegen hat sich in seinen Schriften weniger als origineller Kopf, sondern eher als ein Multiplikator und Kompilator, wenn auch durch ihn selbst selektierter Überlieferungen, erwiesen. Außerdem liegt der Verdacht nahe, daß er sich hier und da der Übersetzungen Dritter bedient hat.²³ Die Fragen der künftigen Forschung müssen lauten: Was paßt an Überlieferungen katholischer Mystik in Tersteegens Vorstellungswelt? Weiter: Was davon übernahm er und gab es weiter? All das, was bis zum Vorabend der Reformation bekannt war, dann aber auf evangelischer Seite zunächst negiert worden ist, scheint zumindest teilweise durch Tersteegen, de Marsay und andere revaluiert worden zu sein.

Es fällt auf, wie sehr Tersteegen stets bemüht gewesen ist, sich auf das intellektuelle Niveau seines Gegenübers einzustellen. Der hier vorgestellte Brief beweist in aller Deutlichkeit, daß er das wissenschaftliche Instrumentarium seiner Zeit beherrschte, sich entsprechender Methoden zu bedienen wußte und dies, wenn er einen theologisch gebildeten Briefpartner gefunden zu haben glaubte, auch preisgab. Es ist hier nicht der Ort, die Aussagen des vorliegenden Tersteegenbriefes in allen Richtungen auszuloten. Dies bleibe der theologischen Fachwissenschaft überlassen.

Interpreten von Tersteegens Lebenslauf bezeichnen Wilhelm Hoffmann als dessen geistlichen Ziehvater oder väterlichen Freund. Hoffmann soll 1670 in Mülheim/Ruhr geboren sein.²⁴ Eine Bestätigung läßt sich jedoch in den Taufbüchern der Mülheimer Gemeinden nicht finden. Am 8. September 1694 wurde er an der Duisburger Universität immatrikuliert. Hier allerdings mit der ausdrücklichen Herkunftsangabe *Mulbemiensis ad Rhuram*.²⁵ Vielleicht war Hoffmann durch den Spiritua-

den Verfasser mit dem in Frankreich populären Märtyrer Dionysius von Paris (3. Jahrhundert) und verschaffte dadurch dem Werk weiteres Ansehen. Tatsächlich aber handelt es sich bei den Schriften um Kompilationen aus den Werken der Neuplatoniker Photius und Proklos sowie anderer ostkirchlicher Kirchenväter aus dem Ende des 5. Jahrhunderts.

²² Jeanne-Marie de Guyon du Chesnoy, geb. Bouvier de la Mothe (1648–1717), bedeutende französische Mystikerin.

²³ Diesen Vorwurf erhebt im Jahre 1763 luthals der Quietist Johann Friedrich von Fleischbein. Vgl. Michael Knieriem/Johannes Burkardt (vgl. Anmerkung 3), a. a. O., S. 74 f. und Anmerkungen 53 und 54.

²⁴ Tersteegen schreibt, Hoffmann sei 70 Jahre und 7 Monate alt geworden. Demnach müßte er im Januar 1676 geboren sein.

²⁵ Wilhelm Rotscheidt (Hg.), Die Matrikel der Universität Duisburg, Duisburg 1938, S. 94.

listen Ernst Christoph Hochmann von Hohenau (1670–1721)²⁶ bekehrt, zumindest aber stark beeinflußt worden. Wegen seiner geistigen Einstellung kam der Kandidat der Theologie für die Berufung in das Predigeramt nicht in Betracht. 1713 geriet er sogar mit der Duisburger *Classis* in Konflikt. Das Presbyterium hatte gegen ihn eine Klage eingereicht, weil er sich mit dem Heidelberger Katechismus nicht einverstanden erklären wollte und sich weigerte, die Kirchenordnung zu unterzeichnen. Die *Classis* gab dem Presbyterium recht und warnte ausdrücklich vor solchen schismatischen Predigern. Hoffmann publizierte Verschiedenes, worin er die Gedanken Undereycks negierte, nach denen der Mensch keinen Anteil am Erlösungswerk habe. Der quietistische Einfluß schien bei ihm deutlich auf.²⁷ Offensichtlich war es aber Hoffmann gewesen, der für Gerhard Tersteegen die ersten Kontakte nach Holland knüpfte, bevor er bereitwillig in den Schatten seines Ziehsohns zurücktrat. Er starb nach langer Krankheit in Mülheim/Ruhr am 13. August 1746.²⁸

Der erste Hoffmannbrief weist weder ein Datum noch den Abfassungsort auf. Aufgrund inhaltlicher Kriterien läßt sich das Schreiben zeitlich aber näher einordnen. Hoffmann geht auf zwei Sterbemeldungen ein, die ihm durch Hedwig Sophie Gräfin zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg schriftlich mitgeteilt worden waren. Es ist wenig wahrscheinlich, daß Hoffmann diese Daten aus dem Brief erfuhr, den er Ende Dezember erhalten hatte. Dagegen ist zu vermuten, daß er durch eine Korrespondenz, die er erst im neuen Jahr empfangen hatte, über die Todesfälle informiert wurde.

Hedwig Sophie hatte das Ableben zweier geistlicher Freundinnen, ihrer leiblichen Schwester und einer Fürstin von Siegen, mitgeteilt. Beide Damen lassen sich eindeutig identifizieren: Christina Maria Gräfin zu Bentheim-Tecklenburg, geb. Gräfin zur Lippe-Brake. Sie wurde in Brake am 26. September 1673 geboren und war seit 1696 mit Friedrich Moritz Graf zu Bentheim-Tecklenburg (1653–1710) verheiratet. Sie starb in Bosfeld am 31. Januar 1732. Die Fürstin von Siegen war Ernestina Charlotte von Nassau-Siegen, geb. Fürstin von Nassau-Dillenburg.

²⁶ Über Hochmann von Hohenau unterrichtet die immer noch gültige Studie von: Heinz Renkewitz, *Hochmann von Hohenau (1670–1721). Quellenstudium zum Pietismus*, ND Witten 1963.

²⁷ Vgl. Cornelis Pieter van Andel, *Gerhard Tersteegen. Leben und Werk – sein Platz in der Kirchengeschichte*. Neukirchen-Vluyn 1973, S. 48.

²⁸ In seinem Brief an Christian Höcker in Krefeld schreibt Tersteegen aus Mülheim am 16. August 1746: [...] *Durch diese Zeilen berichte ich dann, daß es dem Herrn in Gnaden gefallen [hat], die Bande seines tödlichen Lebens, Samstag, den 13. [August] abends um zehn Uhr aufzulösen und durch einen sanften Übergang in die Ewigkeit seinem so langwierigen Leiden ein Ende zu machen, wonach er selig und gläubig verlangt hatte.* [...]

Sie wurde in Schaumburg am 20. Mai 1662 geboren und war seit 1678 mit Wilhelm Moritz Graf (seit 1664 Fürst) von Nassau-Siegen (1649–1691) verheiratet. Sie starb in Siegen am 21. Februar 1732. Damit haben wir zunächst ein Datum post quem. Hoffmann schreibt, daß er den zweiten Brief nach Dezember *vor etlichen Tagen* erhalten habe. Dies ist wohl so zu verstehen, daß die Gräfin lediglich in ihrem zweiten Schreiben die Sterbemeldung gemacht haben kann, da beide *Freundinnen* ja im Januar bzw. Februar 1732 verstorben waren. Es wäre wirklichkeitsfremd, wenn der Tod erst ein Jahr später angezeigt worden wäre bzw. Hoffmann es gewagt hätte, auf diese Ereignisse nach Jahresfrist zu reagieren. Pietät und gute Sitte erforderten zumindest eine unmittelbare Kondolenz zum Ableben der Schwester, zumal dann, wenn die Korrespondenzpartnerin eine Person von Stand war.

Natürlich wissen wir nicht, wann Hedwig Sophie den Kandidaten Hoffmann informiert hat. Aber wir können unterstellen, daß dies noch Ende Februar bzw. im März 1732 geschehen ist. Bei einer anzunehmenden Postumlaufzeit von vier Wochen darf man bei aller Vorsicht davon ausgehen, daß der Brief etwa Mitte April in Mülheim/Ruhr eingetroffen war. Dabei verfügte die Gräfin über alle Möglichkeiten, ihr Schreiben einem Fuhrmann oder Boten nach Siegen oder direkt nach Köln mitzugeben, so daß sich der Postumlauf auf eine Woche reduziert haben könnte. Hoffmann bestätigte den Eingang des Schreibens *vor etlichen Tagen*, also vor maximal zwei Wochen. Als Resultat dieser Überlegungen läßt sich davon ausgehen, daß sein Schreiben auf etwa Mitte April 1732 zu datieren ist.

Bleibt nachzutragen: Hoffmann grüßt mit aller Selbstverständlichkeit Personen aus dem Umfeld des Berleburger Hofes: Familienangehörige des gräflichen Hauses, Pastoren und Beamte, aber auch andere erweckte Freunde. Er zeigt sich mit den dortigen Verhältnissen derart vertraut, daß nur ein Schluß gezogen werden kann: Hoffmann und vielleicht auch Tersteegen waren möglicherweise gemeinsam bereits vor 1732 – und nicht erst 1736 – in den wittgensteinschen Grafschaften gewesen. Solange niemand den Versuch wagt, ein Itinerar Tersteegens – und sei es zunächst auch noch so lückenhaft – zu erstellen, wird sich diese Vermutung aber zunächst nicht schlüssig beantworten lassen.

Die beiden Briefe Wilhelm Hoffmanns sind im Fürstlich Sayn-Wittgenstein-Berleburgischen Archiv auf Schloß Berleburg in der Akte F 91 überliefert, der Tersteegenbrief in der Senckenbergischen Bibliothek in Frankfurt/M.

1. Wilhelm Hoffman an Hedwig Sophie Gräfin zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg in Berleburg
Mülheim/Ruhr, etwa Mitte April 1732

In Unserm allertheursten Immanuel, Wertheste Fr[au] Gräffin, in Jesu Liebe Schwester etc.

Auß dessen Gnaden-fülle Wunsche alles Heylsame, zu einem hertzlichen gruß.

Ihro angenehmen ersteren brieff habe erstlich gegen das ende des decemb[ris 1731], den letztern aber vor etliche tage wol empfangen; da ich eben in gedanken hatte, und nach gelegenheit verlangte, ein Wenig zu schreiben. Ich habe auß dem letztern gesehen; daß der gütigste Gott Sie dorten auch freundlich besucht hat mit der Neuen Kranckheit; Welche hir auch durchs gantze land fast jederman gerühret hat.²⁹ O Möchte noch viele tausenden durch diese, durch die gantze welt fast außgestreckte hand des Herren noch ermuntet werden und aufwachen zur busse; zum Wenigsten, daß wir es uns zu vielem seelenseegen gedeyen liessen. Alhir sind auch einige freunde dadurch hingegangen zur ewigkeit.³⁰ Die l[iebe] fr[au] Gräffinn Meldet auch von dem³¹ absterben der beyden Freundinnen, als Ihro einige[n] L[ieben] schwestern, Und der l[ieben] Fürstinn von Siegen.³² Es ist wol freylich also, wie E[uer] l[iebden] schreibt, daß der treue Liebes Gott Uns also gäntzlich will³³/ entblößen von allen Creatürlichen trost, auffenthalt und stützen, Umb in Nichtes zu ruhen oder einiges Vergnügen zu suchen, als allein bloß in Ihm selbst. O Wie so abgeschieden, Wie so außgeläret, wie so einsam will Jesus unser Hertz haben, wan ers soll innigst vergnügen und erfüllen. Und Wie innig-ingekehrt, eingesamlet und zu ihm gekehrt Muß unser inwendiges seyn, soll ers unsern seelen grund und unersättliche begirde ersättigen und stillen!

²⁹ Die Rede ist von der Roten Ruhr, eine Krankheit, die damals am Niederrhein wiederholt grassierte.

³⁰ Um welche verstorbenen Freunde es sich gehandelt hat, ließ sich nicht ermitteln. Die reformierte Gemeinde Mülheim/Ruhr ließ damals aufgrund eines unverständlichen Presbyterialbeschlusses keine Sterberegister führen.

³¹ Davor ausgewischt: *noch*.

³² Christina Maria Gräfin zu Bentheim-Tecklenburg, geb. Gräfin zur Lippe-Brake (1673–1732) und Ernestina Charlotte Fürstin von Nassau-Siegen, geb. Fürstin von Nassau-Dillenburg (1662–1732).

³³ Am untersten Rand der ersten Seite steht nachgetragen: P[ro] N[ota:] *Der Candidat Wilb[elm] Hoffmann starb 1746 zu Mülheim im hohen Alter. Siegen, 1873. Friedrich Göbel.*

Ach, Er setze doch selbst je mehr und Mehr uns in die ihm gefällige Seelen-gestalt, geistes-leerheit und stetige Hertzens-öffnung vor Ihm, daß Jesus sich uns nach allem seinem gefallen mittheilen könne. Er verkläre sich täglich immer herzlicher in uns! Was werden wir dan noch von Jesu erfahren, I[iebe] sch[wester]? Ja, alles andre wird uns als entfallen und wegsinken, Jesus aber wird uns alles in allem werden. Er wird in allen und von augenblick zu augenblick unser licht, rath, weißheit, liebe, ruhe, friede, freude, stärke und Trost seyn. Mehr, als wir bitten oder verstehen können.

Einige strälger³⁴ seiner Unendlichen Gottheits-herzlichkeit, als auch seiner Unerschöpflichen Mittlers-fülle/Läset Er durch seine gnade im Verborgenen zublicken, daß einer seelen mehr und mehr alles andre hören, reden, schreiben und dencken verdriesset, was nicht von diesem Geliebten ist, und zu Ihme hin ein führet.

Hirzu gibt uns anlaß die schöne epistel an die Colosser, welche deßwegen gegenwärtig alhir in unserer Versammlung³⁵ zu verhandlen vorgenommen habe. Welche so herzlich von Jesu und seiner fülle schreibt, und Wie man sich so eintzig und innigst an ihm kleben solle.

O Wie seelig ists, an diesem freyen, offnen brunnen liegen Und nach Notthurft schöpfen, in dieser wüsten! O wie vergnügt und Ruhig: von seinem Liebsten und heylsamsten Willen stets und unverrückt abhängen! Ja, ein wille, ein sinn, ein Hertz, und gemüth, eine Seel und geist mit Jesu, Jehovah, immanuel werden. Dan wer Ihm anhänget, der wird ein Geist mit Ihm. Diß ist denn ein pfand und anfang des ewigen lebens. Christus in euch die hoffnung der herrlichkeit. Col[osser] 1. Welchen Uns Innigst und tiefst ins hertz Wünsche. In sonderheit Ihr Hochgräfflichen Angehörigen Und Allen Ihrn sämtlichen Kindern, Söhnen und Töchtern³⁶, sonderlich der Frau Wittiben Gräfin] Sophie Florentine zu Schwartznau³⁷, Gräfin] Amelia³⁸ etc./Alle geliebten] freunde insgemein, so mich kennen und grüssen lassen, zu Berlenburg,

³⁴ *Strählchen, kleine Strahlen.*

³⁵ Wilhelm Hoffmann spricht von den *Stunden*, die der reformierte Prediger Theodor Undereyk (1635–1693) während seiner Amtszeit in Mülheim/Ruhr (1660–1668) eingeführt hatte, und die durch Hoffmann 1717 wiederbelebt worden waren.

³⁶ Die Kinder der Hedwig Sophie Gräfin von Sayn-Wittgenstein-Berleburg, die 1736 noch lebten, waren: Casimir (1687–1741, ab 1712 regierender Graf), Sophie Florentine Albertine (vgl. folgende Anmerkung), Marie Amalie (1689–1743), Karl Wilhelm (1693–1749) und Ludwig Franz (1694–1750). Unklar ist, ob zu diesem Zeitpunkt auch Charlotte Henriette (geb. 1691) noch lebte.

³⁷ Sophie Florentine Albertine Gräfin zu Sayn-Wittgenstein-Hohenstein, geb. Gräfin zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg (1688–1745). Tochter von Gräfin Hedwig Sophie und Witwe des regierenden Grafen Henrich Albrecht zu Sayn-Wittgenstein-Hohenstein (1658–1724).

³⁸ Amalie Gräfin von Sayn-Wittgenstein-Berleburg (1689–1742).

H[erren] Vester³⁹, Schäffer⁴⁰, Abresch⁴¹ und alle übrige, so nicht kennen kan. Alle ihre Liebe Haußgesinde, so mich grüssen. Auch zu Schwarzenau, die l[iebe] Frau Castellin⁴² und sonsten noch der schreiner Josua⁴³ hat mir geschrieben, ich bitte bey gelegenh[ei]t wider zu grüssen, es wird auch seiner hir gedacht werden.

Auch unsre Liebe schw[ester] Dalwigin⁴⁴ sey innigst gegrüset. Wie auch gelegentlich die Frau Düßing⁴⁵; auch auffm Schlechten Boden⁴⁶ sonder[lich] die Schwachen und abnehmende krancke. Jesus werde ihr inniger artzt. Amen.

Ich fasse alle Meine geliebte Alte freunde dorthen als in einem bündlein zusammen, und lege Sie Unserm allerliebsten Mitleydigsten Hohenpriester auf sein Hertz und arm, ins Liebs-gedächtnuß vor seinen Vatter zum immer überfließenden und trieffenden Seegen in unsre Herten, in dessen gnade verbleibe ihr geringster Mitseufftzer

und Mitpilger W[ilhelm] Hoffmann

[Post scriptum:] H[errn] und Fr[au] Merse⁴⁷ grüsse hertz[lich].

[Post] P[ost] s[criptum] Solte der l[iebe] H[err] Metting⁴⁸ noch da seyn, bitte hertzlich zu grüssen. Auch dancke der l[ieben] Fr[au] Gr[äfin] vor ihre gesandte Liebes-gabe⁴⁹. Die zwey persohnen aus dem Bergischen⁵⁰,

³⁹ Hermann Reinhard Vester (1675–1750), Rat und Amtmann zu Schwarzenau.

⁴⁰ Johann Adam Scheffer (1684–1759), Pfarrer, seit 1732 erster Pfarrer und Konsistorialrat in Berleburg.

⁴¹ Wilhelm Abresch (1671–1743), Pfarrer in Raumland, seit 1732 zweiter Pfarrer in Berleburg.

⁴² Anna Sophia Castell, geb. Gräfin zu Sayn-Wittgenstein-Hohenstein (1667–1743), seit 1704 Ehefrau des Barbiers Peter Castell (1662–1711) in Schwarzenau.

⁴³ Der Schreiner Josua war der aus dem Berner Land stammende Josua Döpp, der 71-jährig am 3. September 1743 in Berleburg begraben wurde.

⁴⁴ Anna Gertrud von Dalwig (gest. 1737), Hofdame der Hedwig Sophie Gräfin zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg. Vgl. auch Anmerkung 94.

⁴⁵ Es handelt sich hier wahrscheinlich um die Ehefrau des Berleburger Hofrates Dr. Gerhard Duising (auch Duysing) (1675–1712), Catharina, geb. Motz (geb. 1680).

⁴⁶ Andere Bezeichnung für den Ort Christianseck zwischen Schwarzenau und Elsoff.

⁴⁷ Charles Hector Marquis St. George de Marsay, vgl. Anmerkung 15. Er lebte seit März 1732 in Berleburg, zunächst im Schloß, dann in dem dem Schloß gegenüberliegenden Logauschen Haus.

⁴⁸ Menco Mettingh (seit 1744 von Mettingh) (1703–1777), gräflich Sayn-Wittgensteinscher Regierungs- und Konsistorialrat, seit 1753 Kanzleidirektor in Berleburg.

⁴⁹ Um welche Liebesgabe es sich gehandelt hatte, ließ sich nicht ermitteln.

⁵⁰ Die beiden Personen aus dem Bergischen, die in Berleburg gewesen waren und vor denen Hoffmann warnt, ließen sich nicht ermitteln.

die dort gewesen, wandeln nicht lauter nach ihrer ersten erkantnuß. Welches zur nachricht mit einem worte melden wolte. Sonsten ist hier herum der Meiste Seegen an so vielen Seelen im Bergischen, daß fast alle sonntag von ihnen Zuspruch haben, und oft zu ihn[en] komm[en] müssen. //

2. Gerhard Tersteegen an Karl Sigismund Prueschenk von Lindenhofen auf Schloß Hayn Mülheim/Ruhr, 29. Oktober 1736

Mülheim an der Ruhr, den 29. october 1736.

In der Gnade unseres Herrn J[esu] C[hristi] herzl[ich] Geliebter Bruder.

Deßen gel[iebte] Schreiben vom 25. Junii an mich und vom 28. Sept[embris] a[nni] c[urrentis] an br[uder] Hoffmann⁵¹ gerichtet, sind beyde nebst den Büchern richtig ankommen. Ich habe nicht eher schreiben können, als jetzt, und kan es auch noch kaum. Ich kan eben nicht sagen, daß [ich] eine eigentliche hectic⁵² habe, nur habe [ich] übers Jahr mehr als sonst gewöhnliche Haupt- und Augen Schmetzen und entzündung, samt einer großen erschöpfung Der lebens geister gehabt, daß [ich] öftters meynte, ich hätte einen Schlag bekommen, ob gleich [ich] noch nicht 39 Jahre alt bin. Es wechselt zwar ab, sodaß [ich] auch noch die mehreste Zeit herumgehe und es ziemlich leydlich habe. Doch darf [ich] bisweilen in etlichen Tagen nicht ein Brieflein lesen oder schreiben. [Ich] kan auch gar nicht lange bey menschen seyn. Dann und wann bin ich wieder ziemlich munter. Gott sey gelobt, der mich noch mit seinem gütigen Wohlgefallen vereinigt hält, so daß [ich] nicht sagen kan, daß [ich] es anders verlange! Die göttl[iche] Vorsehung von außen und sein geist von innen sind die schönste Mittel zur Heiligung. Wer sich beyden mit völliger loßlaßung seines Urtheils und seines Willens Kindlich anvertrauet, der wandelt auf dem sicheren friedens Wege und bleibt unter allen anstößen ohne anstoß, Weil er auch im Allergeringsten eine sterbung des eigenen [Ichs] und also auch Gott, deßen Willen und leben finden kan. Gott will uns gantz in sich und für sich allein

⁵¹ Die Briefe Prueschens von Lindenhofen an Hoffmann und Tersteegen sind nicht überliefert.

⁵² Im Sinne von: *hektisches Fieber, Nervenfieber*, hier: *Schwindsucht*. So auch die Auflösung in den Geistlichen und Erbaulichen Briefen (vgl. Anmerkung 4), a. a. O., S. 319.

haben, darin stehet unsere Seeligkeit von nun an, daß wir gantz Sein und in Ihm sind. Aber wir verblendete Kinder verstehens nicht, worin dieses Gantze bestehet./[Wir] könnens auch nicht recht glauben, daß wir so tieff in uns selbst eingegangen [sind], biß es uns der gütige Meister selbst lehret in der Schule des inne bleibens, sterbens und [der] überlaßung, da Er uns nach unserer faßlichkeit die eine lection nach der andern aufgibet. Ach, Er weiß die Verbergungen und stützungen deß eigenen zu finden, da weder wir noch Einige Creatur sie jemals sehen sollten. Darum, O wie glückseelig ist eine Seele, die sich Gott und seiner Vorsehung im Blinden anvertrauet und sich von ihm heiligen läßt, bleibende nur wie ein Kind bey der lection deß gegenwärtigen augenblicks, ohne etwas über zu springen und höher an zu fangen, als es ihr gewiesen wird. Die findet daß leben in dem todt, Heyl aus den feinden und in der grösten Enge immer mehr eine unumschrenkte Weite, die Gott selbst ist: Herr, dir sind wir geschencket, dein sind wir, wanneher wirst du uns gantz haben? (Und wann werden wir nichts mehr haben, als dich allein? Dahin bringe uns um)⁵³ Und um dein[er] selbstwillen (und durch dich selbst)⁵⁴, damit wir Dich rein und Ewig lieben und verherrlichen. Daß bitte ich für mich und für die l[ieben] Kinder zum Hayn.⁵⁵ Amen. Jesus!

Lieber Bruder, ich danke dem Herrn mit von Hertzen, der ihm für das gefährliche Hoffleben eine so vergnügte Einsamkeit und gesellschaft geschencket hat, pour y apprendre bien faire votre Cour aupres le Roi du Coeurs.⁵⁶ Er hat hohe ursach, diese Barmhertzigkeit des Herrn zu erkennen und mit aller Treue zu beantworten. Der Herr lehre und schencke es selbst und gebe, das wir als im Vorhoffe der Ewigkeit (Er wegen zunehmendem Alter und ich wegen Leibes-Schwächlichkeit)⁵⁷ wardende mögen gefunden werden, ob wir vielleicht bald die

⁵³ Der rund eingeklammerte Text ergänzt aus den Geistlichen und Erbaulichen Briefen (vgl. Anmerkung 4), a. a. O., S. 321.

⁵⁴ Der rund eingeklammerte Text ergänzt aus den Geistlichen und Erbaulichen Briefen (vgl. Anmerkung 4), a. a. O., S. 321.

⁵⁵ Gemeint sind außer dem Briefempfänger selbst: dessen Ehefrau Sophia Elisabeth, geb. von Fleischbein (1703–1776); das Ehepaar Charles Hector Marquis St. George de Marsay (1688–1753) und Clara Elisabeth, geb. von Callenberg (1675–1742); Johann Friedrich von Fleischbein (1700–1774) und dessen Eltern Heinrich Georg Philipp von Fleischbein (1670–1742) und Elisabeth Catharina, geb. Lange (1678–1741).

⁵⁶ Ein Wortspiel aus dem Französischen: *Um dort zu lernen, dem König der Herzen den Hof zu machen.*

⁵⁷ Der Text in runden Klammern fehlt in unserer Vorlage. Dort findet sich an dieser Stelle nur ein diakritisches Zeichen (Doppelpunkt und senkrechter Strich). Der Wortlaut ist hier ergänzt aus den Geistlichen und Erbaulichen Briefen (vgl. Anmerkung 4), a. a. O., S. 321.

Gnade mögten erlangen, daß wir hinein geruffen würden, um vor seiner Göttl[ichen] Mayestät zu erscheinen.

Für die überschickte Bü[c]her⁵⁸ dancken wir hertzl[ich]. Wegen meiner Schwachheit habe [ich] nur gar wenig drin können sehen. Überhaupt finde ich mich mit dem lieben bruder Marsäy⁵⁹ und deßen grund⁶⁰ sehr vereinigt. Sonst werd ich auch seither einigen Jahren so was nahe bey dem Einen gehalten, daß ich über die particulire einsichten einfäldig über hin gehe und laß sie seyn, was sie sind. Ich glaube, was die heil[igen] sagen, aber nur, weil sie es sagen, die besondere Einsichten gehen nicht tief ein und laßen keine sonderliche spur nach sich, es müste den[n] Gott selbst in etwas einführen: Was aber den grund des inneren lebens anlanget, oder was dahin ziele, das ist es eigentlich, wobey ich bleibe und womit/ich mich innigst vereinigt finde. Wie [ich] dan sehe, daß br[uder] Mersay auch hauptsächtlich Darauf geführt wird, so viel so [ich] obiter⁶¹ in seinen Schriffthen mit vielem Vergnügen gesehen hab. Ihr seyd warlich glücklich, dort in so guter gesellschaft, liebes harmonie, einfald und abgeschiedenheit zu können leben. Ich bin öffters im Geiste bey euch und erquicke mich mit euch. Das Heilige Kind Jesus segne euch alle und mache euch nach seinem Herten, daß er sich ewig in uns ergötze, und wir auch ein ander Ihn Ihm ewig geniessen mögen. Amen!⁶²

Gedencket meiner vor Gott, wie ichs dan auch in schwachheit hoffe zu thun. Die gesande bücher habe [ich] also bald an H[e]r[rn] Homfeld

⁵⁸ Um welche Bücher es sich handelt, läßt sich nur vermuten: Wahrscheinlich hatte Prueschenk von Lindenhofen einige Broschüren de Marsays geschickt. Bis 1736 waren aus dessen Feder folgende Werkchen erschienen: [Charles Hector Marquis St. George de Marsay,] Freymüthige und Christl [iche] Discurse, Betreffend verschiedene Materien des innern Lebens wie auch der Christlichen Religion, Oder: Zeugniß eines Kindes von der Richtigkeit der Wege des Geistes, andern Kindern zur Aufmunterung und zur Warnung aufgesetzt. [...] 3 Teile [Berleburg,] 1735 und derselbe: Freymüthig= fortgeführtes Zeugniß eines Kindes von der Richtigkeit der Wege des Geistes, vorgestellt in einer Erklärung der drey ersten Capitel des ersten Buchs Mose, bey welcher Gelegenheit gehandelt wird von vielen Wundern und Geheimnissen der Schöpfung, Nämlich [...] Aus dem französischen Original-Manuscript [von Johann Friedrich von Fleischbein] in die teutsche Sprach übersetzt. [Berleburg,] 1736. Und gerade eben erschienen war: Derselbe, Zeugniß eines Kindes von der Richtigkeit der Wege des Geistes, vorgestellt in einer mystischen und buchstäblichen Erklärung der Epistel an die Römer. Aus dem frantzösischen Original-Manuscript ... [von Johann Friedrich von Fleischbein] in die teutsche Sprach übersetzt. [Berleburg,] 1736.

⁵⁹ Vgl. Anmerkung 15.

⁶⁰ Gemeint ist: Der tiefste *Seelengrund*, in dem sich Gott offenbart.

⁶¹ Aus dem Lateinischen: *darüber hin, beiläufig*.

⁶² Hier endet der Druck in den Geistlichen und Erbaulichen Briefen.

nach Rhynsburg⁶³ bestellt. Das letzte wercklein über die Römer⁶⁴ will [ich] gleichfallß hinsenden. Selbiger l[ieber] br[uder] ist auch schwach gewesen, [er] hat deßwegen nur mündlich grüßen und dancken laßen. Die übersetzung von des Poirets brieflein an Metternich⁶⁵ durch br[uder] Keßler⁶⁶ (den [ich] auch hertzlich bitte zu grüßen) war mir lieb. Weil [ich] es nun noch dem einen und andere Communiciren kan, der kein frantzösisch verstehet. Dieses brieflein hat P. Poiret⁶⁷ nicht an einen geschrieben, der seinen grund sondiren wolte, denn Poiret und der H[er]r von Metternich waren ganz vertraut untereinander. Metternich aber hatte in seinem Naturel [et]was philosophisches, so ihm in den ersten Jahren zu thun machte, da er gern von allen ein Concept haben wolte. Poiret wolte dieser Schwachheit kein Futter geben, sondern schrieb dann soviel kindlicher, nande ihn wol einen raisonneur⁶⁸, so er wol aufnahm und auch hernach Recht kindlich geworden ist. Wie der liebe baron von Metternich die Metaphysic des Pordage⁶⁹ ausarbeitete, sahe Mad[ame] Guion⁷⁰ wol, daß er wol [et]was nützlicher hätte thun können, wie aus dem 109. Brieff im IV. Tomo⁷¹ zu sehen, der eben an der baron über diese Materie geschrieben ist. Was Mad[ame] Guion von Pordage sagt, je ne n'y ai pu rien comprendre non plus qu'a de l'Arabe, car je ne sai rien⁷², solches ist mir bey dergl[eichen] fällen öfftens ins gemüth gekommen. Die Parodies Spirituelles der Mad[ame] Guion⁷³

⁶³ Otto Homfeld (1662–1740), besuchte von 1678 bis 1684 das Gymnasium seiner Heimatstadt Bremen und wurde 1684 bei der juristischen Fakultät der Universität Frankfurt/Oder immatrikuliert. Hier erwarb er den Grad eines Kandidaten der Rechtswissenschaften. Homfeld war ledig geblieben und trat als Übersetzer geistlicher Schriften in Rijnsburg hervor. Er lebte dort in einem ehemaligen Kollegiantenhaus gemeinsam mit Israel Norraeus und Johann Lukas Wettstein in mystischer Gemeinschaft; geistlicher Freund Tersteegens.

⁶⁴ Charles Hector Marquis St. George de Marsay, Zeugniß eines Kindes von der Richtigkeit der Wege des Geistes, vorgestellt in einer mystischen und buchstäblichen Erklärung der Epistel an die Römer. Aus dem frantzösischen Original-Manuscript ... [von Johann Friedrich von Fleischbein] in die teutsche Sprach übersetzt. [Berleburg,] 1736.

⁶⁵ Vgl. Anmerkung 18.

⁶⁶ Vgl. Anmerkung 16.

⁶⁷ Vgl. Anmerkung 17.

⁶⁸ Aus dem Französichen: *Grübler*.

⁶⁹ John Pordage (1607–1681), anglikanischer Geistlicher, Mystiker, Astrologe, Arzt und Anhänger Jakob Böhmes. Sein Werk fand in den Niederlanden und Deutschland eine weitaus größere Resonanz als in England selbst.

⁷⁰ Vgl. Anmerkung 22.

⁷¹ Aus dem Lateinischen: *dem Buchband*.

⁷² Aus dem Französichen: *Was Madame Guyon von Pordage sagt, davon habe ich nichts begriffen, auch nicht das Arabische, weil ich davon nichts verstehe*.

⁷³ Die *Parodien* – im Sinne von Nachdichtungen oder Übersetzungen – waren nicht unter diesem Namen erschienen. Madame Guyon hatte sie im Jahre 1695 im Klos-

sind [mir] vorm Jahr aus Paris durch einen frommen priester⁷⁴ an H[errn] Homfeld übersandt [worden], der sie mir alsbald überschickt [hat]. Ein guter freund⁷⁵ hat sie mehrentheils für mich abcopiret, [es] mag aber nicht so accurat sein, weil er selbst kein frantzösisch verstehet. Ich will sehen, daß [ich] es Ihnen dort Communiciere und mit Erstem auf Siegen bei H[errn] Irle⁷⁶ sende, da sie es wollen abfordern lassen. In ansehung der lebensbeschreibung 3^{ter} Band⁷⁷ kan [ich] noch nichts ausrichten, wie [ich] den 2^{ten} Band⁷⁸/beschloß, fühlte [ich] inwendig etwas wenigstens auf einige Zeit pausiren solte, wiewol jetzt meine Schwachheit ohnedem nichts zu läßt. Weil doch daß verborgene leben von Bernieres⁷⁹ schon längst desideriret⁸⁰ wurde, so habe [ich]

ter Meaux niedergeschrieben. Das Originalmanuskript oder eine Abschrift davon wurde durch einen frommen Priester – wie wir jetzt erfahren – 1735 an Otto Homfeld in Rijsburg geschickt. Dieser hatte das Manuskript an Tersteegen weitergereicht. Tersteegen ließ eine Abschrift fertigen und gab diese an Prueschenk von Lindenhofen auf Schloß Hayn und damit auch an Johann Friedrich von Fleischbein weiter. Von Fleischbein fertigte eine Übersetzung, deren erster Teil 1744 unter folgendem Titel erschien: Poetischer Versuch, einiger geistlicher Gesänge, aus der Madame Guion Cantiques Spirituells ausgezogen, paraphrasirt und in teutsche Oden gebracht, o. O., 1744. Unter Fortführung der Paginierung erschienen in den folgenden Jahren weitere Ausgaben: Erste Continuation des Poetischen Versuchs, 1745; Zweyte Continuation [...] 1746; Dritte Continuation [...] 1746; Vierte Continuation [...] 1754 und Fünffte Continuation [...] 1764.

⁷⁴ Der fromme Priester konnte nicht ermittelt werden.

⁷⁵ Der Freund konnte nicht ermittelt werden. Es ist möglich, daß Tersteegen diese Kopierarbeiten auf der Otterbeck bei Heiligenhaus vornehmen ließ.

⁷⁶ Johann Daniel Irle (1698–1776), Kaufmann in Siegen, Radikalpietist. Auch dieses Schreiben wurde *unter Couvert* an Daniel Irle geschickt. (Vgl. den Brief Tersteegens an Prueschenk von Lindenhofen auf Schloß Hayn, Mülheim, 6. November 1736, in: Michael Knieriem/Johannes Burkardt (vgl. Anmerkung 3), a. a. O., S. 132–134). Tersteegen hatte Wort gehalten, er fügte die *Parodien* der Madame de Guyon dem Schreiben vom 6. November 1736 bei.

⁷⁷ Gemeint ist: Gerhard Tersteegen, Außerlesene Lebens-Beschreibungen Heiliger Seelen:/In welchen, nebst derselben merckwürdigen äussern Lebens-Historie,/ hauptsächlich angemercket werden die Innere Führungen Gottes über Sie, und die mannigfaltige Außtheilungen seiner Gnaden in Ihnen; Wobey viele wichtige Nachrichten in allen Ständen des Christlichen Lebens vorkommen. Zur Bekräftigung der Warheit und der Möglichkeit des Inwendigen Lebens/Auß verschiedenen glaubwürdigen Urkunden, in möglichster Kürtze, zusammen getragen, Frankfurt, Leipzig und Elberfeld (Böttiger) 1733 ff. Der dritte Band erschien 1737.

⁷⁸ Der zweite Band erschien 1735.

⁷⁹ Jean Marquis de Bernières-Louvigny (1602–1659), königlicher Rat und Rentmeister in Caen, Verfasser geistlicher Schriften. Tersteegen hatte dessen Buch *Chretien interieur* übersetzt: Das verborgene Leben mit Christo in Gott, auff eine recht-evangelische Weise entdecket, und nach seinen wesentlichen Eigenschafften und Wirkungen. Vormal in frantzoesischer Sprache geschrieben von Johann von Bernieres Lovignii. An jetzo auss allen dessen [...] Schrifften, in teutscher Sprache kuertzlich zusammengezogen und mit vielen Schrift-Stellen und Anmerkungen er-

selbiges wieder unter der presse, aber mercklich verbeßert und so, daß es ein mehr vollständiger extrackt aus den schrifftten dieses lieben Man-nes werden wird. Wenns herauskomt, werde [ich] es überschicken, wenn [ich] anders leben und Kräfte behalte. Des Dionysii areopagitae⁸¹ sind in 4^{ten} [Quartformaten] 1629⁸² zu Paris frantzösisch ediret, wie Poirret meldet, [ich] hab sie sonst nie gesehen als nur lateinisch nach der Version Gersonii⁸³ in 8^{vo} [Oktavformat], in Holland werden sie schwerlich frantzösisch zu bekommen seyn, vielleicht beßer zu Offenbach.⁸⁴ Wenn ich als ein idiota⁸⁵ die difference⁸⁶ zwischen Arnold⁸⁷ und Poirret nach meinem geschmack entscheiden solte, so würde [ich] sagen, Poirret hätte recht, daß nähmlich diese Wercke nicht von dem Apostolischen Dionysio seyen. Mann findet, daß das Meiste nicht zur theol[ogiam] Mysticam gehöre. Sein eigentlich so genannndtes buch de theol[ogia] Myst[ica]⁸⁸ ist nur etwa 4 oder 5 oktavblätter groß, daß andere de divinis Nominibus⁸⁹ ist das beste. Ich weiß nicht, ob sonst anders als Griechisch-lateinisch editionen in folio vorhanden sind. Aber wir wollen Kinder werden, wir würden das aber laßen, wenn wir mit einem solchen foliant in der Kinder Schule uns schlepten. Der Johannes Samson⁹⁰ (der frantzösisch und theils lateinisch gedruckt [hat]) ist ein neuer, aber

läutert und bekräftiget; sampt einer Vorrede des Ausgebers G. T. St., Frankfurt und Leipzig (Böttiger) 1737. (Die erste Auflage erschien in Duisburg 1727).

⁸⁰ Im Sinne von: *gewünscht, erwartet*.

⁸¹ Vgl. Anmerkung 21.

⁸² Die Angabe Poirrets war richtig: Seconde traduction des oeuvres de S. Denys Areopagite. Par le R[évérend] P[ère]. Dom Jean de S. François. Chez la vefue Nicolas Buon: Adrian Taupinart, Paris 1629. Für den freundlichen Hinweis danken wir Herrn Prof. Dr. Ekkehard Mühlenberg von der Theologischen Fakultät der Georg-August-Universität Göttingen.

⁸³ Jean Gerson (1363–1429), Doktor der Theologie, seit 1395 Kanzler der Universität von Paris, zeitweise Prior eines flandrischen Klosters. Er versuchte, eine mystische Theologie zu entwickeln, die die Dogmen des christlichen Glaubens rational und einsichtig machen sollte. – Die Schrift konnte nicht nachgewiesen werden. Vgl. hierzu: Louis Ellies Du Pin (Hg.), Joannis Gersonii, [...] Opera omnia: ad manuscriptorum codicum plurimos collata et innumeris in locis emendata [...], Antwerpiae (Societas) 1706.

⁸⁴ Gemeint ist die bekannte Buchhandlung, Druckerei und der Verlag des Basler Johann Ludwig König (1676–1756), den er seit mindestens 1731 in Offenbach/Main betrieb.

⁸⁵ Aus dem Lateinischen: *Stümper*, hier im Sinne von: *wissenschaftlicher Laie*.

⁸⁶ Aus dem Französischen: *Unterschied*.

⁸⁷ Gottfried Arnold (1666–1714), Theologe und Schriftsteller.

⁸⁸ Vgl. Anmerkung 21.

⁸⁹ Vgl. Anmerkung 21.

⁹⁰ Johannes vom heiligen Samson, weltlicher Name: Jean de Moulin (1571–1636), er lehrte, daß das mystische Leben, das sich durch Liebe und Entäußerung nach dem Vorbild Jesu Christi erlangen läßt, zur christlichen Vollendung notwendig ist und allen Menschen, zumindest in der Stunde des Todes, zuteil werden kann.

Nützlicherer Dionysius are[o]pagita. Gar zu viele autores⁹¹, wärens auch die Besten, verwirren und verstreuen öfftters, nur wem es bald Abend ist, gehet gern den kürztzesten weg. Alles und auch sich selbst laß laßen und es also mit Gott machen, wie wirs mit unserem vertrautesten freund pflegen zu machen, das ist solch ein guter Weg, worauf die Blinden am wenigsten irren. Ich kan nun nicht mehr wegen meines Hauptes. Ich grüße und umfaße euch nochmals miteinander, so wie ihr dabey zusammenlebet in Hertzlicher liebe und bleibe Euer aller verbundener schwacher Mitbruder in Jesu.

G. Tersteegen

P.S. Jetzt schreibe [ich] zu gleich an die liebe frau alde Gräffin zu Berleborg.⁹² Was droben von dem B[aron] Metternich gemeldet, geschicht im Vertrauen. Jedermann dienet solches nicht. //

3. Wilhelm Hoffmann an Hedwig Sophie Gräfin von Sayn-Wittgenstein-Berleburg in Berleburg Mülheim/Ruhr, 30. September 1737⁹³

L[iebe] Sch[wester], es war mir recht angenehm, etwas von Ihr zu hören, ich muß auch mit ein paar Zeilen mit eigner hand grüssen. Der Vatter hat denn Unsre gel[iebte] Dalwig⁹⁴ heim geholet. Und hirdurch ruft er uns gleichsam zu: Siehe, ich komme auch balde zu Dir, eyle mir entgegen!⁹⁵ Auch dieses will er Uns sagen, Durch solche bedenckliche und gefährliche Zufälle und leibesschwachheiten, wie Dir, l[iebe]

⁹¹ Aus dem Lateinischen: *Autoren, Verfasser*.

⁹² Hedwig Sophie Gräfin zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg, vgl. Anmerkung 1. Dieser Brief Tersteegens ist im Original abgedruckt bei: Johannes Burkardt/Michael Knieriem, Vier Briefe Gerhard Tersteegens an die Gräfin Hedwig Sophie zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg aus den Jahren 1733–1737, in: Jahrbuch für Westfälische Kirchengeschichte, Bd. 96, 2001, S. 105–120, hier S. 113–114.

⁹³ Fehlerhafter Druck ohne Postscriptum bei Johann Georg Hinsberg, Berleburger Bilderbuch. Ein Heimatbuch, Berleburg 1912, S. 67 f., 2. Auflage Siegen 1929, S. 54 f.

⁹⁴ Vgl. Anmerkung 44. Nach dem Brief des Gerhard Tersteegen an Johann Lobach in Krefeld, Mülheim/Ruhr, 20. September 1737: *die alte Dalwigin ist endlich am 14. April dieses Jahres [1737] auch heimgegangen*. Ein diesbezüglicher Eintrag im Sterbebuch der reformierten Gemeinde Berleburg läßt sich nicht nachweisen.

⁹⁵ Anspielung auf Matthäus 25, 1.

schw[ester], von ihrem Arm meldet: der treue liebes-Gott hat mich auch schon über 2 Monath an der rechten schulter und arm mit grosser pein besucht, daß tag und nacht nicht wol ruhen oder den arm viel habe brauchen können (welches nun einige tage etwas gelindert ist). Auch habe noch einigen schaden in der rechten brust, welches einige stiche bringet. Dennoch behalte durchgehends die mehreste Zeit, noch einen gesunden appetit zum essen, dadurch die/natur wider etwas erquicket wird, solche wenige leyden außzuhalten. Nach dem inwendigen aber, hat die treue alweise Liebe⁹⁶ schon von vielen jahren und Zeiten, durch grosse dürre, dunckelheiten und prüfungen geführet, umb mich also ins gefühl meiner tieffen nichtigkeit zu ersencken, und als ein armes kleines, entblößtes Kind vor seinem angesicht darzustellen. O Wunder-gütige und heilige Wege des Herren! Es freute mich, l[iebe] sch[wester], daß euch Gott nun noch ein tiefferes gefühl eures Zustands und elends eindruket. O wie treu ist Er hirinnen!

Von diesen seinen wegen (auch über mir unwürdigen) möchte noch viles melden. Nur wegen schwachheit des arms und brust muß/diesmal schliessen. Lasset uns nur, meine l[iebe] sch[wester], mit allem unserm elend, jammer und schaden, so groß und grundloß er auch ist, Uns in Beständiger einsamlung des gemüts und in tieffer einkehr uns in das Unendlich-Mitleidige und Hülff-reiche Jesus-Hertze uns stets ersencken und verlieren.

Er ziehe uns innigst dahinein, Amen! Ich grüsse herz[l]ich alle hochgräffl[ichen] Kinder⁹⁷, Euer Haußgesinde, H[erren] Abresch⁹⁸, Vester⁹⁹, auch zu Schwartznau bei gelegenheit, auch die Frau Düsing¹⁰⁰, kürztl[ich] alle liebe bekante in dem geliebten! Uns insgesamt in die Unendlich-treue liebe uns ein ersenckende, verbleibe E[uer] L[iebden] geringster Mitbitter,

W[ilhelm] Hoffmann

Mülh[eim], d[en] 30. Sept[ember]
1737. /

⁹⁶ *liebe* in lateinischen Buchstaben hervorgehoben.

⁹⁷ Vgl. Anmerkung 36.

⁹⁸ Vgl. Anmerkung 41.

⁹⁹ Vgl. Anmerkung 39.

¹⁰⁰ Vgl. Anmerkung 45.

[Postscriptum:] Kürztlich ist mir auch ein bääßgen¹⁰¹ gestorben, welcher Gott sonderliche gnade noch auf ihrem langwirigen lager erzeiget hat, da sie vorher sehr eigenwillig und verkehrt von Natur ware, ist sie hernach so erweicht, so gebeugt und so hertzlich und kindlich worden, daß alle l[ieben] Kinder alhir¹⁰² Gott hertzl[ich] davor haben preisen müssen, preiset und dancket dan auch mit l[iebe] schw[ester] vor die unendl[iche]¹⁰³ Menschen-liebe!

[Außenadresse:] A Madame La Contesse
douariere, C[ontesse] de S[ayn] et
Wittg[enstein] à Berlenb[urg]

p[ar]¹⁰⁴ Couvert¹⁰⁵ //

¹⁰¹ *bääßgen*, aus dem niederrheinischen Dialekt, *kleine Base*, im Sinne von Kusine. Im heutigen Sprachgebrauch ist die *kleine Base* die Nichte. Dem Brief Gerhard Terstee-gens an Johann Lobach in Krefeld, Mülheim/Ruhr, 20. September 1737 entneh-men wir: *Die Nichte von Bruder Hoffmann, Cathringen [= Katrinchen], ist des Freitags-abends [13. September 1737], (da Du mit Bruder [Arnold] Goyen des Tags von hier abge-reist) in die Ewigkeit übergegangen mit gutem Verstand und lächelnder Miene, wenn sie von dem lieben Heiland hörte. Man hat alle Ursache, dem Gnädigsten zu danken für die Barmherzigkeit, so er auch diesem sonst verlorenen Schaf mildiglich erwiesen hat.* – Da in der damaligen Zeit keine Sterbebücher der reformierten Gemeinde Mülheim/Ruhr geführt wurden, läßt sich der Familienname nicht ermitteln.

¹⁰² Der folgende Text ist mit Einfügungszeichen auf der anderen Seite der Adresse eingesetzt.

¹⁰³ Buchstabenbestand: *nuend* ...

¹⁰⁴ Im Original steht eine „per“-Kürzung.

¹⁰⁵ Hier ist gemeint, daß dem Schreiben auch Briefe für andere Empfänger beigegeben waren. Die Übersetzung der Anschriftenseite lautet: *An Madame, die Gräfin, Grafen-witwe, von Sayn und Wittgenstein zu Berleburg.*

„Die Präsenz der Kirche entscheidet sich an der Existenz der Gemeinde.“

((Die Entstehung der evangelischen Kirchengemeinde Paderborn nach 1802

Geschichte ist disponibel.¹ Aus ihrem Kontext herausgelöst können einzelne historische Ereignisse durchaus effektiv als Stützen für aktuelle Anliegen genutzt werden. Wird jene selektive Sicht auf die Dinge konsequent beibehalten, so verschwimmen im öffentlichen Bewusstsein letztlich tatsächliches historisches Geschehen und Mythen.² Insbesondere Gründungsgeschichten haftet häufig etwas Überhöhtes und Legendenhaftes, ja etwas geradezu Ahistorisches an – gilt doch der Ausgangspunkt einer Entwicklung als das gemeinschaftstiftende Ereignis schlechthin.³

Ebenso kommt der Entstehung einer Kirchengemeinde, wie bei einem Schwureid, eine vergleichbare gemeinschaft- und sinnstiftende Bedeutung zu. Als man vor hundert Jahren, im März 1903, in Paderborn das 100-jährige Gemeindejubiläum feierte, vergaß man nicht, an die schwierigen Anfänge evangelischen Lebens in dieser rein katholischen Umwelt zu erinnern und die Lebenden zu gemahnen: „Eine Diasporagemeinde soll ihrem von den Vorfahren mit Aufopferung von Gut und Blut erkämpften Glauben treu zugetan sein und ihn frei und unerschrocken bekennen.“⁴ Wie in anderen Landesteilen Westfalens, in denen das evangelische Bekenntnis in den Wirren der Gegenreformati-

¹ Überarbeitete Fassung eines Vortrages des Vf. im Rahmen der Reihe „Abschied und Neubeginn. 1803 Säkularisation des Abdinghofklosters – 200 Jahre Evangelischer Gottesdienst in Paderborn“ im Paul-Gerhardt-Haus, Paderborn, am 26. März 2003.

² Vgl. Stefan Weinfurter/Frank Martin Siefarth (Hg.): Geschichte als Argument (41. Deutscher Historikertag in München, Berichtsband), München 1997.

³ Vgl. Eric Hobsbawm: Introduction. Inventing Traditions, in: ders./Terence Ranger (Hg.): The Invention of Tradition, Cambridge 1984, 1-14; Übersetzung unter dem Titel „Das Erfinden von Traditionen“ in: Christoph Conrad/Martina Kessel (Hg.): Kultur & Geschichte. Neue Einblicke in eine alte Beziehung, Stuttgart 1998, 97-118.

⁴ Karl Klingender: Die Geschichte der Evangelischen Gemeinde Paderborn, Gütersloh 1903, 31.

on wieder zugrunde ging, bedeutete auch für Paderborn die Gründung einer evangelischen Gemeinde im 19. Jahrhundert einen völligen Neuanfang.

Den verfassungsrechtlichen Hintergrund dafür bildete der in Regensburg ausgehandelte Reichsdeputationshauptschluss vom 25. Februar 1803 – das letzte Reichsgrundgesetz des sich damals seinem Ende zuneigenden Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation. Es garantierte nicht nur die bisherige Religionsausübung, sondern führte zur Gleichberechtigung der drei reichsrechtlich zugelassenen Konfessionen im bisherigen Bistum Paderborn, also der Katholiken, der Reformierten und der Lutheraner. Mit dem Hauptschluss verbunden war vor allem aber die Machtübernahme Preußens in Westfalen und anderen Regionen sowie die Säkularisation des Kirchengutes. Wenngleich Preußen bereits ein halbes Jahr vor dem Regensburger Reichstag, nämlich am 3. August 1802, in das Hochstift Paderborn einmarschiert war,⁵ so wurde das Abdinghof-Kloster erst im Anschluss daran, am 23. März 1803, aufgehoben und die Kirche den evangelischen Soldaten, Beamten und Geschäftsleuten sowie deren Familien als Gotteshaus übergeben.⁶

Dass die Gründung einer evangelischen Kirchengemeinde in Paderborn mit diesen Ereignissen dennoch nicht vollendet war, sondern letztlich nur begann, soll im Folgenden ausgeführt werden. In den Blick genommen wird dafür ein längerer Gründungszeitraum mit Fort- und Rückschritten, der sich zumindest über die gesamte „Übergangszeit“ bis nach den Befreiungskriegen und den politischen Neuordnungen von 1813/1815 hinzog. Notwendig erscheint dabei neben der Benennung formaler, kirchenrechtlicher Kategorien für die Konstituierung einer Kirchengemeinde ebenso die Frage zu sein, worauf sich eigentlich kirchliches Leben „vor Ort“ gründet und welche Rolle der Pfarrer in diesem Geschehen einnimmt.

⁵ Vgl. dazu Markus Moors: Die Besetzung des Hochstifts Paderborn durch Preußen im August 1802, in: *Die Warte*, Nr. 114, Sommer 2002, 2-5.

⁶ Vgl. für den lokalgeschichtlichen Kontext Wilhelm Richter: Der Übergang des Hochstifts Paderborn an Preußen, in: *Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Altertumskunde*, Bd. 62 II, Münster 1904, 163-235, Bd. 63 II, Münster 1905, 1-64, Bd. 64 II, Münster 1906, 1-65, und Bd. 65 II, Münster 1907, 1-112; vgl. zudem ders.: *Preußen und die Paderborner Klöster und Stifter 1802-1806*, Paderborn 1905.

1. Glaubenspersonalismus im Zeitalter der Reformation

Dabei beginnt die evangelisch-kirchliche Tradition in Paderborn nicht erst mit der Wende zum 19. Jahrhundert. Zwar war bis 1802 eine andere öffentliche als die katholische Religionsausübung nicht gestattet, doch auch in Paderborn hat die Reformation ihre Spuren hinterlassen und der katholischen Gegenreformation, vereinzelt auch noch länger im 17. Jahrhundert, standgehalten. Mithin handelt es sich um eine Epoche evangelischen Lebens in Paderborn, die im kollektiven Gedächtnis der Stadt, zumindest in dem der Kirchengemeinde ihren Platz haben sollte.

Mitte der zwanziger Jahre des 16. Jahrhunderts hatten sich aufgrund der Vermischung von geistlichen und kirchlichen sowie sozialen, wirtschaftlichen und auch seuchenhygienischen Notständen reformatorische Tendenzen in Paderborn gezeigt. Die Stürme des Reformationszeitalters wurden in diesen Jahren zunächst mehr unter der Oberfläche, das heißt nicht-öffentlich vorbereitet.⁷ Am 1. Juni 1532 begehrten allerdings 300 Paderborner Bürger, insbesondere aus der Handwerkerschaft, die Bestallung eines neuen Predigers, die Erlaubnis, deutsche Psalmen zu singen sowie Prädikanten nach freier Wahl. Sie selbst wählten „zwölf Apostel“ als ihre Sprecher gegenüber dem Rat der Stadt. Die Wellen des Aufstandes wogten mal stärker, mal schwächer. Als es schließlich zu größeren Unruhen kam, wurden diese noch im Jahr 1532 vom neuen Erzbischof Hermann von Wied, der später, nach 1539, einen eigenen Weg zur Reformation zu beschreiten versuchte, nicht ohne Härte und Gewalt gestoppt.⁸

Ohne für Paderborn mittels dieser frühen reformatorischen Aktivitäten künstlich ein solideres evangelisches Gemeindeleben postulieren zu wollen, soll dennoch an die in dieser Zeit prinzipiell bestehende Möglichkeit spontaner Gemeindegründungen erinnert werden: Denn ekklesiologisch galt auch hier das neutestamentliche Verständnis von „ecclesia“ als der Einzelgemeinde, die besteht, wenn „zwei oder drei versammelt sind in Jesu Namen“ (Matth. 18, 20) und die als Teilerscheinung des Ganzen (also des Leibes Christi) Kirche repräsentiert.

⁷ Vgl. Frank Göttmann u. a. (Hg.): Paderborn. Geschichte der Stadt und ihrer Region, 3 Bde, Paderborn 1999, Bd. 1, 416 sowie passim; vgl. auch Robert Stupperich: Westfälische Reformationsgeschichte. Historischer Überblick und theologische Einordnung (BWKG, 9), Bielefeld 1993, 59-61, 140-142, 167-170.

⁸ Vgl. zum Vorstehenden: Rainer Sommer: Hermann von Wied. Erzbischof und Kurfürst von Köln, Teil 1: 1477-1539, Köln 2000, 238-273; vgl. zur Person des Kölner Erz- und Paderborner Bischofs kurzgefasst auch: Friedrich Wilhelm Bautz: Artikel „Hermann von Wied“, in: BBKL II 1990, 756-759.

Verknüpft wurde diese Auffassung mit der Definition des von Philipp Melancthon 1530 formulierten Augsburger Bekenntnisses (CA VII), derzufolge Gemeinde dort ist, wo das Evangelium recht gelehrt und die Sakramente recht verwaltet werden.⁹ So befand sich bereits bei der mit dem Verkündigungsauftrag ihres Herrn ausgestatteten Jünger-Gemeinde die Predigt im Zentrum des Apostolats. Daher ist bereits biblisch eine Predigtordnung das notwendige Grundelement jeder Gemeindeverfassung; später trat die Abendmahlsordnung noch hinzu.¹⁰

Seit Mitte des 16. Jahrhunderts war die Zahl der dem Protestantismus zugeneigten Paderborner Bürger stark angewachsen; die verschiedenen Notlagen der Zeit hatten nach einem neuen Glaubensgrund suchen lassen. Nach einer 1566 erneut auftretenden Pestepidemie, die man wohl zum Teil als Strafergericht interpretierte, kam es zu erneuten konfessionellen Konflikten in Paderborn, in deren Folge zwar ein Großteil der Paderborner Einwohnerschaft zum Protestantismus übertreten zu sein schien. Deren beliebter Prediger Martin Hoitbandt¹¹ wurde hingegen schnell zuerst der Stadt, später auch des Landes verwiesen.¹² So fehlte den Evangelischen zu dieser Zeit immer noch eine festere Verfassung und Kirchlichkeit. Eine vom Bischof Anfang 1570 verfügte strenge Visitation der Diözese verdeutlichte, dass in der Stadt Paderborn zwar nicht mehr als zehn bis zwölf Bürger „rechtgläubig“, also katholisch geblieben waren, wohl aber sämtliche Pfarrer. Die evangelischen Bürger hielten sich daher, insbesondere zum Empfang der Sakramente, entweder zum protestantischen Prediger nach Wewelsburg oder zum benachbarten lippischen Dorf Otschlangen.¹³ Erst im letzten Fünftel des Jahrhunderts konnte sich auch in Paderborn das evangelische Leben konsolidieren, nachdem den katholischen Pfarren die Gläubigen ausgegangen und die Marktkirche, wo nun der lutherische Pfarrer Hermann Tünneken¹⁴ predigte, von den Protestanten faktisch

⁹ So auch Hans-Gerhart Niemeier: Das rechtliche Verhältnis von Gemeinde und Kirche, Bleicherode 1935, 10 f.

¹⁰ Vgl. zum biblischen Ursprung des Gemeinderechts den entsprechenden Abschnitt im Artikel „Gemeinde“, in: RGG³, 1331.

¹¹ Martinus Hoitbandt lebte von ca. 1527 bis 1597; 1566 war er Pfarrer an der Paderborner Marktkirche geworden und war seit diesem Jahr dort reformatorisch tätig. Deshalb wurde er 1567 amtsentsetzt; vgl. Friedrich Wilhelm Bauks: Die evangelischen Pfarrer in Westfalen von der Reformationszeit bis 1945 (BWKG, 4), Bielefeld 1980, Nr. 2756 (im Folgenden zitiert als „Pfarrerbuch“).

¹² Göttmann: Paderborn, a. a. O., Bd. 1, 435.

¹³ Vgl. Heinrich Friedrich Jacobson: Geschichte der Quellen des Kirchenrechts des Preussischen Staats, mit Urkunden und Regesten, 4. Teil, 3. Bd., Königsberg 1844, 517 f.

¹⁴ Seit 1580 war Tünneken reformatorisch tätig. 1599 wurde er als Pfarrer an der Paderborner Marktkirche vorübergehend abgesetzt. Seit 1604 war er dann nach seiner

übernommen worden war.¹⁵ In dieser Konstellation kam dem Pfarrer als Seelsorger und als Persönlichkeit für den inneren Zusammenhalt der Evangelischen, gleichsam für die innere Gemeindegründung, eine besondere Bedeutung zu.¹⁶

Gerade der Beginn der reformatorischen Bewegung hing an den einzelnen Predigtorten nicht zuletzt von den dort wirkenden Geistlichen ab. Ihrer Hinwendung zum reformatorischen Glauben gingen theologische Erkenntnisse voraus, die dann durch bestimmte religiöse Praktiken, zum Beispiel dem Singen deutscher Lieder oder dem Austeilen des Abendmahls in beiderlei Gestalt, Einzug in die Gemeinde hielten. Offenkundig wurde die herausgehobene Stellung der Geistlichen beispielsweise 1532 im Gerichtsverfahren gegen die reformatorisch inspirierten Aufständischen von Paderborn: Nachdem sie, die nicht nur als Aufrührer und Verräter, sondern auch als Ketzer verurteilt wurden, ihr Todesurteil vernommen hatten, flehten sie um Gnade, versprachen, nie wieder rückfällig zu werden und verwiesen darauf, dass sie ohnehin nur irregeleitet und betrogen worden seien durch falsche Prediger. Rainer Sommer urteilt: „Die Tatsache, daß die Prädikanten, die versprochen hatten, bis zum Tode unverbrüchlich bei ihrer Gemeinde auszuharren, in der Stunde der Not zu fliehen versucht hatten oder untergetaucht waren, hatte offensichtlich auch die Reste vermeintlicher evangelischer Glaubensüberzeugung in der Stadt in sich zusammenfallen lassen.“¹⁷

Sämtliche Reformatoren hatten zwar eine Abkehr von einer allein priesterlich-kultischen Vermittlung des Heils beabsichtigt. Doch faktisch waren ja die meisten Geistlichen, so wie 1566 Martin Hoitbandt in Paderborn, aus dem römischen Priesteramt zum Protestantismus übertreten und konnten sich nur schwer oder nur teilweise von der überkommenen Vorstellungswelt lösen.¹⁸ Die Pfarrer und Vikare waren jedenfalls die örtlichen Multiplikatoren einer Reformation, die von Theologen und Räten, Bürgern und weltlichen Fürsten getragen wurde.

So wurden gegen Ende des 16. Jahrhunderts dann nicht nur in den meisten Städten und Landstädten des Bistums Paderborn evangelische Gottesdienste gehalten, auch die meisten Adelsfamilien waren evange-

Flucht aus Paderborn Pfarrer in Blomberg/Lippe, später in Lippstadt; vgl. Bauks: Pfarrerbuch, Nr. 6397.

¹⁵ Göttmann: Paderborn, a. a. O., Bd. 1, 449.

¹⁶ Vgl. 1000 Jahre Löhne. Beiträge zur Orts- und Stadtgeschichte, hg. vom Heimatverein Löhne und die Stadt Löhne, Löhne 1993, 330 f.

¹⁷ Sommer: Hermann von Wied, a. a. O., 263.

¹⁸ Vgl. Artikel „Pfarrer, Pfarramt“, in: EKL³, Bd. 3, 1153 f.

lisch geworden.¹⁹ Paderborns Bevölkerung sowie der Rat der Stadt bekannten sich beinahe vollständig zum Protestantismus; die wenigen Katholiken hielten sich nur dank des Domkapitels, des Klosters Abdinghof und einiger Pfarrer. Mit Bischof Dietrich von Fürstenberg änderte sich hingegen dieser Zustand,²⁰ als er um 1604 mit Hilfe der Jesuiten im später so bezeichneten „Kampf um Paderborn“²¹ das Land rekatholisierte. Und da wenige Jahre später in Lippe auch noch der reformierte Glaube den lutherischen ersetzen sollte, war den Paderborner Lutheranern seit 1609 auch diese Ausweichmöglichkeit zum Empfang des Abendmahls genommen. Die Alternative für die verbliebenen Evangelischen lautete letztlich: entweder katholisch werden oder auswandern!²² Dennoch – und trotz mancher Konversionen – war es bis zum Ende der Regierungszeit Dietrichs 1618 nicht gelungen, die Bestimmungen des Augsburger Religionsfriedens von 1555, demzufolge der Landesherr die Konfession seines Territoriums bestimmen durfte, vollständig durchzusetzen.²³

Wenngleich es in der Region auch weiterhin evangelisches Leben gegeben hat,²⁴ so blieb aufs Ganze gesehen die Reformation in Paderborn eine auf das Ende des 16. Jahrhunderts begrenzte Episode. Formal wurde auch in dieser Zeit keine lutherische Gemeinde begründet, wie überhaupt zu sagen ist, dass die geistlichen Herrschaftsgebiete Westfalens wenig zur Entwicklung eines festen Kirchenwesens und einer Kirchenverfassung beigetragen haben bzw. beitragen konnten.²⁵ Die katholische Obrigkeit, vor Ort repräsentiert durch das Domkapitel, die in den Auseinandersetzungen mit dem Paderborner Rat letztlich obsiegte, hatte in ihren Gebieten ohnehin keine reformatorischen Gemeindegründungen, ja keinen öffentlichen Kultus geduldet. Auch hatte es in Paderborn nie eine vertragliche Abmachung zwischen Rat und

¹⁹ Wilhelm H. Neuser: *Evangelische Kirchengeschichte Westfalens im Grundriß* (BWKG, 22), Bielefeld 2002, 133.

²⁰ Vgl. Karl Hengst: *Kirchliche Reformen im Fürstbistum Paderborn unter Dietrich von Fürstenberg (1585–1618)*, Paderborn 1974.

²¹ Franz von Löher: *Kampf um Paderborn, 1597–1604*, Berlin 1874.

²² Vgl. auch Gemeindebuch 1952 der Kreissynode Paderborn, Essen o. J., 5.

²³ Göttmann: Paderborn, a. a. O., Bd. 2, 175. – Als Fürstbischof und Landesherr war Dietrich seit 1604 ja auch in der Stadt Paderborn die Obrigkeit.

²⁴ Vgl. Christoph Lagemann: *Der Kirchenkreis Paderborn – Seine Entstehung und Entwicklung im 19. Jahrhundert*, in: JBWKG 85/1991, 243 f. – Lagemann verweist für die zeitgenössische Zustandsbeschreibung der preußischen Neuerwerbungen auf einen ausführlichen Visitationsbericht des Sup. Scherr von 1814, der sich im Staatsarchiv Münster: Regierungskommission Paderborn, Nr. 52, befindet.

²⁵ Vgl. Gottlieb Lüttger: *Evangelisches Kirchenrecht in Rheinland und Westfalen*, Gütersloh 1905, 48 f. Nur im Bistum Minden konnte sich die Reformation dauerhaft durchsetzen.

Domkapitel gegeben, die – vergleichbar dem 1533 geschlossenen Vertrag zwischen Stadt und Stift in Höxter²⁶ – den Evangelischen die Marktkirche zum Verbleib überwiesen hätte, damit die Evangelischen darin das Wort Gottes recht verkündigen und die Sakramente rein verwalten konnten. Die Evangelischen im Paderborn des 16./17. Jahrhunderts waren Gemeinde daher vor allem im Sinne des urchristlichen Strukturmodells, das durch Luthers Feststellung des allgemeinen Priestertums aller Gläubigen²⁷ wieder aufgegriffen wurde. Luther sprach aber nicht nur vom allgemeinen Priestertum, sondern auch vom allgemeinen Bischofstum (WA 6, 408). Jeder evangelische Christ sei Bischof, sei mit seinem personalen Glauben an Christus unmittelbar zu Gott – ohne institutionelle kirchliche Vermittlung. In dieser Perspektive scheint der evangelischen Kirche sogar gewollt ein Ordnungsprinzip zu fehlen, von dem aus es zu einer theologischen Begründung der kirchlichen Organisation kommen könnte. Zwangsläufig mussten die weltlichen Sozialordnungen (Familie, Gemeinde, Stadt, Staat) zu Gehäusen für den evangelischen Glaubenspersonalismus werden.²⁸

Die konfessionelle Praxis in Paderborn sah hingegen bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts so aus, dass kein Protestant Bürger der Stadt werden konnte, wenn er nicht „in der Domkirche das öffentliche und eidliche Versprechen abgab, seine Kinder katholisch zu erziehen“.²⁹ Wenngleich es also Ende des 16., Anfang des 17. Jahrhunderts in der Stadt Paderborn weit mehr Protestanten gegeben hatte als zweihundert Jahre später, konnte eine legitime Gemeindegründung erst unter den vom protestantischen Preußen geschaffenen Bedingungen erfolgen.

²⁶ Vgl. Georg Schumacher: Geschichte der Evangelischen Gemeinde in Höxter von 1533–1933, Höxter 1933, 9.

²⁷ Vgl. Luthers Vorrede zur „Deutschen Messe und ordnung Gottis diensts“ von 1526 (WA 19, 72–113). – Vgl. auch Robert Schulte: Das allgemeine Priestertum der Gläubigen und das geistliche Leitungsamt in der congregatio sanctorum. Analyse eines problematischen Verhältnisses in praktisch-theologischem Interesse, HU Berlin (Ms.) 1999.

²⁸ Hans-Walter Krumwiede: Die territoriale Bindung der evangelischen Kirche als theologisches Problem, in: Karlheinz Dumrath/Hans-Walter Krumwiede (Hg.): Die territoriale Bindung der evangelischen Kirche in Geschichte und Gegenwart. Ein Beitrag zur Strukturreform der Ev. Kirche in Deutschland, Neustadt a. d. Aisch 1972, 1–26, 14.

²⁹ Landeskirchliches Archiv Bielefeld (LkA EKvW) 2 alt, Nr. 4617: Denkschrift des Paderborner Presbyteriums von 1853.

2. Land- und kirchenrechtliche Grundlagen für eine Gemeindegründung

Unterdessen bewirkte der Territorialismus seit dem ausgehenden 17. Jahrhundert, dass die Gemeinden³⁰ zum Strukturprinzip der Landes- und Provinzialkirchen wurden, mithin Kirche konstituierten – so, wie es später durch die Kirchenordnungen des 19. Jahrhunderts endgültig festgeschrieben werden sollte. Durch die immer stärkere Anlehnung an altprotestantische Vorstellungen sind dann in gewisser Weise auch die Traditionen spontaner Gemeindegründungen vernachlässigt worden. Für Gemeinden, wie Paderborn, die im Zuge der Säkularisation entstehen sollten, waren es ohnehin eher äußere Gegebenheiten, die eine Gemeindegründung notwendig erscheinen ließen: Die preußische Verwaltung ermöglichte die Niederlassung Evangelischer, die als Beamte und Soldaten in rein katholische Gebiete kamen und der seelsorgerlichen Versorgung bedurften.

Nachdem das Fürstbistum Paderborn Anfang Juni und die Stadt Anfang August 1802 von Preußen durch General Anton Wilhelm von L'Estocq und 1.500 Soldaten in Besitz genommen worden war,³¹ wurde dieser alsbald aufgefordert, für einen protestantischen Gottesdienst zu sorgen. Dessen Vorschläge wurden jedoch abgelehnt, „weil einmal keine Kirche zum protestantischen Gottesdienst und dann auch kein Fonds da wäre, den Prediger zu besolden“.³² So dauerte es, nachdem im März 1803 das Preußische Infanterie-Regiment Nr. 48 „Kurfürst von Hessen“ mit zehn Kompanien unter Oberst von Hagken und dessen Nachfolger Georg Dietrich von Sobbe in Paderborn eingerückt war,³³ noch fast drei ganze Jahre, bevor im Februar 1806 Konsistorialassessor Friedrich Wilhelm Offelsmeyer,³⁴ der bereits in Münster lutherischer Pfarrer war, von der Kriegs- und Domänenkammer in Münster³⁵ beauf-

³⁰ Vgl. als Einstieg in die Problematik des Gemeindebegriffs den Artikel „Gemeinde“, in: RGG⁴, 610-618.

³¹ Vgl. Alfred Heggen: Paderborn unter preußischer Herrschaft 1802–1806. Vorgeschichte und Verlauf der Säkularisation, Paderborn 1988, 13.

³² So der abschlägige Bescheid, den v. L'Estocq auf seinen vorausgehenden Antrag beim Grafen v. Schulenburg, dem Chef der Hauptorganisationskommission, erhalten hat; vgl. Richter: Übergang des Hochstifts Paderborn, a. a. O., Bd. 64 II, 46.

³³ Freundlicher Hinweis von Markus Moors (Kreisarchiv Paderborn).

³⁴ Bauks: Pfarrerbuch, Nr. 4589.

³⁵ Nach der Auflösung der Organisationskommission am 1.12.1803 bildete die Kriegs- und Domänenkammer Münster die oberste Verwaltungsbehörde. Diesen Kammern waren in Preußen zwischen 1797 und 1810 die Kompetenzen der Konsistorien übertragen worden. Jede Provinz hatte ein Konsistorium als *staatliche* Behörde erhalten, mit einem Oberpräsidenten als Vorsitzendem. Derartige Konsistorien führten die staatliche Aufsicht über alle Kirchen in Bezug auf die *iura circa sac-*

tragt wurde, die evangelische Zivilgemeinde als solche förmlich zu organisieren und zu konstituieren.³⁶

Allgemeine Grundlage auch des preußischen Kirchenrechts stellte in dieser Zeit das seit 1784 diskutierte und 1794 in Kraft getretene Allgemeine Landrecht für die Preußischen Staaten (ALR) dar. Das ALR kann für die Phase zwischen 1794 und 1850, in die auch die Gemeindegründung in Paderborn fällt, noch als umfassend geltend angesehen werden.³⁷ Zugleich stellte es offenbar für den Bereich des Kirchenrechts eine Kodifikation kirchenrechtlicher Grundsätze bis zum Zeitpunkt seines Erscheinens dar.³⁸ Für die engere kirchenrechtliche Annäherung an die Problematik der Errichtung und Veränderung von Kirchengemeinden galt hingegen das 1716 erschienene Werk „Ius parochiale“ von Justus Henning Böhm als einschlägig. Es wurde daher auch von den Bearbeitern des Allgemeinen Landrechts mit ihren eigenen Vorstellungen über Kirchengesellschaften sowie mit den vorhandenen Spezialgesetzen zu verbinden gesucht. In seinem Entwurf für die Parochialregelung des ALR war der Berliner Oberamtsregierungsrat Carl Gottlieb Suarez als einer seiner Redakteure davon ausgegangen, dass die Kirchen im Staate aus Praktikabilitätsgründen, gleichsam aus Gründen der Subsidiarität „in mehrere einzelne Gemeinden vertheilt werden müßten“.³⁹ Den Gemeinden oblag dabei die Pflicht, für die Unterhaltung des Gottesdienstes zu sorgen. Sofern die Gemeinde Parochialgemeinde sei, sei sie hierzu gar gezwungen. Als Bedingungen einer Parochialgemeinde bezeichnete Suarez eine Kirche, einen Pfarrer und ein Kirchspiel, innerhalb dessen Pfarrzwang stattfinde.⁴⁰ In das Allgemeine Landrecht, das den Begriff „Kirchengemeinde“ im engeren Sinne noch gar nicht verwendete, fand letztlich eine weniger differenzierte Definition von Parochie Eingang (§ 237 II 11): „Derjenige District, in welchem Glaubensverwandte einer vom Staate öffentlich aufgenommenen

ra und traten außerdem für die Evangelischen an die Stelle der bisherigen lutherischen und reformierten Konsistorien. Vgl. Landau: Kirchenrecht, a. a. O., 154.

³⁶ LkA EKvW 4,6-19,3: laut Schreiben des Paderborner Presbyteriums an den König vom 20.10.1865.

³⁷ Vgl. Peter Landau: Das Kirchenrecht des Allgemeinen Landrechts für die Preußischen Staaten im 19. Jahrhundert, in: Barbara Dölemeyer/Heinz Mohnhaupt (Hg.): 200 Jahre Allgemeines Landrecht für die Preußischen Staaten. Wirkungsgeschichte und internationaler Kontext, Frankfurt/M. 1995, 145-185, 150.

³⁸ Gustav Alexander Bielitz: Handbuch des preußischen Kirchenrechts, Leipzig 1818, greift beispielsweise an keiner Stelle auf ältere Normen von vor 1794 zurück, wie Landau: Kirchenrecht, a. a. O., 152, betont.

³⁹ Zitiert nach Jacobson: Kirchenrecht, a. a. O., 229.

⁴⁰ Das Vorherige nach ebd. Vgl. Wilhelm Bornemann: Systematische Darstellung des Preussischen Civilrechts mit Benutzung der Materialien des allgemeinen Landrechts, 2. verm. und verb. Ausg., Berlin 1842-1845.

Religionspartei zu einer gemeinschaftlichen Kirche angewiesen sind, wird eine Parochie genannt“.⁴¹

Aus der Regelung zu Parochialgemeinde, Kirchspiel (als derjenige Bezirk, in dem Sprache, Rede und Autorität der Kirche vernommen wird⁴²) sowie Ortsgemeinde ergibt sich, dass allein die Parochialgemeinde, nicht aber die Ortsgemeinde für sich eine Kirchengesellschaft mit Korporationsrechten bildete.⁴³ Das Allgemeine Landrecht hat die Kirchengemeinde als „rechts- und erwerbsfähig anerkannt, zur Vermögensverwaltung berufen und ihr das Besteuerungsrecht verliehen“.⁴⁴ Die Errichtung von Parochien sei aber eine „gemischte Angelegenheit“ und geschehe, wie der Kirchenrechtler Jacobson ausführte, durch die zuständigen Staatsbehörden unter Hinzuziehung der geistlichen Leitung (der sog. „geistlichen Obern“). Notwendig werden konnte die Errichtung einer Parochie beispielsweise, wenn in der Diaspora lebende Evangelische zu einer Kirchengemeinde miteinander verbunden wurden. „Durch ein besonderes Einpfarrungsdecret wird die künftige Matrikel oder das neue Statut festgestellt, welches die Grenzen des Districts, das Patronatverhältniß, die Abgabenverhältnisse u. a. m., so wie den Hinweis auf die resp. Gemeinde-, Kirchen- und Verwaltungsordnung zu enthalten pflegt. Die Bekanntmachung erfolgt von Seiten der Regierung und des Consistoriums durch das Amtsblatt.“⁴⁵ Ausgehend von der Maßgabe, dass jeder Protestant einem bestimmten Kirchspiel angehöre, schrieb das ALR fest, dass vagierende, also vereinzelte Einwohner sich eine Kirche ihrer Konfession suchen mussten, zu der sie sich halten wollten.⁴⁶ Dasselbe galt für ganze Gemeinden, die noch keinem Kirchspiel zugewiesen waren; auch sie mussten sich unter Genehmigung der geistlichen Obern zu einer benachbarten Kirche schlagen („Gastge-

⁴¹ Im Elften Titel von Teil II des Allgemeinen Landrechts für die Preußischen Staaten von 1794 (ALR) wird in den §§237-617 das Recht der Parochien dargelegt. Der hier angeführte Eingangsparagraph 237 II 11 wurde zitiert nach der mit einer Einführung von Hans Hattenhauer und einer Bibliographie von Günther Bernert versehenen Textausgabe „Allgemeines Landrecht für die Preußischen Staaten von 1794“, Frankfurt/M.-Berlin 1970, 550; vgl. aber auch: Allgemeines Landrecht für die Preußischen Staaten. Neue Ausgabe, Zweiter Teil, zweiter Band, Berlin 1817.

⁴² Jacobson: Kirchenrecht, a. a. O., nach Eberhard Gottlieb Graff: Althochdeutscher Sprachschatz oder Wörterbuch der althochdeutschen Sprache, Bd. 6, Berlin 1842, 333.

⁴³ Jacobson: Kirchenrecht, a. a. O., nach Polycarp Joseph Vogt: Kirchen- und Ehe-recht der Katholiken und Evangelischen in den Königlich Preußischen Staaten, Bd. 1, Breslau 1856, 56 f., und Albrecht Altmann (Hg.): Praxis der preußischen Gerichte in Kirchen-, Schul- und Ehesachen, Leipzig, 1861, 217 f.

⁴⁴ Artikel „Kirchengemeinde“, in: LThK², Bd. 5, 998.

⁴⁵ Jacobson: Kirchenrecht, a. a. O., 230.

⁴⁶ Ebd., 232.

meinde“). Andererseits galt selbst eine „abgesonderte Gemeinde (etwa in der Diaspora) mit geordneter Verwaltung von Wort und Sakrament“ als Kirche im evangelischen Sinne.⁴⁷ Und in Bezug auf die Eingepfarrten und die Personalgemeinden (zu denen u. a. auch die Militärgemeinden zählen) galten allgemein die innerhalb eines Kirchspiels einem Pfarrer verbundenen Christen als die „Gemeinde“, waren sie die „Eingepfarrten (Parochiani), Pfarrgenossen, Pfarrkinder“.⁴⁸

Trotz umfangreicher rechtlicher Anweisungen und Regelungen gestaltete sich die evangelische Gemeindegründung in Paderborn als ein langwieriger Akt: Die unterschiedlichen Anknüpfungs-, aber auch Darstellungsmöglichkeiten einer Entstehungsgeschichte ergeben sich bereits aus der Unterscheidung von Militär- und Zivilgemeinde, aber auch aus den unterschiedlichen Zeitpunkten des ersten evangelischen Gottesdienstes, den der Feldprediger Georg Hanff⁴⁹ vom Mindener Regiment Nr. 41 von Schladen (denn L'Estocq hatte keinen eigenen Feldprediger⁵⁰) am 30. Oktober 1802 für die mit den preußischen Truppen nach Paderborn gekommenen Protestanten hielt,⁵¹ und der Übergabe der Basilika des aufgehobenen Benediktiner-Klosters zur Nutzung als Garnisonkirche, in der dann der Feldprediger Karl Helm seit April 1803 seine Gottesdiensttätigkeit ausübte. Zugleich veränderten sich im Paderborner Raum die Herrschaftsverhältnisse in diesen Jahren bis zur sog. Restauration ja mehrfach.

3. Die Militärgemeinde in Paderborn

Die Paderborner Gemeinde war nach der Übergabe des Fürstbistums an Preußen zunächst Militärgemeinde. Die Zivilisten schlossen sich dem Gottesdienst dieser Militärgemeinde an. Nach dem Allgemeinen Landrecht stellte eine Militärgemeinde eine eigene Parochie des Re-

⁴⁷ Arthur von Kirchenheim: Kirchenrecht für deutsche Theologen und Juristen, Bonn 1900, 212.

⁴⁸ Jacobson: Kirchenrecht, a. a. O., 233.

⁴⁹ Bauks: Pfarrerbuch, Nr. 2287.

⁵⁰ Denkschrift (1853), Bl. 1, in: LkA EKvW 2 alt, Nr. 4617.

⁵¹ LkA EKvW 6-33,3: Militärkirchenbuch des Infanterie-Regiments v. Schladen (Standort Minden): Hier notiert der Feldprediger Hanff in der Rubrik „Getaufte“, dass er am 30.10.1802 Hans Wilhelm Otto Anton, den am 13.10. in Paderborn geborenen Sohn des Königlichen Sec. Lieut. im Husaren-Regiment von Goeckingh, Hans Carl Leopold Ludwig von Wahlen-Jürgast und seiner Ehefrau Christiane Magdalene, getauft habe, „als ich zum 1ten mal protestantischen Gottesdienst dasselbst hielt“ (von L'Estocq war übrigens einer der Paten).

gimentes oder der Garnison dar.⁵² Daher konnten Militärangehörige nicht als Glieder einer „ordentlichen“, also einer Zivilkirchengemeinde gelten. Dies galt auch für die zivilen Beamten und Angestellten des Militärs. Sie waren Mitglieder der Militärgemeinde, nicht aber der Zivilgemeinde.⁵³ Für andere Zivilisten, man denke beispielsweise an sich in einer Garnisonstadt ansiedelnde Geschäftsleute, galt das jedoch nicht, da Zivilisten nicht per se Angehörige der Militärgemeinde sein konnten. Unter Berufung auf das Allgemeine Landrecht differenzierte man hier genauer,⁵⁴ indem man feststellte, dass die Militär- und Zivilbeamten der Militärverwaltung dann zur Militärgemeinde gehörten, wenn sie ihren tatsächlichen (nicht den dienstlichen) Wohnsitz in dem Standort hatten.⁵⁵

Die Richtlinien für die Ausübung der Amtsgeschäfte von Militärgeistlichen waren in Preußen durch das 1711 erlassene und 1750 dann erneuerte „Militair-Consistorial-Reglement“ umrissen gewesen. Im März 1811 wurde ein neues, die zurückliegenden Reformen der kirchlichen Militärgemeindeverfassung berücksichtigendes „Königlich-Preussisches Militair-Kirchen-Reglement“ erlassen.⁵⁶ Dieses kodifizierte die herrschende preußische Rechtsauffassung im Zeitalter der Reformen und hob die strikte Trennung von Militär- und Zivilkirche auf.⁵⁷ Und wenngleich es zum Zeitpunkt seiner Veröffentlichung noch nicht im napoleonisch regierten Westphalen Gültigkeit beanspruchen konnte, so galt es alsbald auch hier. Geregelt wurde beispielsweise auch das Verfahren beim Auszug einer Garnison in den Krieg, wie es in Paderborn 1806 geschah. Der Feldprediger hatte seine Gemeinde „überall im Felde zu begleiten“. Vor seinem Ausmarsch musste er aber die Kirchen- und Schulregistratur-Kirchenbücher, heilige Geräte und die Bibliothek dem ersten bzw. ältesten Zivilgeistlichen für den Zeitraum seiner Abwesenheit übergeben, der die Bücher zu führen hatte.⁵⁸ Als Feldprediger Helm im September 1806 mit seinem Regiment nach Fulda

⁵² Vgl. § 278 f. II. 11 ALR. Vgl. Jacobson: Kirchenrecht, a. a. O., 236 f.

⁵³ Vgl. § 283 II 11 ALR.

⁵⁴ Vgl. hierzu die sich auf das ALR berufende Königliche Verfügung vom 19.10.1904, in: Preussische Gesetz-Sammlung, Berlin 1904, 273; Königliches Amtsblatt Koblenz 1905, 1.

⁵⁵ Vgl. Lüttgert: Kirchenrecht, a. a. O., 739.

⁵⁶ Königlich-Preussisches Militair-Kirchen-Reglement, vom 28.3.1811, in: Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preussischen Staaten No. 14, 170-192.

⁵⁷ Vgl. Erich Engelke: „Mit Gott für König und Vaterland“. Die preussische Militärgemeinde in Koblenz, in: Markus Dröge e. a. (Hg.): Pragmatisch, preussisch, protestantisch ... Die Evangelische Gemeinde Koblenz im Spannungsfeld von rheinischem Katholizismus und preussischer Kirchenpolitik, Bonn 2003, 243-266, 245.

⁵⁸ Königlich-Preussisches Militair-Kirchen-Reglement, vom 28.3.1811, 178 (Abschnitt IV, 7 f.).

zog, hatte er seinem Stellvertreter Carl Günther⁵⁹ einen Kasten zur Aufbewahrung übergeben, der unter anderem einen vergoldeten Abendmahlskelch mit dem Kurfürstlichen Wappen sowie die Militärkirchenbücher des Regiments enthielt.⁶⁰ Die Militärkirchenbücher wurden später an den Bürgermeister Adolphi in Wesel gesandt. Das Kirchenbuch für die Zivilgemeinde hingegen wurde vom Prediger Günther fortgeführt. Auch die Abendmahlsgeräte verblieben dauerhaft bei der Paderborner Gemeinde, wenngleich Feldprediger Helm sie nach dem Kriege zunächst zurückgefordert hatte. Ein Erlass der Königlichen Kommission zu Paderborn vom 29. August 1807 hatte jedoch ausdrücklich bestimmt, dass trotz der Aufhebung des Regiments⁶¹ die Kirchengeräte und insbesondere der Abendmahlskelch nicht an die Militärbehörde zurückgegeben werden dürften, da „dieselben der Kirche und der wirklich noch bestehenden Gemeinde verbleiben müßten“.⁶² – Hier wird also auf die Zivilgemeinde in Paderborn verwiesen, die zu diesem Zeitpunkt wohl *de facto*, nicht aber schon *de iure* existierte.

4. Der Gründungsprozess einer Zivilgemeinde

In einer mit einigen Jahren Abstand angefertigten Denkschrift⁶³ hob die Paderborner Kirchengemeinde selbst folgende Stationen ihrer eigenen Geschichte hervor: Nach den ersten Evangelischen, die 1802 eintrafen und die Abdinghofkirche überwiesen bekamen, sorgte die dreijährige Amtstätigkeit des Feldpredigers Helm von 1803 bis 1806 für eine Konsolidierung evangelischen Gottesdienstlebens. Helm war als Garnison- und als Stadtprediger angestellt worden, es wurden zwei besondere Kirchenbücher für die Zivil- und Militärgemeinde angelegt und man richtete nicht zuletzt auf öffentliche Kosten einen besonderen evangelischen Schulunterricht ein. Helm sprach selbst bereits von einer „Civilgemeinde“.⁶⁴ Die besonderen Zeitumstände hatten es dem preußischen Staat jedoch nicht möglich erscheinen lassen, bereits einen „besonderen protestantischen Civilprediger“ anzustellen. So stockte man 1805 das Gehalt des rührigen Feldpredigers Helm auf und vertraute darauf, dass er

⁵⁹ Bauks: Pfarrerbuch, Nr. 2178.

⁶⁰ Vgl. auch zum Folgenden: LkA EKvW Lagerbuch Nr. 194, 8-14.

⁶¹ Durch Kapitulation von Erfurt am 16.10. und Hameln am 22.11.1806; vgl. Alexander v. Lyncker: Die Altpreußische Armee 1714–1806 und ihre Militärkirchenbücher, Berlin 1937, 88.

⁶² LkA EKvW 2 alt, Nr. 4617: Erweiterung der Denkschrift durch das Paderborner Presbyterium, 28.4.1854.

⁶³ LkA EKvW 2 alt, Nr. 4617; siehe auch LkA EKvW Sammlung Bauks (SB) 305.

⁶⁴ Jedenfalls laut Paderborner Lagerbuch: LkA EKvW Lagerbuch Nr. 194, 9.

die anfallenden seelsorgerlichen Bedürfnisse bewältigen konnte. Anfang 1806, am 9. Februar, wurde dann noch ein Vorstand für die Zivilgemeinde gewählt, der durch Offelsmeyer als dem Vertreter des Provinzial-Konsistoriums eingeführt wurde. Der aus dem interessanterweise den Paderborner Karneval liebenden Regierungsrat und Richter Schwarz,⁶⁵ dem ersten preußischen Stadtdirektor Busse, dem Bauinspektor Ganzer und dem Blechschläger Blum bestehende Vorstand erhielt die Weisung, dass sie „mit dem Prediger Helm monatlich, oder wie es vorkommende Veranlassung sonst erfordern möchte, sich versammeln, um das, was zum Besten der Civilgemeinde nöthig und ausführlich befunden wird, zu überlegen und zu betreiben“.⁶⁶ Am Ende eines jeden Jahres hatte dann ein Mitglied des Vorstandes auszutreten und durch ein neu gewähltes Mitglied ersetzt zu werden, wobei darauf geachtet werden sollte, „daß jederzeit Mitglieder von beiden protestantischen Confessionen im Vorstande sich befänden.“⁶⁷ Im Paderborner Lagerbuch, das bereits vor hundert Jahren Pfarrer Karl Klingender als Königsquelle seiner Darstellung der Gemeindegeschichte diente und das aufgrund seiner zahlreichen Belegstellennachweise zeitgenössischer Quellen insgesamt in seinem Herangehen durchaus als objektiv erachtet werden kann, wird die evangelische Gemeinde Paderborns nach 1806 als vollendet konstituiert beschrieben: „Mehr konnten sich die Evangelischen vom Civilstande nicht wünschen. Sie waren zu einer selbständigen Gemeinde constituiert mit einem Vorstande nach eigener Wahl, hatten Kirche und Schule, der Feldprediger Helm war ihr Pfarrer, und der Feldküster Herfurth ihr Lehrer.“⁶⁸ Gerade hierbei aber handelt es sich um eine Wertung des nachgeborenen Verfassers der Lagerbuchniederschrift,⁶⁹ die er *ohne* einen Quellenbeleg formuliert hat. Unter Heranziehung einer zeitgenössischen Protokollnotiz Offelsmeyers kann man hingegen an derselben Stelle erfahren, dass in Bezug auf die Gemeindefundierung vom Hofe bis dato erst die „vorläufige Versicherung“ erteilt worden sei, dass man zur Bestreitung der kirchlichen Bedürfnisse der hiesigen Zivilgemeinde „einen besonderen angemessenen

⁶⁵ Göttmann: Paderborn, a. a. O., Bd. 3, 72.

⁶⁶ Lagerbuch der Kirchengemeinde Paderborn: LkA EKvW, Lagerbuch Nr. 194.

⁶⁷ Ebd.

⁶⁸ LkA EKvW Lagerbuch Nr. 194. – Ende August 1803 war der aus Berlin berufene Schullehrer und Küster Herfurth mit seiner Frau in Paderborn eingetroffen. Garnisonschule und Wohnung der Lehrerfamilie wurden in der Kaserne, dem früheren Klostergebäude, eingerichtet; vgl. Richter: Übergang des Hochstifts Paderborn, a. a. O., Bd. 64 II, 47.

⁶⁹ Verfasser des Paderborner Lagerbuches war möglicherweise der Inhaber der zweiten, später dann der ersten Paderborner Pfarrstelle, Carl Böttner (1825–1890); vgl. Bauks: Pfarrerbuch, Nr. 625.

Beitrag aus der Kriegs- und Domainenkasse höhern Orts“ beantragen werde.⁷⁰ Die sich 1806 also wohl doch noch *in statu nascendi* befindliche Zivilgemeinde umfasste im Jahr zuvor angeblich 227 Seelen; 1808 ging man dann von 500 Gemeindegliedern in und um Paderborn aus.

Bereits im Herbst 1806, nach der Besetzung Paderborns durch polnische und holländische Truppen der französischen Nordarmee und dem Ende der kurzzeitigen preußischen Herrschaft nach den Niederlagen bei Jena und Auerstädt, schien zunächst auch die evangelische Gemeinde „rettungslos verloren“ zu sein.⁷¹ So wurde sie wieder aus der ihr zugewiesenen Abdinghofkirche vertrieben, die dann dem Militär als Schober für Heu und Stroh diente. Immerhin aber konnte die geschrumpfte und nunmehr allein zivile Gemeinde 1808, wohl auf Intervention der evangelischen Prinzessin bzw. Königin des neuen Königreichs Westphalen, die der Abdinghofkirche gegenüberliegende Alexis-Kapelle, die man bereits im Oktober und November 1802 für die ersten protestantischen, durch Feldprediger Hanff abgehaltenen Gottesdienste vom Generalvikariat angeboten bekommen hatte,⁷² als Gottesdienstraum zugewiesen erhalten. Dem Präfekten des u. a. für den Distrikt Paderborn zuständigen Fuldadepartements, der die Bereitstellung der Kapelle behördlich verfügte, hat diese Aktion nach eigenen Angaben „zum wahren Vergnügen gereicht“, weil er somit „etwas zum Wunsch der dortigen protestantischen Gemeinde beigetragen“ hatte.⁷³ Ganz allgemein ist zu sagen, dass die Franzosenzeit für die Paderborner Protestanten keine Unterdrückung ihrer konfessionellen Praxis bedeutete, so wie es sich die ortsansässigen Katholiken in ihrer ersten Freude über die Exemption von den Preußen erhofft haben mochten. „Außer der Beraubung ihrer Kirche hat die Gemeinde eine weitere Gewalttat nicht erfahren, aber sich viel Spott und Hohn gefallen lassen müssen.“⁷⁴ Im Übrigen konnten sich die Evangelischen wohl wider Erwarten „öffentlichen Schutzes“ erfreuen, wofür allein schon die evangelischen Beamten in Paderborn gesorgt hatten, die entsprechend der französischen Politik in ihren Funktionen in Verwaltung und Justiz verblieben wa-

⁷⁰ LkA EKvW Lagerbuch Nr. 194. Als Quelle wird angegeben: Vol. 50 A fol. 61 und 62.

⁷¹ Ebd.

⁷² Vgl. Richter: Übergang des Hochstifts Paderborn, a. a. O., Bd. 64 II, 46.

⁷³ LkA EKvW 2 alt, Nr. 4617: Abschrift eines Antwortschreibens des Präfekten des Fulda-Departements (Abteilung des Innern), in Kassel, an den Herrn von Haxthausen zu Dedinghausen, weltlicher Grundherr in Paderborn, vom 16.12.1808, betr. Einrichtung der protestantischen Kirche zu Paderborn.

⁷⁴ LkA EKvW Lagerbuch Nr. 194.

ren.⁷⁵ Die Belastung durch die französische Verwaltung und die für sie zu erbringenden Kriegskontributionen, Naturalrequisitionen und Einquartierungen erwies sich für alle Bevölkerungsteile als gleichermaßen schwierig, da auch die Säkularisationsgebiete, wie Paderborn, wie militärisch besetztes Feindesland behandelt wurden.⁷⁶ Die Kirchenpolitik beruhte hingegen auf dem Grundsatz der Gleichberechtigung aller Konfessionen, wenngleich deren Kirchen keine sozial-karitativen, sondern nur noch reine Kulturaufgaben verblieben.⁷⁷

Der Paderborner evangelische Gemeindevorstand scheint sich dennoch nach und nach aufgelöst zu haben, nicht zuletzt, weil die meisten seiner Mitglieder die Stadt verließen. Allein der „Tribunalrichter“ Meyer verblieb nach 1806 bzw. nach dem Juli 1807, als mit dem Frieden von Tilsit das Fürstentum Paderborn dem neu errichteten Königreich Westphalen zugeschlagen wurde, und übernahm dann die Verwaltung des Kirchengemeindevermögens.⁷⁸ Da der Feldprediger Helm beim Ausbruch des Krieges Paderborn ebenfalls hatte verlassen müssen, beauftragte die Kriegs- und Domänenkammer in Münster vorsorglich den ehemaligen Konrektor des Klevischen Gymnasiums, Carl Wilhelm Günther, von Januar 1807 an während der Abwesenheit Helms diesen zu vertreten, „wofür ihm dem nächst eine billige nach Maaßgabe der Disponibilität der Fonds und seiner Verdienstlichkeit zu bestimmende Remuneration, desgleichen an jetzt, und in Voraus noch nicht bestimmt werden kann, höheren Orts in Vorschlag gebracht werden soll.“⁷⁹ Helm kehrte nicht wieder zurück, so dass sich Günther der verlassenen Gemeinde annahm, und dies tatsächlich, ohne dass er ein Gehalt bekam.⁸⁰ Um ein solches bestreiten zu können sowie überhaupt zur Aufstockung

⁷⁵ Namentlich aufgeführt wurden im angegebenen Lagerbuch der Stadtdirektor Busse, der Kriegs- und Domänenrat von Reimann und der Regierungspräsident von Coninx sowie weitere, denen die Gemeinde auch die Einräumung der Gottesdienst-räumlichkeiten in der Kaserne lediglich zu verdanken hatte. Die Herren von Reimann und von Coninx hätten späterhin durch ihren Einfluss als höhere Beamte im Königreich Westphalen der evangelischen Gemeinde große Dienste geleistet.

⁷⁶ Monika Lahrkamp: Die französische Zeit, in: Wilhelm Kohl (Hg.): Westfälische Geschichte, 2. Bd., Düsseldorf 1983, 1-43, 23, 26, 31.

⁷⁷ Ebd., 33.

⁷⁸ LkA EKvW 2 alt, Nr. 4616: Königl. Preussische Regierungskommission an den Zivilgouverneur von Vincke (Münster), 28.7.1814.

⁷⁹ LkA EKvW Bestand 2 (alt), Nr. 4616: Königliche Kriegs- und Domänenkammer in Münster (Scheffer, Schemdeking, Offelsmeyer) an Konrektor Günther, 17.9.1806.

⁸⁰ Vgl. Klingender: Gemeinde Paderborn, a. a. O., 6. Vgl. auch dazu erneut die Denkschrift von 1853 in LkA EKvW 2 alt, Nr. 4617. – Günther war am 1.6.1804 als Pensionär nach Paderborn zu einem Freund verzogen (LkA EKvW 2 alt, Nr. 4618: Äußere und innere Verfassung des Kirchspiels Paderborn, von Carl Günther, Juni 1817, hier zu §14, S. 13).

der leeren Kirchenkasse war der Gemeinde gestattet worden, Glocken, Kirchstühle und Bänke ihrer bisherigen Kirche, das heißt der Abdinghofkirche, zu veräußern. Auf diese Art und Weise, die katholischerseits auch später noch heftig kritisiert wurde, weil man die ehrwürdigen Räume geschändet und das „herrlichste Geläut der Stadt“ pfundweise verkauft sah,⁸¹ konnte man immerhin das evangelische Gemeindeleben notgedrungen aufrecht erhalten. 1812 wurde sogar die ehemalige von Elmendorfsche Domkurie der protestantischen Gemeinde als Pfarrwohnung abgetreten.⁸² Dennoch beurteilte der hiesige Unterpräfekt, Domherr und spätere Preußische Landrat Maximilian von Elverfeld die Situation der Protestanten eher so, dass „nur noch eine Hand voll preußischer Bettler die protestantische Gemeinde bildeten“.⁸³

5. Rolle und Selbstverständnis des Paderborner Pfarrers Günther

Nichtsdestotrotz zählt auch dieser Zeitraum, in dem Paderborn in dem kurzlebigen Königreich Westphalen des jüngsten Napoleonbruders Jérôme existierte, durchaus zur engeren Gründungsgeschichte der hiesigen evangelischen Kirchengemeinde. Bevor dieser Aspekt hier aus Sicht der pastoralen Versorgung einer Gemeinde erläutert wird, soll zuvor kurz begründet werden, warum bisher nur wenige Aussagen zu den innerprotestantischen Konfessionsverhältnissen in Paderborn gemacht worden sind. Die Frage eines gesonderten Gottesdienstes, eines eigenen Predigers für die Reformierten wurde hier damals weniger intensiv diskutiert als in Münster. Dort wurde 1805 aufgrund einer königlichen Kabinetts-Order eine „vereinigte protestantische Civilgemeinde“ begründet, und im Jahr darauf konstituierte sich auch ein gemeinsamer Kirchenvorstand. Dass man hingegen zwei Seelsorger anstellte, lag daran, dass Münster als Provinzialverwaltungssitz ja auch etliche reformierte und zudem mehr Einwohner besaß. Die lutherische Predigerstelle erhielt der genannte Prediger Offelsmeyer, der auch an der Paderborner Gemeindegründung mitwirkte. Diese Gründung reklamierte allerdings

⁸¹ Vgl. Johann Bernhard Greve: Geschichte der Benediktiner-Abtei Abdinghof in Paderborn, hg.v. F. J. Greve, Paderborn 1894, 224 f.

⁸² Denkschrift von 1853 in: LkA EKvW 2 alt, Nr. 4617. Im Lagerbuch Nr. 194 heißt es unter offensichtlicher Heranziehung zeitgenössischen Aktenmaterials (Vol IX fol 24 u 25. XXX B. Lit. G No. 8. Lit. L No. 12 Lit. B. No. 1. 2. 3. 6. u. 7.), dass Herr von Elmendorf, der die Kurie auf Lebenszeit besaß, diese dem Fiskus zurückgegeben hatte, weil er, in Höxter wohnend, nur 15 Reichstaler Miete davon bezog, diese allerdings bei weitem nicht ausreichte, um die Kosten einer bestehenden Natural-Einquartierung zu decken.

⁸³ Zit. n. der Denkschrift von 1853 in LkA EKvW 2 alt, Nr. 4617.

voll und ganz Pfarrer Carl Günther für sich, wenngleich ein Kirchenvorstand ja schon vor seiner Zeit eingerichtet worden war. Auch trat Günther zu Beginn seiner Amtstätigkeit, im Zeitraum zwischen Neujahr und Michaeli 1807, also vom 1. Januar bis zum 29. September jenen Jahres, nicht einmal im geistlichen Amtskleide vor die Gemeinde, ja, er hielt nicht einmal förmlichen Gottesdienst ab, sondern „religiös-moralische Vorlesungen“.⁸⁴ Zu dieser Zeit wurde Günther offiziell auch noch als „Interimistischer Prediger“, nicht als Gemeindepfarrer, angesprochen, der die „Prediger Geschäfte bei der hiesigen protestantischen Gemeinde“ eben als Ersatz für den Feldprediger Helm betreute.⁸⁵ Sein Wunsch auf Festeinstellung wurde zwar positiv bedacht, Bedingung war aber die noch ausstehende „Etablierung einer hiesigen protestantischen Pfarrstelle“. Immerhin wurde im Juli 1808 dann ein „anständiges Gehalt“⁸⁶ für Pfarrer Günther und ebenso ein Lehrer- und ein Küstergehalt festgesetzt. Da der Lehrer unmusikalisch war, versah der Pastor den Organistendienst in der Alexius-Kapelle, die man ja unterdessen zum 1. Januar 1809 zugewiesen bekommen hatte, selbst.⁸⁷ Und durch ein weiteres Dekret des Königs von Westphalen schließlich, der 1809 die Verwaltungsgeschäfte des Fürstentums Paderborn von der französischen, von Minden aus ausgeübten Herrschaft übernommen hatte,⁸⁸ wurde der Reformierte Carl Günther am 10. Januar 1809 zum Pfarrer der Gemeinde ernannt. Als Konfessionsstand für die Paderborner Kirchengemeinde bestimmte die Westphälische Regierung „evangelisch-protestantisch“. Es handelte sich damit also um eine Unionsgemeinde, die reformierte wie lutherische Glieder in sich aufnahm. Der Unterschied zu Münster lag darin, dass dort zwei konfessionelle Pfarrstellen

⁸⁴ LkA EKvW Lagerbuch Nr. 194. Der Grund dafür, warum Günther in diesem Zeitraum weder Gottesdienst hielt noch Amtstracht trug, wird im Lagerbuch darin gesehen, dass man sich nicht dem Spott und Hohn der örtlichen Katholiken aussetzen wollte, da die Gemeinde anstelle der schönen Abdinghofkirche nun (bis Ende September 1807) im Schulraum der Kaserne zusammenkommen musste: Nachdem man in der Kaserne einen geräumigeren Saal erhalten hatte, erschien Günther dann auch wieder in seiner Amtstracht.

⁸⁵ LkA EKvW Bestand 2 (alt), Nr. 4617: Abschrift eines Schreibens von v. Coninx, v. Reimann und v. Hartmann an Carl Günther vom 19.9.1807.

⁸⁶ LkA EKvW 2 alt, Nr. 4617: Denkschrift von 1853.

⁸⁷ Vgl. LkA EKvW SB 305 sowie Bestand 2 alt, Nr. 4618.

⁸⁸ Zu Paderborner Aktenbeständen der Behörden jener Übergangszeit von 1802 bis 1816 betreffend siehe die Findbücher B 20 I und II, B 21 und B 24 II sowie den unverzeichneten Bestand der Kriegs- und Domänenkammer Minden (betr. Verwaltung von Paderborn) im Staatsarchiv Münster; vgl. Die Bestände des Nordrhein-Westfälischen Staatsarchivs Münster. Kurzübersicht, erw. Neubearbeitung, Münster 1979, passim, sowie die entsprechende Seite der NRW-Archive im Internet (www.archive.nrw.de).

bestanden hatten.⁸⁹ Nachdem die Regierung diese 1810 zusammengelegt hatte, wurden die reformierte und die lutherische Pfarrstelle im Anschluss an die für Preußen siegreichen Freiheitskriege dann wiederhergestellt; seit der Union von 1817 bestand auch in Münster nur noch eine vereinigte Gemeinde mit zwei gemeinschaftlichen Pfarrern. Da es in Paderborn hingegen nur den einen Pfarrer Carl Günther gab und dieser als solcher auch erstmals allein für die Zivilgemeinde zuständig war, ist erklärlich, warum er sich selbst als „Gründer“ der Gemeinde titulierte: „Der erste Pfarrer und Gründer dieser Protestantischen Civil-Gemeinde bin ich Carl Wilhelm Günther ...“.⁹⁰ Obgleich bei Beginn seiner Paderborner Tätigkeit 1806/07 „die Aussicht zu einer Civil-Gemeinde und zu einer Pfarrstelle gar nicht denkbar war“, hielt es Günther nach eigenen Worten für seine „heilige Pflicht“ alles zu tun, was zum Trost und zur eventuellen Gründung „dieser unglücklichen Gemeinde“ möglich war.⁹¹ Damals existierte in Paderborn nach Günthers Meinung – und damit im Gegensatz zu der im Lagerbuch kolportierten Auffassung seines Vorgängers Feldprediger Helm – „nur eine Militair-Gemeinde“, an deren Gottesdienst die Zivilisten teilnahmen.⁹² Auch die „Circumscription“ der Gemeinde, also die genaue Beschreibung ihrer parochialen Grenzen, war noch nicht erfolgt; Kirchenbesucher und Abendmahlsteilnehmer kamen aus der ganzen Provinz, was nicht zuletzt daran lag, dass Paderborn nach 1805 die einzige im gesamten ehemaligen Bistum verbliebene protestantische Gemeinde war.⁹³ Beim Heiligen Abendmahl dokumentierten sich dann auch für Paderborn noch die konfessionellen Unterschiede. Denn zwischen 1808 und 1810 traten zuerst die damals zahlenmäßig stärkeren Lutheraner an den Altar heran. 1810 ließ der reformierte Pfarrer dann die Reformierten zuerst vortreten, woraufhin aber die Lutheraner Beschwerde einlegten. Um der Unruhe zu begegnen, erklärte Pfarrer Günther am 1. Ostertag

⁸⁹ Vgl. Friedrich Wilhelm Bauks: Die Geschichte der Evangelischen Kirchengemeinde Münster, in: 700 Jahre Apostelkirche Münster, hg. vom Presbyterium der Apostel-Kirchengemeinde, Münster 1984, 138 f..

⁹⁰ So Günther in §14 seiner im Juni 1817 angefertigten Schrift über die innere und äußere Verfassung des protestantischen Kirchspiels in und um Paderborn, in: LkA EKvW 2 alt, Nr. 4618.

⁹¹ LkA EKvW 2 alt, Nr. 4618: §1 der o. g. Kirchspielsbeschreibung Günthers von 1817.

⁹² Ebd., §1.

⁹³ Es hatten sich im Zuge der preußischen Verwaltungsübernahme zwar auch in Pekkelsheim, Warburg und Herlinghausen evangelische Gemeinde gegründet, Paderborn war aber nach Auffassung der Kriegs- und Domänenkammer Münster nach 1805 noch allein übrig geblieben, so Herta Köhne: Die Entstehung der westfälischen Kirchenprovinz (BWKG 1), Bielefeld 1974, 23, nach STA Münster: KDK Münster Fach 5, Nr. 179.

1811, „als die Kirche ganz voll war“, seiner Gemeinde unmissverständlich, dass sie nach der Stiftung des Königs eine evangelisch-protestantische Gemeinde ohne Konfessionstrennung sei.⁹⁴ In Paderborn und in Münster hatte man – den Abendmahlsritus betreffend – von vorneherein festgesetzt, dass den Kommunikanten wahlweise Oblaten oder gebrochenes Brot gereicht wurde. Dieser so genannte „Münstersche Ritus“ sollte später, das heißt im Zuge der Union von 1817, Vorbild für andere Gemeinden werden.⁹⁵

Zurück zu Paderborn und ihrem Geistlichen: Die dortige Gemeinde, die im Jahr 1812 aus 180 Mitgliedern bestand, zu denen sich weitere 300 bis 400 Protestanten (einschließlich Kinder) aus dem Bereich des ehemaligen Fürstentums Paderborn gesellten, war nicht immer einverstanden mit dem Wirken ihres Pfarrers, mit seiner Predigtweise („Irrlehre“) und auch nicht mit seinem Charakter.⁹⁶ Die Regierungskommission, die nach dem Ende des königlich-westphälischen Intermezzos 1814 auch die Lage im Kirchenwesen sondierte, war zudem der Auffassung, dass Pfarrer Günther, der selbsternannte Gemeindegründer, den man später zudem noch zum Retter der Gemeinde stilisierte,⁹⁷ 1809 weder vorschriftsmäßig in sein Pfarramt eingeführt, noch im anhaltinischen Bernburg ordnungsgemäß ordiniert worden war: „Dem Pfarrer Günther ward die Pfarre ohne vorherige Prüfung übertragen, und von einer Ordination und Introduction nichts Näheres bestimmt. Er machte im Jahre 1809 eine Reise in seine Heimath, dem anhaltbernburgischen, um Familien Angelegenheiten zu besorgen, und bei der Gelegenheit erlangte er nach einer von ihm unterm 6ten September 1809 dem damaligen Präfecten des Fulda Departements gemachten Anzeige die Ordination bei dem Consistorio zu Bernburg. Diese wurde nicht für zulänglich gehalten, und daher die Veranstaltung getroffen, daß die Ordination Servatis Servandis in Cassel ertheilt werden solle, welches aber unterblieben ist.“⁹⁸ Pfarrer Günther war aber nicht nur im „Ausland“, d. h. außerhalb der für ihn nunmehr zuständigen westphälischen Kir-

⁹⁴ Diese Ereignisse nach §27 aus Günthers Schrift in: LkA EKvW 2 alt, Nr. 4618. – Den Namen „Evangelisch-lutherische Kirchengemeinde“ führen die Paderborner übrigens erst seit 1946; vgl. Beschluss des Presbyteriums vom 14.3.1946; genehmigt vom Ev. Konsistorium am 16.4.1946; siehe Sammlung Jesse: „Paderborn“, auch in: LkA EKvW SB 305.

⁹⁵ Vgl. Jürgen Kampmann: Die Einführung der Berliner Agende in Westfalen (BWKg, 8), Bielefeld 1991, 95, 125.

⁹⁶ LkA EKvW SB 305 nach LkA EKvW 2 alt, Nr. 4617 (Pfarrstelle Paderborn).

⁹⁷ „Günther hat die Gemeinde gerettet!“ heißt es im Paderborner Lagerbuch (LkA EKvW Lagerbuch Nr. 194).

⁹⁸ LkA EKvW 2 alt, Nr. 4616: Königl. Preußische Regierungskommission an den Zivilgouverneur von Vincke (Münster), 28.7.1814.

chenorganisation ordiniert worden. Auch die übliche geistliche Aufsicht über den Pfarrer war nicht gegeben gewesen, da die Regierung des Königreichs Westphalens anders als Preußen stark die Befugnisse und die Unabhängigkeit der Konsistorien gegenüber den weltlichen Behörden gefördert hatte. „Sie verfocht stärker, als es in Preußen der Fall war, die Trennung der geistlichen und weltlichen Belange.“⁹⁹ 1814 empfahl die Regierungskommission die Unterstellung des Pfarrers Günther unter die geistliche Aufsicht eines Superintendenten, da es ihr „nothwendig und nützlich“ erschien.¹⁰⁰ – Hier könnte man also formaljuristische Mängel an der Gründungsgeschichte der Paderborner Kirchengemeinde anknüpfen, wenngleich Günther faktisch fast fünfzehn Jahre lang der Geistliche für die Stadt sein sollte. Erst 1820 erfolgte seine Versetzung;¹⁰¹ er wurde 1821 dann Inhaber der Pfarrstelle der kleinen reformierten Gemeinde von Vlotho.

6. Preußens zweiter Anlauf in Paderborn und der Abschluss der Gemeindegründung

Die letzten französischen Soldaten hatten ja bereits Ende Oktober 1813 die Stadt Paderborn verlassen.¹⁰² Mit dem Ende der Franzosenzeit begann in Paderborn eine erneute, diesmal allerdings dauerhaftere Preußenzeit. Mit den einrückenden preußischen Truppen, die nun – anders als noch 1802 – als Befreier angesehen wurden, wuchs die Zahl der Evangelischen in der Stadt wieder merklich an. Das evangelische Kirchenwesen wurde revitalisiert: Im Sommer 1814 stellte Zivilgouverneur Ludwig von Vincke den kirchlichen Verband der evangelischen Gemeinde Paderborn mit den übrigen westfälischen Diözesen bzw. Kirchenkreisen wieder her; im März 1815 erhielt die evangelische Pfarre in der Nähe des Pfarrgebäudes einen $\frac{1}{4}$ Morgen großen Garten zum Geschenk¹⁰³ (Pfarrer waren ja zu einem Teil noch Selbstversorger); als Gebäude für die Schule, die seit 1803 in der Kaserne abgehalten worden war, wurde der evangelischen Gemeinde 1816 die ehemalige Gronveldsche Kurie überlassen. Und da die Alexiuskapelle für die infolge

⁹⁹ Köhne: Entstehung, a. a. O., 31.

¹⁰⁰ LkA EKvW 2 alt, Nr. 4616: Königl. Preußische Regierungskommission an den Zivilgouverneur von Vincke (Münster), 28.7.1814.

¹⁰¹ Der Gemeinde wurde die Entscheidung am 7.7.1820 durch die Königl. Regierung Minden bekannt gemacht; vgl. LkA EKvW 2 alt, Nr. 4617.

¹⁰² Göttmann: Paderborn, a. a. O., Bd. 3, 8.

¹⁰³ Vgl. LkA EKvW 2 alt, Nr. 4616: Königl. Preußische Regierungskommission an den Zivilgouverneur von Vincke (Münster), 9.3.1815.

der Verlegung des königlichen Oberlandesgerichts von Minden nach Paderborn wachsende Gemeindegliederzahl zu klein wurde, hielt es die preußische Regierung in Minden für angebracht, von 1817 an in der Busdorfer Kirche, die sich in katholischem Eigentum befand, ein Simultaneum für die katholische und die evangelische Gemeinde einzurichten,¹⁰⁴ „auf so lange und bis zu diesem Behufe eine andere Kirche disponibel wurde“.¹⁰⁵ Der gemeinsame Kirchengebrauch sorgte in den folgenden Jahren und Jahrzehnten für ärgerliche Auseinandersetzungen. Das Simultaneum hatte von vornherein nicht dem Wunsch der Gemeinde entsprochen. Aus Sicht der Protestanten führte es zu ungelegenen Gottesdienstzeiten am Sonntagvormittag, was vor allem die Gewerbetreibenden als Nachteil empfanden. Und für das in Paderborn stationierte Militär stand bei den sonntäglichen Andachten kein anderer Raum als jener hinter der Kanzel zur Verfügung, von dem aus allerdings der Blick auf den Geistlichen auf der Kanzel wie auch auf das liturgische Geschehen am Altar versperrt blieb. Auch kam es zu Störungen durch katholische Kirchendiener, die in der Kirche ihren eigenen Gottesdienst vorbereiteten. Man stieß sich, im übertragenen Sinne, auch an den katholischen Kirchenverzierungen. In den ohnehin revolutionären Jahren 1848 bis 1850 kam es einige Male, insbesondere am Karfreitag 1848, zu tumultartigen Szenen, als man versuchte, die Evangelischen aus der Busdorfkirche hinauszuerwerfen.¹⁰⁶ Trotz bereits frühzeitig parallel geführter Verhandlungen über die Errichtung einer eigenen evangelischen Kirche, konzentrierte sich die Gemeinde seit den 1850er Jahren dann verstärkt auf die Wiederherstellung und Rückgabe der Abdinghofkirche.¹⁰⁷ Man verwies dabei auf die Rechtskontinuität des protestantischen Eigentums an diesem Bau, den die Gemeinde „weder gegen die fremdländische, noch gegen die vaterländische Regierung jemals“ aufgegeben habe.¹⁰⁸

Aus der Ruine der Abdinghofkirche konnte schließlich, nach den Worten des damaligen Superintendenten, ein „herrlicher Bau geschaffen“ werden,¹⁰⁹ dessen feierliche Einweihung nicht nur unter Beteili-

¹⁰⁴ Vgl. weiterhin die Denkschrift von 1853, in: LkA EKvW 2 alt, Nr. 4617. Das Simultaneum begann am 23.3.1817.

¹⁰⁵ Aus einem Bescheid der Regierung in Minden vom 8.1.1817, zit. n. der Denkschrift von 1853, a. a. O.

¹⁰⁶ Vgl. zum Simultaneum auch LkA EKvW 2 alt, Nr. 4618; vgl. zu den Tumulten auch den Bericht ebd., Nr. 4617: Abschrift eines Vermerkes von Sup. Baumann v. 22.8.1853.

¹⁰⁷ Vgl. LkA EKvW 2 alt, Nr. 4622.

¹⁰⁸ LkA EKvW 2 alt, Nr. 4617: Abschrift eines Schreibens des Paderborner Presbyteriums an die Königliche Regierungsabteilung des Innern in Minden vom 28.4.1854.

¹⁰⁹ Sup. Beckhaus nach: LkA EKvW SB 305.

gung der Gemeinde, sondern auch zahlreicher westfälischer Pfarrer im April 1871 vollzogen werden konnte. Wenngleich der Besitz eines eigenen Gotteshauses zwar ein „naturale“, nicht jedoch ein „essentiale“ für eine Kirchengemeinde ist,¹¹⁰ so manifestiert sich mit einem solchen Bauwerk doch die Präsenz einer lebendigen Gemeinde. „Erst wenn die protestantische Gemeinde ihre eigene Kirche besitzt“, so hatten Zeitgenossen stets gegen das Simultaneum argumentiert, „wird sie an diesem katholischen Orte, und selbst in den Augen der katholischen Mitbürger, als eine feste und dauerhafte Anstalt des Protestantismus, und als eine auch tatsächlich gleich berechnigte und unabhängige Kirche erscheinen“.¹¹¹ Als ein in diesem Sinne äußerlich sichtbares Zeichen hat es in Paderborn demnach fast ein Dreivierteljahrhundert gedauert, bevor die dortige evangelische Kirchengemeinde auch architektonisch als erbaut gelten konnte.

7. Resümee

„Die Präsenz der Kirche entscheidet sich [...] an der Existenz der Gemeinde. Diese Einsicht [...] entspricht ursprünglicher reformatorischer Überzeugung und der langen Erfahrung in den zahlreichen Diasporasituationen in der Ökumene.“¹¹² Dieser Satz vom EKD-Ratsvorsitzenden Manfred Kock dokumentiert eine fast zeitlos gültige Einschätzung, die auch bereits vor 200 Jahren in Paderborn und anderen dann säkularisierten, doch katholisch geprägten Regionen als Motivation für den Gemeindeaufbau gegolten haben mochte.

Das Dargelegte muss in der Summe zu der Überlegung führen, ob die in den verschiedenen Quellen und Darstellungen erwähnten (und oben angesprochenen) Beamten der Militärverwaltung bereits den Kern einer Paderborner Zivilgemeinde begründen konnten. Ich habe eher gegen eine solche Auffassung plädiert, würde aber mangels einer evangelischen Basis – im Sinne einer „inneren“ Gemeindegründung – für das Paderborn der Jahre nach 1802 vielmehr von einer längeren Entstehungsphase in mehreren Etappen bis nach den Befreiungskriegen als von einem genauen Zeitpunkt sprechen. Denn zunächst, wir haben das an den Reformationseignissen in Paderborn gesehen, wird eine aus Gottes Zuspruch lebende und sich seinem Anspruch stellende Ge-

¹¹⁰ Vgl. Paul Schoen: Das evangelische Kirchenrecht in Preußen, Erster Band, Berlin 1903, 297.

¹¹¹ LkA EKvW 2 (alt), Nr. 4617: Denkschrift von 1853.

¹¹² Manfred Kock: Gedanken über die Zukunft der Evangelischen Kirche, 30. April 1999, Universität Marburg, www.ekd.de/vortraege/154_kock2.html.

meinde durch Wort und Sakrament konstituiert.¹¹³ Damit geht sie jeder Ordnung, selbst ihrer formalen Gründung voran. Zudem ist abgesehen von der summarischen Benennung verschiedener konstitutiver Elemente eine Antwort auf die Frage nach dem exakten Zeitpunkt der Entstehung der Kirchengemeinde nicht in der gewünschten Genauigkeit zu erhalten, sondern nur aus gleichsam konkludentem Verhalten nachzuvollziehen. Denn als Beleg für einen eindeutigen Gründungszeitpunkt der Paderborner Gemeinde könnte uns im günstigsten Falle zum Beispiel eine königliche Urkunde oder Ähnliches dienen. Dies ist aber nicht gegeben.

So behalf man sich auch in späteren Jahren, als die formale Konstituierung der Gemeinde im Zuge des Kampfes um den Rückerhalt der Abdinghofkirche unerschwellig immer wieder thematisiert wurde, damit, bestimmte, eine Gründung substituierende Akte zu benennen; so verfuhr beispielsweise Superintendent Baumann in einem ausführlichen Aktenvermerk aus dem Jahr 1853 zur Diözese Paderborn, in welchem er Paderborn nicht nur an der Spitze der bereits konstituierten Kirchengemeinden aufführte, sondern ausdrücklich darauf hinwies, dass sowohl die Pfarr- als auch die beiden Schulstellen „sämmtlich fundiert und mit Dienstwohnungen versehen“ wären!¹¹⁴ Und explizit die bereits mehrfach zitierte Denkschrift von 1853 aufgreifend und weiterführend, legte das Paderborner Presbyterium 1854 dar, wie man sich die Gemeindegründung zugetragen habe: „Es ist nun in der Denkschrift nachgewiesen, daß schon im Jahre 1803 die hiesige Abdinghofer Kirche für den protestantischen Gottesdienst bestimmt und überwiesen worden ist. Zwar mag das Bedürfnis des evangelischen Militärs die erste Veranlassung dazu gegeben haben, diese Kirche gleichsam zu einer evangelischen Garnisonkirche zu widmen. Allein von vorne herein war auch die Gründung und Fortentwicklung der Civilgemeinde bedacht. Darüber kann nach dem ausdrücklichen Inhalte des Erlasses des Westfälischen Departements des General-Direktoriums¹¹⁵ vom 1. Juni 1804 No. 276, welches sich in den Akten der Königlichen Organisations-Commission zu Paderborn von 1802 befindet, die nunmehr an die Königliche Regierung zu Minden abgegeben worden sind, kein Zweifel

¹¹³ Vgl. Jürgen Kampmann: Presbyterial-synodale Ordnung in Westfalen. Grundlagen, Wege und Irrwege ihrer Ausgestaltung, in: JBWKG 96/2001, 203-222, 216.

¹¹⁴ LkA EKvW 2 alt, Nr. 4617: Promemoria betreffend 1; die Gründung vier neuer geistlicher Stellen in der Diözese Paderborn [...] und 2; die Vereinigung des Pfarr- und Schulamts in der Person des Geistlichen in den meisten Gemeinden der Diözese“, August 1853.

¹¹⁵ Vorgesetzte Behörden der Mindener Mittelinstanzen waren am Ende des Ancien Régime für die Kriegs- und Domänenkammer das Westphälische Departement im Generaldirektorium.

weiter bestehen bleiben. Denn damals wurde der Ausbau der Kirche angeordnet und ausdrücklich bevorwortet, daß die dem Infanterie-Regimente Kurfürst von Hessen für jetzt überwiesene Kirche der künftig noch zu constituierenden protestantischen Gemeinde für das Civil mitbestimmt sein solle. Ebenso wurde schon 1803 der Feldprediger Helm in Paderborn als Garnison- und Stadt-Prediger bei der verbundenen Garnison- und Civil-Gemeinde angestellt. Ebenmäßig nahm die Königliche Domainen-Kammer zu Münster schon 1805 die evangelische Civilgemeinde Paderborns als rechtlich constituirt an und beauftragte in ihrem Berichte vom 14 August für den P[rediger] Helm wegen seiner bei der Civilgemeinde vermehrten Amtsgeschäfte eine Gehalts-Zulage, indem sonst die Anstellung eines besonderen protestantischen Civilgeistlichen in sehr kurzer Zeit nothwendig sein würde. Wenn auch das General-Direktorium nach seinem Erlasse vom 28 November 1805 diese Geldzulage nicht bewilligen konnte, so wurde doch auch hier für die Verwaltung der sacra bei der protestantischen Civilgemeinde Sorge getragen.“¹¹⁶

Die Einzelgemeinde stellt in der evangelischen Kirche den „Kern des Lebens“ dar. Die Durchsetzung des reformatorischen Gemeindeprinzips, das die bisherige Unterteilung von Klerus und Laien aufgehoben hatte, ermöglichte eine gewisse Selbstbestimmung und Selbstverwaltung der einzelnen Kirchengemeinde. Bereits das Allgemeine Landrecht bestimmte die Gesamtheit der zu einer Parochie Eingepfarrten als eine privilegierte Korporation, stattete sie allerdings nur mit unzulänglicher Vertretung und ungenügenden Aufgaben aus.¹¹⁷ Insofern lässt sich auch nicht sofort dann, wenn sich an einem Ort Evangelische versammeln, von einer Gemeindegründung sprechen. Der evangelische Glaubenspersonalismus ist an Predigt und Sakrament gebunden, und der Christ ist nicht für sich allein Christ, sondern in der durch Wort und Sakrament konstituierten Gemeinde.¹¹⁸ Dabei wäre es, so Mitte des 19. Jahrhunderts der Kirchenrechtler Otto Mejer, ganz gleich, ob der Mittelpunkt einer derart versammelten Gemeinde ein einzelner Amtsträger oder das fundierte Kircheninstitut einer Pfarrkirche und deren Geistlichkeit ist.¹¹⁹ Die eigene Kirche und das selbständige ordentliche Pfarramt galten als Kennzeichen für die Existenz einer Mutterkirche (als der

¹¹⁶ In: LkA EKvW 2 alt, Nr. 4617. Text des Presbyteriums vom 28.4.1854.

¹¹⁷ Vgl. Goßner: Preußisches evangelisches Kirchenrecht. Führer durch das Recht der Landeskirche der neun älteren Provinzen insbesondere für Geistliche und Selbstverwaltungs-Organen, Verwaltungsbeamte und Juristen, Berlin 1898, 59.

¹¹⁸ Vgl. Krumwiede: Die territoriale Bindung der evangelischen Kirche, a. a. O., 15.

¹¹⁹ Otto Mejer: Institutionen des Kirchenrechtes, Göttingen 1856, 310.

ausgereiftesten Art einer Kirchengemeinde).¹²⁰ Und wenngleich auch die Kirchengemeinde ihre Angelegenheiten weitgehend selbst regelte, verblieb sie stets in einem „Abhängigkeitsverhältniss von der Gesamtkirche“.¹²¹

Wenn wir uns also, wie vor hundert Jahren, allein auf das Märzdatum 1803 festlegten, so griffen wir damit nur ein einziges aus einer ganzen Reihe die Gemeinde konstituierender Ereignisse heraus. Dieses ist aufgrund des Säkularisationsgeschehens und der Diasporasituation, in der erst nach 200 Jahren wieder evangelischer Gottesdienst stattfinden konnte, sicherlich in symbolischer Hinsicht nicht zu unterschätzen. Ihm sollte jedoch meines Erachtens auch nicht zu viel Bedeutung beigemessen werden, da die Erinnerungskultur fortschreitenden Aktualisierungen unterworfen ist und wir uns davor hüten sollten, einzelne Elemente herauszugreifen, um Traditionen erfinden und diese „tageskirchenpolitisch“ instrumentalisieren zu können.

¹²⁰ Vgl. von Kirchenheim, a. a. O., 215.

¹²¹ Ebd., 216; vgl. G. M. Kletke (Hg.): Das Evangelische Kirchenrecht des Preussischen Staates, Berlin 1868, 107; vgl. auch Minist.-Blatt d. Inn. 1852, 2.

„Wilhelminischer Protestantismus“ zwischen Tradition und Moderne ↯

(Der Konsistorialbezirk Kassel im Kaiserreich 1890–1914¹

Einleitung

Das wilhelminische Zeitalter ist durch ambivalente Strukturen geprägt. Der gesellschaftliche Wandel veränderte Strukturen, die tief in den Alltag hineinreichten. Zentrale Phänomene waren Bevölkerungswachstum, Industrialisierungsschub, wissenschaftlich-technologischer Fortschritt, Entwicklung des Bildungssystems, Nationalismus und imperialistische Expansionspolitik². Welche Rolle spielten in diesem Prozess die Kirchen – oder genauer formuliert: Welchen Part übernahm die evangelische Kirche in Hessen-Kassel während des Kaiserreichs 1890–1914? Beobachten wir Teile einer Erfolgsgeschichte oder die Geschichte eines Verfalls? Nach dem Säkularisierungstheorem war der neuzeitliche Modernisierungsprozess durch einen Rationalisierungsschub geprägt, der für Religion und deren institutionelle Form, die Kirchen, wenig Raum ließ. Andererseits untersuchen wir im Folgenden die Strukturen einer Organisation in einer Umbruchsituation, die heute immer noch die größte Massenorganisation der deutschen Gesellschaft ist, einen Umsatz (Kirchensteueraufkommen) von mehr als 8 Milliarden Euro jährlich hat und nach dem Staat größter Arbeitgeber ist. Die Kirchen besitzen eine flächendeckende Organisation mit Gemeinden, Gebäuden und Personal im ganzen Land und „versorgen“ den größten Teil der Bevölkerung mit „Dienstleistungen“, die an den Wendepunkten menschlichen Lebens nach wie vor gefragt sind³.

¹ Die nachfolgenden Ausführungen basieren auf einer ersten Analyse bisher nicht ausgewerteter Quellen und Archivalien des Landeskirchlichen Archivs Kassel. Die weiteren Forschungsergebnisse werden in einen Band zur Geschichte der kurhessischen Landeskirche im 19. und 20. Jahrhundert eingehen, an dem die Kommission für Neuere Geschichte der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck zur Zeit arbeitet.

² Sehr ausführlich dazu Hans-Ulrich Wehler, *Deutsche Gesellschaftsgeschichte* Bd. 3, München 1995, S. 493-1295.

³ Dietmar von Reeken, *Kirchen im Umbruch zur Moderne, Milieubildungsprozesse im nordwestdeutschen Protestantismus 1849–1914* (Religiöse Kulturen der Moderne, Band 9), Gütersloh 1999, S.9-11. Grundlegend auch: Gangolf Hübinger, *Kul-*

Wir beschäftigen uns auch mit der Frage nach dem wilhelminischen Protestantismus. Hessen-Kassel im Kaiserreich, das bedeutete Kurhessen unter preußischer Herrschaft. Der „Wilhelminische Protestantismus“ präsentierte aufgrund gesellschaftlicher Umbrüche ein vielfältiges Erscheinungsbild der protestantischen Kirche. Innerevangelische konfessionelle Gegensätze traten eher zurück. Seine Aufgabe sah der wilhelminische Protestantismus in der Integration der „Spannung von Beharrung und Aufbruch“⁴. Der Begriff ist als Phänomen eines vergehenden Zeitalters zu begreifen und steht für die enge Beziehung von Thron und Altar, Staat und Kirche. Protestantisch bedeutete preußisch und umgekehrt. Sie galt als leitende Mentalität des Kaiserreiches, die sich durch nüchterne Frömmigkeit, Pflichtbewusstsein und Staatsloyalität auszeichnete.

Zu erwarten ist eine inhomogene Bestandsaufnahme. Wir werden traditionelle und moderne Elemente entdecken und uns mit mehr oder weniger erfolgreich umgesetzten kirchlichen Strategien beschäftigen. Die Ausführungen haben ausdrücklich nicht den Anspruch, ein Gesamtbild zu zeichnen.

Zum besseren Verständnis beginnen diese Ausführungen mit der Darstellung der grundlegenden kirchlichen Strukturen im Kaiserreich. Sowohl die innere Organisation der Kirche wie auch ihr Gebiet und ihr Bekenntnisstand werden vorgestellt.

Die zentrale Quelle der Synodalberichte, die seit 1888 die inneren und äußeren „kirchlichen Zustände des Synodalbezirks“ aus konservativem, traditionellen Blickwinkel kontinuierlich beschrieben haben, erfährt danach ihre Auswertung.

Auch in Hessen-Kassel wurde der Ausbau der kirchlichen Organisation vorangetrieben. Hier überwogen die modernen Elemente. Exemplarisch vorgestellt werden Professionalisierungstendenzen in der Kirchengesetzgebung und bei der Gründung einer neuen Institution zur Pfarrerausbildung, des Evangelischen Predigerseminars Hofgeismar.

turprotestantismus und Politik, Zum Verhältnis von Liberalismus und Protestantismus im wilhelminischen Deutschland, Tübingen 1994. Jochen-Christoph Kaiser, Wilfried Loth (Hg.), Soziale Reform im Kaiserreich, Protestantismus, Katholizismus und Sozialpolitik, (Konfession und Gesellschaft 11), Stuttgart 1997. Martin Greschat, Das Zeitalter der Industriellen Revolution (Christentum und Gesellschaft 11), Stuttgart 1980. Frank-Michael Kuhlemann, Die neue Kulturgeschichte und die kirchlichen Archive, in: Der Archivar (53) 2000, S. 230-237.

⁴ Martin Hein, Wilhelminischer Protestantismus. Der Zusammenhang von Politik, Kirche und Theologie an der Wende zum 20. Jahrhundert, in: Jahrbuch der Hessischen Kirchengeschichtlichen Vereinigung (51), Darmstadt/Kassel 2000, S. 99-114, hier S. 114.

Kirchliche Bautätigkeit war und ist ein untrüglicher Gradmesser für kirchliche Präsenz in der Gesellschaft. Zwischen 1890 und 1914 wurde in Hessen-Kassel wie im gesamten Deutschen Reich lebhaft neugebaut, umgebaut und erweitert. Gebaut wurde in und um die drei großen Städte Kassel, Marburg und Hanau, aber auch und besonders in den Diasporagemeinden.

Weitere wesentliche Elemente des Ausbaus sind im Bereich der nicht verfassten Kirche, der Inneren Mission, zu konstatieren.

Die Abendmahlsziffern wie auch die Tauf-, Trauungs- und Beerdigungsstatistik gelten als Indikator für die Nähe zur Kirchengemeinde. Da für den Untersuchungszeitraum die Zahlen für Hessen-Kassel, Waldeck-Pyrmont und das Deutsche Reich insgesamt vorliegen, stellen wir die Frage nach Kirchlichkeit und Kirchentreue. Die lebensprägenden Riten hatten sich sowohl in Hessen-Kassel als auch in Waldeck sehr viel eindeutiger als im Deutschen Reich erhalten.

Tradition oder Moderne – mit einem eher ungewöhnlichen Ansatz untersuchen wir die Vornamen der Pfarrerschaft. Überwog (noch) das herkömmliche System der Namensgebung nach Familientradition bzw. nach Heiligen und biblischen Gestalten oder lassen sich in den Familien des zentralen Personals bereits moderne Spurenelemente nachweisen? An dieser Stelle findet eine bewusste Beschränkung auf die beschriebene Quelle statt. Es bleibt zukünftigen Untersuchungen vorbehalten, etwa Milieu und Herkunft der Pfarrerschaft, religiöse Sozialisation, Studienorte, Heiratsverhalten, Mobilität, berufsbegleitende literarisch-theologische Produktion, ökonomische Lage, Ausbildung und Berufswahl der Kinder, Heiratsverhalten der Töchter etc. systematisch zu erforschen⁵. An dieser Stelle sei der Hinweis erlaubt, dass die Quellenlage des Landeskirchlichen Archivs Kassel entsprechende sozialhistorische, gesellschaftswissenschaftliche Untersuchungen zulässt.

Zentrale kirchliche Strukturen in Hessen-Kassel im Kaiserreich

1866 verlor Kurhessen nach der Annexion durch Preußen seine staatliche Selbständigkeit und bildete fortan den Regierungsbezirk Kassel innerhalb der Provinz Hessen-Nassau. 1873 erhielt „das für den Regierungsbezirk Cassel einzurichtende Consistorium“ durch eine Ka-

⁵ Siehe z. B. Oliver Janz, Bürger besonderer Art. Evangelische Pfarrer in Preußen 1850–1914, Berlin/New York 1994. Olaf Blaschke, Frank-Michael Kuhlemann (Hg.), Religion im Kaiserreich, Milieus – Mentalitäten – Krisen (Religiöse Kulturen der Moderne, Band 2), Gütersloh 1996.

binettssorder König Wilhelms I. an den „Minister der geistlichen Angelegenheiten“ seinen Sitz in Kassel⁶.

Der Konsistorialbezirk Kassel war seit 1886 in 13 Diözesen unterteilt. An der Spitze einer Diözese stand jeweils ein Superintendent. Unterhalb dieser Ebene gab es zumeist eine Einteilung in Klassen, die von einem Metropolitan geleitet wurde, oder auch eine Einteilung in Inspecturen mit einem Inspector an der Spitze. Danach folgten dann die einzelnen Kirchengemeinden.

Die 13 Diözesen waren: I. Diözese Marburg-Kirchhain-Frankenberg-Vöhl, II. Diözese Fritzlar-Melsungen, III. Diözese Ziegenhain-Homberg, IV. Diözese Cassel, V. Diözese Hofgeismar-Wolfhagen, VI. Diözese Hersfeld-Rotenburg, VII. Diözese Hanau, VIII. Diözese Cassel-Witzenhausen, IX. Diözese Eschwege, X. Diözese Gelnhausen-Schlüchtern, XI. Diözese Rinteln, XII. Diözese Schmalkalden, XIII. Diözese Fulda-Hünfeld-Gersfeld⁷.

Reformiert waren im Jahr 1913 insgesamt 608 Kirchengemeinden des niederhessischen Raums. Dem lutherischen Bekenntnis folgten mehrheitlich der oberhessische Raum wie auch die Herrschaft Schmalkalden und Schaumburg-Rinteln (157 Kirchengemeinden). Mehrheitlich uniert waren nach der Hanauer Union von 1818 insgesamt 104 Kirchengemeinden der südlichen Kreise Hanau, Gelnhausen, Schlüchtern, Fulda, Hünfeld und Gersfeld⁸.

Das Konsistorium, die Verwaltung der Landeskirche, hatte seinen behördlichen Dienstsitz im Renthof 5 in Kassel. Vier Theologen, darunter die Generalsuperintendenten der drei im Bezirk vertretenen Kirchengemeinschaften, und drei Juristen bildeten die Verwaltungsspitze, die mit insgesamt 17 Personen ihren Dienst versah.

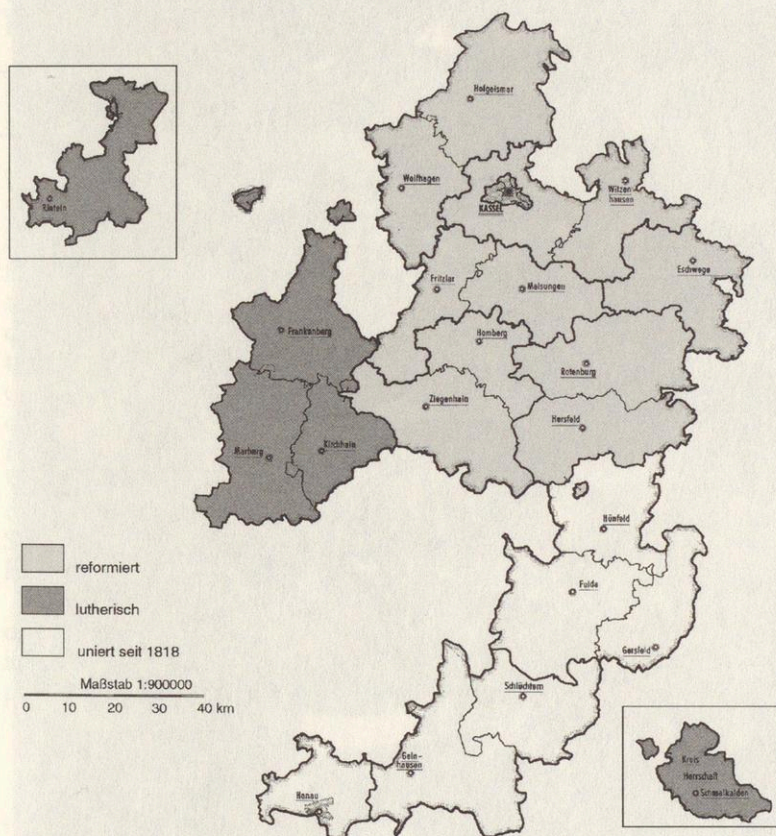
⁶ Bettina Wischhöfer, 125 Jahre Gesamtkonsistorium Kassel, Ausstellungskatalog des Landeskirchlichen Archivs Kassel 1998, S. 3-5.

⁷ In: Königlich Preussischer Staatsdienst-Kalender für den Regierungsbezirk Cassel auf das Jahr 1896, Cassel 1896, S. 20-64.

⁸ Zahlen der Kirchengemeinden nach dem Taschenbuch für die Pfarrer des Konsistorialbezirks Cassel 1910, S. 41.

Konsistorium Kassel 1890 - 1914

Bekenntnisstand und Unterteilung in 13 Diözesen



Verwaltungseinteilung:
Preussische Provinz Hessen-Nassau
Regierungsbezirk Kassel: Kreise

Quellen:
Königlich-Preussischer Staatsdienst-Kalender, Regierungsbezirk Kassel,
Taschenbuch für Geistliche des Konsistorialbezirks Kassel auf das Jahr 1913

Copyright Landeskirchliches Archiv Kassel 2002

Konsistorialbezirk Kassel 1890–1914, Bekenntnisstand und Unterteilung in 13 Diözesen (Copyright Landeskirchliches Archiv Kassel 2002)



Personal des Gesamtkonsistoriums Kassel 1924 (Landeskirchliches Archiv Kassel)

Mitglieder des Gesamtkonsistoriums Kassel 1913⁹

Konsistorialpräsident v. Schenk zu Schweinsberg ¹⁰	Jurist
Generalsuperintendent D. Pfeiffer	uniert
Generalsuperintendent D. Möller ¹¹	reformiert
Generalsuperintendent Dettmering	lutherisch
Konsistorialrat Prof. D. Bornhäuser	Prof. d. Theol. Uni. Marburg
Konsistorialrat Gaupp	Jurist
Konsistorialrat Stamm ¹²	Jurist

Dem Konsistorium unterstanden zahlreiche Einrichtungen, Kassen und Stiftungen. Neben der Konsistorialkasse gehörten das Stift zu Rotenburg, die herrschaftliche Pfarrer-Witwenkasse zu Kassel und die fürstliche Stiftung für arme Pfarrer-Witwen im ehemaligen Oberfürstentum dazu. Zehn Stiftungen und Benefizien für Studierende wie auch die Zinsmeisterkasse (des vormaligen Deutschen Ordens) zur Bestreitung kirchlicher Ausgaben bezüglich der St. Elisabethkirche in Marburg und das Kloster Schlüchtern zählten ebenfalls dazu. Die Landeskirchenkasse in Hanau sowie Hauptkirchen-Arar und Präsenz, ebenfalls in Hanau, unterstanden dem Konsistorium ebenso wie die Präsenz in Windecken und die Schiede'sche Legatenkasse bei dem Almosenkasten der Marienkirche in Hanau und die Heusische Legatenkasse in Hanau. Schließlich unterstand dem Konsistorium auch das Predigerseminar in Hofgeismar¹³.

Die „Presbyterial- und Synodalordnung für die evangelischen Kirchengemeinschaften (die reformierte, die lutherische, und die unierte) im Bezirk des Konsistoriums zu Kassel“ wurde 1885 durch Erlass des preußischen Königs als kirchliche Ordnung verkündet und trat 1887 in

⁹ Taschenbuch für Geistliche, Konsistorialbezirk Cassel 1913.

¹⁰ Biogramm: Kurt Freiherr von Schenck zu Schweinsberg, Konsistorialpräsident in Kassel 1908–1924, 22. April 1858 in Kassel geboren, Regierungsrat in Kassel, 30. Mai 1929 in Kassel gestorben.

¹¹ Biogramm: D. theol. h. c. Heinrich Möller, Generalsuperintendent der reformierten Kirchengemeinschaft des Konsistoriums Kassel seit 1906, 1864 in Neukirchen (Kreis Ziegenhain) geboren, 1924 zum Landesoberpfarrer der Evangelischen Landeskirche von Hessen-Kassel bestellt, 24. Februar 1939 in Kassel gestorben.

¹² Biogramm: D. Carl Stamm, Konsistorialrat in Kassel (1910)–1924, 17. September 1870 in Borken geboren, Amtsrichter in Borken, 1924–1917 Präsident des Landeskirchenamtes, 13. August 1917 in Kassel gestorben.

¹³ Landeskirchliches Archiv Kassel Bd 19, Taschenbuch für Geistliche ... Kassel 1913, S. 53–55.



Briefsiegel des Königlich Preussischen Consistoriums für den Regierungsbezirk Cassel 1881 (Landeskirchliches Archiv Kassel)

Kraft¹⁴. Die Idee der Synodalverfassung ging davon aus, den Kirchengemeinden die Mitbestimmung und Selbstverwaltung ihrer Angelegenheiten zuzugestehen¹⁵. Ordentliche Gesamtsynoden fanden seit 1888 alle sechs Jahre statt¹⁶.

Zu den 74 Mitgliedern der Gesamtsynode zählten im Untersuchungszeitraum die drei Generalsuperintendenten der reformierten, der lutherischen und der unierten Kirchengemeinschaft, die Superintenden ten der 13 Diözesen, ein gewähltes Mitglied der theologischen Fakultät der Königlichen Universität Marburg, 51 von den Diözesansynoden gewählte Abgeordnete und sechs landesherrlich berufene Mitglieder¹⁷. Tagungsort in der Regel war das Evangelische Vereinshaus in Kassel.

Bestandsaufnahme nach den Synodalberichten – Umbruch als Alltagserfahrung

Der Gesamtsynodal-Ausschuss legte umfangreiche Berichte über die inneren und äußeren kirchlichen Angelegenheiten des Synodalbezirkes vor. Die ausführliche Analyse von vier Berichten über die Zeit von 1888 bis 1894, von 1894 bis 1900, von 1900 bis 1906 und von 1906 bis 1912 gibt anschaulich Auskunft über die damals aktuellen Zeitthemen und ihre Bewertung durch die Synode. Sie erlaubt auch die Darstellung eines sich zunehmend vollziehenden Wandels zu neuen kirchlichen Aktivitäten hin bei sich durchziehenden konservativ geprägten Denkmustern.

Ein erster fünfseitiger Bericht über die inneren Zustände umfasste die Zeit zwischen 1888 und 1894 und wurde von Metropolitan Schmincke¹⁸ auf der Synode von 1894 vorgetragen¹⁹:

¹⁴ Volker Knöppel, *Miteinander und Gegenüber, Zur Verfassungsgeschichte der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck* (Monographia Hassiae 23), Kassel 2000, S. 16.

¹⁵ Nipperdey, S. 85.

¹⁶ Synoden 1888, 1894/95, 1900, 1906, 1912, 1919; außerordentliche Synoden gab es 1892, 1898 und 1908.

¹⁷ Verhandlungen Gesamtsynode 1912, S. 165-168.

¹⁸ Biogramm: Philipp Heinrich Schmin(c)ke, Mitglied des Gesamtsynodalausschusses 1894/95, in Schrecksbach geboren, Metropolitan in Bruchköbel, 1. Januar 1897 in Bruchköbel gestorben.

¹⁹ Bericht des Gesamtsynodal-Ausschusses über die inneren Zustände der Kirchen des Synodalbezirks, in: Verhandlungen der zweiten ordentlichen Gesamt-Synode der evangelischen Kirche im Bezirk des Königlichen Konsistoriums zu Cassel in den Jahren 1894/95, Cassel 1896, S. 20-24.

*„Die inneren Zustände unserer Kirchen sind, Gott sei Dank, im Vergleich zu den anliegenden Gebieten unseres größeren Vaterlandes in gegenwärtiger Zeit, in welcher die materiellen Bestrebungen in ganz schneidendem Gegensatze zu den Worten des Herrn stehen: ‘Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit’, im Ganzen und Großen noch zufriedenstellend. Denn wir Hessen können und dürfen uns noch rühmen, daß wir noch einen Sonntag haben und daß dieser Sonntag noch an den meisten Orten als der Tag des Herrn angesehen und gefeiert wird. Gern machen sich an diesem Tage noch große Scharen, namentlich auf dem Lande auf, um dem Rufe ihres Gottes zu folgen und lassen sich andächtig nieder in ihren Gotteshäusern, die in jüngster Zeit in vielen Bezirken ein Gegenstand der sorgfältigsten Pflege geworden sind, um Gottes Wort zu hören, das ihnen von den meisten Kanzeln lauter und rein verkündigt wird.“*²⁰

Schmincke spielte auf die zahlreichen Unterstützungen aus der Synodalkasse für Kirchenum- und -anbauten an, die in den Berichten über den äußeren Zustand detailliert aufgeführt waren²¹. Neben dem Hinweis auf die rege Bautätigkeit wurde insbesondere die Kirchentreue namentlich der ländlichen Bevölkerung erwähnt.

Die Jahre 1894 bis 1900 wurden in zwei Berichten über den äußeren und inneren Zustand zusammengefasst und bewertet²². Superintendent Happich²³ stellte die tiefe Verwurzelung kirchlicher Tradition und christlicher Sitte in der Bevölkerung in den Vordergrund:

„Was unserem Konsistorialbezirk im Großen und Ganzen, namentlich in seinen eigentlich althessischen Teilen, sein vorwiegendes Gepräge gibt, ist die kirchliche

²⁰ S. 20.

²¹ Bericht des Gesamtsynodalausschusses über seine Geschäftsführung (1888–1892), in: Verhandlungen der außerordentlichen Gesamt-Synode der evangelischen Kirche im Bezirk des Königlichen Konsistoriums zu Cassel im Jahre 1892, Cassel 1893, S. 13–22. Bericht des Synodalausschusses über die äußeren kirchlichen Zustände des Synodalbezirks (1892–1894), in: Verhandlungen der zweiten ordentlichen Gesamt-Synode der evangelischen Kirche im Bezirk des Königlichen Konsistoriums zu Cassel in den Jahren 1894/95, Cassel 1896, S. 15–19. Vgl. dazu auch die Ausführungen über die kirchliche Bautätigkeit.

²² Bericht des Synodal-Ausschusses über die äußeren kirchlichen Zustände des Synodalbezirks, in: Verhandlungen der dritten ordentlichen Gesamt-Synode der evangelischen Kirche im Bezirk des Königlichen Konsistoriums zu Cassel im Jahre 1900, Cassel 1901, S. 14–20, Bericht über die inneren Zustände der Kirchen des Synodalbezirks, in: Verhandlungen der dritten ordentlichen Gesamt-Synode der evangelischen Kirche im Bezirk des Königlichen Konsistoriums zu Cassel im Jahre 1900, Cassel 1901, S. 21–31.

²³ Biogramm: Theodor Christian Happich, Mitglied des Gesamtsynodalausschusses 1900, 22. März 1847 in Springstille geboren, Superintendent der Diözese Marburg-Kirchhain-Frankenberg-Vöhl, 1917 in Marburg gestorben.

*Tradition und christliche Sitte, die geregelte Gottesfurcht, welche in unserem Volk noch eine herrschende Macht ist, mehr als in vielen anderen Gegenden des deutschen Vaterlandes. Man hat aus diesem Grund Altbessen nicht selten mit einer Insel im Kirchengebiet verglichen. ... In unserem Hessen ist im Ganzen noch eine Volkskirche im vollen Sinne des Wortes; fast das ganze Volk steht noch wie eine kompakte Masse unter der zunächst äußeren Zucht des Wortes Gottes mit regelmäßigem Besuch des Gottesdienstes und regelmäßigem Gebrauch der Sakramente. Es ist ein von den Vätern her ererbtes Grundkapital von Gottesfurcht und christlichem Sinn in ihm niedergelegt, bis daher unter Gottes Walten fortgeerbt und hat je und je, auch in der letzten Periode, Zinsen getragen.*²⁴

Moderne Entwicklungen, das Abweichen von traditionellen Einstellungsmustern, beides wurde als Bedrohung und durchweg negativ begriffen:

„Haben wir sie (die heimische Kirche) eine Insel genannt, so wird sie eben nicht nur umbrannt, sondern auch von Sturzwellen durchschlagen und überschäumt von Vergnügungssucht, Trunksucht und rauschenden Festfeiern, von Unglauben, Zügellosigkeit und Umsturz.“²⁵ „Alle diese hereinbrechenden Begleiterscheinungen des modernen Geistes sind eine Prüfung für unsere Heimatkirche, ob durch die bestehende kirchliche Ordnung und Sitte das Wort Gottes und der Glaube in der Volksseele so lebendige Wurzel getrieben, sie soweit durchwachsen und erfüllt habe, daß wir auf Grund der uns geschenkten Gaben der Versuchungen im Ganzen Herr werden, ja auch durch den Kampf in geistlicher Kraft und lebendiger Freiheit wachsen können.“²⁶

Gesamtsynode und kirchliche Verwaltung reagierten auf die Herausforderungen mit zusätzlichem Personal, neuen oder erweiterten Kirchenbauten und der Pflege von zentralen Zielgruppen wie etwa der Jugend.

„Zunächst hat es sich das Kirchenregiment mit Eifer angelegen sein lassen, in den wachsenden und besonders gefährdeten Gemeinden die Arbeitskräfte zu mehren und dafür Sorge zu tragen, daß das Wort Gottes den einzelnen dort nähergebracht werden könne. Nicht nur in Cassel, sondern auch sonst in anderen Orten, in welchen sich Nothstände zeigten, sind neben den alten neue Gotteshäuser gebaut, neue Pfarrstellen gegründet oder wenigstens Hilfspfarreien errichtet worden. ... Als ein Zeichen kirchlichen Lebens und treuer Fürsorge ist es ferner freudig zu begrüßen,

²⁴ Synodalberichte, S. 22/23. Ausführlich dazu die statistische Auswertung des Datenatlas zur religiösen Geographie im protestantischen Deutschland.

²⁵ S. 25.

²⁶ S. 26.

daß auch in den letzten Jahren in fast allen Diözesen eine ganze Anzahl von Kirchen entweder – weil sie zu alt oder zu klein geworden waren – in schönem Stil ganz erneuert oder – wenn das Gebäude selbst noch ausreichend war – im Innern würdig restauriert worden sind, um auch an ihrem Theil zur Weihe zu rufen und des Herrn Ehre zu künden. ... Eine besonders wichtige Frage ist die nach der Pflege der Jugend geworden. Auf ihr ruht die Zukunft und ihr drohen, wie oben bemerkt, eben besondere Gefahren.” Für die Kleineren wurden die Kindergottesdienste eingeführt. „Aber der Hauptschade liegt darin, daß die Konfirmierten dem Pfarrer so leicht – namentlich in den größeren Städten – aus den Händen, ja auch aus den Augen gleiten.”²⁷

Die vor allem in den größeren Städten neu eingerichteten „Jünglings- und Jungfrauenvereine“ wurden im Bericht eher als erfolglos eingeschätzt. Trotzdem sollten Aktivitäten der Inneren Mission nach Vorstellung der Synodalen die Allzweckwaffe gegen den „modernen Geist“ sein: „Eine wachsende Thätigkeit in Bekämpfung der alten und neu auftauchenden Gebrechen hat die innere Mission entfaltet.”²⁸

Der Bericht über die Jahre 1900 bis 1906 fasste erstmalig innere und äußere Zustände zusammen²⁹. Es gab „keine wesentlichen Veränderungen. Und dennoch ist in unserer schnell-lebenden, hastigen Zeit der Zeiger auf der großen Gottesuhr der Völkerwelt und unserer Kirchenwelt sichtlich ein Stück weitergerückt“, so Superintendent Happich³⁰. Berichtet wurde vom rasant wachsenden Vereinswesen, das zwar zunächst als Teil einer sich schnell verändernden Zeit gebrandmarkt, dann aber doch auch für eigene Zwecke instrumentalisiert wurde. Wenn Vereine schon nicht zu verhindern waren, dann mussten eben eigene gegründet werden, um nicht an Einfluss zu verlieren. Auf die feste Verankerung von Kirchlichkeit und Tradition auf dem Land waren die Synodalen weiterhin stolz:

„Zeugnis dafür ist in den meisten ländlichen Teilen Althessens der regelmäßig gute Besuch der sonntäglichen Gottesdienste und die jährliche Kommunikantenzahl, welche in solchen normalen Durchschnittsgemeinden die Seelenzahl um einen ziem-

²⁷ S. 26/27.

²⁸ Ebenda.

²⁹ Bericht über die äußeren und inneren Zustände der Kirchen des Synodalbezirks, in: Verhandlungen der vierten ordentlichen Gesamt-Synode der evangelischen Kirche im Bezirk des Königlichen Konsistoriums zu Cassel im Jahre 1906, Cassel 1906, S. 16-35.

³⁰ S. 18.

lichen Prozentsatz übertrifft. Wir werden in manchen Gegenden Deutschlands darum beneidet.³¹

Die Kirchlichkeit in den Städten und einigen Kreisen wurde inzwischen durchaus auch differenziert betrachtet. Städtische Kirchlichkeit wurde z. B. auch als Chance zu neuen Handlungsansätzen genutzt:

„Einige der größten Städte sind neben allem Unglauben, Gleichgültigkeit und Abfall in weiten Kreisen doch auch wieder Sammelpunkte kirchlichen Lebens, während eine Anzahl der kleinen Landstädtchen ein trüberes Bild kirchlicher Verwaschenheit und Abgestumpftheit aufweist. Die dunkelsten Schatten zeigen wohl die Umgebungen von Cassel, Frankfurt-Bockenheim und Hanau mit ihrer sozialdemokratischen Fabrikbevölkerung. ... Aus allen Diözesen aber erschallen laute Klagen über die zunehmende Genußsucht und Ausgelassenheit, sowie über das Schwinden der Pietät der Jugend. Einstimmig und zum Teil in bewegten Tönen wird das durch die Gesetzgebung erleichterte und beförderte Vereinswesen als ein unserem Volksleben künstlich eingepflichter Krebschaden bezeichnet, welcher eine zügellose Genußsucht zu befördern helfe. Diesem Anstürmen ist die Kirche auch in der letzten Periode nicht müßig gewesen. In allen Diözesen sind diese Gefahren erwogen und ist Abhilfe versucht worden. Namentlich hat man die Pflege der konfirmierten Jugend an vielen Orten sich ernstlicher angelegen sein lassen. Jünglings- und Jungfrauenvereine sind in nicht wenigen Diözesen mit gutem Erfolge in das Leben gerufen und haben sich zu größeren Verbänden zusammengeschlossen. An anderen Orten haben sich vielfach kirchliche Posaunenchoräle gebildet und dienen, von der Liebe des Volkes getragen, dem kirchlichen Leben. Beides ist das Zeichen eines frischeren Lebenshauches.“³²

Christliche Arbeitervereine, Jünglings- und Jungfrauenvereine, kirchliche Posaunenchoräle traten gegen den Erzfeind Sozialdemokratie an. Einfluss genommen werden konnte erfolgversprechend und vertrauensbildend auch über das Geld: die neuen Raiffeisenschen Darlehnskassen wurden in der Regel von Pfarrern geleitet:

„Um neue Bande zu schlingen, persönliches Vertrauen zu gewinnen und dem ewigen Gute auch durch zeitliche Hilfe eine Türe zu öffnen, haben die Pfarrer in weiten Kreisen sich auch der irdischen Notlage ihrer Gemeindeglieder angenommen, in den Fabrikgegenden durch Beschäftigung mit den jetzt brennenden sozialen Tagesfragen, durch Gründung und Leitung von christlichen Arbeitervereinen, in den

³¹ S. 19.

³² S. 21/22.

bäuerlichen Landgemeinden durch rege Beteiligung an den Raiffeisenschen Darlehnskassen. Diese letzteren namentlich haben sich weit über das Land ausgebreitet und stehen fast überall unter Mitleitung von Pfarrern."³³

Der Vorsitzende der Gesamtsynode Albert Klingender stellte den Bericht des Gesamtsynodal-Ausschusses über die inneren und äußeren Zustände der Kirchen des Bezirks zwischen 1906 und 1912 vor³⁴. Weil auf früheren Synoden manches zu kurz gekommen war, gab es besondere Darstellungen über den Landesverein für Innere Mission, Äußere Mission, den Kurhessischen Hauptverein des Evangelischen Bundes, den Gustav-Adolf-Verein und den Kirchengesangsverein³⁵. Dies ist als Zeichen für den hohen Stellenwert der Inneren Mission zu werten. Der Ausbau der Organisation zeigte sich auch in der Zunahme und Auffächerung der Berichte über die Innere Mission in ihren vielfältigen Spielarten.

Erstmals wurde auch eine Bewertung der unterschiedlichen Bekenntnisstände in Kurhessen abgegeben. Die theologischen Unterschiede und Gegensätze hätten „im Unterschied von anderen Gebieten unseres deutschen Vaterlandes ... die Geistlichen unseres Bezirks nicht in entgegengesetzte Heerlager gespalten. Dadurch ist unserem alten Kurhessen viel Verbitterung erspart geblieben“³⁶, so der Bericht. Wieder wurde die Vorstellung bemüht, die überlieferte Kirchlichkeit träte gegen das Feindbild des modernen Zeitgeistes an. Wie schon früher wurde ein Stadt-Land-Gefälle bei der Kirchlichkeit konstatiert. Neu war dagegen die Darstellung von sinkenden Abendmahlsziffern, die durch neue Auswertungen damaliger statistischer Erhebungen nicht bestätigt wurden³⁷. Dies spricht für eine besonders pessimistische Sicht der synodalen Zeitgenossen, die durch die Fakten nicht abgedeckt war:

„Will man von der Kirchlichkeit unserer Gemeinden im engeren Sinne – Kirchenbesuch und Abendmahlsbesuch – reden, so treten bemerkenswerte Unterschiede hervor. Einmal gibt es Gemeinden und Gegenden in unserem Hessenlande, in denen die überlieferte Kirchlichkeit ungebrochen ist. Da halten sich mit verschwindenden Ausnahmen alle Familien und Personen zur Kirche und zum heiligen Abendmahl.

³³ S. 22/23.

³⁴ Verhandlungen der fünften ordentlichen Gesamt-Synode der evangelischen Kirche im Bezirk des Königlichen Konsistoriums zu Cassel im Jahre 1912, Cassel 1913, S. 182-202.

³⁵ S. 5/6 und S. 203-216.

³⁶ S. 184/185.

³⁷ Siehe Auswertungen zur religiösen Geographie.

... Diese Kirchlichkeit findet sich vorwiegend auf dem Lande und in einigen kleineren Städten. Anders ist es mit den Gemeinden, die in der Unruhe des industriellen Leben und in der Gedankenwelt einer nicht mehr seßhaften Bevölkerung hineingezogen sind. Hier sind besonders die mittleren und größeren Städte zu nennen. Von ihnen geht auf mancherlei Weise, namentlich aber durch die Arbeiter, die in ihnen ihre Beschäftigung haben, ein großer Einfluß in die nähere und weitere Umgebung. Die alte Sitte der Kirchlichkeit lockert sich, die Gedanken des Zeitgeistes verbreiten sich mit den Mitteln einer dem Christentum feindlichen Presse bis in entfernte Dörfer. In solchen Gegenden wird das Sinken des Kirchen- und besonders des Abendmahlsbesuches besonders wahrgenommen. ... Nimmt man aber Kirchlichkeit im Sinne der Teilnahme an den geistlichen Handlungen an den Wendepunkten im menschlichen Leben, so tritt unser Land wohl an eine der ersten Stellen."³⁸

Der Bericht stellte „die allmählich sich vollziehende Loslösung des Kirchlichen von dem Bürgerlichen“ fest. Die „Trennung von Kirche und Staat“ war in den Köpfen wohl schon vollzogen und wurde zeitnah erwartet, „obwohl durch die Besoldungsgesetzgebung neue feste Bande um Staat und Kirche geschlungen sind. ... Im allgemeinen muß man sagen, daß die Wandelung der alten Verhältnisse überallhin dringt.“³⁹

Umbruch und Wandel kennzeichneten die Erfahrungen der Synodalen, die sich nicht nur in diesem Bericht niederschlugen, und führten zu insgesamt konservativen, pessimistisch geprägten Verhaltensmustern. In den hier analysierten Synodalberichten nahm aber andererseits der positive Wille zur aktiven Veränderung, die untrennbar mit der Inneren Mission verbunden war, von Bericht zu Bericht zu: „Endlich aber sind an vielen Orten die Ansätze zu neuem kirchlichem Aufbau zu erkennen.“⁴⁰ Die Presbyterial- und Synodalordnung von 1885 bot die Chance zu selbständigem und eigenverantwortlichem Handeln der Kirchengemeinden. Die neuen Möglichkeiten wurden zunehmend auch umgesetzt. Dies zeigte sich u. a. in der regen Kirchenbautätigkeit, der zunehmenden Einrichtung von Gemeindehäusern, dem Einsatz von Diakonissen als Armen- und Krankenpflegerinnen in den Gemeinden oder auch der Einrichtung von Kindergottesdiensten⁴¹.

³⁸ Synodalbericht von 1912, S. 187/188.

³⁹ S. 190/191. Siehe Auswertungen zur Besoldungsgesetzgebung.

⁴⁰ S. 188.

⁴¹ Siehe Auswertungen zur kirchlichen Bautätigkeit.

Ausbau der Organisation: Kirchengesetzgebung und zunehmender Verwaltungsgrad

Während die Synodalberichte vornehmlich das Schreckgespenst der modernen Zeiten zeichneten, zeigt die Durchsicht der Kirchengesetze zwischen 1889/90 und 1914 einen konsequenten Verwaltungsausbau der verfassten Organisation Kirche auf.

Die Kirchengesetze in Kurhessen zwischen 1890 und 1914⁴² lassen sich in drei Gruppen einteilen. Zum ersten regelten Gesetze zur Kirchenverfassung die Vertretung der Gesamt- und Diözesansynodalverbände (1895), definierten die Bildung von Gesamtverbänden (1902) und schrieben Änderungen zur Presbyterial- und Synodalordnung fest (1906).

Eine zweite Gruppe von Gesetzen befasste sich mit dem Dienst des geistlichen Amtes. So wurden kirchliche Taufe, Konfirmation und Trauung 1890 und 1893 neu geregelt. Eine neue Agende wurde 1897 verabschiedet. Der liturgische Gebrauch der Perikopen war 1901 Inhalt eines Kirchengesetzes. 1907 trat eine neue Katechismusausgabe in Kraft. Die Verlegung des Buß- und Bettages wurde 1893 mit folgender Begründung beschlossen:

*„In Berücksichtigung der vielen Unzuträglichkeiten, welche die große Verschiedenheit der Bußtage innerhalb Norddeutschlands, wo derselbe an 17 verschiedenen Wochentagen gefeiert wird, mit sich bringt, wurde ... beschlossen, bei den evangelischen Kirchenregierungen für die Herstellung eines gemeinsamen Bußtages einzutreten.“*⁴³

Kirchengesetze zum kirchlichen Personal und seiner Versorgung bildeten die dritte, sehr umfängliche Gruppe. Gesetze zur Fürsorge für Witwen und Waisen von Geistlichen standen 1895 und 1909 auf dem Programm, das Regelwerk für Kirchenbeamte und Geistliche erfuhr 1895, 1898, 1901, 1909 und 1913 eine Erweiterung, und 1906 wurde ein Kirchensteuergesetz verabschiedet.

Der weitere Ausbau der Organisation war konsequente Reaktion auf die einige Jahre zuvor verabschiedete Presbyterial- und Synodalordnung wie auch auf die von Bismarck initiierten „Kulturkampf“-Gesetze, u. a. 1874 die alleinige Rechtsgültigkeit der staatlichen Beurkundung von

⁴² Landeskirchliches Archiv Kassel, Kirchliches Amtsblatt, Gesetz- und Verordnungsblatt für den Amtsbezirk des Königlichen Consistoriums zu Cassel 1889/90–1900; 1901–1908; 1909–1914 (Ab 8).

⁴³ Verhandlungen Gesamt-Synode 1892, S. 56.

Kirchliches Amtsblatt,

Gesetz- und Verordnungsblatt für den Amtsbezirk des Königlichen Consistoriums zu Cassel.

Nr. 2.

Cassel, den 25. März 1893.

VIII. Jahrgang.

Inhalt: 1) Kirchengesetz betr. die Verlegung des Buß- und Bettags. — 2) Verordnung über das Inkrafttreten des Kirchengesetzes. — 3) Staatsgesetz betr. die Verlegung der Landes-Buß- und Bettage. — 4) Ausführungs-Verordnung. — 5) Urkunde betr. die Erhebung der Gemeinde Eschhausen zum Pfarzial. — 6) Tanzmusik betr. — 7) Anstellung von Zeugnissen für Geistliche. — 8) Pfarr-Witwen- und Waisenkasse. — 9) Remoat der Kirchenältesten. — 10) Ausfall der Diöcesan-Synoden. — 11) Amtliche Nachrichten. — 12) Empfehlenswerthe Schriften. — 13) Freiwillige Gaben.

1) Kirchengesetz, betr. die Verlegung des Buß- und Bettages.

Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen u. verordnen unter Zustimmung der Gesamt-Synode der evangelischen Kirchengemeinschaften des Bezirks des Consistoriums zu Cassel, und nachdem durch Erklärung Unseres Staatsministeriums festgestellt ist, daß gegen dieses Kirchengesetz von Staatswegen nichts zu erinnern ist, für die genannten Kirchengemeinschaften, was folgt:

§. 1.

Der bisher am 1. November gefeierte Buß- und Bettag wird auf den Mittwoch vor dem letzten Trinitatis-Sonntag verlegt.

§. 2.

Die Woche, in welche der neue Buß- und Bettag fällt, ist in gleicher Weise wie die bisherige Bußtagswoche, geschlossene Zeit.

§. 3.

Der Zeitpunkt des Inkrafttretens dieses Gesetzes wird durch königliche Verordnung bestimmt. Urkundlich unter Unserer Höchst eigenhändigen Unterschrift und beigedrucktem königlichen Insignel.

Gegeben Berlin, Schloß, den 12. März 1893.

(L. S.)

gez. Wilhelm.

R.

gez. B o f f e.

Angegeben zu Cassel den 27. März 1893.

Titelseite des Kirchlichen Amtsblattes, Gesetz- und Verordnungsblatt für den Amtsbezirk des Königlichen Consistoriums zu Cassel, mit dem Kirchengesetz zur Verlegung des Buß- und Bettages 1893

Taufe, Trauung und Todesfall durch die Standesämter. Besonders erwähnenswert ist die Besoldungsgesetzgebung, durch die neue Bande zwischen Kirche und Staat geknüpft wurden.

Das „Kirchengesetz betreffend das Diensteinkommen der Geistlichen der evangelischen Kirchengemeinschaften des Consistorialbezirks Cassel“⁴⁴ vom 2. Juli 1898 definierte ein Diensteinkommen bei Stellen, die mit weniger als 4.800,- Mark verbunden waren. Das Diensteinkommen bestand aus Grundgehalt, Alterszulagen und einer Dienstwohnung oder angemessener Mietentschädigung. Das Grundgehalt war nach fünf Klassen gestaffelt und betrug zwischen 1.800,- und 4.200,- Mark. Nach jeweils fünf vollendeten Dienstjahren erhielten die Stelleninhaber Alterszulagen, die sich auf bis zu 4.800,- Mark nach 25 Dienstjahren belaufen konnten. Dem Stelleninhaber stand die Dienstwohnung im Pfarrhaus zu. Gab es kein Pfarrhaus, hatte die Kirchengemeinde eine Dienstwohnung ohne Anrechnung auf das Grundgehalt zu gewähren.

Nach dem „Kirchengesetz betreffend die Fürsorge für die Wittwen und Waisen der Geistlichen der evangelischen Kirchengemeinschaften im Bezirke des Consistoriums zu Cassel“⁴⁵ vom 31. März 1895 betrug das Witwengeld zwischen 600,- Mark (bis zum 10. Dienstjahr) und 1.200,- Mark (nach dem 45. Dienstjahr). Das Waisengeld für hinterbliebene noch nicht 18 Jahre alte eheliche Kinder belief sich auf 200,- bis 300,- Mark. Die Geistlichen waren verpflichtet, zwei Prozent des Diensteinkommens bzw. des Ruhegehaltes, welches sie bezogen, an den Pfarr-Witwen- und Waisen-Fonds zu leisten. Der 1889 gebildete Pfarr-, Witwen- und Waisen-Fonds wurde als selbständiger kirchlicher Fonds verwaltet.

Das „Kirchengesetz betreffend die Erhebung von Kirchensteuern in den Kirchengemeinden und Gesamtverbänden der evangelischen Kirchengemeinschaften im Bezirke des Konsistoriums zu Cassel“⁴⁶ vom 10. März 1906 regelte das Besteuerungsrecht der Kirchengemeinden. Kirchensteuerpflichtig waren alle evangelischen Kirchenglieder, die im Bezirk der Kirchengemeinde einen Wohnsitz hatten. Die gesetzliche Befreiung von den staatlich veranlagten Steuern hatte die entsprechende Befreiung von der Kirchensteuer zur Folge. Ferner waren die Geistlichen und Kirchenbeamten hinsichtlich ihres Dienstekom-

⁴⁴ Landeskirchliches Archiv Kassel, Kirchliches Amtsblatt, Gesetz- und Verordnungsblatt für den Amtsbezirk des Königlichen Consistoriums zu Cassel 1898, S. 39-52.

⁴⁵ Ebenda, S. 9-14.

⁴⁶ 1906, S. 17-24.

mens und ihres Ruhehaltes von der Kirchensteuer befreit. Gleiches galt für die Witwen und Waisen hinsichtlich ihrer aus dem Pfarrwitwen- und Waisenfonds zahlbaren Pensionen. Die Kirchensteuern waren für das Rechnungsjahr umzulegen. Als Maßstab diente die Staatseinkommensteuer. Die Kirchensteuern waren auf alle der Besteuerung unterworfenen Pflichtigen nach festen und gleichmäßigen Grundsätzen zu verteilen. Die Veranlagung erfolgte für jedes Rechnungsjahr durch das Presbyterium. Die Erhebung der Kirchensteuern sollte durch eine in ortsüblicher Weise zu bewirkende Veröffentlichung der zu erhebenden Prozentsätze bekannt gemacht werden.

Eine statistische Anlage zum Bericht der Gesamtsynode 1912, übrigens die erste ihrer Art in den Synodalberichten, zeigte den Verwaltungsgrad und die organisatorische Aufgliederung der evangelischen Kirche anschaulich auf ⁴⁷:

Zwischen 1906 und 1911 hatten 60 Pfarramtskandidaten ihre Prüfungen abgelegt. Es gab im unmittelbaren Kirchendienst 504 ordentliche Pfarrer, im Dienst der Inneren Mission 6 und im Predigerseminar 2 Pfarrer.

Drei Kirchengemeinden wurden im oben angegebenen Zeitraum neugegründet. Neun neue Pfarrstellen und sieben neue Hilfspfarrstellen wurden eingerichtet. An Bewilligungen für diese neuen Stellen gab es aus der Staatskasse 95.000,- Mark, aus landeskirchlichen Mitteln insgesamt 9.167,- Mark.

Es wurden 18 neue Kirchen erbaut, 85 Kirchen umfassend hergestellt, 100 Heizungsanlagen und 22 Blitzableiter eingebaut. 18 neue Pfarrhäuser wurden erbaut. Die Kosten hierfür wurden zwischen 1906 und 1911 aus Kirchenkollekten (194.646,- Mark), Gnadengeschenken (119.686,- Mark) und Bewilligungen aus der Gesamtsynodalkasse (73.000,- Mark) bestritten.

Der Pfarr-Witwen- und Waisenfonds hatte 1910 ein Kapitalvermögen von 40.889.029,- Mark. 1911 bezogen im Konsistorialbezirk Kassel 99 Witwen und 58 Waisen zusammen rund 104.000,- Mark (im Durchschnitt rund 900,- Mark für die Witwen und 250,- für die Waisen jährlich). Es standen weitere 160.000,- Mark an Unterstützungen für Witwen von Geistlichen zur Verfügung, die dem Fonds nicht angehörten. 25 Witwen bezogen hieraus im Durchschnitt 415,-Mark jährlich. Die Vermögenssumme der Pfarrklassenwitwenkassen betrug insgesamt 1.360.854,- Mark. 273 Witwen erhielten hieraus insgesamt 52.783,- Mark, das waren durchschnittlich 193,- Mark jährlich. Die gezahlten

⁴⁷ Verhandlungen der fünften ordentlichen Gesamtsynode ...1912, S. 223-232.

Beträge variierten von Klasse zu Klasse erheblich (zwischen 559,- Mark in der Klasse Ahna und 76,- Mark in der Klasse Schmalkalden).

Die Zentral-Ruhegehaltskasse für die Geistlichen hatte 1910 ein Kapitalvermögen von 3.070.909,- Mark. Aus der Zentralkasse wurden im Etatsjahr 1911 an 53 Pfarrer 141.834,- Mark Ruhegehalt gezahlt (im Durchschnitt 2.676,- Mark). Die Ruhegehaltskasse für den Bezirk besaß 409.451,- Mark an Kapital. Ihre Ersparnisse betrugen in den letzten Jahren durchschnittlich etwa 28.000,- Mark. Das Kapitalvermögen der Alterszulagekasse betrug 1910 3.708.935,- Mark. Es wurden Alterszulagen und Grundgehaltsbeiträge gezahlt.

Der landeskirchliche Hilfsfonds hatte zwischen 1906 und 1911 Einnahmen durch Zinsen aus Kapitalien und Umlagen in Höhe von 318.583,- Mark. Die Ausgaben für Beihilfen für Hilfspfarrstellen, Pfarrstellen, Verwaltungskosten betrugen zwischen 1906 und 1911 209.500,- Mark. Der landeskirchliche Stolgebührenfonds verfügte über ein Kapitalvermögen von 166.190,- Mark. Er zahlte jährlich an Beihilfen und Unterstützungen 28.289,- Mark.

An Spenden und Vermächtnissen kamen zwischen 1906 und 1911 für Kirchenbauten und Kirchengeräte 284.594,- Mark, für Armen- und Krankenpflege 63.251,- Mark, für Schulkinder 72.556,- Mark und für Lehrerinnen, Konfirmanden und Kranke 167.000,- Mark zusammen. Die Kirchenkollekten der Jahre 1906 bis 1911 betrugen für bedürftige Gemeinden des Konsistorialbezirks Kassel zur Bestreitung von Kirchen- und Pfarrhausbaukosten 194.646,- Mark, für andere kirchliche und Wohltätigkeitszwecke 273.810,- Mark.

Die Gaben für die äußere Mission beliefen sich im Jahr 1911 auf 95.553,- Mark. Sie wurden für insgesamt 26 Missionsgesellschaften gegeben. Pro Kopf der evangelischen Bevölkerung in Kurhessen (846.419 Kirchenglieder) hatte jedes Gemeindeglied 11 Pfennig gegeben.

Ausbau der Ausbildung: Gründung des Predigerseminars in Hofgeismar 1891

Das Predigerseminar wurde 1891 in Hofgeismar am Gesundbrunnen gegründet⁴⁸. Dieser Ort erlaubte „stille Sammlung und gründliche un-

⁴⁸ Landeskirchliches Archiv Kassel, Bestand G 1.2, Predigerseminar Hofgeismar, siehe auch: Martin Hein, Die Anfänge des Predigerseminars in Hofgeismar, in: Ein Jahrhundert Predigerseminar Hofgeismar 1891–1991, Festschrift hg. v. Martin Hein, Kassel 1991, S. 27–38.

gestörte Arbeit“⁴⁹ der zukünftigen Geistlichen nach dem Universitätsstudium zu Vorbereitung für das Pfarramt. Albert Klingender⁵⁰, erster Direktor des Predigerseminars von 1891 bis 1908 und zwischen 1906 und 1924 auch Vorsitzender der Gesamtsynode, verfasste eine Geschichte des Predigerseminars in den ersten Jahren⁵¹.

Die Vorgeschichte ging bis in das Jahr 1831 zurück. Damals stellte Vilmar einen Antrag an die Regierung, an der „Landes-Universität“ in Marburg ein protestantisch-theologisches Seminar zu gründen. Die Ständeversammlung stimmte zu und im Landtagsabschied vom Oktober 1833 wurde die Notwendigkeit eines Predigerseminars anerkannt und die Errichtung desselben in Marburg genehmigt. Allerdings blieb die Umsetzung damals aus. Erst 1886 regte Konsistorialrat Professor Heinrici, Mitglied der theologischen Fakultät der Universität Marburg, die Gründung eines Predigerseminars wieder an. Zunächst sollte es in Kassel angesiedelt werden. Der Plan wurde jedoch schnell zugunsten des Gesundbrunnens in Hofgeismar aufgegeben. Im Friedrichsbad existierte ein geeignetes Gebäude, das sich in fiskalischem Besitz befand. Im Dezember 1887 besichtigten Kommissare des zuständigen Ministeriums aus Berlin zusammen mit Konsistorialpräsident von Weyrauch⁵² das in Frage kommende Gebäude. Im Juni 1888 schloss sich an die Eingabe von Weyrauchs zur Gründung des Predigerseminars der Plan an, im Gesundbrunnen weitere Gebäude zu „Anstalten der Barmherzigkeit“ und für die „Werke der inneren Mission“ zu verwenden⁵³. Im Etat des Staatshaushaltes für 1890/91 wurden zunächst 37.500 Mark für die Herstellung der Räume des Predigerseminars eingestellt. 15.000 Mark wurden für Inventar und eine kleine Bibliothek bewilligt. Nach Übergabe des Gebäudes an die geistliche Verwaltung konnte im Juli 1890 mit den Bauarbeiten begonnen werden. Mangelnde Feuersicherheit machten zusätzliche Bauarbeiten an den

⁴⁹ Klingender, Predigerseminar, S. 6.

⁵⁰ Biogramm: D. theol. Albert Elias Christian Klingender, Vorsitzender der Gesamtsynode 1906–1924, 29. Juli 1853 in Rinteln geboren, Metropolitan in Wolfhagen, Studiendirektor des Predigerseminars, Superintendent der Diözese Kassel-Stadt, 9. März 1924 in Kassel gestorben.

⁵¹ Landeskirchliches Archiv Kassel, Albert Klingender, Das Predigerseminar zu Hofgeismar 1891–1896, Cassel 1897, S. 1–50.

⁵² Biogramm: Dr. h.c. Dr. jur. h.c. Ernst von Weyrauch, Konsistorialpräsident in Kassel 1881–1891, 3. August 1832 in Neukirchen/Ziegenhain geboren, Landrat des Kreises Kassel, 1888 in den preußischen Adelsstand erhoben, Unterstaatssekretär in Berlin, 10. Februar 1895 in Marburg gestorben.

⁵³ Ebenda, S. 7.

Treppenhäusern bis Mitte 1891 notwendig und verursachten weitere Kosten von 26.500 Mark.

Klingender, damals Metropolitan zu Wolfhagen, war bereits im August 1890 zum Studiendirektor des Predigerseminars vorgeschlagen und in Aussicht genommen worden. Er besichtigte die bestehenden Predigerseminare in Loccum, Berlin und Wittenberg. Für die innere Organisation wurde das Predigerseminar des Klosters Loccum für Hofgeismar maßgeblich. Im März 1891 setzten die drei Generalsuperintendenten, Professor Heinrici und der designierte Studiendirektor Klingender Hausordnung und Studienplan fest. Das Seminar war für 12 Kandidaten aus den drei Kirchengemeinschaften des Konsistorialbezirks vorgesehen. Dem Konsistorium wurde die Stellung eines Kuratoriums zugewiesen. Wegen der beschränkten Zahl der Stellen war der Aufenthalt im Seminar nicht obligatorisch. Das Konsistorium sollte aus der Zahl der Bewerber die geeignete Auswahl treffen⁵⁴.

Die Einweihung fand am 5. Oktober 1891 statt. Inzwischen war Klingender zum Studiendirektor des Predigerseminars ernannt, hatten eine Hausdame und ein Hausmeister ihren Dienst aufgenommen und waren die ersten sechs Kandidaten eingetroffen. Die Organisation des Seminars war durch Verordnungen des Ministers der geistlichen Angelegenheiten in Berlin geregelt. Es gab eine Verwaltungsordnung vom 2. Oktober 1891 und das Konsistorium in Kassel verfasste im Oktober und November 1891 dementsprechend eine Haus-, Disziplinar- und Bespeisungsordnung. Es folgten die Dienstanweisung für den Studiendirektor, die Hausdame und den Hausmeister⁵⁵.

Am 6. Oktober 1891 nahm das Seminar seine regelmäßige Arbeit auf. Die Bibliothek wurde mit zunächst 3.500,- Mark aufgebaut. Es folgten weitere außerordentliche Zuwendungen von 1.700,- Mark. Für Neuanschaffungen war ein jährlicher Betrag von 400,- Mark verfügbar. Ostern 1892 waren alle vorhandenen Plätze mit Kandidaten besetzt⁵⁶. In der Verwaltungsordnung war ein zweijähriger Aufenthalt im Seminar vorgesehen, doch der große Bedarf an Nachwuchskräften insbesondere in der reformierten Kirchengemeinschaft führte dazu, dass die jungen Pfarrer nicht selten schon nach einem Jahr entlassen wurden. Die Kandidaten beschäftigten sich hauptsächlich mit Kirchengeschichte, Systematik und der Geschichte der Pädagogik. In der Regel wurde das zweite Examen während der Predigerseminarzeit abgelegt.

⁵⁴ Ebenda, S. 9.

⁵⁵ Ebenda, S. 10/11 und Landeskirchliches Archiv Kassel, Bestand G 1.2, Predigerseminar Hofgeismar, Geschichte der Anstalt, B VI.

⁵⁶ Ebenda, S. 16.



Ev. Predigerseminar Hofgeismar um 1924 (Landeskirchliches Archiv Kassel)

Ausbau der Organisation: Kirchliche Bautätigkeit

Die große Bedeutung der kirchlichen Bautätigkeit fand sich durchgehend in den Synodalberichten. Nach den statistischen Angaben 1906 bis 1912⁵⁷ wurden allein in diesem kleinen Zeitraum 18 neue Kirchen erbaut und 85 Kirchen umfassend renoviert. 100 Heizungsanlagen und 22 Blitzableiter wurden in Kirchen eingebaut. Außerdem wurden 26 neue Pfarrhäuser erbaut.

Bemerkenswert war der hohe finanzielle Anteil, den der „Hessen-Casselsche Hauptverein der Gustav-Adolf-Stiftung“ zu den Neu- und Umbauten beigetragen hatte⁵⁸. Dass sich der Verein zuständig fühlte, ergab sich aus der aktualisierten Satzung von 1902:

Zweck und Aufgabe des Vereins war es, „unbemittelten Gemeinden der evangelischen Kirche, welche unter überwiegend andersgläubiger Bevölkerung leben und in Gefahr stehen, der evangelischen Kirche verloren zu gehen“, u. a. zum Bau von Kirchen und Pfarrhäusern beizutragen⁵⁹.

Allein zwischen 1906 und 1912 waren es 28 Diasporagemeinden des eigenen Bezirkes, die auf dem Unterstützungsplan des Gesamtvereins standen. 110 bedürftige Gemeinden wurden im Bericht insgesamt genannt. Zu den 28 Gemeinden zählten sechs reformierte (Fritzlar, Naumburg, Neustadt, Rothelmshausen, Batterode, Weidenbach), zehn lutherische (Amöneburg, Dalherda, Gersfeld, Hettenhausen, Orb, Tann, Weiher, Hilders, Wirthheim, Eckweißbach) und zwölf unierte Kirchengemeinden (Burghaun, Bieberstein, Fulda, Großauheim, Großenlüder, Großenmoor, Hünfeld, Neuhoof, Salzschlirf, Uttrichshausen, Groß-Krotzenburg). Diese 28 Gemeinden erhielten in den Jahren 1906 und 1912 durchschnittlich jährlich Unterstützungen von 15.000,- Mark⁶⁰, die auch für Bauvorhaben verwandt wurden.

Eine lebhaft kirchliche Bautätigkeit war nicht nur in Hessen-Kassel, sondern im Deutschen Reich insgesamt seit den 1880er Jahren zu beobachten⁶¹. Organisatorisch hatte sich die Kirche mit ihrem

⁵⁷ Verhandlungen der fünften ordentlichen Gesamtsynode ... 1912, S. 223-232.

⁵⁸ Landeskirchliches Archiv Kassel, Bestand G 2.3 Gustav-Adolf-Werk (Kurahessen), Berichte des Hessen-Kasselschen Hauptvereins der evangelischen Gustav-Adolf-Stiftung 1903 und 1909-1914.

⁵⁹ Zitiert nach: Dieter Waßmann, Die Gustav-Adolf-Stiftung von den Anfängen bis 1932, in: Im Dienst der evangelischen Minderheiten, 150 Jahre Diasporaarbeit des Gustav-Adolf-Werkes in Kurhessen-Waldeck (Monographia Hassiae 17), Kassel 1995, S. 45.

⁶⁰ Verhandlungen der fünften ordentlichen Gesamtsynode ... 1912, S. 212/213.

⁶¹ Siehe auch Nowak, S. 187.

Gemeindeaufbau den großen Wanderungs- und Urbanisierungsprozessen angepasst, diesen Wandel allerdings eher langsam vollzogen⁶².

Die rege Kirchenbautätigkeit des wilhelminischen Zeitalters in Hessen-Kassel und in Waldeck stellt sich statistisch wie folgt dar:

Kirchenbau in Kurhessen und in Waldeck⁶³

	Neubauten (mit + ohne Vorgänger)	Umbauten (auch Anbau + Wiederaufbau)
1866– 1889	28	20
1890– 1914	52	42

Fünf Prozent aller kirchlicher Gebäude wurden im Untersuchungszeitraum von 1890 bis 1914 erbaut. Allein in Kassel kam es zu 7 Neubauten (in Hanau 2 Neubauten, in Fulda 1 Neubau, in Marburg kein Neubau). Von heute 35 evangelischen Kirchen in Kassel⁶⁴ wurden 20% in nur 24 Jahren während des wilhelminischen Kaiserreichs erbaut und eingeweiht.

Der größere Teil der Neubauten in dieser Zeit wurde erwartungsgemäß in den ländlichen Kirchenkreisen errichtet. Die 42 Neubauten verteilten sich über die gesamte Landeskirche: je 4 neue Kirchen in den heutigen Kirchenkreisen Kassel-Land und Marburg-Land, je drei Neubauten in den Kirchenkreisen Frankenberg, Fulda, Hersfeld, Homberg und Kirchhain, je zwei in den Kirchenkreisen Eder, Eisenberg, Eschwege, Hofgeismar, Rotenburg, Schlüchtern und Ziegenhain, je eine in den Kirchenkreisen Fritzlar, Gelnhausen, Hanau-Land, Schmalkalden und Twiste. In den Kirchenkreisen Kaufungen, Melsungen, Witzenhausen und Wolfhagen gab es im Untersuchungszeitraum keine Neubauten. Angesichts des Bevölkerungswachstums, insbesondere schnell wachsender Städte und Wanderungsbewegungen war es kein Zufall, dass in oder um die drei großen kurhessischen Städte Kassel, Marburg und Hanau herum überdurchschnittlich viele kirchliche Neubauten entstanden.

⁶² Siehe Nipperdey, S. 82 f.

⁶³ Auswertung der digitalen Fotosammlung Maurer (1.054 Gebäude der EKKW), Landeskirchlichen Archiv Kassel, Bestand J 9.

⁶⁴ Evangelische Kirche in Kassel, hg. vom Gesamtverband der evangelischen Kirchengemeinden, Kassel 1996.

Ausbau der Organisation: Innere Mission

Elemente des Ausbaus waren insbesondere auch auf dem expandierenden Gebiet der Inneren Mission zu konstatieren. Im Untersuchungszeitraum zwischen 1890 und 1914 lässt sich eine deutliche Ausbreitung der Aktivitäten feststellen⁶⁵.

Aufgrund seiner großen Bedeutung wird der Landesverein für Innere Mission (Konsistorialbezirk Kassel), obwohl bereits 1889 gegründet, hier mit berücksichtigt. Die Vorbereitungen zur Gründung des „Landesvereins für Innere Mission für den Umfang des Konsistorialbezirks Cassel“ wurden auf der Gesamtsynode 1888 getroffen. Die Gründungsversammlung fand 1889 statt. Der Verein sollte die Aufgaben der Inneren Mission, die bis dahin nur von einzelnen Anstalten und Vereinen wahrgenommen worden waren, zu einem Anliegen der ganzen Kirche machen⁶⁶.

Den „Stand der Inneren Mission am 1. Februar 1898 im Gebiet des Landesvereins für Innere Mission im Konsistorialbezirk Cassel“⁶⁷ dokumentierte u. a. ein hundertseitiger Bericht. 1914 erschien ein 240 Seiten umfangreicher „Festbericht zur 25jährigen Jubelfeier des Landesvereins für Innere Mission im Konsistorialbezirk Cassel“⁶⁸. Beide wurden vom Schriftführer des Landesvereins, Pfarrer Armbröster aus Kassel, verfasst.

Die tabellarische Übersicht des Jahres 1898 wies die Aktivitäten im Bereich der Inneren Mission umfassend und übersichtlich aus. Entstanden war diese Statistik als „Festgeschenk“ für den „Central-Ausschuß für die Innere Mission“ zum 50-jährigen Jubiläum der Inneren Mission im September 1898. Der Ausschuss hatte darum gebeten, um einen möglichst genauen Überblick über die Aktivitäten der Inneren Mission in Deutschland zu gewinnen. Die Zusammenstellung für den Konsistorialbezirk war insofern nicht ganz vollständig, als Angaben aus der Diözese Rinteln nicht zu erlangen waren. Die Daten wurden durch Frage- und Sammelbögen ermittelt und vom Schriftführer des Lan-

⁶⁵ Ausbreitung 1890–1914, in: Die Macht der Nächstenliebe, 150 Jahre Innere Mission und Diakonie 1848–1998, hg.v. Ursula Röper und Carola Fülling, Ausstellungsbeiband Berlin 1998, S. 122–149. Siehe auch: Landeskirchliches Archiv Kassel, Bestand G 2.3, Gustav-Adolf-Werk und Bestand G 2.6, Kurhessisches Diakonissenhaus.

⁶⁶ Erich Freudenstein, Diakonie - Aus Geschichte und Gegenwart der Inneren Mission und des Diakonischen Werks in Kurhessen-Waldeck (Monographia Hassiae 9), Kassel 1983, S. 21.

⁶⁷ Landeskirchliches Archiv Kassel, Gd 25.

⁶⁸ Landeskirchliches Archiv Kassel, Gd 7.

desvereins für Innere Mission im Konsistorialbezirk Kassel zusammengetragen. Ausgefüllt wurden die Fragebögen von Superintendenden, Metropolitane, Pfarrern und Synodalvertretern.

Aktivitäten Innere Mission im Konsistorialbezirk Kassel –
Stand 1. Februar 1898

Zielgruppen, Bereiche	Einrichtungen, Vereine, Veranstaltungen	insgesamt	davon 1890–1897 gegründet
Fürsorge für Kinder	Kleinkinderschulen Kindergottesdienste Waisenhäuser	52 in 53 KG ⁶⁹ 9	22 25 -
Fürsorge für die Jugend	Jünglingsvereine Jungfrauenvereine	31 59	23 43
Fürsorge für Fremde	Herbergen zur Heimat	10	4
Gemeindear- beit	Stadtmissionen Kirchliche Männerver- eine Ev. Arbeitervereine Christliche Volksfeste Gemeinschaftspflege Vereinshäuser Evangelisationsver- sammlungen Vereine zur Fürsorge von entlassenen Gefan- genen Sparkassen (Schul-, Konfirmanden-, Pfen- nig-Kassen) Vereine gegen Wucher	2 3 6 in 32 KG in 26 KG 7 in 6 KG 3 in 57 KG 112	- 2 5 21 4 2 15

⁶⁹ KG: Kirchengemeinde(n)

Fürsorge für Kranke und Alte	Kranken- und Siechen-Gemeindehäuser	23	3
	Gemeinde-Kranken- und Armenpflege	in 47 KG	24
	sonstige Armen- und Krankenpflegevereine	58	13
Verbreitung christlicher Schriften	Monatsschriften	2	1
	Predigtverteilung	in 83 KG	
	Christliche Blätter,	6	
	Erscheinungsort Kassel	7	
	Christliche Kalender		
	Volks- und Gemeindebibliotheken		
	Niederhessische Bibelgesellschaft	in 869 KG	
Ausbildung Personal	Hessisches Diakonissenhaus		
Diaspora	Gustav-Adolf-Verein		

Im Bereich der „Fürsorge für Kinder“ wurden 52 Kleinkinderschulen, auch Kleinkinderbewahranstalten, Kinderhorte oder Kinderbeschäftigungsanstalten genannt, in den einzelnen Diözesen gezählt. Es gab in 53 Kirchengemeinden Kindergottesdienste. Bei 869 kurhessischen Kirchengemeinden insgesamt waren dies 6 Prozent. Die Hälfte dieser neuen Einrichtungen wurden nach 1890 eingeführt.

Die „Fürsorge für die heranwachsende Jugend“ umfasste u. a. 31 Jünglingsvereine (einschließlich der christlichen Vereine junger Männer und christlicher Vereine junger Kaufleute), 59 Jungfrauenvereine (Sonntagsvereine, Arbeiterinnenvereine). Dreiviertel dieser Vereine wurden nach 1890 gegründet.

Zur „Hebung christlichen und kirchlichen Sinnes in den Gemeinden“ existierten 2 Stadtmissionen, 3 kirchliche Männervereine (Parochialvereine) und 6 Evangelische Arbeitervereine. In 32 Kirchengemeinden wurden Familien(gemeinde)abende bzw. christliche Volksfeste abgehalten (4%). Regelmäßig stattfindende Evangelisations-Versammlungen gab es in 6 Kirchengemeinden (0,7%) und Gemeinschaftspflege in 26 Kirchengemeinden (3%). Es wurden 7 Vereinshäuser unterhalten.

Der „Fürsorge für zerstreute Kirchenglieder“ widmete sich der Gustav-Adolf-Verein.

Es wurden 23 „Kranken-, Siechen- Alten- und Gemeindehäuser“ erfasst, die von Organen der Kirche oder der Inneren Mission geleitet wurden.

Das hessische Siechenhaus im Karlsbad (Hofgeismar) z. B. wurde im Sommer 1893 eröffnet⁷⁰. Schon vor Errichtung des Predigerseminars 1891 gab es den Gedanken, eine „Anstalt der Barmherzigkeit“ mit der Ausbildung der angehenden Pfarrer zu verbinden. 1895/96 befanden sich neben zwei Pensionären 36 Pfleglinge, 11 Männer und 25 Frauen, im hessischen Siechenhaus. Zuweisungen erfolgten hauptsächlich von den Landeshospitälern Merxhausen und Haina und der Gemeinde Hofgeismar, aber auch aus anderen Kreisen des Regierungsbezirkes⁷¹. Drei Diakonissen versorgten die gebrechlichen Insassen im Alltag. Wer in das Siechenhaus aufgenommen werden wollte, musste alleinstehend, arm und erwerbsunfähig sein. Das Siechenhaus bot Kost und Logis, Pflege und ärztliche Versorgung. Das jährliche Pflegegeld betrug bei männlichen Personen 260 Mark, weibliche Personen konnten interessanterweise schon für 250 Mark versorgt werden. 1903 kam ein Frauenheim und 1913 ein Männerheim hinzu⁷².

Als weiteres Beispiel soll das Kinderkrankenhaus Park Schönfeld in Kassel genannt sein. 1906 gegründet, stand es in enger Beziehung zum Deutsch-Evangelischen Frauenbund, der 1899 gegründet wurde⁷³. Darüber hinaus existierten 4 Anstalten, an deren Leitung verfasste Kirche oder Innere Mission beteiligt waren. In 47 Orten fand in den Gemeinden Kranken- und Armenpflege statt (5% der Kirchengemeinden). Neben 9 Genossenschaften freiwilliger Krankenpflege im Kriege existierten 49 sonstige Armen- und Krankenpflege-Vereine.

Der „Bekämpfung einzelner besonderer Nothstände“ widmeten sich u. a. 4 Vereine und Anstalten zur Bekämpfung der Unzucht, 2 Vereine zur Bekämpfung der Trunksucht („Blaues Kreuz“) und 3 Vereine zur Fürsorge für entlassene Gefangene. In 57 Kirchengemeinden wurden Sparkassen (Schul-, Konfirmanden-, Pfennig-Kassen) geführt (7% der Kirchengemeinden). Es gab 112 Vereinigungen zur Bekämpfung des Wuchers.

⁷⁰ Landeskirchliches Archiv Kassel, Klingender, Predigerseminar, Cassel 1897, S. 40.

⁷¹ Landeskirchliches Archiv Kassel Gd 30, 2. Jahresbericht des hessischen Siechenhauses 1894/95, 3. Jahresbericht des hessischen Siechenhauses 1895/96.

⁷² Erich Freudenstein, S. 114.

⁷³ 100 Jahre Deutscher Evangelischer Frauenbund, Ortsverband Kassel e.V., 1899–1999, Kassel 1999.

Bedingungen **zur Aufnahme in das hessische Siechenhaus.**

I. Aufnahmebedingungen für Pfléglinge.

1. Im Siechenhause finden alleinstehende, arme, erwerbsunfähige Personen männlichen und weiblichen Geschlechts Aufnahme.
2. Sie erhalten im Siechenhause Wohnung, Kost, Feuerung, Licht, Wäsche, Pflege, ärztliche Behandlung.
3. Sie haben mindestens mitzubringen :
 - a. 2 Anzüge (einen für Sonntag, einen für Werktag),
 - b. 6 Hemden,
 - c. 4 Paar Strümpfe,
 - d. 6 Taschentücher,
 - e. 6 Schürzen (bei weiblichen Personen),
 - f. 2 Paar Schuhe oder Stiefel, sowie
 - g. das nötige Unterzeug.

Die weitere Unterhaltung der in durchaus gutem Zustande mitzubringenden Kleidungsstücke übernimmt das Siechenhaus.

4. Das jährliche Pflegegeld beträgt bei Männern 260 M., bei Frauen 250 M.

II. Aufnahmebedingungen für Pensionäre.

1. Den Pensionären stellt das Siechenhaus ein eigenes Zimmer, besonderes Essen, Feuerung, Licht, Wäsche (mit Ausnahme der Stärkewäsche), Pflege.
 2. Der Pensionspreis wird je nach den Anforderungen und Umständen vereinbart.
-

Bedingungen zur Aufnahme in das hessische Siechenhaus 1895/96
(Landeskirchliches Archiv Kassel)

Der Verbreitung christlicher Schriften widmeten sich die 1817 gegründete „Niederhessische Bibelgesellschaft“ und die periodisch erscheinenden Zeitschriften „Monatsschrift für Innere Mission und Kirchliches Leben“ (1888 gegründet) und „Monatlicher Anzeiger“ (1895 gegründet). Eine Predigtverteilung fand in 83 Gemeinden des Konsistorialbezirks statt (10% der Kirchengemeinden). Unter der Rubrik „Verbreitung christlicher Blätter“ wurden folgende in Kassel erscheinende Blätter erfasst (Auflage jeweils für das Jahr 1897): „Sonntagsbote aus Kurhessen“ (Auflage 37.000), „Casseler Sonntagsblatt“ (Auflage 30.000), „Sonntagsfreund“ (Auflage 14.300), „Evangelischer Volksfreund“ (Auflage 7.000), „Christlicher Sonntagsbote“ (Auflage 4.000), „Casseler Missionar“ (Auflage 4.000)⁷⁴. Die Verbreitung christlicher Kalender konnte nicht exakt ermittelt werden. Weit verbreitet waren der „Hausfreund“, „Der deutsche Volksbote“, der „Gustav-Adolf-Kalender“, der „Nachbar-Kalender“, der „Reichsbote“, der „Evangelische Missionskalender“ und der „Christliche Volksbote“. Volks- und Gemeindebibliotheken bestanden in den meisten Kirchengemeinden. Die meisten sind zwischen 1880 und 1890 gegründet worden.

Das „Hessische Diakonissenhaus“, 1864 in Treysa gegründet und 1881 nach Kassel-Wehlheiden verlegt, wurde als „Anstalt zur Ausbildung von Berufsarbeitern und Berufsarbeiterinnen der Inneren Mission“ erfasst. Ausgebildet wurden u. a. Diakonissen, Johanniterinnen, Gemeindepflegerinnen und Kleinkinderlehrerinnen. Das Diakonissen-Mutterhaus Hebron in Wehrda bei Marburg wurde 1908 gegründet, das Brüderhaus Tabor 1909⁷⁵. Hephata wurde als Hessisches Brüderhaus e. V. 1901 gegründet⁷⁶. Das 1903 gegründete Fröbelseminar in Kassel kann als Nachfolger des Luisenhauses ebendort betrachtet werden. Als Töchterheim 1894 gegründet sollte es Ausbildungsstätte für die zukünftigen Frauen der Pfarramtskandidaten sein⁷⁷. Es wurden jedoch nicht nur künftige Pfarrfrauen aufgenommen. Junge Frauen sollten auf soziale Aufgaben in Ehe und Beruf vorbereitet werden. Armenpflege und Kindergartenarbeit gehörten zum Studienplan. Das Luisenhaus in der Kasseler Hohenzollernstraße wurde zu klein, die Abteilung „Erzieherausbildung“ zog in das „Comeniushaus“ in die Kasseler Amalienstraße um. Nach weiteren Umzügen gründete

⁷⁴ An anderen Orten oder außerhalb des Regierungsbezirks erscheinende Blätter konnten nicht erfasst werden.

⁷⁵ Freudenstein, S. 89 und S. 97.

⁷⁶ Ebenda, S. 145.

⁷⁷ Ebenda, S. 130 f.

Schwester Hanna Mecke, die das Comeniushaus lange Zeit leitete, nach 1903 eine eigene Ausbildungsstätte unter dem Namen „Fröbelseminar“. Es war später eine bekannte Ausbildungsstätte für Kindergärtnerinnen und Jugendleiterinnen.

Die Zahl und Breite der hier erfassten Aktivitäten im Bereich der Inneren Mission ist beeindruckend. Die Auswertung der Statistik des Jahres 1898 weist außerdem Schwerpunkte vieler neugegründeter Einrichtungen und Veranstaltungen für die Zeit ab 1890 nach. Viele heute selbstverständliche Einrichtungen wie Kindergottesdienste oder Krankenpflege in den Gemeinden erlebten ihre Anfänge und erste Verbreitung in der Kaiserzeit.

Religiöse Geographie – Kirchlichkeit in Kurhessen im Kaiserreich

Unter „religiöser Geographie“ sind die quantitative Verteilung religiöser Institutionen, Verhaltensweisen und Gesinnungen im politisch-sozialen Raum zu verstehen. Historischen und sozialwissenschaftlichen Untersuchungen, die mit diesem Konzept arbeiten, liegt die Annahme zugrunde, dass räumliche Verhältnisse das religiöse Verhalten sozialer Gruppen wesentlich mitbestimmen⁷⁸. Die Erfassung der regional und sozial unterschiedlich regen Teilnahme an den kirchlichen Riten, an Gottesdienst und Abendmahl, Taufe, Trauung und Beerdigung hilft z. B. bei der Klärung der Frage der besonders beim Gottesdienst- und Abendmahlsbesuch seit mehr als zwei Jahrhunderten beobachtbaren Entkirchlichung der protestantischen Gesellschaft in Deutschland: Haben wir es mit wachsendem Desinteresse an Kirche und Religion insgesamt oder einem gewandelten Kirchen- und Religionsverständnis zu tun?⁷⁹

Mit der jährlichen Zahl kirchlicher Gottesdienst- und Abendmahlsbesuche, der kirchlichen Taufen, Trauungen und Beerdigungen werden im Folgenden die „Äußerungen des kirchlichen Lebens“ registriert, die schon von den Zeitgenossen als Indikatoren von Kirchlichkeit betrachtet worden sind. Unter dem Begriff „Kirchlichkeit“ wird dabei die Gesinnung verstanden, die sich über eine allgemeine Loyalität zur Kirche als weltlicher Institution hinaus in einer regen Teilnahme am

⁷⁸ Zum Konzept siehe ausführlich: Datenatlas zur religiösen Geographie im protestantischen Deutschland, Von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Zweiten Weltkrieg, hg. v. Lucian Hölscher, Bd. 1, Berlin 2001, S. 1-20.

⁷⁹ Ebenda, S. 2.

kirchlichen Leben, vor allem an den kirchlichen Riten bekundet (Kirchlichkeit als religiöse Mentalität). Dass man hier nicht schematisch vom äußeren religiösen Verhalten eines Menschen auf seine inwendige religiöse Gesinnung schließen darf, ist dabei eine Grundansicht⁸⁰. All dies vorausgesetzt stellt sich dann die Frage, was die Teilnahme an den kirchlichen Riten jeweils historisch bedeutet (etwa spontanes Bedürfnis oder kollektive Pflichterfüllung).

Nach diesen einleitenden Überlegungen zum Stellenwert der religiösen Geographie stellt sich nun die auf Hessen-Kassel bezogene Frage nach dem Wirkungsgrad von Kirche⁸¹, gemessen an den vorliegenden religiösen Daten. Als Vergleichsdaten wurden die Daten auf Reichsebene und die Daten Waldeck-Pyrmont herangezogen.

Im Protestantismus auf Reichsebene erlitt die Kirchengemeinde während des Kaiserreichs einen erheblichen Bedeutungs- und Wirkungsverlust. Die Kirche im Kaiserreich hatte einen Kampf um die Leitkultur zu führen. Die sich im 19. Jahrhundert vollziehende Entflechtung von kirchlichen und staatlichen Faktoren kann als Langzeitfaktor betrachtet werden, der die Bedeutung der Kirchengemeinde verminderte⁸².

In Hessen-Kassel blieb die formale Zugehörigkeit weitgehend erhalten. Austritte spielten in Hessen-Kassel wie auch in Waldeck-Pyrmont im Untersuchungszeitraum keine Rolle. Die lebensprägenden Riten erhielten sich – verglichen mit dem Deutschen Reich insgesamt – sehr eindeutig. Dies war auch den Zeitgenossen bewusst⁸³.

Die Abendmahlsziffern als Indikator für die Nähe zur Kirchengemeinde waren in Hessen-Kassel erstaunlich hoch und sind als konservativ-traditionell geprägte Kirchlichkeit zu interpretieren.

⁸⁰ Ebenda, S. 4 und 5.

⁸¹ Siehe Thomas Nipperdey, *Religion im Umbruch, Deutschland 1870–1918*, München 1988, S. 67–123, hier S. 118.

⁸² Kurt Nowak, *Geschichte des Christentums in Deutschland, Religion, Politik und Gesellschaft vom Ende der Aufklärung bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts*, München 1995, S. 158–204, hier S. 185.

⁸³ Vgl. Synodalberichte.

Abendmahlsstatistik⁸⁴

	Hessen-Kassel	Waldeck-Pyrm.	Deutsches Reich
1880–1884	76,9 %	72,4 %	44,2 %
1885–1889	77,6 %	72,3 %	43,7 %
1890–1894	82,1 %	74,8 %	43,0 %
1895–1899	84,3 %	76,5 %	41,1 %
1900–1904	84,2 %	75,6 %	39,2 %
1905–1909	80,1 %	72,8 %	36,0 %
1910–1914	78,7 %	67,8 %	34,6 %
1915–1919	66,1 %	60,0 %	31,1 %
1920–1924	62,9 %	60,1 %	29,3 %

Die Abendmahlsbeteiligung definiert sich als Anteil der Kommunionen (Abendmahlsfälle) an allen Evangelischen. Der Prozentsatz gibt nicht die tatsächliche Abendmahlsbeteiligung der Gemeindeglieder wieder, da u. a. Mehrfachbesuche einzelner Gemeindeglieder auch mehrfach gezählt wurden und die Kommunikanten nicht immer Gemeindeglieder waren. Kommunikanten von auswärts wurden mitgezählt.

Die Abendmahlsziffern in Hessen-Kassel lagen im Zeitraum von 1890 bis 1914 zwischen 84 und 79 Prozent bei abnehmender Tendenz. In unierten Waldeck-Pyrmont lagen sie bei ebenfalls abnehmender Tendenz zwischen 68 bis 76 Prozent. Noch deutlich niedriger lagen im Deutschen Reich zwischen 34 und 43 Prozent bei abnehmender Tendenz.

Innerhalb Hessen-Kassels waren die regionalen und Bekenntnisstand-abhängigen Unterschiede bei den Abendmahlsziffern sehr groß. Der Datenatlas wurde hier für die Jahre 1890 bis 1907 ausgewertet. In den Städten lagen die im Durchschnitt ermittelten Abendmahlsziffern

⁸⁴ Datenatlas zur religiösen Geographie im protestantischen Deutschland, Von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Zweiten Weltkrieg, hg. v. Lucian Hölscher, Westen (Bd. 4), Berlin 2001, S. 3-156 und S. 696-705.

unter 20 Prozent: Kassel (reformiert) 18,9%, Marburg (lutherisch) 17,1%, Hanau (uniert) 11,9%. In drei ausgewählten ländlich-traditionell geprägten Gegenden sahen die Zahlen dagegen ganz anders aus: Rothenburg (reformiert) 96,8%, Frankenberg (lutherisch) 92,9%, Gelnhausen (uniert) 62,7%. Die Bereitschaft zur Teilnahme am Abendmahl lag in den reformierten Kirchengemeinden insgesamt etwas höher als in den lutherischen und deutlich höher als in den unierten Kirchengemeinden. Dieses Ergebnis bestätigt sich auch im Stadt-Land-Vergleich.

Taufstatistik⁸⁵

	Hessen-Kassel	Waldeck-Pyrm.	Deutsches Reich
1880–1884	-	99,0 %	92,3 %
1885–1889	-	99,9 %	92,5 %
1890–1894	-	99,7 %	92,3 %
1895–1899	-	99,5 %	92,8 %
1900–1904	-	98,2 %	92,4 %
1905–1909	-	98,0 %	91,9 %
1910–1914	-	97,7 %	92,0 %
1915–1919	-	98,8 %	93,7 %
1920–1924	-	98,9 %	90,0 %

Die Daten für Taufen in Hessen-Kassel fehlen für den Untersuchungszeitraum. Erfasst wurde der Anteil der evangelischen Taufen an der Summe der „evangelischen Geburten“. Der Vergleich Waldeck-Pyrmonts mit dem Deutschen Reich weist für Waldeck-Pyrmont eine fast 100-prozentige Taufrate auf, während die Taufrate im Deutschen Reich um fast ein Zehntel niedriger lag.

⁸⁵ Ebenda.

Trauungsstatistik⁸⁶

	Hessen-Kassel	Waldeck-Pyrm.	Deutsches Reich
1880–1884	-	99,9 %	89,4 %
1885–1889	-	99,9 %	89,9 %
1890–1894	-	99,7 %	89,7 %
1895–1899	-	99,5 %	89,5 %
1900–1904	-	99,5 %	89,3 %
1905–1909	-	99,2 %	86,9 %
1910–1914	-	98,4 %	81,6 %
1915–1919	-	97,4 %	79,2 %
1920–1924	-	99,0 %	77,8 %

Die Daten für Trauungen in Hessen-Kassel im Untersuchungszeitraum liegen nicht vor. Erfasst wurde der Anteil der evangelischen Trauungen an den evangelischen Eheschließungen. Die Trauungsrate in Waldeck-Pyrmont lag im Untersuchungszeitraum bei relativ konstanten 100 Prozent. Im Deutschen Reich lag sie gleichzeitig bei 90 bis 80 Prozent mit deutlich abnehmender Tendenz.

Beerdigungsstatistik⁸⁷

	Hessen-Kassel	Waldeck-Pyrm.	Deutsches Reich
1880–1884	92,8 %	-	72,0 %
1885–1889	92,3 %	-	75,2 %
1890–1894	91,7 %	97,0 %	79,4 %

⁸⁶ Ebenda.

⁸⁷ Ebenda.

1895–1899	92,9 %	96,2 %	81,2 %
1900–1904	95,3 %	95,8 %	83,8 %
1905–1909	93,5 %	98,3 %	86,1 %
1910–1914	94,6 %	98,8 %	88,4 %
1915–1919	94,9 %	99,4 %	91,2 %
1920–1924	94,8 %	99,9 %	89,8 %

Die Daten für die Beerdigungen liegen für Hessen-Kassel vor. Erfasst wurde der Anteil der evangelischen Beerdigungen an den evangelischen Sterbefällen. Die Beerdigungsrate lag in Hessen-Kassel zwischen 1890 und 1914 bei 92 bis 95 Prozent, in Waldeck-Pyrmont mit 95 bis 99 Prozent noch höher. Im Deutschen Reich lag sie mit 80 bis 88 Prozent deutlich niedriger. Interessanterweise ist hier bei Betrachtung des zeitlichen Verlaufes eine Zunahme zu verzeichnen. Diese zeigt sich auch in Hessen-Kassel und Waldeck-Pyrmont, jedoch nicht so signifikant.

„Nimmt man aber Kirchlichkeit im Sinne der Teilnahme an den geistlichen Handlungen an den Wendepunkten im menschlichen Leben, so tritt unser Land wohl an eine der ersten Stellen“⁸⁸, so formulierte bereits Superintendent Klingender im Bericht der Gesamtsynode über die Jahre 1906 bis 1912. Betrachtet man die Äußerungen kirchlichen Lebens im Untersuchungszeitraum, so ist festzustellen, dass Kirchlichkeit in Hessen-Kassel nicht wesentlich nachlässt. Getauft, kirchlich getraut und beerdigt wurden nahezu alle evangelischen Gemeindeglieder. Die Beteiligung am Abendmahl ließ zwar nach, lag aber signifikant höher als im Deutschen Reich. Die feste Verankerung von Kirchlichkeit und Tradition, die sich in den hohen Abendmahlsraten niederschlug, war schon den Zeitgenossen bewusst. „Wir werden in manchen Gegenden Deutschlands darum beneidet“⁸⁹, so der Synodalbericht von 1906. Allerdings sind hier signifikante Stadt-Land-Unterschiede wie auch Bekenntnisstand-abhängige Verschiebungen zu beobachten.

⁸⁸ Verhandlungen der fünften ordentlichen Gesamt-Synode ..., S. 188.

⁸⁹ Siehe Synodalbericht 1906, S. 19.

Exkurs: Kirchliches Personal und seine Vornamen

Die evangelischen Kirchen waren Pastorenkirchen. Als akademisch gebildete Theologen gehörten sie zu den Studierten und Gebildeten, sie standen in Verbindung mit Wissenschaft und Kultur. Sie waren über Gehaltsregelung und zwei Ausbildungsstufen „Quasi-Beamte“. Die Kirche präsentierte sich sehr staatsbezogen, und die Pfarrer gehörten zum Establishment. Die Berufskonstanz in Pfarrerrfamilien betrug 20 bis 30%, die übrigen kamen aus dem Mittelstand (die Hälfte waren Söhne von Lehrern). Das Theologiestudium war billig und kurz⁹⁰.

Lebensstandard und Einkommen der Pfarrer waren vergleichsweise bescheiden. Eine gleichmäßigere Besoldung mit Mindestgehältern setzte sich im Untersuchungszeitraum gegen alte feudale und kommunale Patronate allmählich durch⁹¹. Auch die Pfarrer fingen an, ihre Interessen in „Pfarrervereinen“ zu vertreten. Die moderne Profession pflegte dort amtsbrüderliche Gemeinschaft und die Vertretung berufsständischer Interessen. Der erste Pfarrerverein wurde 1890 im Großherzogtum Hessen gegründet. In Hessen-Kassel wurde 1891 der „Pfarrerverein für den Consistorialbezirk Cassel“ ins Leben gerufen⁹². 1892 kam es zur Gründung des „Verbandes deutscher evangelischer Pfarrvereine“⁹³.

Der 1891 in Hessen-Kassel gegründete Pfarrerverein hatte 1914 490 Mitglieder. Nur wenige der 504 ordentlichen Pfarrer der Landeskirche gehörten nicht dazu. Der Verein beschäftigte sich mit dem Rechtsschutz der Pfarrer, der Umgestaltung des Disziplinalgesetzes, der Versetzung im Interesse des Dienstes, der Ortsschulinspektion, Umzugskosten und Erziehungsbeihilfen. Diskutiert wurden u. a. auch die Stellung der Zweiten Pfarrer, die Zusammenlegung kleiner Pfarreien, die Einrichtung von Seelsorgebezirken, das kirchliche Bauwesen und die Denkmalspflege, Vertretung und Urlaub von Pfarrern sowie die Vereinigung der Klassenwitwenkassen⁹⁴.

⁹⁰ Nipperdey, S. 82 f.

⁹¹ Siehe z. B. das „Kirchengesetz betreffend das Dienst Einkommen der Geistlichen der evangelischen Kirchengemeinschaften des Consistorialbezirks Cassel“, aus dem Jahr 1898 (Abschnitt über die Kirchengesetzgebung).

⁹² Bernd Jaspert, Zur Geschichte des kurhessischen Pfarrervereins, in: Bernd Jaspert (Hg.), Dem Evangelium Raum geben, Hofgeismar 1994, S. 35 ff. Siehe auch: Landeskirchliches Archiv Kassel, Bestand G 2.9, Kurhessischer Pfarrerverein.

⁹³ Nowak, S. 187 f.

⁹⁴ Landeskirchliches Archiv Kassel, Gd 7, Festschrift zur 25jährigen Jubelfeier des Landesvereins für Innere Mission, Kassel 1914, S. 18.

Wenn nun eine empirische Untersuchung der Vornamen der Pfarrerschaft im Konsistorialbezirk Kassel während des Kaiserreichs folgt, so geschieht dies mit dem Ziel, über die Analyse der Vornamen Aufschlüsse über traditionelle oder moderne Spuren innerhalb dieses Berufsstandes zu erlangen.

Die empirische Methode, ausgehend vom Vornamen, die Eltern ihren Kindern gaben, Schlüsse über die politischen und sozialen Orientierungen von z. B. Berufsgruppen zu ziehen, ist ungewöhnlich, erste kulturhistorische Ansätze finden sich bereits Mitte des 19. Jahrhunderts⁹⁵. Es soll geklärt werden, ob sich die Umbrüche des 19. und 20. Jahrhunderts in der Vornamengebung niedergeschlagen haben. Gab es Zusammenhänge zwischen der Vergabe der Vornamen und zeitgeschichtlichen Tendenzen?

Bis in unser Jahrhundert fand die Namensnennung nach zwei Systemen statt, entweder nach der Familientradition oder nach Heiligen und biblischen Gestalten. Seit dem 19. Jahrhundert brechen die alten Benennungssysteme zunehmend und beschleunigt auf⁹⁶. Vornamen lassen Aussagen über politische Gesinnung und Mentalität (der Eltern) zu. Was an Motivationen in die Vornamengebung hineinfließt, kann als Willensausdruck fertig sozialisierter mündiger Menschen gelten, als Produkt jener sozialen und politischen Ordnungen, in die diese Menschen hineingewachsen sind.

Es ist zu klären, ob in Hessen-Kassel im Untersuchungszeitraum die traditionelle Namensgebung ungebrochen erhalten bleibt oder ob sich neue Tendenzen abzeichnen.

Spitzenreiter Vornamen Pfarrerschaft Kurhessen 1890–1914⁹⁷

Untersuchung von 630 Pfarrern (1.322 Namensnennungen)

Name	Nennungen	in %	Herkunft, Bedeutung
Carl/Karl	139	22,1%	ahd. ⁹⁸ , dynastisch, Heiligenname

⁹⁵ Siehe Michael Wolffsohn, Thomas Brechenmacher, Die Deutschen und ihre Vornamen, 200 Jahre Politik und öffentliche Meinung, München/Zürich 1999, hier S. 14–38.

⁹⁶ Ebenda.

⁹⁷ Landeskirchliches Archiv Kassel, Bestand C 1.3, Personalakten Gesamtkonsistorium Kassel (berührend die Amtszeit der Pfarrerschaft 1890–1914).

⁹⁸ Ahd. = althochdeutsch.

Wilhelm	123	19,5%	ahd., dynastisch, Heiligenname
Friedrich	114	18,1%	ahd., dynastisch
Heinrich	96	15,2%	ahd., dynastisch
Georg(e)	78	12,3%	griechisch, Heiligennamen, Schutzpatron der Landleute
Johann/es	63	10,0%	biblisch-hebräisch
Ludwig	51	8,1%	ahd., dynastisch
August	44	7,0%	lateinisch
Adolf/ph	44	7,0%	ahd., dynastisch, Schwedenkönig Gustav Adolf
Hermann	37	5,9%	ahd.

Mit nur 40 Namen (bei 1.322 Namensnennungen) konnten 91% der untersuchten 630 Pfarrer erfasst werden. Die Namensgebung bleibt traditionell. Bei den zehn Spitzenreitern überwiegen die germanischen, dynastischen Namen Karl, Wilhelm, Friedrich, Heinrich, Ludwig, Adolf, Hermann (biblisch-hebräisch: Johann/es, griechisch/Heiligennamen: Georg, lateinisch: August). Im Untersuchungszeitraum ist für die untersuchte Pfarrerschaft kein Rückgang bei den traditionellen Namen feststellbar. Biblische Namen bzw. Heiligennamen spielten eine untergeordnete Rolle. Es kann also auf ein ungebrochen traditionelles Milieu der Pfarrerschaft Hessen-Kassels geschlossen werden. Diese Annahme wird durch die Analyse der Synodalberichte am Beginn dieses Ausschnittes bestätigt.

Zusammenfassung

Die bewusst sehr unterschiedlich gewählten Untersuchungsansätze ergeben in der Zusammenschau folgende Momentaufnahme: Hessen-Kassel war im Kaiserreich durchaus wilhelmisch-protestantisch geprägt. Die Kirchenleitung bemühte sich, die Spannung von Beharrung auf Tradition und Althergebrachtem auf der einen Seite und Aufbruch in moderne Zeiten auf der anderen Seite zu integrieren. Allerdings waren in Kurhessen beide Seiten ungleich verteilt. Die traditionell

geprägte, konservative Seite blieb mental bestimmend. Die evangelische Kirche war nah mit der bestehenden Ordnung und ihren etablierten Gruppen verbunden. Damit konservierte sie die Werte patriarchalisch-ständischer Welt. Mit den moralin-getränkten Ausführungen in den Synodalberichten zu den „hereinbrechenden Begleiterscheinungen des modernen Geistes“ wie Unglauben und Umsturz präsentierte sie sich als Hüterin der Moral. Staat und Kirche, Thron und Altar blieben eng verbunden.

Moderne Strukturen und sozialer Wandel wurden als Bedrohung von außen wahrgenommen.

Die empirische Untersuchung der Vornamen der Pfarrerschaft zeigt einmal mehr, dass innerkirchlich traditionelle Elemente weitgehend ihre Bedeutung behielten. Die Moderne war innerhalb der ländlich geprägten „Heimatkirche“ im Kaiserreich nicht prägend. Die statistische Auswertung der Kirchlichkeit (Abendmahls-, Tauf-, Trauungs-, Beerdigungsziffern) mit überdurchschnittlich hohen Werten im Vergleich zum Deutschen Reich bestätigt die konservative Ausrichtung der protestantischen Kirche in Hessen-Kassel nachdrücklich.

Insgesamt sind aber auch wichtige Veränderungen im Untersuchungszeitraum zu konstatieren: die in Hessen-Kassel festgestellte erhebliche kirchliche Bautätigkeit war natürlich Reaktion auf den durch Bevölkerungswachstum, Wanderungsbewegungen und Industrialisierung ausgelösten gesellschaftlichen Wandel. Ebenso wurde durch den weiteren professionellen Ausbau der kirchlichen Organisation auf politische Vorgaben reagiert.

Die Momentaufnahme der protestantischen Kirche Hessen-Kassels im Kaiserreich bleibt ambivalent: traditionelle Denkstrukturen wurden konserviert und mit neuen Elementen (Innere Mission) angereichert. Die kirchliche Organisation wurde unter Nutzung staatlicher Strukturen modernisiert und professionalisiert (Besoldungssystem, Witwen- und Waisenversorgung, Kirchensteuergesetz, Predigerseminar Hofgeismar).

Ganz zum Schluss kommen wir noch einmal auf die eingangs gestellte Frage nach Erfolg oder Verfall zurück. Die Geschichte der evangelischen Kirche im Konsistorialbezirk Kassel zwischen 1890 und 1914 stellt sich insgesamt betrachtet als eine erfolgreiche dar, wenn auch mit Einschränkungen. Erfolgreich in ihrem konsequent vorangetriebenen Professionalisierungshandeln blieben die kirchlichen Entscheidungsträger im Hessen-Kassel traditionellen Denkmustern sehr stark verbunden, wie u. a. die Analyse der Synodalberichte gezeigt hat. Gesellschaftlicher Wandel, „moderner Geist“ und das zunehmende (Lebens)Tempo wurden als krank und bedrohlich wahrgenommen. Die durchaus erfolgreichen Reaktionen auf diese „Krebsschäden“, u. a. die

vielen Aktivitäten der Inneren Mission, sollten bewahrende Wirkung haben, konnten aber die allgegenwärtige „Wandelung der alten Verhältnisse“ nicht verhindern.

Geschichte der Heimvolkshochschule Wislade in der Zeit der Weimarer Republik*

Die Anfänge nach dem Ersten Weltkrieg

Die Geschichte der Heimvolkshochschule Wislade bei Lüdenscheid bleibt verbunden mit dem Namen des Pfarrers Hans Störmer (1879–1964).

Der aus einem Lehrerhaushalt in Lippe stammende Störmer macht 1898 auf dem Ev. Gütersloher Gymnasium sein Abitur, studiert in Greifswald und Halle Theologie, legt seine Examina 1901 und 1903 vor dem Konsistorium in Münster ab, ist 1905 für einige Monate Prediger und Lehrer an der Deutschen Gemeinde in Alexandria, wird nach einer Hilfspredigerzeit in Stieghorst und Jöllenbeck für die Jahre 1907 bis 1914 Pfarrer in Vielbrunn (Ev. Kirche in Hessen und Nassau) und kommt ab 1. November 1914 als 6. Pfarrer nach Lüdenscheid, wo er bis 1950 amtiert. Am Ende des Krieges wird er vom Ev. Feldpropst zum Etappen-Lazarett-Pfarrer einberufen.¹

Mit seiner Rückkehr im Dezember 1918 nach Lüdenscheid beginnt seine über die traditionelle Gemeindegarbeit hinausgehende öffentliche Tätigkeit in dieser rund 35.000 Einwohner zählenden westfälischen Stadt, die von Kleinindustrie geprägt ist und über eine starke Arbeiterbewegung verfügt.² Rund 80 Prozent der Lüdenscheider gehören zur evangelischen Kirche.³

Störmer hatte sich schon länger für die sogenannte Volkshochschulbewegung interessiert, die an einigen Stellen schon vor dem Krieg

* Vortrag gehalten am 27.9.2002 auf dem Tag der Westfälischen Kirchengeschichte in Breckerfeld.

¹ Angaben nach Personalakte im Archiv der EkvW in Bielefeld; Störmer war seit 1907 mit Else Koch aus Berlin Wilmsdorf verheiratet, das Ehepaar hatte 6 Kinder (Hartmut, Ortwin, Herwig, Gudrun, Horand, Hildburg).

² Zur Geschichte Lüdenscheids s. Hans Strodel, Chronik der Stadt Lüdenscheid, Ihre politische, kulturelle und soziale Entwicklung, Lüdenscheid 1929, hier eine Übersicht über die Volkshochschule, S. 91 ff.; Zur Geschichte der Lüdenscheider Arbeiterbewegung: Dietmar Simon, Arbeiterbewegung in der Provinz. Soziale Konflikte und sozialistische Politik in Lüdenscheid im 19. und 20. Jahrhundert, Essen 1995.

³ Zur Lüdenscheider Kirchengeschichte: Walter Köllner, 100 Jahre evangelische Gemeinde Lüdenscheid, Lüdenscheid 1954; Religionsreferat von Tobias Frey „die kirchliche Situation in dem Zeitraum 1933–1945“, Lüdenscheid 1994.

in Deutschland Fuß gefaßt hatte, nun aber nach Krieg und Revolution eine erste Blütezeit erlebte. Noch während seiner Militärzeit hatte Störmer sich über die dänische Volkshochschulbewegung informiert, die starke religiöse und nationale Impulse von dem Theologen Grundtvig erhalten hatte. Das Buch des Schweizers F. Wartenweiler-Haffter „Ein nordischer Volkserzieher. Die Entwicklung N. F. S. Grundtvigs zum Vater der Volkshochschule“ (Bern 1913) fand im Vorkriegs-, Kriegs- und Nachkriegsdeutschland eine große Beachtung, ebenso wie das Buch von A. Hollmann „Die Volkshochschule und die geistigen Grundlagen der Demokratie“ (Auflage Berlin 1919). Und die pädagogisch-praktischen Schriften von Eduard Weitsch „Was soll eine deutsche Volkshochschule sein und leisten?“ (Jena 1918), von Werner Picht „Die deutsche Volkshochschule der Zukunft“ (Leipzig 1919) und viele andere Broschüren und Aufsätze zeigen einen Neuaufbruch in die Volksbildung. Über ganz Deutschland verteilt bildet sich ein „Freies Volksbildungswesen“.⁴

Im Handbuch für Pädagogik (1928) heißt es:

„Unter der Bezeichnung freies Volksbildungswesen‘ werden alle Bestrebungen und Einrichtungen zusammengefaßt, die außerhalb des staatlichen Schulwesens dem Erwachsenen die Möglichkeit zu einer Erweiterung und Vertiefung seiner Bildung geben wollen mit dem Ziele einer einheitlichen, von allen Schichten des Volkes getragenen Kultur. Ein freies, der staatlichen Aufsicht und Regelung nicht unterworfenen Bildungssystem muß um so notwendiger als Ergänzung neben das Schulwesen treten, je entwickelter dieses in allen seinen Graden und Zweigen ist und je mehr es im Dienste einer immer einseitiger werdenden Berufsausbildung steht. Die Schulen von der Grundschule bis zur Universität wollen in erster Linie der Erziehung und dem Unterricht, der Vermittlung von Kenntnissen und Fähigkeiten für den Beruf dienen. Sie sind in erster Linie zweckbestimmt, das heißt sie bilden den Menschen für eine bestimmte, von ihm berufsmäßig zu erfüllende Aufgabe aus. In dem Umfange aber, in dem dem Menschen in seinem Beruf nicht mehr die Möglichkeit der Entfaltung der ihm von der Natur verliehenen Anlagen und Fähigkeiten gegeben ist, in dem aber auch seine Beziehungen zu seinen Nebenmenschen und zur Außenwelt sich in ihm nicht erschöpfen, bedarf er einer ergänzenden Betätigung, durch die alle Kräfte

⁴ S. Manfred Heinemann (Hg.), Sozialisation und Bildungswesen in der Weimarer Republik, Stuttgart 1976; Paul Ciupka/Franz-Josef Jelic (Hg.), Soziale Bewegung, Gemeinschaftsbildung und pädagogische Institutionalisierung. Erwachsenenprojekte in der Weimarer Republik, Essen 1996; zur protestantischen Erwachsenenbildung: Hans Peter Veraguth, Erwachsenenbildung zwischen Religion und Politik. Die protestantische Erwachsenenbildungsarbeit in und außerhalb der Freien Volksbildung in Deutschland von 1919 bis 1948, Stuttgart 1976.

in ihm geweckt werden und zur Entwicklung kommen können, durch die er sich als ganzer Mensch in die Welt hineingestellt fühlen kann, auf denen eigentlich seine persönliche Eigenart beruht und in deren Pflege und Ausbildung er darum allein eine höhere Befriedigung finden kann. Darum werden in neuerer Zeit mit Recht auch Gymnastik, Tanz, Musik, dramatische Spiele u. a. in den Bereich der freien Volksbildung hineinbezogen.

Nicht minder als zur Ergänzung der Berufstätigkeit erweist sich eine Erwachsenenbildung als notwendig zur geistigen Vertiefung der Berufsarbeit selbst. Der Beruf als Zweck, die Berufsarbeit als Voraussetzung der Existenz, der Familiengründung und -erhaltung, soll auch einen Sinn in sich selbst haben. Der Mensch muß seine Arbeit im Zusammenhange seiner engeren Lebensgemeinschaft in Dorf und Stadt, als Bauer oder Industriearbeiter, oder wohin er sonst gestellt ist, im Zusammenhange seiner Volksgemeinschaft, ja zuletzt im Zusammenhange der Menschheit begreifen, als deren vollwertiges Glied er sich nur dann fühlen kann.

Freilich gehört dazu noch ein weiteres. Die Erwachsenenbildung will den Menschen nicht nur bewußt in den wirtschaftlichen Zusammenhang der Menschen und Völker hineinstellen, sondern auch in ihren geistigen Zusammenhang, indem sie ihn zum Mitträger der Kultur erzieht und so die geistigen Kräfte und Fähigkeiten des einzelnen dienstbar macht der großen Aufgabe, in dem ewigen Wandel der nationalen Kultur zunächst und der Menschheitskultur mitzuschaffen.

... So erhält die Volksbildung ihren tiefsten Sinn in der Deutung einer Bildung zum Volke, einer Bildung, deren letztes Ergebnis das Volk ist. Nur in diesem Sinne kann von Volksbildung überhaupt gesprochen werden. Die Bildung einzelner kann nur in dem Rahmen einer Volksbildung gefügt werden, wenn der einzelne durch sie die Formung als ein das Volk erst mitgestaltendes Glied erhält. Damit ist aber auch gesagt, daß alle Erwachsenenbildung, so sehr sie in erster Linie der geistigen und seelischen Formung des einzelnen dienen will, und nur dienen kann, diese Aufgabe nur im Hinblick auf das Volksganze lösen kann, in dem für den einzelnen erst die Voraussetzungen seines geistigen und seelischen Lebens gegeben sind.⁵

Die kommende Arbeit des Gemeindepfarrers, der übergemeindlich und überparteilich arbeiten will, steht bei aller inhaltlichen Differenzierung in der Klammer dieser Zielbestimmung einer eigenverantworteten freien Volksbildung.

Es beginnt nach einem öffentlichen Vortrag von Störmer „Über die Notwendigkeit, Volkshochschulen zu errichten“ im Frühjahr 1919 mit

⁵ S. Handbuch der Pädagogik, hg. von Hermann Nohl und Ludwig Pallat, Vierter Band, „Die Theorie der Schule und der Schulaufbau“, Abschnitt „Freies Volkswildungswesen“, S. 370 f.; ferner: Lexikon der Pädagogik der Gegenwart, Zweiter Band, Abschnitt „Volksbildung“, Sp. 1211 ff.; Franz Pöggeler (Hg.), Handbuch der Erwachsenenbildung, Band 4. S. 62 ff. u. 107 ff.

einer Vortrags- und Diskussionsreihe in seinem Arbeitszimmer. Gelesen und durchgesprochen werden Fichtes „Reden an die Deutsche Nation“. Die meisten Teilnehmer sind Angestellte und Arbeiter aus verschiedenen Kreisen der Jugendbewegung, ergänzt durch engagierte Lehrer. Der Hintergrund: der preußisch-deutsche Machtstaat war zer schlagen. Die traditionellen Risse durch das deutsche Volk waren noch schärfer geworden: die zwischen akademisch Gebildeten und beruflich Ausgebildeten, die zwischen Kopf- und Handarbeitern, die zwischen bürgerlichen und proletarischen Schichten, die zwischen Stadt und Land, die zwischen den weltanschaulichen und politischen Lagern und die zwischen den Konfessionen. Viele Zeitgenossen sahen nicht nur einen politisch-militärischen Zusammenbruch, sondern ein geistig-moralisches Chaos. Eine Gesundung mußte beim Volk, bei der Nation einsetzen. Was Volk und was Nation sei, diese Frage wird wichtiger als die nach dem Wesen des Staates als Machtstaat. Nicht mehr die militärisch organisierte Kolonne mit dem Grundprinzip von Befehl und Gehorsam, die man Jahre lang erlitten hatte, sollte das Leben strukturieren, sondern die freiheitlich eingegangene Bindung im Dienste eines humanen Gemeinwesens sollte den einzelnen Menschen mit seinen Kräften und Fähigkeiten in sein kreatives Mitgestalten des Ganzen einsetzen. Die geistig und moralisch durchgeformte Persönlichkeit sollte zum Mitträger einer Volksgemeinschaft werden. Die unverwechselbar eigen geprägte Einzelperson sollte ihren Freiheits- und Handlungsraum bekommen, um sich selbstverantwortlich durchzuspielen. Aber das konnte sie nur in ihrer natürlichen Verwobenheit mit den sie tragenden und prägenden Gemeinschaften. Eine lebendige Verschränkung von personaler Freiheit und gemeinschaftsbezogenen Diensten zu erlernen, wurde zum Leitbild der Selbsterziehung und der Erziehung zur Gemeinschaft. Entscheidend ist dieses: nicht mehr die organisierte Fremderziehung durch staatliche Instanzen, sondern die eigentätige Einübung in ein neues Menschentum auf der Grundlage selbstbestimmter Persönlichkeit und selbstgewollter Dienstbereitschaft für die Gemeinschaften eines gemeinsamen Lebens bildete die Intention dieses Volksbildungskonzeptes.⁶

⁶ Aus der zeitgenössischen Literatur s. Wilhelm Flitner, Das Problem der Erwachsenenbildung (1922), in: Ausgewählte pädagogische Abhandlungen, Paderborn 1967, S. 31 ff.; ders. „Volksbildungsbestrebungen, in: RGG, 2. Aufl. Bd. V, Sp. 1634–1646, Werner Picht/Eugen Rosenstock, Im Kampf um die Erwachsenenbildung 1912–1926, Leipzig 1928; weitere zentrale Texte bei: Jürgen Henningsen (Hg.), Die Neue Richtung in der Weimarer Zeit. Dokumente und Texte von Robert von Erdberg, Wilhelm Flitner, Walter Hofmann, Eugen Rosenstock-Huessy, Stuttgart 1960; Hans Tietgens (Hg.), Erwachsenenbildung zwischen Romantik und Aufklärung. Dokumente zur Erwachsenenbildung der Weimarer Republik, Göttingen 1969.

Hans Störmer, der auf Einladung der Deutschen Liga für Völkerbund zusammen mit einer kleinen Delegation deutscher Volkshochschulleute eine mehrwöchige Reise durch die Volkshochschulandschaft in Dänemark machen konnte und vor allem Kontakte zur Volkshochschule Ollerup herstellte, übernahm aus dem Dänischen das Wort „volklích“. Er schreibt:

„Das Neue, das wir da erlebten, prägt sich in dem Wort „Volklich“ (folkelig) aus. Das ist noch etwas ganz anderes als völkisch oder volkstümlich. Dies „Volkliche“ sieht das Volk als eine Offenbarung des göttlichen Geistes an; dem Volk zu dienen und es zu lieben und in Ehren zu halten, ist darum heiliger Dienst. Es fehlt diesem Volklichen der selbstsüchtige Machtgedanke und auch der Rassenhochmut; es ist dem volklischen Menschen ganz selbstverständlich, daß die Nationalitäten a l l e von Gott sind, und daß jede Nation in gleicher Weise das heilige Recht und die heilige Pflicht hat, ihre Nationalität zu lieben und hoch zu halten.“⁷

Im „Volksbildungsarchiv“, dem Zentralblatt für Volksbildungswesen, hg. von Robert von Erdberg und Anton Lampa erscheint im Juli/September ein ausführlicher Bericht über „Eine Reise zum Studium der dänischen Volkshochschule“. Walther und Georg Koch steuern Beiträge bei. Diese beiden Kochs werden später bekannte Volksbildner, die auch öfter nach Lüdenscheid gekommen sind.

Das dänische Konzept, das diese Deutschen weithin übernehmen, bedeutet für Deutschland: es ist die Aufgabe der Volkshochschule, die Voraussetzungen für die Einübung in dieses Denken, das nichts mit einer Selbsterhöhung und Vergötzung des eigenen Volkes und mit einer Selbstanbetung der eigenen Rasse zu tun hat, zu schaffen. Das geschieht selbstverständlich mit einem geschichtlichen Rückgriff auf die eigenen gelungenen Traditionen der deutschen Religions-, Philosophie- und Literaturgeschichte, ergänzt durch Texte aus anderen Ländern und Kulturen.

Die bearbeiteten Themen aus den ersten Jahren der Lüdenscheider „Fichte-Volkshochschule“ – so nannte man sich zunächst – zeigen die Ausrichtung auf ein vertieftes Kennenlernen der eigenen geistesgeschichtlichen Herkunft. Die meisten Hörer und Teilnehmer der Arbeitsgruppen wurden in der Regel zum ersten Mal in ihrem Leben mit der Fülle der europäisch-deutschen Tradition konfrontiert. Aber sie nehmen den Stoff nicht nur rezeptiv hin, sondern haben die Möglichkeit, ihn gemeinsam zu diskutieren und Wertungen im Blick auf die

⁷ In: Jahresbericht 1925 des Wislader Bundes, S. 3.

mögliche Bedeutsamkeit für die eigene Gegenwart und ihre Probleme zu versuchen. Verhandelt wurden folgende Themen:

- Fichte, Reden an die Deutsche Nation
- Die preußische Geschichte zur Zeit Fichtes
- Die Bergpredigt
- Die Geistesgeschichte der letzten hundert Jahre anhand einzelner Denker
- Goethes Faust und Goethes Iphigenie
- Martin Luther
- Deutsche Dichtung im Mittelalter
- Deutsche Dichter: Conrad Ferdinand Meyer, Wilhelm Raabe, Gottfried Keller, Grillparzer, Anzengruber, Hermann Löns
- Shakespeare, Dante, Cervantes, Molière, Holberg, O. Ludwig
- Lessings „Nathan der Weise“
- Deutsche Musiker: Richard Wagner, Mozart, Bach, Bruckner, Beethoven, Schubert, Händel, Schumann, Brahms, Richard Strauß und als Russe Tschaikowski
- Russische Literatur: Dostojewski u. a.

Dazu kamen Themen wie:

- Einführung in Psychologie
- Die Alkoholfrage
- Die Bodenreform
- Die Wohnkultur
- Die Sittlichkeitsfrage
- Verständnis moderner Kunst

Diese Themen wurden zumeist in kleinen Arbeitsgruppen durchgearbeitet, zwischendurch wurde gesungen und gespielt. Das Lernen sollte Freude bringen und Gemeinschaft stiften. Gemeinsame Wanderungen, gemeinsames Baden und gemeinsame Sonnenwendfeuer gehörten dazu wie das Einüben und Spielen von Volkshochschulstücken. Zum pädagogischen Konzept gehörte das Leben und Lernen in Gemeinschaft. Kunst und Musik, Singen und Tanzen, Wandern und Theaterspielen verschränkten sich mit den geistigen Inhalten aus Vergangenheit und Gegenwart zu einem neuen Lernerlebnis ohne formalisierten Schulzwang.

Und eine weitere Funktion erfüllte diese Gruppenarbeit in der Frühzeit der Lüdenschneider Volkshochschule: sie brachte die unterschiedlichsten Zweige der bündischen Jugendbewegung zusammen: die Sozialistische Arbeiterjugend, die Jungsozialisten, die Wanderjugend, den Kronacher Bund, den Singekreis, die Spielgemeinde u. a. Bei

aller Verschiedenheit in Einzelfragen verband sie alle jugendbewegtes Kulturgut und jugendbewegtes Erscheinungsbild in Kleidung und Alltagsgewohnheiten.

Schon hier fällt allerdings auf, daß kirchlich orientierte Jugend keine besondere Rolle spielt. Die durchschnittlichen evangelischen Gemeinden und ihre Pfarrer dürften gegenüber diesem Treiben ihres Amtsbruders skeptisch gewesen sein. Denn es brachte ihn in Kontakt zu Sozialdemokraten, zu Gewerkschaftern, zu Freireligiösen und zu Freidenkern. In ihren Augen konnte das nicht kirchliche Jugendarbeit sein, sondern gefährliche Grenzüberschreitung zur politischen Linken und zur weltanschaulich antichristlichen und antikirchlichen Szene. Spätere kleinere und größere Konflikte mit der eigenen Großgruppe waren in der Tat vorprogrammiert. So hatte z. B. Störmer 1922 auf dem damals bekannten Jugendtreffen am Harkortdenkmal in Wetter eine Rede gehalten, die den Unwillen der Kirchenleitung erregte. Die völlig unbedeutende Sache zeigt aber sehr deutlich die Sorge des Konsistoriums in Münster um Pfarrer, die nicht auf der mittleren Linie der Kirchenleitung lagen.⁸ Diese hatte selbst einen „Evangelischen Ausschuß zur Mitarbeit an der Volkshochschule“ gegründet, der im Juli 1921 einen Lehrgang für Volkshochschullehrer in Soest durchgeführt hat. Pastor Thomae aus Witten hat über ihn in der „Kirchlichen Rundschau für Rheinland und Westfalen“ berichtet.

Parteipolitisch gehörte Störmer zu der in Lüdenscheid kleinen Partei der Deutschen Demokratischen Partei, die in Friedrich Naumann ihren herausragenden Führer hatte. Für diese linksliberale Partei des protestantischen Bildungsbürgertums hielt Störmer bei den Wahlen zur Verfassungsgebenden Nationalversammlung im Januar 1919 Wahlkampfreden. Das konnte die übrige Pfarrerschaft mit ihren Kerngemeinden nur ärgern, da sie mehrheitlich für die antidemokratische und antirepublikanische DNVP optierte. Störmers Gegenpol auf der nationalkonservativen Seite war der Amtsbruder Wilhelm Proebsting, der als Feld- und Festprediger den nationalen Parteien und Verbänden diente. Störmer war mit seinen Beziehungen zur nicht christlichen Jugendbewegung und zur linksdemokratischen Parteienszene in Lüdenscheid eine Ausnahmeerscheinung. Später nach der Krise der DDP stand er politisch der Sozialdemokratie nahe. Zeitweilig gehörte er zum Bund Religiöser Sozialisten in Deutschland und war Mitglied der

⁸ Johannes Zauleck hat den „Fall Störmer“ in seinem „Mutigen Christentum“ (Untertitel: Blätter für tätiges Mitleid mit der Not von Deutschlands Volk und Jugend) kommentiert: Nr. 7 und 8/1922.

„Bruderschaft sozialistischer Theologen“. Zu diesen Gruppen ging er aber 1926/27 in Distanz.⁹

Seine Randstellung zeigte sich ferner daran, daß er auch kirchenpolitisch andere Wege ging als die Mehrheit der Pfarrer, der Presbyter und der engeren Gemeindeglieder. Er wurde Ende 1920 der Sprecher des „Bundes für die freie evangelische Volkskirche“ in Lüdenscheid. Was diese Gruppe, die sich den anstehenden Kirchenwahlen stellte, gewollt hat, hat Johannes Zauleck, Pfarrer in Wetter und Herausgeber der Zeitschrift „Mutiges Christentum“ im Januar 1921 formuliert. Störmer hatte in diesem Zauleck einen guten Freund und Gesinnungsgenossen gefunden. Sein Votum stimmt weithin mit dem seinigen überein. Es heißt bei Zauleck:

„Warum ich zum Bund für die freie evangelische Volkskirche gehöre:

- 1. Weil ich zu große Massen neben der heutigen Kirche hingehen sehe. Einmal die großen Arbeiterscharen, die keineswegs gegen die Religion oder das Evangelium sind, aber zu der Kirche kein Vertrauen fassen können. Auf der anderen Seite die Gebildeten in ihrer erdrückenden Mehrheit, die in der heutigen Kirche zu viel überlebtes Altes und zu wenig Verständnis für die Gedankenwelt eines modernen Menschen zu finden meinen, die aber auch für ihren Teil vielfach zu erkennen geben, daß ihre Seele hungrig ist nach Ewigkeitsgütern. Diesen Millionen wieder Freude an der Glaubensgemeinschaft in unserer Kirche zu verschaffen, scheint mir eine unabweisbare, dringende Liebespflicht.*
- 2. Ich glaube bestimmt, richtig zu fühlen, daß die völlige Loslösung der Kirche vom Staat die grundsätzliche Unparteilichkeit der evangelischen Kirche und die ehrliche Freigabe der Wissenschaft von seiten der bisherigen Vertreter und Leiter der Kirche nicht ernst genug erkannt wird als die Grundbedingung für eine Verjüngung der Kirche und eine Zurückgewinnung ihrer entfremdeten Glieder zu freudiger bewußter Anteilnahme an ihrem Leben. Jedenfalls tut eine Oppositionspartei als stete Mahnerin an die tatsächliche Ausführung versprochener Reformen m. E. bitter not und unbedingt gut ...“¹⁰*

Vorher am 17. Dezember 1920 hatte die Lüdenscheider Gruppe des Bundes für die freie evangelische Volkskirche folgende Leitsätze für die bevorstehenden Kirchenwahlen erlassen:

⁹ Zum Religiösen Sozialismus in Westfalen s. Ulrich Peter, Christuskreuz und rote Fahne. Der Bund der religiösen Sozialisten in Westfalen und Lippe während der Weimarer Republik (Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte Bd. 24), Bielefeld 2002.

¹⁰ S. Mutiges Christentum Nr. 2/1921.

„1. Wir erstreben die freie evangelische Volkskirche als Heimstätte christlicher Frömmigkeit für alle Schichten und religiösen Richtungen unseres Volkes zur Pflege echten Gemeinschaftslebens.

2. Evangelischer Glaube ist Sache persönlichen Erlebens und freier Gewissensentscheidung auf Grund des Evangeliums. Kirchliche Lehrsätze können wohl religiösen Wert, niemals aber rechtlich bindende Kraft haben. Bekenntniszwang lehnen wir ab.

3. Wir fordern Freiheit der theologischen Forschung und der religiösen Verkündigung in Predigt und Unterricht. Wir fordern Befreiung der Schule von der Kirche. Die Eingliederung des Religionsunterrichtes hat nach den Wünschen der Erziehungsberechtigten zu geschehen, seine Ausgestaltung ist Sache der Schule...

5. Durch Beteiligung der Gemeindeglieder, Männer und Frauen – ohne Rücksicht auf ihre parteipolitische Stellung oder theologische Richtung – an den religiös-sittlichen Aufgaben der Gemeinde in vertrauensvollem Zusammenwirken mit dem Pfarrer und sonstigen Berufskräften soll die Gemeinde zu einem sozialen Organismus werden.

6. Das Wahlrecht darf nicht durch Forderung persönlicher Anmeldung zur Wählerliste verkümmert werden. Wir verlangen das Recht eigener kirchlicher Versorgung hinreichend starker Minderheiten und Aufhebung des Parochialzwanges.

In der Zusammensetzung aller kirchlichen Vertretungen, insbesondere in der Vertretung muß der Wille des Kirchenvolkes unverfälscht zum Ausdruck kommen.

Der Bund fordert also für die freie evangelische Landeskirche in echt lutherischer Weise zwei Grundlagen: 1. Das Evangelium und 2. Das persönliche Erleben und die freie Gewissensentscheidung auf Grund dieses Evangeliums.

Das Evangelium wird vermittelt durch die heilige Schrift, die Bekenntnisschriften, durch Predigt und Unterricht. Wir halten daran fest.

Die heilige Schrift und die Bekenntnisschriften sind Träger des Geistes, aber keine Gesetzesbücher. Darum lehnen wir äußeren Bekenntniszwang ab; nur der Geist des Evangeliums soll unser Gewissen binden.

Wer auf dieser Grundlage mit uns an dem weiteren Ausbau unserer evang. Kirche arbeiten will, trete in unsere Reihen ein und werde Mitglied unserer Ortsgruppe.“¹¹

Was von dieser kirchenpolitischen Gruppe, die nach Anfangserfolgen bei kirchlichen Wahlen sich bald wieder auflöste, angestrebt wurde, war die Einlösung klassischer Forderungen der liberalen und sozialistischen Bewegungen in Kirchenfragen: die Trennung von Kirche und Staat und von Kirche und Schule, die Offenheit für alle politischen

¹¹ S. Lüdenschneider Generalanzeiger v. 17. Dezember 1920.

Richtungen und für alle sozialen Schichten, die Eigenständigkeit der Gemeinden, die Freiheit der theologischen Forschung, der Abbau der Kirchenbürokratie und der Dominanz der Kirchenbeamten. Es ging um einen allmählichen Umbau der Pastoren- und Verwaltungskirche zugunsten einer von christlichen Laien getragenen und mitbestimmten Kirchenpraxis.

Dieser kirchenreformerische Impuls, der auf die Zurückgewinnung verlorener Schichten und auf die Neugewinnung gesellschaftlich und politisch relevanter Kreise zielte, traf auf den erbitterten Widerstand eines durchschnittlichen Kirchenmilieus, das von der Ablehnung aller emanzipativer Richtungen und vor allem einer Demokratisierung der Kirche lebte. Man befürchtete eine Überlagerung durch bisher kirchendistanzierte oder gar kirchenfeindliche Kreise. Orthodoxie im Glauben und konservative Option in politischen Fragen stand gegen die Versuche, die Kirche aus alten Bindungen an die gesellschaftlichen und politischen Führungsschichten herauszulösen. Die Trauer um den Verlust der Monarchie ließ kaum eine Offenheit gegenüber der neuen Republik mit ihren demokratischen Strukturen und Lebensäußerungen zu. Vom ersten Tage der „Revolution“ im November 1918 an stand die Mehrheit der kirchlichen Milieuprotestanten, die Mehrheit der kirchlichen Organe und der kirchlichen Organisationen gegen das „neue System“. Die Versuche liberaler und religiös-sozialistischer Theologen und Laien, die Kirche für bürgerliche und proletarische Schichten zur religiösen Heimat werden zu lassen, stießen auf kirchlich-theologische Einwände und auf mentale Vorbehalte eines Kirchenlebens, das von agrarischen und kleinbürgerlichen Schichten vorrangig getragen und bestimmt wurde. Störmer war mit seinen Bemühungen, Menschen der Jugendbewegung und der Arbeiterbewegung für den Dialog mit einer offenen Volkskirche zu gewinnen, um Vorurteile übereinander abzubauen, in der kirchlichen Szene eine Ausnahmeerscheinung. Mit der sozialistischen Arbeiterjugend, den Jungsozialisten und mit Mitgliedern der Sozialdemokratie Kontakte im Sinne einer gleichwertigen Partnerschaft zu halten, lag außerhalb des Horizontes traditioneller Kirchlichkeit. Die „Linke“ war für sie identisch mit materialistisch-atheistischer Weltanschauung und hedonistisch-laszyver Lebensführung. Und ihre politischen Intentionen richteten sich gegen die von Gott gesetzten Schöpfungsordnungen der Ehe, der Familie und des Staates. Und kulturpolitisch dränge die Linke auf die Entchristlichung des gesamten öffentlichen Lebens. „Links“ zu sein, war eben identisch mit dem Ziel eines radikalen Abbaus der überkommenen christlich geprägten Ordnungswelt und mit dem Aufbau einer säkularistischen Welt ohne verbindliche Normen und Werte. Vie-

le Kirchenchristen entwickelten angesichts liberaler und sozialistischer Positionen fast apokalyptische Ängste vor diesem modernen Antichristentum und suchten politisch Schutz im antiliberalen und antisozialistischen Lager des deutschnationalen Konservatismus.¹²

Angesichts der Dominanz des orthodox-konservativen Lagers in der verfaßten Kirche hatten es die kleine Gruppe liberaler Theologen und die noch kleinere Gruppe der Religiösen Sozialisten sehr schwer, mit ihrem Anliegen eines konstruktiv-kritischen Dialoges mit dem Konzept der Moderne und mit dem Anliegen einer kritisch-offenen Begegnung mit dem Emanzipationskonzept des Sozialismus verstanden zu werden. Aber auch die, mit denen man einen neuen Umgangsstil zu entwickeln gedachte, blieben häufig distanziert. Das Vertrauen in die Absichtslosigkeit der Progressiven in der Kirche fehlte häufig, vor allem wenn Pfarrer ihre kirchliche Gebundenheit nicht zugunsten einer allgemeinen Religiösität aufgeben wollten. In der Regel standen Männer wie Störmer zwischen den Fronten. Die Amtskirche mißtraute ihrer festen Einbindung in die Lehre und Ordnung der Kirche, die jugendbewegten und freigeistigen Gruppen sahen auch in den kritischen Pfarrern letztlich doch Repräsentanten eines dogmatischen und herrschaftsorientierten Systems.

Hinzu kommt eine weitere Beobachtung: nach historischen Katastrophen ist die Bereitschaft zum Dialog und zum Neuanfang immer stark ausgebildet. So auch nach dem Ersten Weltkrieg. In den nachfolgenden Jahren nimmt die Offenheit füreinander ab und alte Interessensgegensätze und weltanschauliche Fronten verdrängen die neuen Ansätze einer pluralistisch-toleranten Lebenskultur. Auch die politische Kultur in der Weimarer Republik verhärtet sich so, daß Begegnungen und Dialoge zwischen den Großlagern zu den Ausnahmen gehören. Auch viele hoffnungsvolle Ansätze vor Ort, bei allen Differenzen eine Gemeinsamkeit zu entwickeln, verlieren sich mit der Zeit. Dauernde Polemik gegeneinander und das Beharren auf die Alleinrichtigkeit der eigenen Option werden zum Tagesstil. Jeder Blick in eine der Richtungszeitungen bestätigt dies.

Es dürfte schon eine große Leistung gewesen sein, daß in Lüdenscheid aus der Volkshochschularbeit neuen Stils, wie sie Störmer und seine Partner entwickelt haben, eine nicht alltägliche Initiative entwi-

¹² S. zur Kirchengeschichte in der Weimarer Republik u. a. Karl-Wilhelm Dahm, *Pfarrer und Politik. Soziale Position und politische Mentalität des deutschen evangelischen Pfarrerstandes zwischen 1918 und 1933*, Köln u. Opladen 1965; Kurt Nowak, *Evangelische Kirche und Weimarer Republik. Zum politischen Weg des deutschen Protestantismus zwischen 1918 und 1933*, Göttingen 1988.

ckelt worden ist. Die Absicht, aus der Fichte-Volkshochschule eine Heimvolkshochschule zu entwickeln, um die geistigen und pädagogischen Intentionen noch besser zur lebendigen Gemeinschaftspraxis bringen zu können, zeigt den Willen, trotz der Krise, die man mit 1922 datieren kann, einen Neuanfang außerhalb der Stadt zu wagen. Es war ein glücklicher Zufall, daß ein Photograph Stille, der nach Brasilien auswandern wollte, seinen Besitz auf der Wislade verkaufen wollte. Auf dem Areal von 9 Morgen Land existierte ein kleines, aber im Verfall begriffenes Wohnhaus. Es ist nicht Störmer, sondern ein Heinrich Knepper, der im Herbst 1923 für 2000 Goldmark das Gelände und das Haus kauft. Knepper war von Beruf Postbeamter und aktiv sowohl im Jungwanderbund wie in der Sozialistischen Arbeiterjugend. Mit Hilfe der Jungen und Mädchen aus diesen Gruppen hoffte er, die zu gründende Heimvolkshochschule finanzieren zu können. Unterstützt wurde er von Störmer mit seinen Leuten und ihren Möglichkeiten. Die Wislade war also in ihren Anfängen eine Initiative des Lüdenscheider Volkshochschulkreises um Störmer, aber praktisch ermöglicht durch den Einsatz von Heinrich Knepper und seinem Jungwanderbund, der das südliche Westfalen und das Industrieviertel umfaßte. Die Wislade ist also keine kirchliche Gründung, sondern ein gemeinsames Werk bündischer Jugend und freier Erwachsenenbildung. Viele Menschen haben durch persönlichen körperlichen Einsatz oder durch Sach- und Geldspenden geholfen, ein Heim zu schaffen, das anfangs Raum für 25 Gäste bot und einen Tagesraum von 40 Quadratmetern hatte. Auf Strohsäcken und in Bettgestellen schlief man, am nahen Bach wusch man sich. Es war also ein schlichtes Haus, das aber durchaus den Normen eines einfachen Lebens der bündischen Jugendbewegung entsprach. Selbstverständlich half jeder Teilnehmer in Haus, Küche und Garten mit.

Der Beginn der Arbeit der Wislade

Zur Sonnenwendfeier am 21. Juni 1924 war das Haus bezugsfertig und konnte am nächsten Tag, einem Sonntag, unter großer Beteiligung bei Lautenspiel und Gesang eingeweiht werden. Heinrich Knepper nahm die Einweihung vor. Hans Störmer hielt wie dieser eine Rede über die Ziele der kommenden Arbeit, „ein neues Geschlecht zu erziehen, das seine Verantwortlichkeit gegen Volk und Menschheit fühle und dem Vaterland zu dienen bereit sei“. Kleine Theaterstücke wurden aufge-

führt und Volkstänze getanzt. Als letztes Lied erklang „Der Mond ist aufgegangen“.¹³

Am nächsten Tag begann die erste, eine Woche dauernde Volkshochschulfreizeit auf der Wislade. Der Kasseler Volkshochschuldirektor Dr. Walther Koch diskutierte mit den Teilnehmern politische und soziale Gegenwartsfragen. Störmer berichtet:

„Zweck dieser Stunden war, ein lebhaftes Mitsorgen und ein tieferes Verständnis für die großen Gegenwartsfragen zu erwecken. Darum standen im Vordergrund die soziale und politische Frage, die mit ihrem vollen Schwergewicht die ganze Woche auf unseren Gemütern gelastet haben. Gibt es denn keine Möglichkeit, daß der Industriearbeiter wieder schöpferische Freude an seinem Tun gewinnt? Wie kann wieder ein Zusammenarbeiten zwischen Unternehmer und Arbeiter kommen? Ist der Weg der gewalttätigen Auseinandersetzung der richtige, oder muß ein anderer Geist kommen, der uns aus dem zerstörenden Widereinander retten könnte? Und welches ist der Sinn all des politischen Geschehens in der Welt und besonders an der Ruhr? Hat die materialistische Geschichtsauffassung recht, die in allem Geschehen nur den Kampf ums Dasein erblickt? Oder gibt es noch einen höheren Sinn im Weltgeschehen? Ist der Völkerbund eine Utopie oder die einzig richtige Notwendigkeit? Alle diese Fragen wurden nicht mit Parteischlagworten kurzerhand erledigt, sondern in ihrer ganzen Tiefe durchkämpft, um wirkliche Klarheit zu gewinnen. Und jedem ist klar geworden, wie schwer die Frage nach der Wahrheit in Wirklichkeit ist.“¹⁴

Das Ziel der Vorträge, die von Kennern der Materie gehalten wurden, ist nicht die reine Vermittlung von Daten und Fakten, sondern das Mithineinnehmen der Teilnehmer in die schwierigen und komplizierten Fragen gegenwärtiger Existenz. Man fragt nach den Möglichkeiten von mehr Humanität im industriellen Berufsleben, nach den Möglichkeiten von mehr Kooperation zwischen den Sozialparteien und nach den Möglichkeiten gewaltfreier Lösungen in der internationalen Politik. Das führt wie von selbst zu Fragen nach dem Sinn des eigenen Lebens und nach dem Sinn der nationalen und der gesamten Geschichte. Soziologische, pädagogische und philosophische Fragestel-

¹³ S. zur Geschichte der Entstehung und Einweihung der Wislade den Jahresbericht 1925, S. 5 ff.

¹⁴ Ebd. S. 8 ff.; Dr. phil. Walther Koch (geb. 1889) kam aus der Neuwerkbewegung, war Religiöser Sozialist, Quäker und im Internationalen Versöhnungsbund tätig. Von ihm stammen: Die Stellung des Quäkertums zur sozialen Frage, München 1921; Erziehung als Lebensgestaltung, Langensalza 1925; Heimat – Volk – Welt, in: Archiv für Erwachsenenbildung Nov./Dcz. 1925.

lungen werden aus der Alltagswirklichkeit heraus entwickelt. Sie sind nicht geistiger Luxus für den Feierabend, sondern zeigen sich als Notwendigkeiten, wenn man bewußt und mit Perspektiven die Nöte der Gegenwart überwinden will.

Aber auch der Bezug zum christlichen Glauben wird hergestellt. Störmer gibt in die Überlegungen der Gruppe Inhalte der Bergpredigt ein. Letztere wird als Kern und Stern der originären christlichen Botschaft begriffen. Der einzelne Mensch wie die Gemeinschaft der Menschen könnten an diesem Geist des Nazareners gesunden.

Abends gab es noch einzelne Vorträge zu verschiedenen Themen, wie über die Kunst von Käthe Kollwitz, über die Gründer der Quäker George Fox und William Penn, über ein Drama von Shakespeare u. a. Zu diesen Abendvorträgen, die durch „Volkstänze, Lautenspiel und Lied“ ergänzt wurden, kamen viele Teilnehmer aus dem Volkshochschulkreis und der Jugendbewegung Lüdenscheids hinzu.

Am letzten Abend findet ein Sonnenwendfeuer statt. Dieses zeigt in seiner Gestaltung deutlich die Elemente, die in der Frühzeit die Wislade-Arbeit gestalteten. Etwa 400 Menschen standen oder lagerten um das Feuer. Der Prolog zu Goethes Faust wurde aufgeführt, Musik erklang, ein Feuerreigen folgte und drei Feuerreden wurden gehalten (darunter von Knepper und Störmer). Moderne Erwachsenenbildung verschmolz mit den Stilelementen der bündischen Jugendbewegung. Natürlich herrschte volle Abstinenz von Alkohol und Nikotin. Der Frühgottesdienst am Sonntag in der Erlöserkirche im drei Kilometer entfernten Lüdenscheid dokumentiert, daß man die angestrebte neue Lebenskultur mit religiösen Traditionen verbinden will.

Wenn dann noch zum Abschluß der ganzen Woche am Sonntag ein letzter Vortrag über „Machtgedanken und Rechtsempfinden im Völkerleben“ gehalten wird, zeigt das, wie diszipliniert und intensiv eine solche Heimvolkshochschulwoche verläuft.

In der zweiten Freizeit mit dem Thema „Boden und Heimat“ unter dem Rektor Sahrhage aus Bielefeld (früher Lehrer in Lüdenscheid) ging es um die Frage, wie man „rechte Volks- und Heimatmenschen“ erziehen könne. Man diskutierte über die Frage, wie ein Bodenrecht beschaffen sein müßte, das Bodenspekulation verhindere und die Gesundheit des Volkes fördere. Die Bücher von Adolf Damaschke hatten damals Konjunktur. Zum Thema Heimat gab es u. a. folgende Beiträge: über Klopstock und Annette von Droste-Hülshoff. Auch die Heimatdichtung (Wibbelt) und das Plattdeutsche kamen zu Gehör. Bilder von Rudolf Schäfer mit seinen Illustrationen zum Neuen Testament und zu den Psalmen sollten Einblicke in die religiöse Kunst der Gegenwart geben. Hier zeigen sich weitere Intentionen der Wislade-

Arbeit: die Vermittlung von älterer und neuerer Literatur und Kunst verhindern eine Engführung auf politische und gesellschaftliche Problemfelder. Das Ideal der ganzheitlichen Erziehung läßt die kognitiven und emotionalen Ebenen gleichzeitig anwesend sein.

Störmer, der übrigens die Lüdenscheider Gruppe des Jungwanderbundes (später Jungvolk genannt) in einem Keller seines Pfarrhauses tagen läßt, urteilt über die Qualität der jugendbewegten Jugend, die sich auf der Wislade zusammenfindet:

„Die Erklärung gibt nur der Geist der neu erwachenden Jugend, die sich zur Selbstverantwortlichkeit bekennt und die wohl weiß, daß es ernstester Arbeit an sich selbst bedarf, um ein Mensch der Wahrheit zu sein und zu werden. Alle diese jungen Menschen sind nicht zusammengekommen, um bloß romantisch zu schwärmen, zu tanzen und zu singen, zu scherzen und zu lachen, sondern um zu arbeiten und weiter zu kommen in der Erkenntnis wahren Lebens.“¹⁵

Für sich selbst verantwortlich zu sein, ist die Voraussetzung, für andere Verantwortung wie Verantwortung für sein Volk und Vaterland zu übernehmen. Dieser Zusammenhang von Eigenverantwortung und Dienst am Ganzen wird immer wieder herausgearbeitet. Es geht nicht um einen extensiven Individualismus (das wäre ein liberales Mißverständnis) noch um einen uniformen Kollektivismus (das wäre ein kommunistisches Mißverständnis), sondern um eine Personwerdung des Einzelnen in natürlichen (Ehe, Familie) und politisch-gesellschaftlichen Bezügen (Arbeitswelt, Volk und Staat). Selbstverantwortung und Mitverantwortung machen die beiden Pole des einen Menschseins aus. Diese gemeinsam einzuüben und zu reflektieren, ist der Sinn eines Zusammenlebens in einem Heim. Es ist nicht zeitweilige Flucht aus einer entfremdeten Welt, sondern geistiges und emotionales Einüben von Fertigkeiten und Fähigkeiten, die Welt, in die man zurückgeht, menschengerechter zu gestalten. Dort, wo man durch Schicksal oder Entscheidung hingestellt wurde, gilt es sich zu bewähren und schlechte Wirklichkeit zu verbessern und zu ändern. Die Arbeit auf der Wislade wie in anderen vergleichbaren Heimen läuft nicht als Freizeitgestaltung für müde junge Erwachsene, sondern als Einübung in eigengestaltetes Leben unter den Bedingungen einer gemeinsam zu verändernden Wirklichkeit. Zu dieser Veränderung der überkommenen Welt, die durch Klassenkämpfe im Innern und durch nationale Kämpfe nach außen geprägt ist, bedarf es einer Gesinnung und

¹⁵ Ebd.

einer Gewissensbildung, die das geistig-moralische Fundament für die Erneuerung von Mensch und Gesellschaft abgeben können. Dazu gehört die Vergegenwärtigung der humanistischen europäischen und nationalen Traditionen, um aus ihnen zu lernen, wie vernünftiges und geglücktes Leben aussehen kann, aber auch das Verstehen der Wirklichkeiten von Konflikten und Tragödien. Denn nur eine realistische Geschichtssicht läßt erkennen, welche Schwierigkeiten auf dem eigenen Weg zu humanerer und gerechterer Welt bestehen können. Ein unaufgeklärter jugendlicher Idealismus hilft hier nicht weiter. Eine Erziehung mit anderen und neuen Perspektiven, die aber gleichzeitig um die Ambivalenz allen Lebens in der Geschichte und in der Gegenwart weiß, bedeutet für die Engagierten Anstrengung und Leistungsbereitschaft. Die neue Welt kommt nicht von selbst, sie muß politisch und moralisch erarbeitet werden. Keine der bestehenden und sich missionarisch-dogmatisch anbietenden Weltanschauungen und politischen Lager hat die alleinigen Wahrheiten und politischen Richtigkeiten bei sich versammelt. Auch nicht das Christentum, das sich in seiner Geschichte häufig von seinen Ursprüngen entfernt und pervertiert hat, kann selbstverständlich und unkritisch als Hilfe für existentielle und politische Gegenwartsfragen angeboten werden. Auch hier gilt es, eine neue christliche Praxis einzuüben, die sich nicht so sehr an kirchlicher Dogmatik orientiert, sondern an der Person und dem Geist Jesu Christi, wie sie in den Texten des Neuen Testaments zur Sprache gekommen sind. Die religiöse Frage wird in erster Linie zur Jesus- und Christusfrage.

Auch Störmer macht die Erfahrung, daß die junge Generation hier sehr hellhörig und aufgeschlossen ist für ein neues Christusverständnis und für ein anderes Kirchenverständnis, das mehr den Gemeinschaftsaspekt betont als dogmatische Wahrheitsfragen. Es ist zu beobachten, daß Störmer sehr behutsam religiöse Grundfragen und kirchliche Sitten in das Programm einbaut. Aber er ist zum Dialog mit distanzierten, mit kritischen und ablehnenden Geistern immer bereit. Ein mehr seelsorgerlicher Stil im Umgang mit unkirchlichen Zeitgenossen zeichnet ihn aus. Er hat nicht die Attitüden eines Bekehrungspredigers. Sein „Klientel“ sind die kritischen, aber dialogbereiten Menschen, die am Rande der Kirche oder ganz ohne sie leben oder gegen sie militant polemisieren. Ohne sich als Pfarrer und Theologe zu verleugnen, begegnet er ihnen allen mit einer offenen und toleranten persönlichen Religiosität.

Schon im Herbst 1924 zeigte sich, daß Heinrich Knepper mit seinem kleinen Jungwanderbund das Haus und die Arbeit auf der Wislade nicht mehr finanzieren kann. Eine Lösung auf breiterem Fundament

mußte gefunden werden. Da traf es sich gut, daß Störmer am 19. November 1924 an einem Treffen von Volkshochschulfreunden in Wetter bei Pfarrer Johannes Zauleck teilnahm und den versammelten Freunden, die sich um Zaulecks Zeitschrift „Mutiges Christentum“ scharten, über die Situation auf der Wislade berichten konnte. Vor allem in Zauleck selbst fand er einen Mann, der auf Grund seiner eigenen Volkshochschularbeit auf Ortsebene von der Notwendigkeit einer Heimvolkshochschule für das Industriegebiet und das Sauerland überzeugt war. Er veröffentlichte in der nächsten Nummer seiner Zeitschrift einen Brief, den Störmer nach der Versammlung in Wetter an ihn geschrieben hatte.¹⁶ Dieser Brief gibt einen lebendigen Eindruck in die damalige Gedankenwelt von Störmer. Zunächst zeichnet er sein Verständnis von christlicher Gemeinde in Abgrenzung zur „Pharisäerkirche“. Zur Gemeinde gehören ihm alle als Brüder und Schwestern, mögen sie glauben oder nicht. Christus ist ihm für alle gestorben, nicht nur für auserwählt Fromme. Seine Argumentation:

„... unser Volk ist heute kein Volk. Auf allen Gebieten herrscht Selbstsucht und Hochmut. In den politischen, wirtschaftlichen, kulturellen, weltanschaulichen Parteien beißen und fressen die Menschen einander. (Wehe, wenn sich auch die Kirche in diese Kämpfe mischt!) Da ist nirgends Friede. Aber e i n e n Platz soll es geben, der von diesem Nirgends eine Ausnahme macht, und das soll der Gemeindegottesdienst sein. Dabin wollen wir aus all den Parteien zusammenkommen und sagen: hier allein ist heiliger Ort; denn hier wird nicht Zank und Parteistreit, sondern Gottes Wort und Liebe verkündigt. Hier wollen wir uns alle, Rechts- und Linksparteiler, Bürger und Proletarier, und wir Menschen der verschiedensten Weltanschauungen zusammensetzen und als Glieder der Gemeinde bekennen, daß wir a l l e einer am andern gesündigt haben.“

Die Gemeinde als Ort des Zusammenlebens der verschiedenen Menschen, Schichten, Berufe und politischen Optionen – diese Forderung spiegelt wider die Erfahrung, daß die weltlichen Kämpfe ihre Fortsetzung in den durchschnittlichen Gemeinden finden, daß auch sie nicht dem allgemeinen öffentlichen Frieden dienen. Sie zum Ort gesellschaftlicher Integration zu machen, setzt den Verzicht voraus, die Bedingungen an ihrer Teilhabe kirchenregimentlich zu bestimmen. Jeder gehört zu ihr, der zu ihr gehören will und sich einbringt. So wie er ist, ist Christus für ihn gestorben. Das einzige Stilmittel, miteinander umzugehen, ist das Gespräch miteinander, das Kennenlernen durch Begegnungen mit dem Anderen.

¹⁶ S. Mutiges Christentum Nr. 1 und 2, 1925.

Und ein weiteres betont Störmer: der religiöse Individualismus, der allein auf das persönliche Heil schaut, hat die Gemeinden schuldhaft zerstört. Dagegen muß gelten:

„Wo die Gemeinde zusammenkommt, muß die Versöhnung herrschen. Die ganze Kirche muß angefüllt sein mit dem Geist der vergebenden Liebe, mit Christusgeist, mit ‚barmherzigen Samariter‘ Geist. Weg mit allen dogmatischen Abhandlungen und Theologien, weg mit allen apologetischen Disputationen von unseren Predigtstühlen! Die kranke, zerstörte Gemeinde braucht nur eins: Liebe!“

Hier spricht ein Pfarrer gegen die Gemeinde, die alles, was anders ist als sie selbst, wegbeißt und zum Antichristentum erklärt. Dogmatische Predigten, die auf andere ausschließend wirken, zeugen von Lieblosigkeit. Entscheidend für die Predigt und für das alltägliche kirchliche Handeln ist allein die Liebe, wie sie sich in der Person und und in den Worten Jesu Christi offenbart hat. Die Gesundung des Volkes geht über die Bildung einer freien Volkskirche, in der alle Geister in gegenseitiger Toleranz und im dauernden Gespräch miteinander leben. Störmer schließt seinen Brief mit diesen Worten:

„Und nun zum praktischen Schluß: es müssen Männer und Frauen gefunden werden, die sich tief in den Volks- und Gemeindegedanken einführen lassen. Wir brauchen Führer! Das kann am besten durch eine Volkshochschule geschehen, in der junge begeisterungsfähige Menschen mit ihren Lehrern, volklichen (nicht: völkischen), gemeindlichen Persönlichkeiten, zusammen erfahren und erleben, wie heilig und herrlich Familie, Ehe, Gemeinde, Kirche und Volk sind, wenn man lernt, das Leben der Welt mit den Augen der Liebe zu betrachten. Darum ist auch die rechte Volkshochschule eine rechte Gemeinde- und Familien-Hochschule. Mit Liebe sich in die Geschichte (Kirchen-, Welt-, Kultur-, Kunstgeschichte usw.) und Denkweise (religiöses und profanes Schrifttum) seines Volkes und seiner Heimat versenken, welch eine dankbare Aufgabe ...

Unser Industriebezirk und unser Sauerland dürfen die Volkshochschularbeit in einem Heim nicht länger entbehren. Die Jugend unseres Volkes stirbt volklos und gemeindelos dahin, wird im Lebenskampf aufgerieben und erfährt nicht, was Liebe ist. Das kann so nicht weitergehen! Wir müssen Hand ans Werk legen!“

Störmer bittet um finanzielle Hilfe für die Wislade, die „mein Freund Heinrich Knepper“ nicht mehr halten kann. Und er kündigt die Gründung eines „Vereins westfälischer Volkshochschulfreunde“ an. Diese Gründung findet am 31. März 1925 in Hagen statt. Am 4. April liegt ein Satzungsentwurf vor, der am 23. Juni seine endgültige Fassung bekommt.

§ 1 heißt:

„Der Bund heißt „Heimvolkshochschulbund für Industriebezirk und Sauerland (Wislander Bund). Er erstrebt die Verwirklichung einer Heimvolkshochschule und hat seinen Sitz in Lüdenscheid. Er soll in das Vereinsregister eingetragen werden.

§ 2 heißt:

„Der Bund will frei und unabhängig dem Volkshochschulgedanken dienen. Er bekennt sich zu dem Grundsatz, daß die Ehrfurcht (vor allen Quellen des Lebens) der Weisheit Anfang ist. Sein Bildungsziel ist der Mensch, der sich seines organischen Zusammenhanges mit Familie, Volk und Menschheit und der daraus ihm erwachsenen Verantwortung bewußt ist.“¹⁷

Es fällt auf, daß die Bezeichnung christlich für den Bund nicht auftaucht. Störmer erklärt dies in einem weiteren Brief an einen nicht genannten Freund mit dem Hinweis auf Lüdenscheider Freunde, die Bedenken gegen eine solche Vereinnahmung der Wislade haben könnten. Für sich selbst bekennt er: „Die Liebe Christi ist uns alles; sie macht uns frei, weitherzig, duldsam und vertrauend.“¹⁸

Ein Artikel im „Mutigen Christentum“ dürfte die Intention Störmers richtig treffen, wenn es heißt: „Störmers Brief zeigt Ziel und Weg: Jugend, Volkshochschule und Volkskirche gehören zusammen.“¹⁹

Am 9. Mai 1925 findet die erste öffentliche Versammlung des Wislander Bundes in Hagen statt. Die Arbeit auf der neuen Grundlage eines Bundes mit vereinsrechtlicher Struktur kann beginnen. Dieser Neuanfang bedeutet auch eine inhaltliche Gewichtsverlagerung von allgemeiner freier Bildungsarbeit hin zu mehr christlich geprägter freier Bildungsarbeit. Das Hinzukommen von Frauen und Männern aus dem Umfeld des „Mutigen Christentums“ hebt die Weite des ursprünglichen Ansatzes nicht auf, stärkt aber das Element religiöser Bildungsarbeit.

Der erste Volkshochschulkursus des Jahres 1925 zeigt das ganz deutlich. Pfarrer Wilhelm Mensching aus Petzen bei Bückeburg, der für die Bethel-Mission in Ruanda gearbeitet hatte, leitet einen Kursus, der sich mit der Person Jesu Christi und mit der christlichen Äußerer Mission befaßt. Mensching verstand sich als politischer Christ, der im „Mutigen Christentum“ Anfang 1925 unter dem Titel „Eines Jesusfreundes politischer Weg“ zu einer überparteilichen Offensive im

¹⁷ S. Jahresbericht 1925, S. 17.

¹⁸ S. „Volkshochschule und Volkskirche“, in: Mutiges Christentum 1925.

¹⁹ S. Beneke, „Jugendbewegung, Volkshochschule, Volkskirche und ... die Wislade“, in: Mutiges Christentum Nr. 3/1925.

Geist Jesu, des Geistes der „Gütigkeit, Gerechtigkeit und Wahrheit, Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Treue, Sanftmut und Keuschheit“ in allen Lebensbeziehungen aufgerufen hatte.²⁰

In Bethel hatte sich unter Samuel Jaeger eine „Christlich-soziale Gesinnungsgemeinschaft“ gebildet, die für die am 29. November 1925 stattfindenden Kreis- und Provinziallandtagswahlen eigene Kandidaten aufgestellt hatte. Ein Ludwig Rese hat für sie im „Mutigen Christentum“ geworben. Er sagt:

„... stellen wir nicht Leute auf, die die Interessen einzelner Klassen oder Stände vertreten und denen verantwortlich sind, sondern Männer, die ihrem Gewissen, ihrem an Gott gebundenen Gewissen verantwortlich sind und die wissen, daß es heißt: Einer trage des Andern Last!“²¹

Wie man sich die überparteiliche Arbeitsweise mit dem Ziel des Dienstes am Volk denkt, illustriert Störmer in seinem „Jahresbericht 1925“ am Beispiel der Septemberfreizeit 1925 mit 23 jungen Erwachsenen aus verschiedenen Berufen, mit verschiedener Bildung und mit verschiedensten politischen Denkweisen. Man erlebt eine neue Gemeinschaft, weil man sich wechselseitig vom Du des Anderen her begreift.

Der „Du-Mensch“ überwindet den Menschen des „rücksichtslosen Eigennutzes, der Herrschsucht und der Ehrfurchtslosigkeit, des gewissenlosen Ich-Menschen“. Die Hinwendung des Ich zum Du des Anderen wird zur Grundlage einer neuen Gemeinschaft, von der kleinen Gruppe angefangen bis zur großen Volksgemeinschaft.²²

Es ist ein bestimmtes anthropologisch-pädagogisches Konzept, das die Wislader Lehrer und ihre jungen Partner bestimmt. Letztlich geht es um die Fundamente einer Gegenwelt gegen die moderne Gesellschaft, die den Individualismus zelebriert und die Selbstdurchsetzungskräfte favorisiert. Ein starkes kulturkritisches Denken durchzieht deshalb alle Referate und Diskussionen. Ein antiurbanistischer Unterton mit entsprechender Hochschätzung der ländlichen Lebensformen ist nicht zu überhören. Aber man entwirft keine utopische Gegenwelt, die sich von aller Vergangenheit und Gegenwart befreit, sondern bleibt in der Disziplin eines widerständigen und konkreten Handelns, um auf

²⁰ S. Mutiges Christentum Nr. 3/1925; Bericht von Störmer über diese Tagung; ebd. Nr.8/1925; Wilhelm Mensching war vor dem Kriege Bethel-Missionar in Ruanda. Im „Aufwärts“ vom 20.7.1927 hat er einen Artikel geschrieben „Völker ohne Raum“.

²¹ Ebd. Nr. 11/12, 1925.

²² S. Jahresbericht S. 23 f.

dem Wege von Reformen eine bessere Gesinnungs- und Strukturwelt zu schaffen. Man kann die Industrialisierung und Urbanisierung nicht rückgängig machen, aber man kann sie mit anderem Geist und mit anderer Praxis zu humangerechteren Lebenswelten verändern.

Die Wislade ist ein kleiner Teil der größeren Volkshochschulbewegung, die sich in Kritik zum traditionellen formalisierten Bildungssystem versteht. Es gibt eine Reihe von zeitgenössischen Pädagogen und Soziologen, die an der geistigen Wiege dieses kleinen westfälischen Versuchs stehen. Es ist vor allem Dr. Georg Koch, zunächst Dorfpfarrer in Langd (Oberhessen) und jetzt Professor in Giessen, der in einer Reihe von Broschüren und Aufsätzen an einer Theorie der Volkshochschulen neuerer Richtung arbeitet.²³ Er entwickelt engste Beziehungen zur Wislade. Koch hatte gerade 1925 die Broschüre „Volksbildungsarbeit als Grundlage nationaler Erneuerung“ in der Reihe „Volk und Geist. Schriften zur Volksbildung. Herausgegeben von Dr. R. v. Erdberg und Dr. Werner Picht“ geschrieben, auf die Störmer empfehlend hinweist. Koch hat im Sommer 1925 einen Erholungsurlaub mit seiner Familie auf der Wislade verbracht. Später hat er im „Jahrbuch für Evangelische Volksbildung“ (1928) einen Beitrag „Zu einer evangelischen Begründung der deutschen Volkshochschule“ geschrieben.²⁴

²³ Georg Koch (geb. 1872) hat Theologie und Geschichte studiert, arbeitete in der Hamburger Stadtmission, war zwei Jahre beim Ev. Paedagogium in Godesberg, wurde Bibliothekar in Gießen, war von 1912 bis 1921 Pfarrer in Langd bei Hungen in der Ev. Kirche in Hessen und Nassau, wurde wieder in Gießen Bibliothekar (bis 1934), wurde wegen seiner Verdienste im universitären und außeruniversitären Bereich 1924 zum Professor ernannt. Politisch war er ein Naumann-Anhänger, später in der Neuwerkbewegung und im Umfeld des Religiösen Sozialismus. Wichtige Aufsätze und Schriften von Koch: Volkshochschulen, in: Monatsschrift für Pastoraltheologie, Jg. XIV, H.2 u. 3, 1917; Die künftige deutsche Volkshochschule, Berlin 1918; Kirche und Volkshochschule, Magdeburg 1919; Wir Dorfpfarrer und Grundvigs Volkshochschule, in: Die Dorfkirche, hg. von Hans von Lüpke X. Jg. H. 1 u 2, Berlin 1918; Die deutsche Volkshochschule und die Wirklichkeiten des Lebens, Sonderdruck 1918; Die Deutsche Volkshochschulbewegung. Ihre Entstehung und ihr gegenwärtiger Stand, Berlin-Steglitz 1919; Pestalozzi und das Volk. Gedanken zur Bildungsfrage, Schlüchtern o. J.; Bauer, Bürger, Arbeiter, Schlüchtern o. J.; Volkshochschule und Bildung zum Volke, Sonderdruck 1927; Der Volkshochschulgedanke. Ausgewählte Aufsätze, Kassel 1928; Der Freiherr vom Stein. Von Staat, Volk und Bildung, Kassel 1931; Die bäuerliche Seele. Eine Einführung in die religiöse Volkskunde, Berlin 1935; Hamann-Magus oder das deutsche Schicksal, Köln o. J. Koch hat den Krieg überlebt. 1952 ist sein 80. Geburtstag in Gießen mit größter Öffentlichkeit gefeiert worden.

²⁴ S. Jahrbuch für Evangelische Volksbildung. (Vom Ringen um neue Gemeinschaft), hg. vom Deutschen Evangelischen Volksbildungsausschuß, München 1928. Es enthält neben einer Einleitung von August Hinderer u. a. Beiträge von Friedrich Bartsch, Carl Mennicke, Kurt Ihlenfeld, Karl Bernhard Ritter und Rudolf Mirbt.

Von Anfang an unterhielt Störmer auch Kontakte zum 1920 gegründeten „Deutschen Evangelischen Volksbildungsausschuß“. Der persönliche und literarische Kontakt zu allen Heimvolkshochschulen in Deutschland, gleich welcher politischen und pädagogischen Prägung, war selbstverständlich. Alle einte das eine große Ziel: eine geistige Neuwerdung des Volkes durch eine partizipative und emanzipatorische Erlebnispädagogik.

Wichtig zu sehen ist, daß die Neugründung der Wislade keine Winkelsache in der Abgeschiedenheit Sauerländer Berge gewesen ist, sondern sich selbst als Teil einer umfassenderen geistig-pädagogischen Reformbewegung verstanden hat. Ein Netz von Kontakten zu sehr verschiedenen Zeitgenossen und Gruppen, zu Bündeln der Jugendbewegung und der evangelischen Jugend legte sich mit den Jahren um die Wislade und gab ihr einen ideellen wie auch finanziellen Rückhalt. Offenheit für andere, nichtkirchliche oder nichtchristliche Gruppen zeigt sich auch an der Tatsache, daß man die Wislade als Tagungs- und Erholungsheim zur Verfügung stellte. Störmer kommentierte in seinem Jahresbericht einen Lehrgang der Arbeiterjugend des Bezirks westliches Westfalen wie folgt:

„Ein herzliches Willkommen gerade diesen Kreisen! Wir empfinden immer mit großem Schmerz, wie tief die Klüfte und wie hoch die Hecken sind, die mitten durch unser Volk hindurchgehen. Wer ertappt sich nicht immer wieder bei Gefühlen, die nicht aus der Wahrheit, sondern aus Vorurteilen und anerzogenen Begriffen stammen. Aber es ist mir gewiß: an der Heilung und Überbrückung dieser Spaltungen und Zerrissenheit kann nur ein tief innerlicher neuer Geist arbeiten, der Geist der Bruderliebe.“²⁵

So haben wenige Christen und Kirchenleute gesprochen. In der Regel galt der Konfrontationskurs, verbunden mit Volksmissionsstrategien. Die Rechristianisierung des Volkes und der Gesellschaft war das strategische Ziel, d. h. die Überwindung der neuzeitlichen Ideen und des Säkularismus. Die Einheit des Volkes sollte durch die Vereinheitlichung der geistig-religiösen Grundlagen erreicht werden. Störmer und seine Freunde suchten den Dialog mit allen, die an ihrer zerrissenen Zeit leiden und ihre Gesundung über einen dialogbereiten Pluralismus erwarten. Das Gemeinsame über alle alten und neuen Gräben größer zu machen, ohne das Trennende zu verleugnen, war ihnen der humanere Weg. Eine eigene unverwechselbare Prägung in das Forum existierender Weltanschauungen und politischer Positionen einzubringen,

²⁵ S. Jahresbericht S. 25.

um andere zu provozieren und sich selbst provozieren zu lassen, war die Intention der Diskurse. Die anderen zu verstehen und ihre Wahrheitselemente zu erkennen und ins eigene Bewußtsein zu heben, war ihnen wichtiger, als mit einem dogmatischen Anspruch auf die alleinige Wahrheit über andere zu siegen. In den Begegnungen und Gesprächen den Geist zu identifizieren, der die Partner trieb, war ihnen wichtiger als einzelne historische oder soziologische Einschätzungen zu vermitteln. Letztlich galt es auszuloten, ob der Geist der Bruderliebe in allem und hinter allem Politischen und ihrer Begründung stand. Denn das war ihre Überzeugung: nur ein neuer Geist der Bruderliebe läßt die alte Welt mit ihren Krankheiten gesunden.

Störmer selbst hat immer wieder Texte der Bergpredigt zur Sprache gebracht. Sie waren ihm das dynamische Element eines christlichen Glaubens, der sich der Welt und ihren Problemen zuwendet. Daß die Welt anders sein kann, wenn der Geist des Bergpredigers als Geist der Liebe alle politischen und gesellschaftlichen Wirklichkeiten durchdringt und leitet, ist seine feste Überzeugung. Nicht ideologisches Denken und nicht politische Reißbrettentwürfe verändern die Welt zuverlässig, sondern die Gesinnung der Liebe zum konkreten Menschen bringt alle und alles in einen Prozeß der Veränderung. Und diese Liebe ist nicht konfessionell und nicht weltanschaulich gebunden, sondern sie ist überall als Möglichkeit anwesend. Sie muß nur als gemeinsames menschheitliches Gut auch gemeinsam entdeckt und ausgesprochen werden. Alle Menschen sind von ihren verschiedenen Voraussetzungen her zu ihr fähig, wenn sie sich auf die Suche nach ihr einlassen.

Diese Überzeugungen, die das Hoffnungspotential für die Zukunft abgeben, tragen die praktische Bildungsarbeit auf der Wislade. Ein Vertrauen auf die schließliche Durchsetzungskraft eines neuen Geistes, von einzelnen und in Gemeinschaft getragen, durchzieht alle Texte dieser ersten Jahre.

Über die Arbeit in den folgenden Jahren sind wir bestens informiert, weil es seit Oktober 1926 einen „Brief aus der Wislade“ gibt.²⁶ Hinzu kommen Berichte in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften.

Im Juni 1926 gibt es wieder eine Freizeit mit Pastor Mensching. Im Juli leitet Prof. Dr. Georg Koch eine Freizeit, die sich mit pädagogischen Grundfragen im Anschluß an eine gemeinsame Lektüre von

²⁶ Es gibt von Oktober 1926 an bis Juni 1933 35 gedruckte Briefe aus der Wislade. Sie lassen eine gute Rekonstruktion der Arbeit und ihrer Probleme zu. Hinzu kommen Berichte aus den Lüdenscheider Zeitungen (Generalanzeiger, Volksstimme), aus dem „Mutigen Christentum“, aus der „Unruhe“ und aus anderen westfälischen Kirchenzeitungen.

Pestalozzi befaßt. Letzterer ist neben Grundtvig ein Klassiker für die Volksbildung. Koch selbst hatte schon Anfang der zwanziger Jahre die Broschüre „Pestalozzi und das Volk. Gedanken zur Bildungsfrage“ im Neuwerk-Verlag herausgegeben. Diese ist ein kleines Kompendium für die menschen- und praxisnahe Pädagogik dieses Pädagogen, der in den zwanziger Jahren seine Renaissance hat. Pestalozzi ruft zurück zu den Elementargesetzen der Einfachheit und Einfalt, der Menschlichkeit und Menschenliebe, des Wirklichkeitssinnes und der Demut. Die Anthropologie und Ethik dieses Mannes werden für die Volksbildung neu entdeckt.

Ein Konflikt mit den Jungsozialisten von Lüdenscheid

Ohne Spuren in den Wislader Briefen bleiben Konflikte, die durchaus in der Logik der Entwicklung der Wislade gelegen haben. Sie lassen sich aber rekonstruieren aus der „Volksstimme“, der Tageszeitung der Lüdenscheider SPD. Es beginnt im Dezember 1925: die Ortsgruppe der Jungsozialisten hatte beim Presbyterium den Antrag gestellt, ihr für eine Silvesterfeier die Erlöserkirche zur Verfügung zu stellen. Mit dem Hinweis darauf, daß die Jungsozialisten sich nicht am gottesdienstlichen Leben beteiligten, wurde das abgelehnt. Daraufhin schrieben die Jungsozialisten einen offenen Brief, der in der „Volksstimme“ abgedruckt wurde. Sein Wortlaut:

„Mit weiten Kreisen des deutschen Volkes, insbesondere der arbeitenden Schichten, sind wir der Ansicht, daß Lehre und Leben innerhalb der evangelischen Kirche nicht miteinander in Einklang stehen. Wir sind die Kompromißlerei leid. Der Geist, den Christus predigt, ist, den Menschen das Heil auf dieser Erde zu bringen. Wo ist die klare Stimme der Kirche, die gegen die Ungerechtigkeit unserer Tage ihre Stimme je erhob? Wir wissen es, die Betheler Botschaft vom vergangenen Jahr und das diesjährige Konzil in Stockholm sind lichte Bilder, aber sie sind vereinzelt. Einige wenige Pfarrer haben mit viel Mut ihre Stimme erhoben, Und mancher Pfarrer, der ins sozialistische Lager hineinkam, hat unter der Unduldsamkeit seiner Amtsbrüder schwer zu leiden gehabt. Wir sehen hier auf dieser Welt so viel Leid und Elend und wissen dem nur als Sozialisten beizukommen. Wir halten es für unsere Pflicht, von dem Wahn zu heilen, daß die Not unserer Tage etwas gottgegebenes sei. Nein, wir Menschen sind die großen Schuldigen. Gegen Hunger, Ungerechtigkeit und Krieg gehen wir als Menschen an. Kein Gott kann uns retten, wenn wir uns nicht selbst helfen. Wir können niemals an ein religiöses Erleben glauben, solange der Mensch im verzweiferten Elend lebt. Wir glauben nicht, daß das Elend unserer Zeit durch Wohltätigkeit allein gemildert werden kann. Dazu

bedarf es der Umkehr aller Dinge. Wir sind allerdings auch der Ansicht, daß durch Lohnaufbesserungen allein das Werk nicht getan wird. Wir wollen den ganzen Menschen erfassen, der erkennen soll, daß er für den anderen zu leben hat. Selbst wenn wir einmal solche Worte von der Kanzel hörten, so fehlt uns heute immer noch der Glaube, daß den Worten die Tat folgen werde. Jeder Gottesdienst spricht die Worte ‚unser tägliches Brot gib uns heute‘. Ist die Kirche tatsächlich der Ansicht, daß Jesus hierbei nicht an die leiblichen Nöte seiner Mitmenschen gedacht habe? Sein ganzes Leben war nur darauf bedacht zu heilen. Er heilte nicht nur die geistige Not, sondern auch die leibliche, soweit er als armer Proletarier dazu in der Lage war. Den Reichen und den Pharisäern schleuderte er zornige Worte entgegen. ‚Und vergib uns unsere Schulden, wie wir vergeben unseren Schuldern‘. Wo ist die Kirche, die den Frieden predigt? Wir hören einzelne Stimmen, aber sie sind dünn gesät. Zwischen Lehre und Tat klappt in der evangelischen Kirche eine große Lücke. Das können wir nicht mitmachen. Aber wir wissen um die guten Ansätze, darum sind wir bereit mitzuhelfen.

Man verlange von uns kein weiteres Bekenntnis. Das heute noch in der Kirche gesprochene Apostolicum entspricht nicht mehr der Erkenntnis unserer Tage. Wir sind ja nicht die ersten, die solches sagen. Das haben prominente evangelische Leute bereits gesagt. Wir lieben die Wahrheit. Die Wahrheit verbietet es uns nachzubeuten, was man uns vorspricht. Zur Gemeinschaft mit der Kirche können wir nur dann kommen, wenn wir uns in der brüderlichen Liebe miteinander und zueinander finden. Gottesdienstliches Gemeindeleben bedeutet uns die Tat, die in jedem Menschen den Bruder sieht, dem zu helfen christliches, d. h. sozialistisches Gebot ist. Das ist unser Bekenntnis. Aus dieser Erkenntnis ziehen wir für unser Leben Nutzanwendung in Politik und Wirtschaft²⁷

Dieser Brief, geschrieben von jungen Menschen, die nicht in radikaler Ablehnung zur Kirche stehen, sondern in ihr Bescheid wissen, ist ein Dokument, das die Bewußtseinslage vieler von der offiziellen Kirche enttäuschter Menschen wiedergibt. Er ist nicht getragen vom Geist einer militanten freidenkerischen Kirchenfeindschaft oder eines ideologischen Atheismus. Man formuliert seine Erfahrungen mit einer Kirche, die von ihrer eigenen Verkündigung her in der Praxis des politischen Lebens unglaublich ist. Weder in der sozialen Frage noch in der Friedensfrage bezieht sie eindeutige Positionen. Und in ihrem Christusverständnis überzieht sie den realen historischen Jesus, der sich in gleicher Weise für das Heil und das Wohl der Menschen gesorgt hat, mit dogmatischen Konstruktionen. Die Gemeinschaft der Kirche bedeutet für diese junge Generation brüderliche Liebe zueinander und miteinander. Was im Apostolicum zum Ausdruck kommt,

²⁷ S. Volksstimme vom 7.12.1925.

ist nicht mehr ihre Welt. Entscheidend ist ein Tatchristentum, das sich umlegt in die Gestaltung von Politik und Wirtschaft. Zwischen dem christlichen Liebesgebot und der sozialistischen Gestaltung der Wirklichkeit sieht man keine Gegensätze, sondern Christen und Sozialisten werden vom gleichen Geist der Bruderliebe getrieben.

Die Jungsozialisten verraten mit ihrem Schreiben eine gute Kenntnis der Diskussionen um Kirche und Sozialismus, um Religion und Sozialismus, um das Verhältnis des Menschen Jesus zum dogmatisierten Christus der Kirchenlehre. Mit ihrer Positionsbestimmung bieten sie ein weitergehendes Gespräch mit der Kirche vor Ort an.

Aber diese antwortet nicht. Störmer macht es stellvertretend für sie, ebenfalls in einer Zuschrift an die „Volksstimme“.

Von seiner eigenen Position her kann er den Vorwürfen der Jungsozialisten an dem Verhalten der Amtskirche in der sozialen Frage und in der Frage von Krieg und Frieden nur zustimmen. Aber ob „der Sozialismus“ die Lösung aller Fragen und Probleme sei, ist ihm ein Problem. Er fragt:

„Muß man denn unbedingt Sozialist sein, um dem Elend und dem Leid dieser Welt beizukommen? ‚Sozialist‘ ist ein Fremdwort und sehr vieldeutig. Aus euren Darlegungen schließe ich, daß ihr damit weder die bloße Zugehörigkeit zu einer bestimmten politischen Partei noch das Bekenntnis zur wirtschaftlichen Entwicklungslehre von Karl Marx meint, sondern vor allen Dingen den Geist der Bruderliebe und Brudertat, also den Geist, aus dem Jesus heraus heilte, versöhnte, Frieden schenkte. Diesem Geist gilt die ganze Sehnsucht meiner Seele und trotzdem sage ich nicht: „Wir können dem Elend nur als Sozialisten beikommen“; ich sage aber auch nicht: „Wir können dem Elend nur als Christen beikommen“, sondern je älter ich werde, um so mehr werde ich von der Einbildung frei, mit meinen Kräften dem Elend beikommen zu können; sie lassen mich leider täglich im Stich und ich fühle mich täglich blamiert. Aber, was ihr schreibt, ist doch die große Wahrheit, und die möchte ich nicht wegschreiben. Als „Sozialisten“ der Not beikommen, als „Christen“ dem Elend steuern! Soll das nicht heißen, „aus dem Geiste Jesu“ handeln, sich von dem Geist der Bruderliebe regieren lassen? ... Aus diesem Geist heraus sehen wir die Not unserer Tage wahrlich nicht „als etwas Gottgegebenes“ an, sondern stellen uns mit euch Jungsozialisten in eine Reihe und bekennen mit euch: „Wir Menschen sind die großen Schuldigen!“ und stimmen der Forderung zu, die in euren Worten liegt: „Kein Gott kann uns retten, wenn wir uns nicht selbst helfen.“ Damit soll ja der Glaube an Gott nicht geleugnet werden. Im Gegenteil, der handelnde Gott soll gerade bekannt werden. Denn so ist es um Gottes Willen: Handeln, Handeln ist die Bestimmung des Menschen, und alles „religiöse Erleben“ ist Schwindel, wenn die christliche Tat fehlt. Und diese christliche Tat ist allerdings

*etwas ganz anderes als Wohltätigkeit, sie ist ein Ordnen der irdischen Dinge aus Christi Geist heraus, eine „Umkehr aller Dinge“.*²⁸

Die Übereinstimmung zwischen den Jungsozialisten und dem Pfarrer ist sehr groß. Störmer sieht deutlich, daß für seine Gesprächspartner die Jesusfrage und die Kirchenfrage noch offen sind. Es gibt Gesprächsbedarf und Gesprächsmöglichkeiten. In behutsamer, mehr seelsorgerlicher Sprache stellt er einige Rückfragen. Was eigentlich Sozialismus sei, ist seine Kernfrage. Wenn dieser als Handeln aus dem Geist der Bruderliebe verstanden wird, ist auf der Handlungsebene eine Gemeinsamkeit mit Christen schnell zu finden. Denn der Geist Jesu zielt nicht nur auf die Heilung von Individuen, sondern zugleich auf die Heilung von Verhältnissen und Strukturen, in denen Menschen leben. An dieser Stelle ist das ganzheitlich angelegte Projekt des Sozialismus in großer Nähe zum christlichen Personen- und Weltverständnis. Gemeinsam dem realen vorfindlichen Elend zu begegnen und es durch den Aufbau einer anderen Ordnung zu überwinden, ist gemeinsame Aufgabe. Ob man diesen Prozeß oder das Ziel dieses Prozesses Sozialismus nennen muß, bleibt Störmer eine offene Frage. Er dürfte im Hintergrund eine politisch-dogmatische Verhärtung befürchten, die auf einen Absolutheitsanspruch in Theorie und Praxis hinausläuft und eine partielle Kombattantenschaft mit anderen Kräften erschwert.

Auch stellt er sehr behutsam die Frage an die jungen Aktivisten, ob denn bei ihnen selbst die „Umkehr aller Dinge“ geschehen sei. Er lädt sie ein zum Gemeindegottesdienst, um gemeinsam zu beten: Unser täglich Brot gib uns heute und vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unseren Schuldigern. Er fährt dann fort:

*„Denn wir denken dabei an unsere und unseres Mitmenschen leibliche und seelische Nöte. Und wenn auch ‚zwischen Lehre und Tat in der evangelischen Kirche eine große Lücke klafft‘. Die klafft ganz gewiß, und wenn ihr das ‚nicht mitmachen könnt‘, so bitten wir doch mit Geduld zu bedenken, daß auch wir zu den Menschen gehören, die nach unserer gemeinsamen Überzeugung ‚die großen Schuldigen‘ sind.“*²⁹

Ohne die jungsozialistischen Urteile in Frage zu stellen, versucht der Pfarrer, das Rigorose und Apodiktische in ihnen zu mäßigen, indem er auf die Schuldverhaftung aller Menschen hinweist. Er will seine Gesprächspartner zum durchschnittlichen Realismus zurückrufen. Der

²⁸ S. ebd. vom 10.12.1925.

²⁹ S. ebd. vom 10.12.1925.

Riß zwischen Lehre und Leben ist ein allgemeines und bleibendes Phänomen bei allen. Ihn zu verkleinern, ist immer möglich. Aber ihn aufzuheben, d. h. Theorie und Praxis in Identität zu bringen, dürfte kaum gelingen. Der Theologe und Seelsorger Störmer muß gerade bei allem Verständnis für die Anklagen auf die Grenzen des eigenen Vermögens hinweisen.

Ähnlich verständnisvoll und behutsam geht er mit der Ablehnung des Apostolikums durch die Briefschreiber um. Er bezweifelt nicht die Schwierigkeiten im Verstehen dieses alten ökumenischen Glaubensbekenntnisses, aber bittet, den Kern der Aussage hinter den sprachlichen Hüllen nicht zu übersehen. Eine bessere Fassung des Glaubensbekenntnisses wie „Ich glaube an Jesum Christum, Gottes eingeborenen Sohn, unsern Herrn“ kann es für ihn bis heute nicht geben. Zum Schluß warnt er vor Ungeduld mit der Kirche, die in der Tat (noch) keine brüderliche Gemeinschaft sei. Er sagt:

„Es ist der Vorwurf, den alle Gemeinschaften erheben, die nicht mit so viel Unkraut zusammen in einer Kirche sein wollen, es sei denn erst das Unkraut ausgerissen und verbrannt. Zeigt sich darin nicht Ungeduld und richtender Sinn? Und ihr wundert euch doch, daß das Presbyterium keine Geduld mit euch hatte? Richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet, hat Jesus gesagt, und mir scheint dieses Wort für die Beurteilung unseres Falles etwas zu bedeuten.“³⁰

Wieder ist es ein seelsorgerlicher Rat, nicht zu radikal in seinen Urteilen zu sein. Es droht der Geist des Richtens, den man selbst gerade bekämpfen will. Was beiden Seiten not tut, ist Geduld miteinander zu haben. Störmer sieht sich als Vermittler und Brückenbauer zwischen der empirischen Kirche und einer ersehnten Kirche. Die Schwächen der ersteren kennt er ganz genau. Als Mann der Kirche leidet er unter ihren Äußerungsformen in der Vergangenheit und in der eigenen Gegenwart. Mit seiner Position ist er in der eigenen Kirche ein Außenseiter, immer mit ihr in inhaltlichen Konflikten. Aber er zieht nicht die Konsequenz, die empirische Kirche für total verfehlt zu halten und sie mit radikalen Mitteln total anders zu machen. Für ihn beginnt die andere, die neue Kirche nicht mit der Vernichtung der alten. Ein ernster Reformprozeß hat unter den Kriterien eines neutestamentlichen Jesusverständnisses und eines frühchristlichen Kirchenverständnisses einzusetzen, um die Kirche wieder als lebendige Bekenntnis- und Bruder-schaftsgemeinde zu erfahren. In dieser Kirche erst wieder mitzuma-

³⁰ S. ebd. vom 10.12.1925.

chen, wenn sie die ersehnte und erhoffte ist, bedeutet, sich der gegenwärtigen Verantwortung für sie zu entziehen.

Ohne Zweifel hat es Störmer sich nicht leicht gemacht, kirchenkritischen jungen Menschen argumentativ als Pfarrer zu begegnen. Dabei ist nicht die Spur einer Anbiederung zu entdecken. Die Probleme sind zu ernst, um mit Schlagwörtern und Verdikten um sich zu werfen. Unter keinen Umständen will er das Gespräch abbrechen. Seine Einwände provozieren in der Tat eine neue Replik der Jungsozialisten.

Sie bedanken sich zunächst für die offenen Worte des Gemeindepfarrers, gehen dann auf einige Argumente von Störmer ein. Sie entwickeln ein bestimmtes Sozialismusverständnis, das auf große kontroverse Diskussionen unter ihnen selbst hinweisen dürfte. Sie treffen eine Reihe von inhaltlichen Punkten, die damals auf verschiedenen Ebenen zwischen Christen und Sozialisten diskutiert wurden. Die Arbeiten von Paul Tillich, Karl Mennicke und Eduard Heimann werden ihnen bekannt gewesen sein. Es begegnet uns auf Ortsebene ein ausgeprägtes Problembewußtsein junger Sozialisten, die mit dem Religionsproblem noch lange nicht fertig sind. Sie sagen:

„Jawohl, Herr Pastor Störmer, nur nach Verwirklichung des Sozialismus wird das Elend, das in einer falschen Wirtschaft begraben liegt, verschwinden. Sozialismus ist als Fremdwort ganz eindeutig zu verstehen. Sozialismus ist das Ergebnis einer Erkenntnis, welche nur der gewinnt, der den Dingen einmal auf den Grund geht. Selbstverständlich sind wir nicht nur Anhänger, sondern Mitglieder einer politischen Partei, der SPD, und wir bekennen uns zur Wirtschaftslehre von Karl Marx. Wir betonen aber, daß uns Karl Marx und seine Lehre kein Dogma bedeutet und daß wir einigen wenigen seiner Theorien nicht bedingungslos zustimmen. Karl Marx war eben auch nur Mensch und konnte zu seiner Zeit vieles nicht wissen, was in der nachfolgenden Zeit an wissenschaftlichen Erkenntnissen aufgetaucht ist. Die Wirtschaftslehre von Karl Marx fußt in der Erkenntnis seiner Tage. Diese Wirtschaft wurde von Christen vertreten, war aber weniger als christlich. Der Geist Christi weht mächtig in der von Karl Marx vertretenen Wirtschaftslehre. ... Der Sozialismus ist eine geistige Strömung und umfaßt mehr als organisatorische Erledigung wirtschaftspolitischer Probleme. Er ist ein Erzieher des Einzelnen und der Gesamtheit zu einer neuen Wesenheit. Wir wollen zu einer Übereinstimmung kommen zwischen Interesse und Idee. ... Der Sozialismus verlangt nach ethisch gerichteten Willensvorgängen handelnder Menschen Er ist der beste Übersetzer der christlichen Tatlehre, er ist mehr ... unser Wille ist ein Kulturwille, der über unsere Partei hinaus eine Umstellung des Denkens bewirkt“³¹

³¹ S. ebd. vom 10.12.1925.

Die Jungsozialisten wollen keine dogmatischen Marxisten sein. Die Zeitgebundenheit und die Unabgeschlossenheit der Marxschen Wirtschaftsauffassung erkennen sie deutlich. Aber sie verdanken ihr tiefe Einblicke in die Bewegungsgesetze einer privatkapitalistischen Wirtschaftsordnung. Und vor allem entdecken sie den menschenfreundlichen Geist Jesu in seinen Analysen und Zielen. Ohne es hier auszuführen, mögen sie an die Marxsche Arbeits- und Entfremdungslehre gedacht haben, an das Ziel der Aufhebung von ökonomischer Ausbeutung und politischer Unfreiheit. Daß der Marxschen Ökonomie humanistische und emanzipative Intentionen zugrundelagen, war ihnen bekannt. Und daß es nicht nur um eine andere Wirtschaftsorganisation ging, sondern um eine neue Kulturform, in der Menschlichkeit und Gerechtigkeit bestimmend sein sollten, gehörte zum sozialistischen Grundwissen. Daß Sozialismus seine innere Kraft von ethischen Normen bezog, daß er ohne Liebe zum Menschen als Mitmenschen überhaupt nicht formulierbar war – diese Dimensionen eines weltumschaffenden Prinzips machten ihren Typus von Sozialismus zu einem ethischen Sozialismus, der nationalökonomische Erkenntnisse des Karl Marx einbezog, aber den Sozialismus nicht historisch-materialistisch begründen ließ.

Störmer dürfte es mit einer Gruppe von Jungsozialisten zu tun gehabt haben, die in die Nähe des Hofgeismarer Kreises der Jungsozialisten gehört haben. Die Betonung des philosophisch-ethischen Elementes und die bleibende Bereitschaft zum konstruktiv-kritischen Dialog mit kritischen Christen war in diesen Jahren besonders in diesem Umfeld zu Hause.³²

Der Beginn der Arbeit der Wislade unter Ludwig Rese

Die Arbeit in der Wislade und der Ausbau der Wislade gehen 1926 kontinuierlich weiter. Störmer berichtet in seinen Wislader Briefen regelmäßig über die gewesenen und die kommenden Freizeiten und Kurse. Es ergibt sich das bunte Bild einer Mischung von eigenen Tagungen und Gasttagungen im Hause. Die für die nächsten Jahre wichtigste Nachricht stammt aus dem Brief Nr. 1 vom 28. Oktober 1926: der 23jährige Ludwig Rese aus Bielefeld wird dem Gemeindepfarrer Hans Störmer, der auf zwei Schultern tragen muß (Gemeindearbeit und Heimvolkshochschularbeit), zu Hilfe kommen. Dieser junge Mann

³² Zum Hofgeismarkreis s. u. a. Franz Walter, Jungsozialisten in der Weimarer Republik, Göttingen 1983.

wird bald neben Störmer der wichtigste Mitarbeiter auf der Wislade. Rese selbst hat später zu seinem Lebenslauf dieses mitgeteilt:

11. August 1903 in Bielefeld als Sohn eines Schneidergesellen geboren, Besuch der Mittelschule, dann in der Seminarausbildung zum Volksschullehrer. Aushilfsarbeiten auf dem kirchlichen Gemeindeamt, beim Post- und Finanzamt, dann Sekretär beim Ausschuss für Alkoholverbot. Dann Wanderlehrer für Nüchternheitsunterricht in Schaumburg Lippe.

Es folgt eine Zeit als Volkshochschullehrer auf dem Habertshof bei Schlüchtern und als Hilfskraft im Kontor einer Seifenfabrik in Schlüchtern, dann wieder Wanderlehrer für Nüchternheitsunterricht im Regierungsbezirk Minden. Für Minden-Ravensberg wird er Geschäftsführer der christlich-sozialen Gesinnungsgemeinschaft. Nach kurzer Zeit als Lehrer in Enger wird er Volkshochschullehrer auf der Wislade.

Ludwig Rese ist nach seiner Ausbildung als Volksschullehrer zunächst wie viele andere in seinem Beruf arbeitslos, engagiert sich vor allem in der Antialkoholbewegung, für die er an verschiedenen Stellen tätig ist. Wichtig wird für ihn das Kennenlernen der Heimvolkshochschule der Neuwerkbewegung auf dem Habertshof. Hier lernt er Männer wie Emil Blum, Georg Flemmig, Normann Körber, Hermann Schafft und andere bekannte „Volksbildner“ kennen. Die Zeitschrift „Neuwerk“ und der „Neuwerk-Jahreskalender“ gehören zu seiner ständigen Lektüre, ergänzt durch die „Neue Saat. Vierteljahreshefte für Volksbildung und Heimvolkshochschule“, herausgegeben von Hans von Lüpke. In einer Werbung heißt es: „Sie dient der Erarbeitung einer wahrhaften Volksbildung auf christlicher und deutscher Grundlage“. Auch die Veröffentlichungen des Neuwerk-Verlages prägen ihn in seiner eigenen Theologie und Pädagogik. Man kann ihn also zum weiteren Kreis der Neuwerkbewegung rechnen, die sich als Teil der Jugendbewegung und der kirchlichen Reformbewegung versteht.³³

So ist es auch kein Zufall, daß die erste Volkshochschulfreizeit im Oktober 1927, die der Junglehrer Rese durchführt, das Thema „Die Geschichte der Jugendbewegung“ hat. Er kennt bestens die geistig-kulturellen Hintergründe der Jugendbewegung vor 1914 und die Entwicklungen der bündischen Jugendbewegung nach 1918. Und was die

³³ Zum Neuwerkkreis und zum Religiösen Sozialismus s. Emil Blum, Die Neuwerk-Bewegung 1922–1933, Kassel 1973; Antje Vollmer, Die Neuwerk-Bewegung 1919–1935, Diss. theol. Berlin 1973; Dokumente der Weltrevolution, Bd. 6: Religiöse Sozialisten, Olten 1976 und den Überblick bei: Siegfried Heimann/Franz Walter, Religiöse Sozialisten und Freidenker in der Weimarer Republik, Bonn 1993.

evangelische Jugendbewegung ist und will, kennt er aus eigener Erfahrung und aus eigenem Engagement. Auch der erste Überschritt ins politische Engagement wird deutlich durch seine Mitarbeit in einer christlich-sozialen Gesinnungsgruppe, die einen Zubringerkreis zum späteren Christlich-sozialen Volksdienst darstellt.

Um den neuen Dienst auf der Wislade noch orientierter antreten zu können, fährt er zunächst zur Volkshochschulkonferenz nach Hermannsburg. Die Wislade ist Mitglied im Verband der christlichen und deutschen Volkshochschulen. Anschließend ist er für einige Wochen Gast im Mutterland der Volkshochschularbeit in Dänemark. Wie Störmer einige Jahre zuvor besucht er vor allem die Volkshochschule in Ollerup. Wichtige persönliche Kontakte gewinnt er auf seinen Reisen wie auch neue Einsichten in die praktische Arbeit. Im Brief Nr. 3 der Wislade nennt er eine wichtige Erfahrung, die er aus Dänemark mitgebracht hat:

„Man kann nicht mehr sagen, mein Volk oder ein anderes ist das beste von allen und die übrigen taugen nichts. Nein, ein jedes Volk hat seine guten und schlechten Menschen und Eigenschaften. Es kommt sogar vor, daß man mit manchen Menschen fremder Völker mehr Gemeinsames hat als mit manchen Volksgenossen.“³⁴

Auch Ludwig Rese ist wie sein älterer Kollege Störmer bei aller starken Betonung des Volkes als der Grundtatsache aller politischen und gesellschaftlichen Gestaltung kein Mann der völkischen Bewegung, die das eigene Volk als Weltvolk, dem die Führung der Völkerwelt gebührt, sieht und sich entsprechend exklusiv gegenüber den anderen Völkern mit ihren Kulturen verhält. Volk ist ihnen der Raum der Aufgabe, alle Menschen in ihm zu verantwortlichen Patrioten zu erziehen, die in der Geschichte ihrer Herkunft zu Hause sind und für seine Zukunft alle moralischen, kulturellen und politischen Energien zur Entfaltung bringen. Dieser Dienst am eigenen Volk schließt die Achtung gegenüber anderen Völkern, die mit ihrer anderen und besonderen Art an dem Heil und Wohl ihres Volkes arbeiten, nicht aus. Diese Sicht des eigenen Volkes und der Völker schließt jede Form einer politischen Hegemonie über andere, ihre Unterdrückung und Ausbeutung aus.

Im Dezember 1926 kommt es ein Jahr nach der Diskussion mit den Jungsozialisten zu einem Konflikt zwischen Störmer und Heinrich Knepper, der Folgen haben sollte. Am 7. Dezember erscheint ein zu-

³⁴ Nr. 3 von Januar 1927.

nächst anonymen Artikel in der Volksstimme, der Sätze von Störmer aus dem „Mutigen Christentum“ zitiert. Dieser hatte u. a. gesagt:

„... das Mutige Christentum war gewissermaßen die Wiege der Wislade. Da wurde der Plan für eine Heimvolkshochschule ausgesprochen Was wollen wir denn in der Wislade anderes, als uns auf ein mutiges, wirkliches Christentum besinnen ...“

Der Artikelschreiber setzt dagegen:

„Es ist uns ganz neu zu erfahren, daß das ‚Mutige Christentum‘ die Wiege der Volkshochschule Wislade sei. Wir wissen nur, daß andere Kräfte das Heim geschaffen haben und die durchaus nicht gewillt sind, aus der Wislade eine christliche Volkshochschule machen zu lassen Wir waren bisher der Ansicht, daß man auf die Mitarbeit unserer Jugendbewegung großen Wert legt. ... Die Gedanken unserer Jugendbewegung bewegen sich in der Schaffung einer neuen Kultur, die mit christlich niemals benannt werden kann, weil sie eine Umstellung aller Dinge mit sich bringt.“³⁵

So nebenbei wird auf die Tatsache hingewiesen, daß die Arbeit der Wislade auch aus allgemeinen Steuergeldern unterstützt werde.

Störmer antwortet an gleicher Stelle unmittelbar:

„Ich weiß sehr wohl und erkenne an, daß zuerst Herr Knepper die Wislade im Auftrage des Jungwanderbundes gekauft hat und daß zuerst die Jungwanderer daran gearbeitet und ihr Geld geopfert haben Trotzdem bleibt aber auch die bedeutsame Rolle des M. Chr. bestehen. Denn der Wislader Bund, der 1925 die Wislade übernahm, als Herrn Knepper die Mittel zur Weiterführung des Heims fehlten, ist im Kreise der Freunde des M. Chr. entstanden Zu den eifrigsten Freunden und Verbreitern des M. Chr. gehörte damals Herr Knepper. Es sollte also die Wislade eine Volkshochschule im Geiste des M. Chr. werden.“

Störmer wirbt mit dem Hinweis auf die inhaltliche Freiheit der Wislade für weitere Zusammenarbeit: „Wir sind niemand untertan und doch jedermann zu dienen bereit.“³⁶

Knepper antwortet auf Störmer sehr scharf. Er sieht sich mit seiner Befürchtung bestätigt, daß der Gefährte von einst nicht mehr eine neutrale, sondern eine christliche Volkshochschule will. Er konstatiert:

³⁵ S. Volksstimme vom 7.12.1926.

³⁶ S. ebd. vom 13.12.1926.

„Es gab eine Zeit, in der Pfarrer Störmer als wirklicher Kämpfer für eine Freiheit des Geistes bezeichnet werden konnte. Daß er das nicht mehr ist, davon legen seine gestrigen Zeilen beredtes Zeugnis ab Es gab eine Zeit, da ich der Leitung des Herrn Pfarrer Störmers volles Vertrauen schenkte. Dieses Vertrauen habe ich heute nicht mehr. Die Beweise, daß frühere Versprechungen und heutige Taten nicht mehr in Einklang stehen, liegen für mich klar. Ich verlange keine sozialistische Volkshochschule, sondern eine neutrale. Ich wende mich gegen die starke Betonung des christlichen Gedankens, weil dadurch der Wissenschaft und einer freiheitlichen Entwicklung Abbruch getan wird. Daran hat die gesamte, freiheitlich gesonnene Arbeiterschaft Interesse, der wir alle zu dienen haben.“³⁷

Der in der Lüdenscheider Öffentlichkeit ausgetragene Konflikt um das Selbstverständnis der Wislader Arbeit zeigt deutlich, wie schwer es war, eine eigene Festlegung auf christliche Volksbildungsarbeit mit der Offenheit für andere weltanschauliche und politische Positionen zu verbinden. Auch eine hohe Toleranz mit ausgeprägter Dialog- und Kommunikationsbereitschaft verhindert nicht ein Unbehagen oder sogar eine persönliche Vertrauensaukündigung auf Seiten des alten Partners. Die Sicht von Knepper ist verständlich, da er zu Beginn der Arbeit eine gleichberechtigte Kooperation erwartet hatte. Störmer sieht richtig, wenn er auf die Veränderung der Arbeit durch die Gründung des Wislader Bundes hinweist, der mit dem Kreis um Johannes Zauleck und seiner Zeitschrift zu tun hat. Die Angebote Störmers an die sozialistische Jugendbewegung zur weiteren Zusammenarbeit und Begegnung basieren nun auf der klaren christlichen Basis einer christlichen Volkshochschule. Das Konzept von Knepper für den Charakter der Wislade als offenes und gleichberechtigtes Forum ist damit gescheitert. Übriggeblieben ist eine distanzierte Partnerschaft. Trotz aller Entfremdung hat aber schon Pfingsten 1927 der Bundestag des Jungvolks (früher Jungwanderbund) auf der Wislade stattgefunden.

Das Kirchenverständnis des Hans Störmer

Eine Frage hat Störmer in allen Jahre nie losgelassen: die Frage nach den Gründen des Kirchenaustrittes. In einer Folge von mehreren Beiträgen im „Mutigen Christentum“ von 1927 hat er seine Erfahrungen und Ergebnisse zusammengestellt. Er konstatiert zunächst eine allgemeine Kirchenfremdheit. Es fängt an mit der Kirchenfremdheit der Pietisten oder Gemeinschaftsleute, die wenig evangelischen Gemeinde-

³⁷ S. ebd. vom 14.12.1926.

geist entwickeln. Sie pflegen eine exklusive persönliche Frömmigkeit, die in erster Linie an dem eigenen Seelenheil interessiert ist. Radikal formuliert er:

„Der Fehler ist der: die Gedanken sind nicht auf die Gemeinde, nicht zuerst auf Christus, sondern auf das eigene Ich gerichtet. Um dieses Ichs willen treibt man Gemeinschaftspflege, um seines Ichs willen liebt man und glaubt man an Jesum Christum. Jesus und sein Evangelium müssen also letzten Endes dem Ich dienen.“³⁸

Für die frömmsten Christen besteht die Gemeinde aus Ungläubigen und Unbekehrten.

Für die gebildeten Kreise ist die Gemeinde der „ungebildete Haufen.“ Und für die Proletarier ist die Gemeinde ein Teil der bürgerlichen Klasse.

Störmer widmet allen Gruppen genauere Analysen, die versuchen, an die realen Gründe der allgemeinen Kirchenfremdheit heranzukommen. Von besonderer Wichtigkeit ist ihm das kirchenfremde Proletariat. Er fragt nach den Wurzeln seines Denkens und kommt zu dem Ergebnis:

„Jedenfalls nicht in der Reformation, sondern mit Karl Marx und den andern Wortführern ebenfalls im Humanismus, in der Aufklärung, im Idealismus und ganz besonders im materialistischen Naturalismus. In der Gesamteinstellung ist zwischen der Gedankenwelt des Akademikers und der des Proletariats kein Unterschied.“

Auch das Proletariat ist in seinem kollektiven Ichdenken „bürgerlich“. Das Ergebnis:

„... allen drei Gruppen, den Pietisten, den Gebildeten und dem Proletariat fehlt der christliche Gemeindegedanke. Es fehlt das Gewissen, das sich der ganzen Gemeinde mit allen ihren Gliedern, auch den schwachen und verachtenswert scheinenden, verpflichtet fühlt Jeder hat seine Religion und seinen Gott für sich. Es gibt kein heiliges Gemeinsames mehr. Wir haben die reformatorische Grundlage, das Christus und Gemeindeevangelium, verlassen und haben darum keine Liebe mehr zu der Gemeinde der Zöllner und Sünder ...“³⁹

Was der Zeitgenosse und der Gemeindepfarrer Störmer hier konstatiert und reflektiert, ist von einer gewissen Radikalität. Er identifiziert in

³⁸ S. Mutiges Christentum Nr. 3/1927.

³⁹ S. ebd. Nr. 4/1927.

verschiedenen Phänomenen der religiösen, der weltanschaulichen und der politischen Welt einen allen gemeinsamen Geist, der sich zu seiner Umwelt und zu den anderen Menschen exklusiv verhält. Die Frömmsten und die Ungläubigen zelebrieren je auf ihre Weise ihren tief sitzenden Individualismus. Letztlich kennen sie nur sich selbst, ihr Heil und ihr Wohl. Für die Andersartigkeit anderer Menschen und ihrer Schicksale haben sie weder Herz noch Gewissen. In ihrer Ichbezogenheit sind sie nicht gemeinschaftsfähig.

Für Störmer enthält der christliche Gemeindegedanke, wenn er zur Praxis kommt, die Kraft, das Verschiedene zusammenzubringen. Gemeinde, die aus dem Geist der Botschaft Jesu Christi lebt, kann versöhnen, was sich schuldhaft getrennt hat. Der Geist des Individualismus, der Ichbezogenheit, der individuellen und kollektiven Eigeninteressen kann nur durch den Gegengeist, der aus dem verkündigten Evangelium kommt, gebrochen und überwunden werden. Gemeinde kann ein Stück Gegenwelt werden, in der andere Normen und Kriterien für ein gemeinsames Leben sich entfalten können. Sie kann ein Ort sein, in dem sich inmitten einer Welt, die nur sich selbst kennt und will, ein neues Verständnis für die Gemeinsamkeit aller Menschen ohne Ansehen der Person und ihrer Position entwickeln kann. Diese so verstandene Gemeinde bleibt nicht ohne Folgen für die real-vorfindliche Welt und ihre Mechanismen. Sie kann Menschen als Christen in die Welt senden, die diese Welt in Veränderungsprozesse bringt.

Störmers Gemeindeverständnis begreift die Welt des Gesellschaftlichen und des Politischen als den Raum, in dem die Erfahrungen einer Gemeinde als Gemeinschaft sich umlegen können in eine verantwortliche Gestaltung der Welt als einer gemeinsamen Wohnung aller. Wer erlebt hat, was christliche Gemeinde ist, wird in der säkularen Welt an einer Welt menschenfreundlicher und menschendienlicher Verhältnisse mitarbeiten. Die vielen Gräben, die vielfältig das Alltagsleben bestimmen, wird er zu überwinden trachten: die sozialen Klassenverhältnisse, die Bildungsunterschiede, die konfessionellen und weltanschaulichen Gegensätze wie die politischen Feindbilder.

Störmer begreift sein theologisch-seelsorgerliches Amt als Amt der Versöhnung und der Entfeindung mit dem Ziel einer alle und alles übergreifenden neuen Wirklichkeit auf dieser geschundenen und aus vielen Wunden blutenden Erde. Was allen in gleicher Weise fehlt, ist „die Liebe Christi“. Sie allein – und nicht irgendwelche Kulturwerte – hat die Kirche zu verkündigen. Sie allein kann eine andere Gemeinde und eine andere Welt konstituieren. Christus allein ist seine Losung für Kirche und Welt.

Störmer sieht hoffnungsvolle Zeichen für eine „Zeitenwende“. Die Kirche selbst hat begonnen, sich von den Resten ihrer Bindungen an eine Staatskirche zu befreien. In ihr ereignen sich neue religiöse Erkenntnisse, etwa im Sinne der Theologie von Karl Barth, die er als Rückbesinnung auf das reformatorische Prinzip der Rechtfertigungslehre begreift. Er sieht Zeitenwenden in der Welt der Philosophie, der Bildung, der Wissenschaft und des Proletariats. Überall gibt es Anzeichen für eine Neubesinnung weg von den ideologischen und undialogischen Positionen. Es gibt Hoffnungen für die Kirche, in neuer Weise ihre Predigt von Sünde und Gnade und ihr Bekenntnis zu Christus und seinem mensch- und weltverändernden Geist zur Sprache zu bringen, zum Segen der Menschen in der einen Welt.

Störmer hat nie ein theologisches Buch geschrieben, aber immer eine klare theologisch-kirchliche Linie gehabt. Klassische dogmatische Aussagen finden sich bei ihm kaum, aber die reformatorische Verkündigung des solus Christus und das Bekenntnis zur Kirche als Gemeinschaft des Geistes Christi bestimmen und strukturieren seine Praxis als Gemeindepfarrer und als Volkshochschulpädagoge.

Das Profil der Wislade unter Ludwig Rese

Das Jahr 1927 lief nun unter der Verantwortung von Ludwig Rese, der viele Kontakte aus seinen bisherigen Tätigkeiten und Rundreisen mitbrachte. Ein Studienrat Hellmut Weishaupt aus Lübeck, eine Frau Prof. Krukenberg aus Kreuznach, ein Prof. Karl Wentz aus Minden, ein Dr. Krukenberg aus Berlin und eine Frau Dr. Agnes Waldstein aus Essen leiten die Volkshochschulfreizeiten, selbstverständlich unter Mitwirkung von Störmer und Rese. Einen Kursus über „Das Mechanisierungsproblem“ gestalten sie gemeinsam. Die einzelnen Tagungen werden in den Wislader Briefen angezeigt und es wird später über sie berichtet. Folgende Themen werden verhandelt:

- die Idee des Volksstaates (Pestalozzi und der Freiherr vom Stein; westeuropäischer und deutscher Freiheitsgedanke; wirtschaftlicher und politischer Liberalismus; Stände und Führertum im Volk; die letzte Verantwortlichkeit im politischen Handeln; Glaube an Mensch und Kultur oder an Gott?) Leitung: Weishaupt
- Staat, Volk, Volkstum, Volksgemeinschaft (Familie: Entstehung, Gestaltung, Bedeutung für den Staat; Zwang und Freiheit; Familien- und Gemeinschaftserziehung; Erhaltung des Volkstums: Großstadt, Kleinstadt, Land; Aufbau der Volksgemeinschaft: Kon-

- fessionen, Parteien, Berufsstände, Vaterland; Wert für andere Völker) Leitung: Frau Krukenberg
- Das Mechanisierungsproblem (Der Mensch und die Technik in der Großstadt, in der Industrie, in der Landwirtschaft, im Kino und Radio; Bejahung oder Verneinung der weiteren Technisierung?; Verwendung und Ausnutzung der Freizeit und Ferien) Leitung: Störmer und Rese
- Vom Wirken auf andere (Ich muß wirken; darf ich einwirken?; Welche Grenzen sind dem Einwirken gesetzt?; Welche Mittel stehen zu Gebot?; Wozu soll's dienen?; Was kann erreicht werden?) Leitung: Wentz
- Die wirtschaftlichen Lebensgrundlagen von Stadt und Land und ihre Bedeutung für die Lebensauffassung der Landbewohner und der Städte (Menschenarbeit und Naturkräfte in der Wirtschaft; Der Bauer und der alte Handwerker in ihrer Gebundenheit an die Wachstumskräfte der Natur; Die Möglichkeiten städtischen, d. h. schollenfremden Lebens; Städtebildung und Städtewachstum in alter und neuer Zeit; Das Abhängigkeitsbewußtsein des Bauern und das Freiheitsbewußtsein des Städters; Agrarstaat und Industriestaat) Leitung: Krukenberg
- Moderne Wohnungskultur (Wohnungsnot; Praktische Gestaltung der Wohnung; Möbel; Wohnungskultur) Leitung: Frau Waldstein

Auf der Hauptversammlung des Bundes hält Dr. Adickes, der Leiter der Heimvolkshochschule Hermannsburg, einen Vortrag über die deutsche Volkshochschule, und auf dem Wislader Treffen spricht Ludwig Rese über die Frage: "Genügen äußere Reformen zum Aufbau unseres Volkes?"

Eine Reihe von Gasttagungen für ganz verschiedene Gruppen aus der bündischen und politischen Jugendbewegung ergänzen die eigene Arbeit. Und am Ausbau des Heimes wird immer gearbeitet. Der Heimleiter Heinrich Wehner ist zusammen mit seiner Frau verantwortlich für das Haus selbst, für die Küche, den Garten und andere praktische Arbeiten. Inhaltlich steht er voll hinter der geistigen und pädagogischen Arbeit der Wislade.

Überblickt man die Arbeit des ersten vollen Arbeitsjahres dieser kleinen Heimvolkshochschule für das Ruhrgebiet und für das Sauerland (die Teilnehmerzahlen liegen zwischen zehn und zwanzig, die Besucherzahlen zu einzelnen Veranstaltungen gehen in die Hunderte) und liest man die jeweiligen Berichte in den Wislader Briefen durch, so liegen die Intentionen und Schwerpunkte der Tagungsarbeit zu Tage.

Starkes Gewicht legt man auf die Geschichte der aktuellen Probleme. Die deutsche politische Geschichte wie die deutsche Sozialgeschichte wie die deutsche Ideengeschichte werden zunächst immer präsent gemacht, um sich dann den eigenen gegenwärtigen Problemen zuzuwenden. Mit der Geschichtsdarstellung verwoben werden soziologische Phänomene. Der Bauer, der Bürger, der Arbeiter, der Handwerker, der Städter werden als „Typen“ mit ihren jeweiligen besonderen Eigenarten plastisch herausgearbeitet. Hierbei fällt auf, daß die Großstadt als neuzeitliche Zivilisationsform stark kritisch gesehen wird. Die Prozesse von Industrialisierung und Urbanisierung werden mit ihrer Entwicklung zur modernen Massenkultur und mit ihrer Aufhebung traditioneller sozialer und religiöser Bindungen scharf beleuchtet, während die vorindustrielle Welt häufig in einem verklärten Licht erscheint. Das Neue in Zivilisation und Kultur auch als Chance für sinnvolleres, eigenständigeres Leben zu begreifen, fällt den meisten Referenten schwer. Die säkulare Welt mit ihrem Pluralismus der Werte und Lebensstile macht ihnen große denkerische und pädagogische Schwierigkeiten. Sie setzen der Industriegesellschaft mit ihren Auflösungstendenzen der alten Lebenswelten, ihrer Atomisierung der Menschen in einzelne unverbundene und nicht mehr in ursprüngliche soziale Einheiten eingebundene Individuen den zentralen Gedanken einer neuen Volksgemeinschaft entgegen. Das Volk, organisch von unten nach oben aufgebaut, durch Erziehung eingebunden in eine Wertewelt christlicher Prägung und stabilisierend begleitet von kirchlicher Sitte, verankert in natürlichen Ordnungen, lebend in den Rhythmen der Natur und in ständiger Beziehung zum Leben in der freien Natur – so sucht man eine Alternative zum Bestehenden oder wenigstens anderen Sinn im noch Bestehenden.

Es ist schon eine Lebensreformbewegung, die sich hier formuliert. Sehnsüchte nach Ganzheitlichkeit als Überwindung gespaltener Existenz unter den Bedingungen partialisierter Lebensbereiche werden artikuliert. Überwindungen von Entfremdungen in arbeitsteiligen Produktionsprozessen und von Objektstellungen im kapitalistisch organisierten Wirtschaftssystem sind Intentionen, die immer wieder angesprochen werden. In der Analyse von Wirtschaft und Gesellschaft ist man durchaus nahe bei sozialistischer Kritik, aber das Heil sieht man nicht im Klassenkampf und in der Errichtung einer neuen kollektivistischen Gesellschaftsordnung, sondern in einem geistigen Neuaufbau und in einer politischen Neugliederung des Volkes als einer organischen Einheit von natürlichen und gewordenen Ständen, die sich untereinander helfen, das notwendige Gemeinwohl zu schaffen. Nicht eine demokratische Industriegesellschaft ist das Ziel, sondern eine or-

ganische Volksgemeinschaft, in der charismatische Führer eine wichtige Rolle in der pädagogischen und politischen Gestaltung des Volksganzen spielen.

Die Themen sind weniger die Republik oder die Demokratie oder der moderne Verfassungsstaat oder der Rechts- und Sozialstaat. Eine Distanz zur Weimarer Republik mit ihren verfeindeten Parteien, mit ihren sozialen Klassenkämpfen und mit ihren militanten Weltanschauungskämpfen ist nicht zu übersehen, auch wenn man keine antirepublikanischen Parolen entwickelt. Am 11. August 1929 hat man sogar eine kleine Verfassungsfeier mit dem Hissen der schwarz-rot-goldnen Fahne abgehalten. Die Republik zur nationalen Volksgemeinschaft auf christlich-humanistischen Fundamenten zu machen, lag in der Ziellinie der Wislade, die im damaligen Gesamtspektrum der geistigen und politischen Mentalitäten zur „radikalen Mitte“ zu rechnen ist. Man will eine radikale Gesinnungsänderung der Menschen, verbunden mit der Entwicklung von gesellschaftlichen Strukturen, die ein Höchstmaß an personaler Mitverantwortung und gemeinschaftlicher Kommunikation ermöglichen. Der westeuropäische liberale Individualismus und der Amerikanismus mit ihren Tendenzen zur Auflösung sittlicher Normen und Werte wie mit ihren Trends eines brutalen Kampfes aller gegen alle ist für die germanisch-deutsche Tradition genauso wenig eine verantwortbare Ordnungsidee wie der osteuropäische Kommunismus mit seinen Tendenzen zu einem atheistisch-materialistischen Lebensentwurf, der die natürlichen Gemeinschaften von Ehe und Familie aufhebt und mit seinem Trend zum politischen Totalitarismus die personale Freiheit tötet und Menschen zu einem Instrument für ideologische Zwecke macht. Einen deutschen Sonderweg zwischen diesen welthistorischen Extremismen zu finden, ein Deutschland moralisch und politisch zu erleisten, das von seinen eigenen Traditionen her sich erneuert und eine ihm entsprechende Ordnungsidee entwickelt, wird als epochale Aufgabe für die Volksbildung verstanden.

Die Themen der Kurse in den folgenden Jahren spiegeln diese Linie wider:

- Die Idee des Volksstaates
- Familie, Volkstum, Volksgemeinschaft
- Der Mensch und die Technik
- Vom Wirken auf andere
- Die wirtschaftlichen Lebensgrundlagen von Stadt und Land und ihre Bedeutung für die Lebensauffassung der Landbewohner und der Städter
- Moderne Wohnungskultur

- Nöte des Großstadtmenschen
- Arbeitsfreude, Freizeit und Ferien der Berufstätigen
- Der Einzelne und die Gemeinschaft
- Natur und Kultur mit Blicken auf die neuzeitliche Zivilisation
- Der Mensch der Gegenwart in Familie und Volk, Schule, Kirche und Staat, in Wirtschaft und Gesellschaft
- Freie Liebe oder Ehe?
- Die Rassen- und Kolonialfrage
- Sittliche, religiöse und sexuelle Not
- Vom Gottsuchen und Gottfinden
- Christentum und Sozialismus
- Bodenreform
- Die Lage des Landvolks in der Gegenwart
- Das Ringen der jungen Generation um Volk und Staat, Kirche und Schule, Ehe und Familie
- Der Wille zur Gestaltung der Gesellschaft und Kultur vom protestantischen Glauben her
- Der Kampf um die Rohstoffe und die Beherrschung des Weltmarktes
- Gegensätze und ihre Überwindung
- Volksorganisches Denken
- Querschnitte durch die geistige Lage des Nachkriegs- und Nachinflationsdeutschland
- Religion und Volkstum, Christentum und Deutschtum
- Der Mißbrauch des Kapitals
- Begriff und Bedeutung der Solidarität
- Deutsches Volk und deutsches Volkstum

Zwei Referenten sind häufig auf der Wislade zu finden: Prof. Karl Wentz aus Minden und Studienrat Hellmut Weishaupt aus Lübeck. Sie repräsentieren den politisch-geistigen Pluralismus, der von Anfang an auf der Wislade zu Hause war.

Karl Wentz (1874-1962) war Theologe und Pädagoge, der nach dem Dienst als Ortspfarrer und Leiter des Ev. Lehrerseminars in Gütersloh von 1923 bis 1938 im Dienst der Schulverwaltung in Minden stand. Den Übergang in die NS-Zeit hat er ohne große Probleme vollzogen. Als Mitglied der DC hat er nach dem Kriege eine wichtige Rolle in einer „Kirchengeschichtlichen Arbeitsgemeinschaft“ gespielt, die die

Geschichte der Deutschen Christen in Auseinandersetzung mit der BK-Geschichtsschreibung aufarbeiten wollte.⁴⁰

Hellmuth Weishaupt (1895–1958) hat ein ganz anderes Schicksal gehabt. Er hat vor und nach dem ersten Weltkrieg, an dem er als Offizier teilgenommen hatte, Theologie und Pädagogik studiert. 1925 wird er Studienrat in Lübeck, ist Dozent in der Volkshochschule und tätig in der sozialistischen Arbeiterjugend. Er ist im Kirchenvorstand seiner Gemeinde, ist Mitglied des Landeskirchentages und wird 1932 Bürgerchaftsmitglied für die SPD. Im Juli 1933 wird er aus dem Schuldienst entlassen und ist arbeitslos. 1935/36 studiert er Theologie in Hamburg und Kiel, legt beide Theologischen Examina ab und ist seit 1937 Pfarrer in Hamburg Alt-Barmbeck. Nach Kriegsdienst und Sonderaufgaben in der Hamburgischen Kirche wird er 1946 wieder Pfarrer an alter Stätte, geht aber sehr bald als Direktor an das Katharineum in Lübeck. Von 1949 bis 1958 ist er in Kiel Oberschulrat des Landes Schleswig-Holstein.

Diese beiden Lebensläufe von Dozenten auf der Wislade spiegeln exemplarisch die beiden Möglichkeiten wider: Karriere und Katastrophe.

Hervorzuheben ist eine Volkshochschulfreizeit im Juni 1928 mit dem Leipziger Pfarrer Dr. Alfred Dedo Müller, der gerade sein Buch „Religion und Alltag. Gott und Götze im Zeitalter des Realismus“ herausgebracht hatte. Es handelt über die Technik im Alltagsleben, über den christlichen Sinn des Alltags, über die realistische Deutung des gegenwärtigen Alltags, über die Mode, über die Alkoholfrage, über das erotische Problem, über die Politik als theologisches Problem und die Aufgabe der Kirche. In diesem Buch eines religiösen Sozialisten werden komprimiert die Themen und Fragen verhandelt, die in vielfachen Variationen auf der Wislade zur Sprache gekommen sind. Es ist ein Kompendium der Fragestellungen und der Antwortversuche, die dieser Teil des Protestantismus gegeben hat.

Es ist Ludwig Rese, der in freundschaftlicher Zusammenarbeit mit Hans Störmer die inhaltliche Arbeit der Wislade bestimmt. Rese hat eine Fülle von Kontakten zu befreundeten Institutionen im Lande und zu Freunden in der Jugendbewegung und in der Erwachsenenbildung. Er ist häufig als Referent bei den verschiedensten Gruppen zu finden.

Um sich zusätzlich als Pädagoge zu qualifizieren, beginnt er im November 1927 ein Studium in Köln. Er selbst schreibt: „Ich studiere

⁴⁰ Vgl. Bernd Hey, Die Kirchengeschichtliche Arbeitsgemeinschaft: ein Solidarisierungsversuch ehemaliger Deutscher Christen, in: Jahrbuch für Westfälische Kirchengeschichte. Bd. 80, 1987, S. 229–239.

Deutsch, Geschichte und höre noch Philosophie und Soziologie.“ Dort ist der langjährige Leiter der Kölner Volkshochschule Paul Honigsheim (geb. 1885) Professor für Soziologie, Philosophie und Sozialpädagogik an der Kölner Universität. Seit 1919 war der Schüler von Georg Jellinek, Ernst Troeltsch und Max Weber Direktor der Volkshochschule in Köln. Jetzt und später ist dieser Mann, der hin und wieder auch auf der Wislade redet, der Lehrer von Rese.⁴¹

Rese selbst hat einige Notizhefte mit Vortragskonzepten hinterlassen, die einen Einblick in seine Arbeitsweise und in seine Hauptthemen gewähren. Einmal hat er sich intensiv mit der „deutschen Geschichte und Kultur“ beschäftigt und gibt in seinen Kursen Überblicke von der Zeit der Germanen an bis ins Mittelalter und bis zur Reformation. Er versteht es, in einem narrativen Stil zu elementarisieren, ohne die Komplexität der historischen Prozesse zu unterschlagen. In sog. Religiösen Besprechungsabenden behandelt er „Das Werden und die innere Entwicklung des Protestantismus“. Immer wieder wird vor allem Luthers Theologie und Bedeutsamkeit für die neuzeitliche Entwicklung thematisiert. Sowohl seine historischen wie seine theologischen handschriftlichen Ausarbeitungen zeigen für einen jungen Lehrer ein beachtliches Wissen und Reflexionsvermögen. Sein begonnenes Studium muß er leider nach vier Semestern aus beruflichen Gründen und zugunsten des Engagements an anderen Stellen abbrechen.

Der 14. Oktober 1928 ist für die Wislade ein wichtiger Tag. Rund 300 Menschen strömen zusammen, um an der Einweihungsfeier für

⁴¹ Im Nachlaß von Ludwig Rese befinden sich folgende Sonderdrucke, die ihm Honigsheim gegeben hat: Die Frau in der Kulturwelt der Gegenwart, in: Irmgard Bär u. a. (Hg.), Frauenbildung und Kultur, Jena o. J.; Bildungsarbeit an schulentlassenen Jugendlichen und Erwachsenen, in: Die Tat, Februar 1926; Der Kongreß der französischen Liga für Menschenrechte in Metz, in: Die neue Erziehung April 1927; Die Möglichkeit pädagogischer Zusammenarbeit, in: Internationale Zeitschrift für Erziehungswissenschaft 3 (1931/32); Jugend, Beruf, Familie, in: Rheinische Jugend, Düsseldorf 1928; Jugend, Familie, Gegenwartsfrage, Zentralblatt für Jugendrecht und Jugendwohlfahrt 14 (1932), Nr. 4; Stadtverkümmern und Stadtkultur, in: Wilhelm Hoepner/Paul Oestreich (Hg.), Großstadt und Erziehung, Berlin 1928; Der staats- und volkspolitische Gedanke in der Jugendpflege, in: Die Wohlfahrtspflege in der Rheinprovinz 1931, Nr. 13; Vom Wesen und Sinn der Fürsorgeerziehung, Freusburg-Arbeit, Heft 9, 1931; Gesellschaft und Beruf, in: Beruf – Mensch – Schule. Tagebuch der Entschiedensten Schulreformer, Frankfurt/Main 1929; Revolutionierung deutscher Volksbildung, Bielefeld o. J.; Max Scheler als Sozialphilosoph, in: Kölner Vierteljahrshäfte für Soziologie 8 (1926), Heft 192; Soziologie, ihr Wesen, ihr Werden und ihre Aufgabe in der gesellschaftlichen und geistigen Krise der Gegenwart, in: Siegfried Kawerau, Die ewige Revolution, Berlin; Die soziologische und sozio-psychologischen Grundlagen des Rundfunks und der Radio-Musik, in: Funk 1928.

den Neubau teilzunehmen. Da Hans Störmer krank ist, hält Rese die „Weiherede“ unter dem Motto: „Wir sind keinem untertan, jedoch bereit, jedem zu dienen.“. Den Festvortrag hält Prof. Dr. Georg Koch aus Gießen über „Menschenbildung“. Rese berichtet: „Anhand Pestalozzischer Gedankengänge zeigt er uns klar und eindrücklich Ziele und Wege rechter Menschenbildung, aber auch den Abgrund jeder Menschenbildung“. Erschienen war eine „verschiedenartige Gesellschaft“:

„Junge und alte Freunde, Freizeitteilnehmer, Menschen der Jugendbewegung und Volkshochschulen ... Vertreter von Behörden, Kirchen, Vereinen, Verbänden und der Presse Daran laßt uns immer denken, die Wislade dient vielen Menschen. Unser Volk ist eben keine Einheit mehr, und wir möchten dem ganzen Volke dienen. Die Folge wird sein, daß wir einmal da, das andere Mal dort anecken durch unsere Haltung, die ganz gewiß nach und nach durch die Menschen, die die Arbeit tun, klarer und stärker wird. Aber immer soll Freiheit herrschen, aber immer soll jeder ernst und ohne Hintergedanken geachtet werden, aber immer steht unser Heim jedem offen, und immer, so hoffen wir, sollen Menschen verschiedenster Art sich bei uns wohl fühlen.“⁴²

Noch einmal wird der Wislader Stil deutlich: gerade in den Jahren zunehmender Polarisierungen im deutschen Volk, in einer Zeit der Zunahme sich exklusiv gegeneinander verhaltener politischer und weltanschaulicher Lager will man ein Heim für Begegnungen und Dialoge anbieten, ohne die eigene Prägung aus Protestantismus und Jugendbewegung zu verleugnen. Natürlich bietet man mit dieser Haltung und Praxis Kritikern von allen Seiten Angriffspunkte gegen die Wislade. Brückenbauern wirft man immer Mangel an Eindeutigkeit vor. Menschen, die Getrenntes zusammenbringen und Feindbilder abbauen wollen, stehen immer unter dem Verdacht der „Kompromißlerei“. Die Wislade bleibt aber unter Störmer und Rese dem Prinzip und der Praxis der Freiheit des Geistes und der politischen Toleranz verpflichtet. Das schließt die allmähliche Entwicklung einer geprägten und prägenden Form bei den Treffen und Zusammenkünften nicht aus. Grundsätzlich muß für alle Volkshochschulen gelten: sie sind

„Freie Stätten der Begegnungen junger Menschen verschiedenster Richtungen und Anschauungen, in denen gemeinsam gerungen und gekämpft wird um den Neubau und um die Gestaltung menschlicher und volklicher Gemeinschaftsformen!“

⁴² S. Brief Nr. 15

Die Wislade, die eine freie Einrichtung ist, die weithin von religiös und kirchlich gebundenen Menschen und Gruppen getragen und auch hin und wieder von kirchlichen, kommunalen und verschiedenen staatlichen Organen unterstützt wird, unterliegt nicht unmittelbar einer bürokratisch-rechtlichen Obergangsaufsicht. Das gibt ihr eine relativ große innere Unabhängigkeit, die sie auch bewußt einsetzt, aber macht sie abhängig von der Finanzkraft und der Spendenfreudigkeit ihrer Freunde wie von den Haushaltslagen der Zuschußgeber. In allen Jahren ihrer Existenz bis zur Auflösung 1934 hat sie immer um ihre materielle Existenz kämpfen müssen, da ihre jungen Kurssteilnehmer die Kosten der Erhaltung nicht tragen konnten. Man hat seine heimpädagogische Arbeit immer am Rande des finanziellen Zusammenbruchs betrieben, aber ihn immer wieder durch harte Arbeit und mutige Entscheidungen abwenden können. So mußte man in der Zeit der wirtschaftlichen Depression, die zum Rückgang öffentlicher Haushalte führte, im Oktober 1930 den bewährten Heimleiter Heinrich Wehner entlassen. Auch Ludwig Rese ist für den Winter 1930/31 Aushilfslehrer in Bielefeld-Sieker und arbeitet ohne Entgelt für die Wislade. Die gesamte Arbeit stagniert unter diesen Bedingungen.

Es existiert aus diesen Herbst- und Wintermonaten ein Briefwechsel zwischen Störmer und Rese, der die Situation der Wislade in der wirtschaftlichen Rezessionsphase in Deutschland widerspiegelt. Rese unterrichtet in der Woche 30 Stunden und macht im Februar 1931 seine zweite Lehrerprüfung, nimmt sich aber die Zeit, durch Gänge zu Behörden und durch Kontakte mit zuständigen Beamten die Wislade über Wasser zu halten. Er wird vorstellig bei folgenden Behörden: in verschiedenen Berliner Ministerien, beim Landesarbeitsamt in Dortmund, beim Landrat in Münster und an vielen anderen Stellen in unterschiedlichen Orten. Rese gibt seine Verantwortung für die Wislade nicht auf. Als Störmer ihm vorschlägt, auch auf die Kirche zuzugehen, schreibt er:

„Nicht befreunden kann ich mich mit Deinem Vorschlag, mehr Fühlung mit dem Superintendenten zu nehmen. Einmal halte ich es nicht für gut, in unserer Volksbildungsarbeit zu sehr mit der Kirche verbunden zu sein, weil das gerade in unseren Schülerkreisen nicht verstanden würde, zum andern halte ich es wegen der persönlichen Verhältnisse in Lüdenscheid nicht für günstig. Laß uns ruhig wie bisher weiter arbeiten, auf keinen Fall etwas übereilen, sondern Freiheit nach allen Seiten bewahren.“⁴³

⁴³ Der Schriftwechsel Störmer/Rese befindet sich im Archiv der Stadt Lüdenscheid.

Eine Entlastung tritt ein, als auch die Wislade im Oktober und November 1931 auf der Grundlage der staatlichen Gesetzgebung einen Freiwilligen Arbeitsdienst durchführt.

Inzwischen arbeitete Rese vom 20. September 1931 an beim Ev. Presseverband für Deutschland in Berlin-Steglitz, zuständig für „Volkshochschulsachen“. Nebenher ist er unermüdlich bei Berliner Staatsstellen unterwegs, um Zuschüsse für die Wislade zu bekommen. Über deren Arbeit wird er laufend unterrichtet. Über seine eigene Berufsarbeit schreibt er am 23. November:

„Die Arbeit macht mir Freude, wenn sie auch nicht einfach ist. Nur leide ich hier in Berlin unter dem Alleinsein. Ein Heim oder eine Familie fehlt mir, aber es ist hier ja nur vorübergehend. – Die schweren Zeiten und ihre völlige Undurchsichtigkeit, die steigende Not unseres Volkes, sittlich und wirtschaftlich, drücken mich sehr. Wo mag das hinführen? Hoffentlich läßt uns diese Notzeit zu echter Größe, wenn auch in Armut, wachsen.“

Mit Störmer zusammen hatte Rese vereinbart, enger als bisher mit dem Landvolk zusammenzuarbeiten. Für Januar 1932 hatte man zwei „Bauernvolkshochschulkurse“ in Aussicht genommen. Störmer verschickt unter dem 1. Dezember 1931 an die Pfarrer im Lande eine Werbepostkarte, die aber formal und inhaltlich auf starke Kritik von Rese stößt. Störmer hatte geschrieben:

“Die Volkshochschule Wislade diente bisher in erster Linie der städtischen Jugend und hat unter ihr und mit ihr für die Schaffung einer neuen Volksgemeinschaft gearbeitet. Wir glauben aber, daß ebenso wichtig, wenn nicht noch wichtiger die Aufgabe ist, der reiferen Jugend unseres Bauerntums zu dienen, damit da die jungen Männer und Mädchen in gesunder Weise ihr Wissen vervollkommen, in den Fragen des Lebens urteilsfähig und vor allem innerlich gefestigte, schlichte, klare und verantwortungsvolle Menschen werden. Dieses Ziel wollen wir erstreben unter voller Wahrung der Gewissensfreiheit und in Achtung vor der persönlichen Überzeugung des einzelnen auf der Linie von Stammesart (Heimat), Deutschtum und Christenglaube.“

Das Thema soll sein: „Welche Bildung muß das deutsche Bauerntum erstreben? Wir wollen ferner gemeinsam die Frage zu beantworten suchen: Was hat uns die Wirtschaftskrise zu sagen? Wir sind dabei der Meinung, daß die Wirtschaft insofern unser Schicksal ist, als es darauf ankommt, ob wir auch noch die Kraft finden, uns als sittliche und glaubensstarke Menschen in ihr durchzusetzen und zu bewahren oder ob wir versagen.“

Für die scharfe Kritik an diesem Werbetext für Bauernfreizeiten entschuldigt sich Rese in seinem nächsten Brief, weist aber auf die Schwierigkeiten hin, über die Pfarrer an die Bauern heranzukommen. Denn Störmer und er selbst wären für die Bauern ein „rotes Tuch“. Besser wäre es, mit der Landwirtschaftsschule in Lüdenscheid zu kooperieren.

Dennoch leitet Rese den achttägigen Bauernkursus Anfang Januar 1932. Er selbst resümiert:

„Wir freuen uns sehr, daß wir jetzt auch diesen Schritt tun konnten. Gern stellen wir unser Heim weiter in den Dienst bäuerlicher Bildungsarbeit, denn wir glauben, daß die Zukunft unseres Volkes mehr auf dem Lande liegt als in der Stadt.“⁴⁴

Vorher hatte er auch noch das traditionelle Silvestertreffen 1931/32 geleitet.

Es ist festzuhalten, daß Störmer und Rese in grundsätzlicher Übereinstimmung das Volksbildungsangebot der Wislade in Richtung auf die junge Landbevölkerung erweitern. Der Erlebnis- und Erziehungsansatz bei städtischen Jugendlichen und jungen Erwachsenen wird dadurch nicht aufgehoben, aber doch durch die Aussage, daß die Zukunft Deutschlands auf dem Lande entschieden würde, stark relativiert. Der bäuerliche Volkstumsgedanke droht den Gedanken der Volksgemeinschaft aller Stände und Berufe zu verdrängen. Aber eine Ernüchterung bringt die Tatsache, daß der vorgesehene zweite Bauernkursus für junge Mädchen aus Mangel an Beteiligung ausfallen muß.

Rese reist von seinem ersten Bauernvolkshochschulkursus nicht nach Berlin zurück, sondern sucht potentielle Zuschußgeber für die kommende Arbeit in Westfalen auf. Er erreicht bei der Westfälischen Heimstätte in Münster die Mitfinanzierung von Wochen-Umschulungskursen für „Rand- und Nebensiedlung“. Auch die Provinzialverwaltung stellt Beihilfen in Aussicht. Sie legt großen Wert auf die Erhaltung der Wislade und hofft auf eine Rückkehr von Rese als Leiter der Wislade. Als Mitglied des Provinziallandtages, in dem er für den Christlich-sozialen Volksdienst saß, fand er offene Türen für seine Anliegen.⁴⁵

⁴⁴ S. Bericht im Brief aus der Wislade Nr. 31.

⁴⁵ Auf die politische Mitarbeit von Rese im Christlich-sozialen Volksdienst gehen wir nicht ein, weisen aber auf seinen Nachlaß im Archiv der sozialen Demokratie der Friedrich-Ebert-Stiftung in Bonn hin, in dem seine parteipolitische Tätigkeit dokumentiert ist. Später (nach 1945) geht er als Lehrer nach Steinhagen.

Inzwischen hatte Rese seinen persönlichen Status verändert: zu Weihnachten 1931 hatte er sich mit Hilda Hermann aus Neviges verlobt. Geheiratet wurde im Juli 1932.

Im „Brief aus der Wislade“ Nr. 31 von Mitte Januar 1932 schreibt er „einen Abschiedsbrief, wenn auch nicht für immer, so doch für geraume Zeit.“ Er kündigt an, daß der Betrieb wie im vorigen Jahr für einige Zeit eingestellt werden müsse. Die Aussichten auf öffentliche Zuschüsse würden immer geringer und man wolle nicht mit Fehlbeträgen ins neue Rechnungsjahr gehen. Für sich selbst denke er an eine Rückkehr, aber vorläufig solle ein stellvertretender Leiter gefunden werden.

Aus Neviges schreibt er am 14. Januar an Störmer einen kleinen Bericht über seine Bemühungen, über Lic. Hymmen einen Vikar Rüter für die Mitarbeit im Heim zu gewinnen. Die Entscheidung läge beim Konsistorium in Münster. Er schreibt dann: „Wenn er nicht kommt, dann will er sich mit umsehen, jemand zu finden.“ In der Tat wird eine Beurlaubung von Rüter nicht erreicht.

Otto Weitz als Nachfolger von Rese

Es taucht bald ein neuer Name auf: Otto Weitz. Rese hatte von diesem Mann, den er wohl vorher nicht gekannt hat, inzwischen gehört. Noch vor dessen Berufung schreibt er in einem Brief vom 9. Februar 1932 an Störmer:

„Satzungsgemäß bin ich noch Leiter der Wislade. Vielleicht muß das Herrn Weitz in irgendeiner Form gesagt werden. Als Leiter behalte ich gewisse Pflichten und auch Rechte ... Ich bitte sehr darum, daß Herr Weitz mein Zimmer vorläufig nicht bewohnt.“

Ein Brief von Weitz an Störmer vom 16. Februar zeigt, daß sein Kommen beschlossene Sache ist. Am 23. Februar schreibt Rese an Störmer: „Ich wünsche von Herzen, daß Herr Weitz unsere Hoffnungen zum Besten der Wislade erfüllt. Wo ich helfen kann, tue ich es gern und selbstverständlich.“ Im übrigen weist er noch einmal darauf hin, daß er noch der Leiter sei und Weitz nur der Stellvertreter sein könne. „Ich hoffe, daß es nicht allzu lange dauern wird, daß ich wiederkommen kann.“ Im übrigen berichtet er wieder über Kontakte mit Behörden in Berlin, die der Wislade nützen können.

Die Entwicklungen auf der Wislade selbst gehen ohne Rese ihren Gang. Ende Februar/Anfang März 1932 wird Otto Weitz faktisch sein

Nachfolger. Kontakte zwischen Störmer und Rese hat es in den folgenden Wochen nicht gegeben. Jedenfalls schreibt Rese am 24. Mai:

„Lange haben wir voneinander nichts gehört. Ich habe viel zu tun. Außerdem wartete ich, vergebens, auf Nachricht von der Wislade, um zu sehen, was dort geschah oder geschehen sollte. Aber ich höre nichts, weiß nicht, was los ist, habe keine Einladung zum Wislader Tag bekommen usw., so daß es jetzt so ist, daß ich über andere Heime besser Bescheid weiß als über mein eigenes. Das ist mir schmerzlich, auch nicht angenehm ...“

Immerhin hatte Rese noch am Ostertreffen teilgenommen und ein Referat über die „gegenwärtige Lage der Volksbildung“ gehalten. In seinem ersten „Brief aus der Wislade“ Nr. 32 vom 29. Juni 1932 hat Weitz dann geschrieben:

„In diesen Tagen hat sich Ludwig Rese ... von der Wislade verabschiedet. Freilich kein Abschied für immer. Denn seine Mitarbeit bleibt uns auch in seiner Berliner Tätigkeit erhalten und zur gegebenen Zeit wird er sich auch wieder für die Leitung des Heims zur Verfügung stellen. In den fünf Jahren seiner Tätigkeit erfuhr das Werk, das Pastor Störmer begonnen, seine eigentliche Formung. Es besteht jedoch die Gefahr, daß es jetzt in den allgemeinen Zusammenbruch miteinbezogen und mitgerissen wird. Aber wenn jemals, so wird gerade heute deutlich, welcher besondere Auftrag der Volkshochschule zukommt: die Vor- und Mitarbeit zu leisten für die Neugestaltung des Volksganzen.“

Weitz erkennt richtig, daß Rese in den letzten fünf Jahren die entscheidende Person auf der Wislade gewesen ist. Auch er hält seine Rückkehr für möglich. Aber in der Tagespraxis übernimmt Weitz nun die Führungsrolle und entwickelt nach und nach für die Wislade ein anderes inhaltliches und praktisches Modell.

Im Sommer 1932 gibt es eine Reihe von Gasttagungen für verschiedene Gruppen. Wichtig sind Lager des Freiwilligen Arbeitsdienstes von August bis Oktober. Parallel dazu finden zwei Kinderlager des Ev. Elternbundes statt. Einmal im Monat bietet Weitz für Interessenten aus der Umgebung Ausspracheabende in der Wislade an. Er selbst referiert über den „Lebensraum der jungen Generation“, über „Freiwilligen Arbeitsdienst und Arbeitsdienstpflicht“, über „Die Wahlen vom 31. Juli und das Schicksal der nationalsozialistischen Bewegung“ und über „Wehrsport und Wehrerziehung“.

Weitz konzentriert sich auf die Lagerarbeit des Freiwilligen Arbeitsdienstes. Er schreibt:

„Wir führen dieses Lager um so lieber durch, als der FAD seit der neuen Verordnung vom Juli ds. Js. ausdrücklich aus den arbeitsfürsorgerischen Maßnahmen herausgehoben ist und als nunmehr selbständiges Reichsinstitut den Gedanken des Staatsdienstes und der Erziehung der Jungmannschaft zum Staat auf breitester, jedoch freiwilliger Grundlage verwirklichen soll. Die Entwicklung hat also den volksbildnerischen Kreisen recht gegeben, die von vorneherein im FAD mehr eine erzieherische als eine karitative oder volkswirtschaftliche Aufgabe sehen, und verlangt nun, wo der FAD eine mächtige Ausweitung erfährt, gerade von den Volkshochschulheimen den folgerichtigen Ausbau dieser Arbeit. Das nächstliegende wäre die Schulung von Führern und Gehilfen im FAD ...“

Da für Weitz die Arbeitslosennot im Mittelpunkt des Interesses steht, engagiert sich die Wislade für die Organisation und Durchführung dieses Lager „in der bewährten Form des selbstverantwortlichen, kameradschaftlichen Lagerlebens als eines Versuchs vorbildlicher Lebensgestaltung.“⁴⁶

Im September knüpft Weitz an einen Kontakt an, den Rese schon 1930 und 1931 entwickelt hatte. Er bittet den Leiter des Ev. Siedlungsdienstes Dr. Schultz in Bielefeld um die Mitarbeit bei einer „Arbeitswoche über die Siedlungsfrage“: „Im Mittelpunkt soll weniger die Vollsiedlung stehen als die halbländliche, Vorstadt- und Randsiedlung, unter besonderer Berücksichtigung der westfälischen Möglichkeiten.“

Für diesen Kursus vom 25. Sept. bis 1. Oktober wird von Weitz eine Einladung ins Land geschickt, in der es heißt:

„Behandelt werden soll im wesentlichen die Randsiedlung, die bei der heute allgemein verbreiteten Unsicherheit eine willkommene Möglichkeit zur Existenzsicherung bietet und gleichzeitig den städtischen Menschen wieder in engeren Zusammenhang mit dem Boden bringt.“

Als Themeneinheiten werden angegeben:

Der wirtschaftliche Haushalt des Randsiedlers; Die Herstellung des Eigenheims; Die gärtnerische und landwirtschaftliche Nutzung des Grundstücks; Die Kleinviehhaltung; Das Problem der inneren Umstellung zum Leben auf dem Lande; Die Bedeutung der Siedlerfrau.“

Weitz sieht diese Arbeit der Wislade als Beitrag für eine „großzügige Entstädterung“ für Erwerbslose.⁴⁷ Als Referenten hat er neben ande-

⁴⁶ Weitz im Brief aus der Wislade Nr. 33. Er schreibt die Nr. 32 bis 35.

⁴⁷ S. Brief Nr. 33.

ren Siedlungsfachleuten aus dem evangelischen Bereich Dr. Schultz und den Vikar Rüter aus Dünne gewinnen können.

Im November 1932 folgte mit staatlicher Unterstützung ein Jugendführerlehrgang mit dem Thema „Über Aufgaben und Methoden in der Betreuung von jugendlichen Erwerbslosen“. Weitz schreibt darüber später:

„Der Lehrgang, in dieser Form ein erster Versuch, stellte auch zu einer Reihe von Jugendvereinen der Stadt und des Kreises (außer Turnvereinen waren Verbände vom Reichsbanner bis zur Hitlerjugend vertreten) freundschaftliche Beziehungen her, die für die erstrebte Konzentration einer aktiven Jungmannschaft von Bedeutung sein wird.“⁴⁸

Auch hier kündigt sich ein Wechsel der Kontaktgruppen an. Die politischen Jugendverbände verdrängen die alten Jugendbünde. Auch die Hitler-Jugend gehört schon zum Erscheinungsbild der Wislade. Aus Ersparnisgründen bleibt sie 14 Tage im Dezember geschlossen. Weitz verschickt einen Weihnachtsgruß an die Freunde der Wislade und lädt zur Silvesterfreizeit 1932/33 ein. Thema wird sein: Deutsches Volk und Deutsches Volkstum. Auch weist er auf den zweiten Bauernkurs im Januar 1933 hin, für den er noch in einem weiteren Brief Anfang Januar wirbt. Später schreibt er über diese „Bauernbildungsarbeit“:

„Noch weniger als sonstige Veranstaltungen dienen diese Kurse bloßer Wissensbereicherung, sondern sollen zur Weckung und Belebung der eigentlichen bäuerlichen Kräfte beitragen. Wir hoffen, daß durch die größeren Kurse in den nächsten Winterhalbjahren die Wislade allmählich zu einem natürlichen Sammelpunkt solcher Bauernschulung in Südwestfalen werden wird, zu einer Stätte der Erneuerung des ländlichen Volkstums aus gläubig-konservativem Geiste heraus.“⁴⁹

Von der Arbeit mit Industriejugend aus dem Ruhrgebiet und dem Sauerland ist nun endgültig keine Rede mehr. Das Ziel ist die Schaffung einer Bauernvolkshochschule für Südwestfalen. Das neue Interesse am Bauern verdrängt das alte Interesse am Arbeiter.

Die Neuorientierung der Wislade durch Weitz geht nach der Machtübergabe an Hitler als Reichskanzler den schon vorher begonnenen Weg konsequent weiter. Im Wislade-Brief Nr. 34 vom 8. Februar 1933 schreibt er:

⁴⁸ S. Brief Nr. 34.

⁴⁹ S. Brief Nr. 34.

„Nach der Gründung des Reichskuratoriums für Jugendertüchtigung muß nun auch die geländesportliche Ausbildung besonders der Landjugend in Angriff genommen werden. Die Voraussetzungen sind hier im Westen zwar ganz anders als im Osten, wo in Folge der unmittelbaren Bedrohung der Grenze die junge Mannschaft mit einer gewissen Selbstverständlichkeit eine derartige Ausbildung auf sich nimmt. Trotzdem muß sich auch bei uns die Einsicht von der Unentbehrlichkeit der geländesportlichen Schulung durchsetzen. Denn der Geländesport hat – das sei an dieser Stelle ausdrücklich betont, um von vornherein etwaigen Mißverständnissen vorzubeugen – nichts mit Soldatenspielererei zu tun: er ist vielmehr eine besondere, in vielen Bünden längst erprobte Form der jungmannschaftlichen Erziehung überhaupt. Die meist einseitig körperliche oder geistige Betätigung bedarf dringend der Ergänzung durch ernsthafte Wehrübungen. Freiwillige Zucht, Mut, Härte, Einsatzfreudigkeit und vor allem echte Kameradschaft. Eigenschaften, die sich auch im Arbeitslager entwickeln können –, hier im Wehrsport erhalten sie die eigentliche Formung. Ohne solche männlich-soldatische Haltung konnte noch niemals die Jugend eines Volkes die immer notwendige Erneuerung nach innen und nach außen hin herbeiführen! Freilich kommt auch hier alles darauf an, daß sich in dieser neuen Wehrerziehung die bewährten Formen der Ordnung und Erfüllung des Gemeinschaftslebens junger Mannschaft den veralteten, heute aber zuweilen noch als vorbildlich betrachteten Formen und Prinzipien gegenüber durchsetzen können, darin unterstützt von verständnisvollen Männern der staatlichen Führung. Deshalb muß eine Stätte der jungen Generation wie die Wislade auch den Geländesport aufnehmen und durch eine möglichst vorbildliche Durchführung von Wehrlagern zu der endgültigen Gestaltung der Wehrerziehung beitragen.“

Nur acht Tage nach der „nationalen Revolution“ entwickelt Weitz aus eigener Entscheidung ohne jeden Druck von außen eine neue Arbeitsform für die Wislade. Die inhaltliche und praktische Angleichung an die zu erwartende Systemumstellung erfolgt ohne Zögern. Die Selbstgleichschaltung funktioniert reibungslos. Das Arbeitslager, angesichts der Arbeitslosigkeit von Jugendlichen und der damit gegebenen Probleme entwickelt, wird ergänzt durch die Hochform des Lagerkonzeptes: das Wehrsportlager. Dieses überbietet die bisherigen pädagogischen Konzepte hinsichtlich der Erziehung eines jungen Geschlechts, das sich auf seine zukünftigen Aufgaben der Landesverteidigung vorbereitet. Die körperliche Ertüchtigung geschieht über den Geländesport, der das Gemeinschaftserlebnis vertieft. Der Methodenwechsel in der Wislade wird deutlich: an die Stelle der Wanderfreizeiten des Ludwig Rese treten die Wehrsportlager des Otto Weitz. Das gemeinsame Wandern durch das Sauerland, ergänzt durch naturkundliche und kulturgeschichtliche Aufklärung, begleitet durch den Gesang von Fahrten- und Volksliedern – diese bündische Tradition eines selbstgewählten Lebensstils freiwilli-

ger Einordnung in die Erlebnisgemeinschaft einer Gruppe droht ersetzt zu werden durch Märsche in Reih und Glied, die den Körper stählen sollen, aber kaum Raum lassen für das Erleben der Natur und für absichtslose Gespräche mit den Gefährten. Befehl und Gehorsam als Ordnungsprinzipien verdrängen die Dialog- und Konsenskultur jugendbewegter Vergesellschaftung. Eine männlich-soldatisch geprägte Lebensform verdrängt die Gemeinschaft der Geschlechter. Der neue Kult des Männlichen zerstört die ohnehin zarten Pflanzen neuer Beziehungen und Sprachformen zwischen jungen Frauen und jungen Männern. Ein Wehrsportlager hat kaum Raum für geistiges Suchen, für gemeinsame Sinnfindung und freie Entscheidungen des einzelnen. Es symbolisiert das genaue Gegenteil des Geistes, der zur Gründung der Wislade geführt hat.

Dieser Wechsel im Selbstverständnis dieser Heimvolkshochschule ist nicht durch den Eingriff staatlicher Gewalt erzwungen worden, sondern ist ein Teil der Selbstangleichung und damit der Selbstaufgabe des verantwortlichen Leiters, der bei seinem Tun nicht auf nennenswerten Widerstand der Organe des Wislader Bundes gestoßen zu sein scheint.

Das gilt auch für seine am 8. Juni 1933 herausgegebenen „Grundlinien der Bauernbildung“.⁵⁰

Im Blick auf die „deutsche Revolution“ konstatiert er zunächst:

„Mit der elementaren Wucht eines Naturereignisses hat sich in den letzten Monaten eine gewaltige politische Wandlung vollzogen. Es stecken in dieser Wandlung die besten Ansätze zu einer echten Erneuerung; sind doch die uralten Quellen des Volkstums wieder aufgedeckt und die Bindungen des ‚freien‘ Menschen an die ewigen Mächte wieder anerkannt Es entspricht dem Charakter der deutschen Revolution, daß die Träger und treuesten Kämpfer der nationalen Bewegung aus dem Bauerntum kamen.“

Für den „Aufgabenkreis der Bauernhochschule“ ergibt sich ein dreifaches:

1. Ständische Erziehung. Die Stichworte: Wiederverwurzelung des ländlichen Menschen, Schulung im erbgesundheitlichen Denken, Kampf gegen die Verstädterung des Dorfes. Fazit: „Nur ein Bauerntum, das in seinem Stand, d. h. gemeinschaftlich-genossenschaftlich denkt und handelt, wird die wirtschaftliche wie kulturelle Not des Landes überwinden können.“

⁵⁰ S. Brief Nr. 35.

2. Erziehung zur Volkheit. Die Stichworte: berufsständisches Leben als Dienst am Volkstum, Volkskunde und Deutschkunde als Vergewärtigung der Herkunft, der Geschichte und der Aufgaben im gegenwärtigen Schicksal. Fazit: "Erst die unerbittliche Einordnung der einzelnen Lebens- und Wirtschaftskreise in die Gesamtheit des Volkskörpers, nicht das bloße Lippenbekenntnis verwirklicht die Aufgabe des Nationalsozialismus: die Volkwerdung der Deutschen im mitteleuropäischen Raum. Erziehung zur Volkheit heißt für den Bauernstand auch die freudige Bejahung der kommenden gesamtvölkischen Erziehungsformen (Arbeitsdienst, Wehrerziehung) und ebenso der entschlossene Wille zur Binnensiedlung wie zur großdeutschen Kolonisation".
3. Religiöse Erziehung. Die Stichworte: Die Erneuerung des Volkes gibt auch dem religiösen und kirchlichen Leben einen neuen Sinn, Ernstnehmen der Schöpfungsordnungen (Familie, Stamm, Volkstum und Rasse). Religion hat die Aufgabe der „inneren Erfüllung der gesamten Bildungs- und Schulungsarbeit wie des Zusammenlebens im Heim mit dem Geist des Evangeliums.“

Zur Vergangenheit der Wislade sagt Weitz:

„In jenen drei Kreisen: Bauerntum, Volkstum und Christentum hat sich auch die bisherige Arbeit der Wislade bewegt ... war das Gesicht des Schulheims von Anfang an dem Lande zugewandt.“ Vor allem in den letzten Jahren stand alles unter dem „Gedanken des Dienstes am Boden, am bäuerlichen Beruf“.

Zur Zukunft der Wislade heißt es:

„Die Wislade und ihre Mitarbeiter stellen sich uneingeschränkt der neuen Bauernfront für den erzieherischen Dienst an der heranwachsenden Generation des Landvolkes zur Verfügung.“

Diese Grundlinien des Otto Weitz zeigen nun eindeutig, daß er ein klares Ja zu dem sich etablierenden nationalsozialistischen System und seinen ideologischen Interpretationen ausspricht. Ohne die Spur von leichten Vorbehalten übernimmt er den Blut- und Bodenmythos. Das Bauerntum mit seinen Bindungen an die Naturkräfte und an eine ländliche Kultur mit ihren Wurzeln in langer Tradition wird zum Fundament der Erneuerung des gesamten Volkes erklärt. Die nationalsozialistische Bewegung wird in den Rang einer von der ländlichen Bevölkerung getragenen Freiheitsbewegung erhoben. Die Stadt und das städtische Leben sind nur noch die dunkle Folie für ein ganz anderes Mor-

gen, das von Ursprungskräften von unten her gespeist wird. Es soll ein ständischer Aufbau des Volkskörpers gelten, in dem jedem einzelnen sein besonderer Platz zugewiesen wird. Das Leben in Ständen ist Dienst am Volk. Zu diesem Dienst gehört auch die Bereitschaft, sich gesamtvölkischen Erziehungsformen einzuordnen und sich auf größere Aufgaben über den eigenen engeren Kreis hinaus vorzubereiten. Dieses völkische Denken nach innen ist im Ansatz gekoppelt mit politischen Ansprüchen nach außen. Dem Siedlungsdienst nach innen entspricht der Entwurf eines deutschen Kolonialismus nach außen. Die Wehrsportübungen und die geistige Wehrerziehung münden in den Dienst in der Wehrmacht.

Für junge Männer wie Weitz war die Republik ein Gemeinwesen ohne Zukunft. Die Zukunft lag für ihn in den nationalen und völkischen Bewegungen, die das demokratische Gleichheitsprinzip in Staat und Gesellschaft und den Pluralismus der Weltanschauungen und des Kulturbetriebes zugunsten einer einheitlichen Nationalkultur aufheben wollen. Die damit verbundenen harten Maßnahmen gegen Menschen und Sachen sind ihm kein besonderes Problem. Fragen des Rechtes spielen hier keine Rolle. Die Erziehungsaufgaben für ein neues Deutschland dominieren. Arbeitsdienst- und Wehrsportlager sind die Leidenschaft. Die anderen Lagerformen in Deutschland, in die man unverbesserliche Demokraten zur Umerziehung einsperrt, bilden angesichts der eigenen Fixierung auf die neuen Lagerformen kein Problem.

Weitz interpretiert von seinem neuen Engagement für die nationalsozialistischen Erziehungsformen her auch die Geschichte der Wislade so, wie er sie jetzt gebrauchen kann. Er erklärt die Wislade zur Bauernhochschule, die sie von Anfang an gewesen sei. Diese Geschichtsinterpretation läßt ihre bisherige Arbeit als frühe Hinführung auf das nun Erreichte und Offizielle erscheinen. Dieses intellektuelle Opfer ist ihm die Mitarbeit im neuen System wert. Für ihn stand fest, wie er im Dezember 1933 im Lüdenscheider Generalanzeiger schreibt:

„... die Entwicklung der Volkshochschule, so sehen wir heute, mußte folgerichtig im nationalsozialistischen Staat ihren Abschluß und ihre Erfüllung finden ... die allergrößte Aufgabe... die Erziehung des Volkes in der nationalsozialistischen Weltanschauung ... Der politische Soldat als Typus und Repräsentant der nationalsozialistischen Bewegung ist das erzieherische Leitbild ... in jedem Falle ist die Gesamterziehung gemäß der Forderung Adolf Hitlers das entscheidende Ziel, Erziehung in dem Sinne: den ganzen Menschen in Zucht zu nehmen ...“⁵¹

⁵¹ S. den Beitrag „Das Volkshochschulheim Wislade. Sein Weg und seine Aufgabe“ im Lüdenscheider Generalanzeiger vom 18. und 19. Dezember 1933.

Alle richtige und gesunde Entwicklung der pädagogischen und politischen Bildungsarbeit an und mit der Jugend endet so in der Annahme der nationalsozialistischen Weltanschauung und in der Einordnung der Jugend in den Aufbau einer nationalsozialistischen Volksgemeinschaft und einer nationalen Einheitskultur. Das Wort und der Wille des Führers bestimmen die Ziele der Nation und die Formen und Wege zu diesen Zielen.

Der überkommene Pluralismus der Vereine und Organisationen ist aufgehoben. Die Wislade steht jetzt der Hitlerjugend und dem Bund Deutscher Mädel zur Verfügung. „Außerdem wird sich die Wislade, ihres Ursprungs eingedenk, auch weiterhin den evangelischen Jugendbünden für ihre besonderen Veranstaltungen zur Verfügung stellen.“ Eine neue Blütezeit des Heimes – so meint man – kann erwartet werden.

Doch es kam anders. Weitz hatte auf eine Kooperation mit nationalsozialistischen Organen und Teilorganisationen gehofft. Im Sinne des neuen Geistes und der neuen politischen Pädagogik wollte er an der Neuwerdung des Volkes mitarbeiten, aber die Selbständigkeit der Wislade erhalten. Doch dies entsprach in keiner Weise den Gleichschaltungspraktiken der NS-Regierung. Ihr Totalitätsanspruch ließ keine Parallelität zu, auch wenn sie in ihrem Sinne arbeitete. Da die Wislade von ihrer Rechtsform her kein kirchliches Eigentum war, konnte der Staat ohne Schwierigkeiten den „Bund der Wislade“ in seine Regie und alles Eigentum in seine Verfügung nehmen.

Am 20. März 1934 tritt auf einer außerordentlichen Hauptversammlung des Bundes der alte Vorstand zugunsten von nationalsozialistischen Amtsträgern zurück.

Es ist Hans Störmer, der unter dem 15. April 1934 einen Abschiedsbrief an die „lieben alten Freunde der Wislade“ schreibt. Er teilt ihnen das Ende der alten Arbeit mit und fügt hinzu:

„Seit April vorigen Jahres hatten wir uns vergeblich bemüht, unsere Arbeit sei es mit dem Bauernstand oder mit der Kirche oder mit der Regierung weiterzuführen. Wir hofften immer, aber es gelang uns nicht.“ Es *„blieb nichts anderes übrig, als unsere Wislade in andere Hände zu geben.“*

Es wird deutlich: Alle Bemühungen von Otto Weitz, sich dem Zeitgeist anzupassen und überzeugt mitzuarbeiten, haben bei den neuen Machthabern nicht zu einer Kooperationsbereitschaft geführt. In der Logik ihres Totalanspruchs auf die Gestaltung und Führung des gesamten nationalen Lebens haben sie die Arbeit der Wislade, die für sie ein Pro-

dukt aus republikanischer Zeit war, auslaufen lassen. Störmer formuliert rückblickend:

„... die zehn Jahre Wislade bedeuten für jeden von uns, der daran teilhatte, sehr viel Liebe, Freude und Dank. Wenn es in Deutschland einen Ort gegeben hat, an dem die Jugendbewegung sich im wahren Sinn bewährt hat, dann ist es gewiß unsere Wislade gewesen. Uns bewegte das höchste Ziel, das ein Mensch sich setzen kann, nämlich: nach Gottes Willen zu leben und in rechter Verantwortung für Familie und Volk die Volksgemeinschaft darstellen. Wir wollten uns regieren lassen von dem Geist des Evangeliums, der uns treibt, einer des andern Last zu tragen.“

In der Tat: die Wislade war geprägt von der Lebenskultur einer freien Jugendbewegung, die in eigener Verantwortung sich ihren gemeinsamen Lebensstil erarbeitete und für die die Freiheit des Geistes höchstes Gut gewesen ist. Eine organisierte Staatsjugend unter den Direktiven einer einheitlichen Weltanschauung und unter den Normen einer politischen Pädagogik war für sie das Ende der Selbstemanzipation der Jugend.

Und die Wislade war ein Ort, in dem ein ebenso freies Christentum als Angebot an alle zur Sprache gekommen ist. Achtung vor der religiösen Entscheidung des anderen, Toleranz im Umgang mit den kirchlichen und theologischen Verschiedenheiten und Freude an der Vielfalt philosophisch-weltanschaulicher Positionen gehörten zum Stil des Hauses. Für Hans Störmer, Ludwig Rese und andere Freunde war das Ende der alten Wislade ein Zusammenbruch, nicht ein Neuanfang in der Kontinuität des Alten. Dieses Mißverständnis von Otto Weitz wurde im letzten Brief nicht ausgesprochen, aber lag für alle Leser klar auf der Hand. Dennoch bedankt sich Störmer bei Weitz und anderen ausscheidenden Mitarbeitern für ihre geleistete Arbeit. Weitz geht zum Studium nach Frankfurt/Main.⁵²

Einen kleinen Trost in der Trauer um das Verlorene scheint Störmer zu haben, wenn er formuliert:

⁵² Weitz hat eine siedlungsgeographische Dissertation über den unterfränkischen Raum geschrieben. Als Soldat ist er im Krieg gefallen. Störmer schreibt im ersten Wislader Nachkriegsbrief vom Juli 1946: „Ich grüße Hetti Weitz, unsere ehemalige Hausmutter, Hetti (Kindermann) hat Schweres durchgemacht. Du, liebe Hetti, hast das große Opfer gebracht, das von so vielen deutschen Frauen gefordert worden ist. Wir trauern mit Dir um Deinen lieben Mann, unseren letzten Volkshochschulleiter Dr. Otto Weitz. Er fiel an der Spitze seiner Kampfschar und besiegelte tapfer seine Treue.“

„Daß es gerade der Nationalsozialistische Lehrerbund ist, der jetzt den Wislader Bund und seine Arbeit fortsetzt, muß uns besonders freuen. Denn wir dürfen gewiß sein: unsere Gedanken und Pläne werden hier in etwa weitergeführt werden.“ Geplant seien Lehrgänge für junge Lehrer. *„Jedenfalls wünschen wir dem Werk, das jetzt auf der Wislade getrieben werden soll, von Herzen Wachsen, Blühen und Gedeihen.“*

Der Brief ist nicht unterzeichnet mit „Heil Hitler“ und enthält keine Zustimmung und keinen Lobpreis des „Neuen Deutschland“. Daß die Wislade ein pädagogisches Zentrum für die Ausbildung zukünftiger Lehrer werden soll, läßt bei Störmer die Hoffnung aufkommen, daß auch unter veränderten Verhältnissen bestimmte Elemente der Heimvolkshochschulerziehung erhalten bleiben. Wenn sein Wunsch auf gutes Gedeihen nicht nur eine höfliche Formel für die neuen Herren gewesen sein sollte, so will er jedenfalls mit Anstand und Würde Abschied nehmen.

Denn wie er in den dem letzten Brief beigelegten handschriftlichen Zeilen an Ludwig Rese schreibt, hat er eine neue Aufgabe in der Gemeindegemeinschaft gefunden, den theologischen und kirchlichen Abwehrkampf gegen die Deutschen Christen zu führen. Störmer wird Mitglied der Bekennenden Kirche und konzentriert sich in den nächsten Jahren auf seine Aufgaben als Gemeindepfarrer.

Am 23. August 1946 konnte er die Leitung und Verwaltung „seiner“ Wislade neu übernehmen. Doch das wäre ein neues Kapitel westfälischer Kirchengeschichte im Kontext unserer politischen Geschichte.⁵³

⁵³ Im Landeskirchlichen Archiv in Bielefeld befindet sich ein Bestand, aus dem heraus sich die Nachkriegsgeschichte der Wislade, die 1972 zu Ende ging, rekonstruieren ließe.

Folgende Archive wurden eingesehen:

- Landeskirchliches Archiv der EKvW in Bielefeld
- Archiv der Stadt Lüdenscheid
- Archiv der Synode Lüdenscheid
- Archiv der Hansestadt Lübeck
- Archiv der Justus-Liebig-Universität Gießen
- Hauptarchiv der v. Bodelschwingschen Anstalten Bethel
- Kommunalarchiv Minden
- Archiv der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main

Karl Johann Rese, dem Sohn von Ludwig Rese, sei Dank für mancherlei Hilfe gesagt.

Chronologie der Heimvolkshochschule Wislade

1919

- **Frühjahr:** Vortrag von Pfarrer Hans Störmer in Lüdenscheid (vorher als Kriegspfarrer im Osten) über die Notwendigkeit, Volkshochschulen zu errichten
- Sammlung junger Menschen im Studierzimmer von Störmer. Gemeinsames Lesen und Besprechen der „Reden an die deutsche Nation“ von Fichte
- Ab **Herbst** regelmäßige Volkshochschulkurse mit vorwiegend Angestellten und Fabrikarbeitern (Fichtevolkshochschule)
- (**1919:** Beginn der Arbeit der Heimvolkshochschule Lindenhof in Bethel)

1920

- **Sommer:** Mehrwöchiger Aufenthalt von Störmer in der dänischen Volkshochschule Ollerup (ermöglicht durch Deutsche Liga für Völkerbund, Teilnehmer auch Walther und Georg Koch)
- **17. Dezember:** Aufruf der Lüdenscheider Ortsgruppe des Bundes für die freie evangelische Volkskirche (in: Lüdenscheider Generalanzeiger) Vorsitzender: Hans Störmer

1921

- **Februar:** Johannes Zauleck „Weshalb ich zum Bund für die freie evangelische Volkskirche gehöre“ (Mutiges Christentum (MC) 2/1921)
- Kirchenwahlen
- **Mai:** Rede von Störmer am Harkortdenkmal bei Wetter
- **17. Mai:** Brief des Konsistoriums in Münster mit der Aufforderung, sich zu eingegangenen Beschwerden über den Inhalt seiner Rede zu äußern
- Interpretation dieses Vorgangs im „Mutigen Christentum“ von Zauleck (Wetter): „Nachklänge zum 7. Mai“ Nr.7 u. 8./1922

1923

- Postinspektor Heinrich Knepper aus Lüdenscheid (aktiv in der Jugendbewegung im Jungwanderbund, einer Abspaltung vom SGV und tätig in der Sozialistischen Arbeiterjugend) kauft im Herbst auf eigene Rechnung für den Jungwanderbund die Wislade bei Oberrahmede in der Nähe von Lüdenscheid (9 Morgen Acker, Wald und Wiese).
- Das verfallene Haus wird von arbeitslosen Jugendlichen aus dem Ruhrgebiet und dem Siegerland zur Schlafstätte mit Tagungsraum (40

qm) hergerichtet, Schlafgelegenheit auf Strohsäcken für ca. 20 Teilnehmer

- **31. Dezember:** Gottesdienst für die Sozialistische Arbeiterjugend mit dem Religiösen Sozialisten Pfarrer August Bleier aus Berlin in der Erlöserkirche Lüdenscheid

1924

- **Frühjahr:** Vortrag von August Bleier vor den Jungsozialisten des Sauerlandes (Lüdenscheid und Altena) über „Die neue Gesellschaft“

- **Juni:** Vortrag von Heinrich Schultheiß für „den Kreis und die Gemeinden der Volkskirchenfreunde in Westfalen“

- **21. Juni:** Fertigstellung der Wislade zur Sonnenwende

- **22. Juni:** Feierliche Hausweihe. Reden von Heinrich Knepper und Hans Störmer. Anwesend: der Lüdenscheider Volkshochschulkreis, Angehörige verschiedener Gruppen der Jugendbewegung

- **22. – 29. Juni:** 1. Freizeit unter Leitung von Dr. Walther Koch (Leiter der Kasseler Volkshochschule) mit 25 jungen Teilnehmern aus dem Ruhrgebiet und Sauerland. Thema: Soziale und politische Fragen

- **24. – 31. August:** 2. Freizeit unter Leitung von Rektor Sahrhage, Bielefeld; Thema: Boden und Heimat (15 Teilnehmer)

- **9. November:** Treffen von Volkshochschulfreunden bei Pfarrer Johannes Zauleck in Wetter

- Brief von Störmer im Nov. 1924 an Zauleck (MC 1924): „Ein Brief, der eine Wendung bringt“

1925

- Ein Artikel von Störmer in Nr. 1/2 des ‚Mutigen Christentums‘ wirbt am Ende für Freunde für die Wislade, die aus finanziellen Gründen eine andere Trägerschaft haben muß. Zauleck unterstützt den Gedanken einer Volkshochschule für das Industriegebiet und das Sauerland

- Artikel von Beneke im MC: „Jugendbewegung, Volkshochschule, Volkskirche ... und die Wislade“ in: Nr. 3/1925)

- Artikel von Wilhelm Mensching „Eines Jesusfreundes politischer Weg“ in: MC Nr. 3/1925

- **31. März:** Begründungsversammlung in Hagen

- **4. April:** Entwurf einer „Satzung des Heimvolkshochschulbundes für Industriebezirk und Sauerland (Wislander Bund)“

- **9. Mai:** öffentliche Versammlung des Wislander Bundes in Hagen

- **um Pfingsten:** Freizeit des Elberfelder Volkshochschulkreises unter Dr. Ernst Reuter,

- Freizeit einer Lyzeumsklasse aus Elberfeld,

- Freizeit mit Mitgliedern des Bundes Deutscher Jugend unter Pfarrer Wilhelm Wibbeling (Xanten)
- **14. – 21. Juni:** Beginn der Volkshochschulfreizeit mit 15 Teilnehmern unter Leitung von Pastor Wilhelm Mensching, Petzen bei Bückeburg (früher Bethel-Missionar in Ruanda). Zentrales Thema: die Person Jesus von Nazareth (Bericht von Störmer in: MC 8/1925)
- Bericht vom Maitreffen in Wetter von Wilhelm Wibbeling (Xanten) (ebd.)
- **23. Juni:** Gründung des Heimvolkshochschulbundes „Wislander Bund. E.V.“; Text der endgültigen Satzung des Wislander Bundes für das Lüdenscheider Amtsgericht
- Kirchenwahlen
- Brief von Störmer über „Volkshochschule und Volkskirche“, in: MC 1925
- Erholungsurlaub von Prof. Dr. Georg Koch mit Familie aus Gießen
- **26. August – 2. September:** Erholung für Quäkerkinder aus dem Ruhrgebiet
- **5. – 12. September:** Volkshochschulfreizeit mit 23 Teilnehmern unter Leitung von Dr. Reuter, Elberfeld und August Körber (Leiter der Reichszentrale für Heimatdienst im Industriebezirk), (Bericht von Störmer im MC Nr. 11/12, 1925)
- **Ende September:** dreitägiger Kursus der Arbeiterjugend Westliches Westfalen
- Ludwig Rese: „Ein Wort zur bevorstehenden Wahl“, in: MC Nr. 11/12, 1925
- **(1. November:** Beginn der Arbeit des Ev. Volkshochschulheimes in Lienen)
- **7./12. Dezember:** Offener Brief der Jungsozialisten an das Presbyterium der evangelischen Kirchengemeinde und die Antwort von Hans Störmer und wiederum eine Antwort der Jungsozialisten (in: Volksstimme)
- Jahresbericht 1925 des Wislander Bundes von Störmer (29 Seiten mit Bildern)

1926

- **11. Juni:** Artikel von Störmer in der Volksstimme „Das Volkshochschulheim Wislade im Urteil seiner Freunde“
- **Juni:** Freizeit unter Leitung von Pastor Mensching, Petzen (35 Teilnehmer)

- **Juli:** Freizeit mit Prof. Dr. Georg Koch, Gießen (Teilnahme von Seminaristen aus Kreuznach). Thema: u. a. Pestalozzi (Bericht Brief Nr.1) (31 Teilnehmer)
- **5. August:** „Aus der Wislade“ von Störmer in: „Die Unruhe“ (Ev. Monatsblatt Sangerhausen)
- **12. August:** Brief von Störmer an den Provinzialausschuß der Inneren Mission: Bitte um Unterstützung
- **September:** Bericht von Störmer über die Arbeit der Wislade in der „Unruhe“
- **12. – 18. September:** Arbeiten zum Bau einer Waschküche, von Wegen, einem Spielplatz u. a.
- **3. – 9. Oktober:** Erste Volkshochschulfreizeit unter Leitung von Junglehrer Ludwig Rese, Lüdenscheid, Thema: Die Geschichte der Jugendbewegung (Bericht in Brief Nr.1 u. 2), (20 Teilnehmer), (Ankündigung in der „Unruhe“)
- **Ende Oktober:** Freizeit für kleinen Lehrerkreis
- **28. Oktober:** Brief Nr. 1 aus der Wislade: Ludwig Rese zur Volkshochschulkonferenz nach Hermannsburg (Wislade ist Mitglied im Verband der christlichen und deutschen Volkshochschulen), anschließend im November und Dezember Gast in der Volkshochschule in Ollerup in Dänemark
- **Ende November:** Brief Nr. 2
- **7. Dezember ff.:** öffentliche Auseinandersetzung zwischen Knepper und Störmer über den Charakter der Wislade in der Volksstimme
- Gasttagungen: Pfarrer Wibbeling mit einer Gruppe des BDJ, Dr. Gerda Soecknick aus Bethel mit einer Gruppe des Ev. Arbeiterinnenvereins

1927

- **Januar:** Brief Nr. 3 mit Bericht von Ludwig Rese über seinen Aufenthalt in Ollerup
- **13. – 20. Februar:** Singeweche
- **März:** Brief Nr. 4
- **17. – 24. April:** Erste Volkshochschulfreizeit mit Studienrat Weisshaupt-Lübeck über „Die Idee des Volksstaates“ (Pestalozzi und Freiherr von Stein); Der Kampf um das Volk (Pestalozzi); Pestalozzi als Gestalt und Symbol; Was ist es um den Menschen?; Der Kampf um den Staat (Frhr. von Stein); Steins Werk; Westeuropäischer und deutscher Freiheitsgedanke; Wirtschaftlicher und politischer Liberalismus; Stände und Führertum im Volk; Die letzte Verantwortlichkeit im politischen Handeln; Glaube an Mensch und Kultur oder an Gott? (12 Teilnehmer), (Bericht in Brief Nr. 5)

- Aufsatz in Folgen von Störmer im MC, April 1927 ff. über „Warum tritt man aus der Kirche aus und welche Aufgaben ergeben sich daraus?“

- **22. – 29. Mai:** Zweite Volkshochschulfreizeit mit Frau Prof. Krukenberg-Kreuznach über „Familie, Volkstum, Volksgemeinschaft“. Themen: Staat, Volk, Volkstum, Volksgemeinschaft; Familie: Entstehung, Gestaltung, Bedeutung für den Staat; Familie: Bedeutung für den Einzelnen; Zwang und Freiheit; Familienerziehung; Gemeinschaftserziehung; Erhaltung des Volkstums: Großstadt, Kleinstadt, Land; Aufbau der Volksgemeinschaft: Konfessionen, Parteien, Berufsstände, Vaterland; Wert für andere Völker (16 Teilnehmer), (Bericht Brief Nr. 6)

- **Mai:** Brief Nr. 5

- **Pfingsten:** Bundestag des Jungvolkes auf der Wislade

- **19. Juni:** Hauptversammlung des Wislader Bundes. Vortrag von Dr. Adickes-Hermannsburg über die deutsche Volkshochschulbewegung

- **19. – 26. Juni:** Dritte Volkshochschulfreizeit mit dem Thema „Das Mechanisierungsproblem“ mit Störmer und Ludwig Rese. Themen: Der Mensch und die Technik, in der Großstadt, in der Industrie, in der Landwirtschaft, im Kino und Radio; Bejahung oder Verneinung der weiteren Technisierung?; Verwendung und Ausnutzung der Freizeit und Ferien (Bericht in Brief Nr. 6), (11 Teilnehmer)

- **25. Juni:** Sonnenwendfeier

- **Juli:** Brief Nr. 6

- **31. Juli – 6. August:** Vierte Volkshochschulfreizeit mit dem Thema „Vom Wirken auf andere“ mit Prof. Karl Wentz aus Minden. Themen: Ich muß wirken; Darf ich einwirken?; Welche Grenzen sind dem Einwirken gesetzt?; Welche Mittel stehen zu Gebot?; Wozu sollst du dienen?; Was kann erreicht werden? (Bericht Brief Nr. 7), (34 Teilnehmer)

- **August:** Brief Nr. 7

- Erweiterung der Räume

- **11. – 18. September:** Fünfte Volkshochschulfreizeit mit Dr. Krukenberg (Berlin-Wilhelmshagen) mit dem Thema „Die wirtschaftlichen Lebensgrundlagen von Stadt und Land und ihre Bedeutung für die Lebensauffassung der Landbewohner und der Städte“. Themen: Menschenarbeit und Naturkräfte in der Wirtschaft; Der Bauer und der alte Handwerker in ihrer Gebundenheit an die Wachstumskräfte der Natur; Die Möglichkeiten städtischen, d. h. schollenfremden Lebens; Städtebildung und Städtewachstum in alter und neuer Zeit; Das Abhängigkeitsbewußtsein des Bauern und das Freiheitsbewußtsein des Städters; Agrarstaat und Industriestaat (Bericht in Brief Nr.8), (18 Teilnehmer)

- **8./9. Oktober:** Wislader Treffen. Vortrag von Ludwig Rese: "Genügen äußere Reformen zum Aufbau unseres Volks?"
- **Anfang November:** Beginn eines Studiums von Ludwig Rese in Köln (stud. phil.), am Wochenende und in den Ferien auf der Wislade
- **November:** Brief Nr. 8
- **25. November:** Hochzeit des Heimleiters Heinrich Wehner und Friedel Klippert
- **27. Dezember 1927 – 1. Januar 1928:** Sechste Volkshochschulfreizeit mit Dr. Agnes Waldstein aus Essen (Assistentin im Folkwangmuseum) mit dem Thema „Moderne Wohnungskultur“. Themen: Wohnungsnot; Praktische Gestaltung der Wohnung; Möbel; Wohnungskultur (Bericht Brief Nr. 9), (15 Teilnehmer)
- Gasttagungen: Ev. Arbeiterinnenverein für Rheinland und Westfalen, Jungmädchenverein Hamm, Hörder BDJ, Kronacher Bund; Weggenossen, Deutsche Freischar, Sozialistische Arbeiterjugend, Wandernde Volksjugend, Königin Luise-Bund u. a.
- Rege Vortragstätigkeit von Ludwig Rese über die Volkshochschularbeit außerhalb der Wislade (s. Brief Nr. 10)

1928

- **4. – 31. März:** vorgesehener Mädchenkursus wegen Mangel an Beteiligung ausgefallen
- **März:** Brief Nr. 10 (mit kulturkritischem Vorwort von Hans Störmer)
- **5. – 15. April:** Volkshochschulfreizeit (Osterfreizeit) mit dem Thema „Nöte des Großstadtmenschen“ mit Hellmut Weishaupt. Themen: Sittliche Not (Jugend und Erotik, Sexuelle Frage, Ehe und Familie); Geistig-seelische Not (Arbeit und Beruf, Gesellschaft); Religiöse Not (Die verlorene Kirche, das verlorene Evangelium, Neues Werden), (Bericht Brief Nr. 11)
- **3. – 10. Juni:** Volkshochschulfreizeit unter der Leitung von Dr. Alfred Dedo Müller, Leipzig und Ludwig Rese über „Arbeitsfreude, Freizeit und Ferien der Berufstätigen“. Als Abschluß am 10. Juni 1928 sollte Vortrag von Prof. Dr. Honigsheim, Köln über „Jugendpflege, Jugendbewegung, Jugendhilfe“ sein, fiel aber aus eisenbahntechnischen Gründen aus (Bericht Brief Nr. 12).
- **Juni:** Wisladener Tag (Bericht Brief Nr. 12)
- **Juni:** Brief Nr. 12 (geschrieben von Ludwig Rese in Köln)
- **8. – 15. Juli:** Volkshochschulfreizeit mit Oberregierungsrat Prof. Wentz, Minden über „Der Einzelne und die Gemeinschaft“. Themen: Von dem mehrerlei Ich; Vom Sinn der Gemeinschaft überhaupt; Die verschiedenen Gemeinschaften; Rechte und Pflichten zwischen dem

Einzelnen und den Gemeinschaften; Was heißt nun Erziehung?; Wichtige damit zusammenhängende Einzelfragen

- **12. – 19. August:** Vierte Volkshochschulfreizeit als Wanderfreizeit mit dem Thema „Land und Leute des Sauerlandes“. Leitung: Ludwig Rese

- **2. – 9. September:** Volkshochschulfreizeit mit Dr. Adickes, Hermannsburg über volkswirtschaftliche Fragen (Bericht Brief Nr. 14). Gäste aus Dänemark (18 Teilnehmer)

- **September:** Brief Nr. 14

- **14. Oktober:** Einweihung des Neubaus mit Festvortrag von Prof. Dr. Georg Koch, Gießen über „Menschenbildung“, 300 Teilnehmer (Einladung und Bericht Brief Nr. 15)

- **22. – 28. Oktober:** Volkshochschulfreizeit mit Dr. Ninck, Colborn über „Natur und Kultur mit Blicken auf die heutige Zivilisation“. Themen: Was ist Natur? Was ist Kultur?; Die Musik (Natur-und Kunstmusik) mit zahlreichen Beispielen; Die Dichtung (Volks-und Kunstdichtung); Seele und Symbol (Mythos, Religion); Lebensformen (Einzelwesen, Horde, Persönlichkeit, Gesellschaft u. a.); Kulturuntergang oder Rückkehr zur Natur?

- **November:** Brief Nr. 15

- **27. Dezember 1928 – 1. Januar 1929:** Volkshochschulfreizeit mit Ingenieur Schild, Gescher über „Technik und Kultur“

1929

- **Januar:** Brief Nr. 16

- Kauf des benachbarten Bauernhofes Wislade durch die Volkshochschulgenossenschaft für Niedersachsen in Hermannsburg

- **3. – 31. März:** Erster vierwöchiger Kursus unter Leitung von Ludwig Rese mit dem Thema „Der Mensch der Gegenwart“. Themen: in Familie und Volk; in Schule, Kirche und Staat; in Wirtschaft und Gesellschaft; in Kunst und Dichtung. Einleitender Vortrag von Prof. Dr. Honigsheim (Köln) über „Menschen unserer Tage und das Volkshochschulheim“. Weitere Gastdozenten: Prof. Dr. Adolf Sellmann, Hagen: Heimat-und Wörterkunde; Prof. Dr. August Deutzmann, Remscheid: Bodenreform; (7 Dauerteilnehmer, aber viele Gäste), (Einladung und Bericht Brief Nr.18)

- **März:** Brief Nr. 17

- **29. März – 1. April:** Ostertreffen mit Vortrag von Hans Crome „Die Volkshochschule und das öffentliche Leben“

- **April:** Brief Nr. 18

- **13. April:** Geistliche Abendmusik der Wislade in der Erlöserkirche Lüdenscheid mit dem Bielefelder Singkreis unter H. K. Jakob (Programm)
- **5. – 12. Mai:** Freizeit mit Frau Prof. Krukenberg-Conze über „Zeitprobleme und Zeitnöte“. Themen: Freie Liebe oder Ehe?, Beruf oder Ehe oder Beruf und Ehe?; Persönlichkeit und Gemeinschaft (Bericht Nr. 19)
- **2. Juni:** Wislader Tag, Vortrag Pfarrer Hans Deppe (Gelsenkirchen) „Das Problem der Volksbildung für die Jugendbewegung“ (Bericht Brief Nr. 19)
- **2. – 9. Juni:** Freizeit mit Pastor Mensching über „Die Rassen- und Kolonialfrage“ und „Beobachtungen zu Weltkulturfragen in vier Erdteilen“. Themen: zur Rassenfrage; zur Kolonialfrage; zur Mission; zur Friedensfrage; zur Alkoholfrage; zur sozialen Frage (Bericht Brief Nr. 19)
- **Juni:** Brief Nr. 19
- **22. Juni:** Sonnenwendfeier
- **4. – 11. August:** Wanderfreizeit mit Ludwig Rese
- **11. August:** Erstmals eine kleine Verfassungsfeier mit schwarz-rot-goldner Flagge
- **11. – 18. August:** Freizeit mit Prof. Wentz aus Minden. über „Vom Gottsuchen und Gottfinden“. Themen: Übern Sternenzelt, im Sittengesetz; Kann man Gott erleben? Die Wirklichkeit Gottes; Offenbarung; Gottmensch und Gottesmensch (Bericht Brief Nr. 20)
- **September:** Brief Nr. 20 (Ludwig Rese hat einen Hanomag)
- **15. September – 27. Oktober:** Volkshochschullehrgang unter Ludwig Rese und Friedrich Schotte (verschoben auf März 1930)
- **12. – 13. Oktober:** Freizeitteilnehmertreffen mit Besuch aus Dänemark (Bericht Brief Nr. 21), (35 Gäste)
- **13. – 20. Oktober:** Freizeit über „Christentum und Sozialismus“ unter Leitung von Ludwig Rese und Friedrich Schotte. Anschließend ein Wochenendkurs mit gleichem Thema, Auseinandersetzung mit Vortrag von Hendrik de Man (Bericht Brief Nr. 21)
- **2. – 3. November und 30. November – 1. Dezember:** zwei Wochenendkurse mit dem Thema „Bodenreform“ unter Lehrer Gustav Michel aus Remscheid (Bericht Brief Nr. 21)
- **28. Dezember 1929 – 1. Januar 1930:** Singfreizeit mit Heinz Jakob, Bielefeld
- **1929:** etliche Gastfreizeiten (Bericht Brief Nr. 19, Nr. 20)

- **Januar:** Brief Nr. 22
- **11./12. Januar:** Wochenendkurs über „Moderne religiöse Kunst“
- **8. – 16. Februar:** Lehrlingsfreizeit des Ev. Gesellenvereins Dortmund unter Leitung von Ludwig Rese
- **1. – 15. März:** Lehrgang für junge Bauern über das Thema „Die Lage des Landvolks in der Gegenwart“. Mitarbeiter unter Leitung von Ludwig Rese: Dr. Schmidt, Hermannsburg; P. Thomä, Attendorn; P. Arning, Altrogenrahmede
- **8./9. März:** Wochenende mit Frau Dr. Agnes Waldstein, Essen
- **22. März – 16. April:** Volkshochschullehrgang für junge Menschen unter der Leitung von Ludwig Rese. Thema: Das Ringen der jungen Generation um Volk und Staat, Kirche und Schule, Ehe und Familie (Bericht Brief Nr. 23)
- **17. – 21. April:** Osterfreizeit mit Studienrat Hellmut Weishaupt aus Lübeck, Thema: Der Wille zur Gestaltung der Gesellschaft und Kultur vom protestantischen Glauben her. Vortrag von Dr. Schultz-Bielefeld über das Ev. Siedlungswerk am 5. April (s. Schriftwechsel)
- **Mai:** Brief Nr. 23
- **25. – 31. Mai:** Maifreizeit mit Regierungsrat W. Goethe, Darmstadt über „Ehe und Familie“. Themen: Geschlechtlichkeit und Sinn der Ehe; Bevölkerungspolitik; Geburtenregelung
- **22. Juni:** Wislader Tag mit Vortrag von Dr. F. Laack „Stand der Erwachsenenbildungsarbeit“ (Programm)
- **22. – 29. Juni:** Junifreizeit mit Dr. F. Laack, Berlin über das Thema „Der Kampf um die Rohstoffe und die Beherrschung des Weltmarktes“: Kapital, Petroleum, Kohle, Baumwolle, Gummi, Erze, Getreide (eine Einführung in die Weltwirtschaft)
- **Juli:** Brief Nr. 24
- **27. Juli – 2. August:** Wanderfreizeit mit Ludwig Rese
- **3. – 10. August 1930:** Volkshochschullehrgang mit Prof. K. Wentz über „Gegensätze und ihre Überwindung“. Themen: Unterschied, Gegensatz, Gegenteil; Mensch zu Mensch, im Menschen, Welt und Mensch, Mensch und Gott; Stand- und Ansatzpunkte für die Überwindung; Vermeintliche und wirkliche Gegensätze; Vertuschung, Kompromiß, Überbrückung; Lösung, Aufhebung, Überwindung (Bericht Brief Nr. 25)
- **September:** Brief Nr. 25
- **Oktober:** Entlassung von Heinrich Wehner als Heimleiter aus finanziellen Gründen
- **1. – 5. Oktober:** Singewoche mit Kantor Strube, Berlin

- **Oktober:** Brief Nr. 26, Störmer wehrt sich gegen Angriffe auf Ludwig Rese und rechtfertigt die Entlassung von Wehner; Rese ist für den Winter Lehrer in Bielefeld und arbeitet ohne Bezahlung für die Wislade. Nebenher arbeitet er für den Ev. Volksdienst. Sein Studium hat er nach vier Semestern mit Rücksicht auf die anderen Aufgaben aufgegeben
- **22. Oktober:** Brief von Rese an Störmer
- Stagnation der Arbeit im Winterhalbjahr wegen der Wirtschaftskrise
- **8. – 13. Dezember:** Freizeit für Erwerbslose, durchgeführt vom Ausschuß für Innere Mission der Synode Lüdenscheid unter Ernst Wilm, von 1929 – 1931 Pfarrer in Lüdenscheid, (Bericht Brief Nr. 27)
- **28. Dezember 1930 – 4. Januar 1931:** Weihnachts- und Silvesterfreizeit mit dem Thema „Land in Not“ (Brief Nr. 27), (15 Teilnehmer)
- (Wislade versteht sich als Volkshochschule, Freizeitenheim, als Jugendherberge und Erholungsheim)

1931

- **7. Januar:** Brief von Rese an Störmer
- **Januar:** Brief Nr. 27, Rese geht auf Vorwürfe gegen ihn ein
- **8. Februar:** Brief von Rese an Störmer
- **14./15. Februar:** Wochenendkursus mit dem Thema „Volksorganisches Denken“ mit Lehrer O. Remmert aus Gevelsberg, Einführung und Auseinandersetzung mit Berthold Otto
- **Februar:** Zweite Lehrerprüfung von Ludwig Rese
- **3. – 6. April (Osterfreizeit):** Tagung mit Hellmut Weishaupt über „Querschnitte durch die geistige Lage des Nachkriegs- und Nachinflationssdeutschland“. Themen: Wie erklärt sich der Radikalismus?; Die Bedeutung der Vermassung in unserem Leben; Die Flucht aus der Wirklichkeit des Lebens in der Scheinwelt des Films, in die politische Romantik usw.
- **Ab 22. April bis 5. Juni:** laufend Umschulungskurse für erwerbslose junge Mädchen aus Hagen (Bericht Brief Nr. 28)
- (April bis November 1931: 4650 Übernachtungen)
- Arbeit eines Freiwilligen Arbeitsdienstes, Besuch für drei Tage von der Pädagogischen Akademie Dortmund mit Prof. Dr. Körber, Ausbau der Kontakte beschlossen
- **Mai:** Brief Nr. 28
- **7. Juni:** Wislader Tag mit Vortrag von Jakob Herbert über „Erwachsenenbildung und politische Bildung“ (Bericht Brief Nr. 29, Überlegungen zur Neuordnung), Vorträge auch über „Wirtschaftskrise und Wirtschaftssystem als polit-pädagogische Probleme“ und in einem dreitägigen Abendkurs „Kapitalismus, Sozialismus, Kooperative Wirtschaft“
- **27./28. Juni:** Treffen der Hainsteiner mit Sonnenwendfeier

- **Juli:** Brief Nr. 29
- **18./19. Juli:** Nikolaus Ehlen aus Velbert in Lüdenscheid und auf der Wislade
- **2. – 9. August:** Freizeit mit Prof. Wentz aus Minden. Themen: Religion und Volkstum; Christentum und Deutschtum; Deutschtum und Religion; Deutschtum und Christentum; Versuch einer inneren Auseinandersetzung zwischen deutsch und christlich; Gegenwartskämpfe und Zukunftsaufgaben (Ankündigung im „Aufwärts“; Bericht Brief Nr. 30)
- **23. – 30. August:** Wanderfreizeit in Minden-Ravensberg mit Ludwig Rese (Programm Brief Nr. 29 u. 30)
- **23. August:** Vortrag von Dr. Schultz „Die ländliche Siedlung ein Ausweg aus der Arbeitsnot“ mit Vorführung des schlesischen und ostpreußischen Siedlungsfilmes
- **August:** Kinderlager auf der Wislade
- **September:** Gastfreizeiten
- **Mitte September:** Brief Nr. 30
- **20. September:** Beginn der Arbeit von Ludwig Rese in Berlin-Steglitz beim Ev. Presseverband in der Abteilung für Volkshochschulwesen
- **4. Oktober – 15. November:** Sechswochenkursus, verbunden mit Freiwilligem Arbeitsdienst (Bericht Brief Nr. 30 u. 31)
- **17. November:** Brief von Rese an Heinz Jakob
- **23. November:** Brief von Rese an Störmer aus Berlin-Steglitz
- **Ende November:** Postkarte von Hans Störmer an die Freunde
- **Dezember:** Werbefrief von Hans Störmer für eine Bauernfreizeit
- **7. Dezember:** Brief von Rese an Störmer
- **14. Dezember:** Brief von Rese an Störmer
- **Weihnachten:** Verlobung des Ludwig Rese mit Hilda Hermann
- **31. Dezember 1931 – 3. Januar 1932:** Silvestertreffen unter Ludwig Rese

1932

- **3. – 10. Januar:** Erster Bauernvolkshochschulkurs für junge Männer
- **10. – 17. Januar:** Erster Bauernvolkshochschulkurs für junge Mädchen. Thema: Was hat uns die Wirtschaftskrise zu sagen? Durcharbeit der Schrift von Wilhelm Adickes „Der Mißbrauch des Kapitals“ (18 Teilnehmer)
- Brief von Rese aus Recklinghausen an Störmer
- **14. Januar:** Brief von Rese aus Neviges an Störmer
- **Mitte Januar:** Brief Nr. 31 („Abschiedsbrief“ von Ludwig Rese)
- **30. Januar:** Versammlung des Bundes Religiöser Sozialisten im Gewerkschaftshaus Lüdenscheid

- **9. Februar:** Brief von Rese an Störmer
- **16. Februar:** Brief von Otto Weitz an Hans Störmer
- **23. Februar.** Brief von Rese an Störmer
- **Ende Februar/Anfang März:** Otto Weitz wird Nachfolger von Ludwig Rese. Einladung zum traditionellen Ostertreffen durch ihn Anfang März (Postkarte)
- **Anfang März:** Gruppe des Freiwilligen Arbeitsdienstes auf der Wislade (Bericht Brief Nr. 32)
- **26. März:** Gründung einer Gruppe von religiösen Sozialisten in Lüdenscheid
- Ostertreffen: (Bericht Brief Nr. 32)
- **29. April – 1. Mai:** Freizeit des Evangelischen Elternbundes mit dem Thema: Ev. Kinderlagerarbeit (Bericht Brief Nr.32)
- **24. Mai:** Brief von Rese an Störmer
- **26. – 28. Mai:** Freizeit mit W. Goethe über das sexuelle Problem (Bericht Brief Nr. 32)
- **29. Mai:** Wislader Tag mit Vortrag von Dr. Ehmer-Lüdenscheid „Zur Kulturkrise“ (Bericht Brief Nr. 32)
- **Seit Mai** monatliche Ausspracheabende:
 Mai: Lebensraum der jungen Generation. Referat Weitz
 Juni: Unsere Stellung in der Kulturkrise. Leitung: Dr. Ehmer, Lüdenscheid
 Juli: Freiwilliger Arbeitsdienst und Arbeitsdienstpflicht. Referat Weitz
 August: Die Wahlen vom 31. Juli und das Schicksal der nationalsozialistischen Bewegung. Referat Weitz
 September: Buch und Leser
- **18./19. Juni:** Treffen der Hainsteiner und Sonnenwendfeier (70 Teilnehmer)
- **25. – 26. Juni:** Tagung der „Westfälischen Arbeitsgemeinschaft für Volksbildung“ in Münster über „Die Bodenverbundenheit der Volksbildungsarbeit“, Bericht von Ludwig Rese über die Lage der deutschen Volksbildungsarbeit
- **29. Juni:** Brief Nr. 32 (von Otto Weitz)
- **Ab 7. Juli:** Freiwilliger Arbeitsdienst (Bericht Brief Nr. 33)
- **17./18. Juli:** „Über Volks-und Heimatkunde“ mit Lehrer Kuhne, Lüdenscheid
- **24./25. September:** Singetreffen (42 Teilnehmer)
- **25. September – 1. Oktober:** Siedlerlehrgang (s. Einladung von Weitz vom 14.9.1932); Referenten: u. a. Dr. Schultz, Bielefeld, Vikar Rüter, Dünne (6-35 Teilnehmer)
- **Oktober:** Vortrag von Dr. Figge in Lüdenscheid über „Die ev. Kirchenwahlen und der Sozialismus“

- **2. – 8. Oktober:** Freizeit zum Thema „Begriff und Bedeutung der Solidarität“ unter Prof. Wentz (Bericht Brief Nr. 34), (12-30 Teilnehmer)
- **4. November:** Ausspracheabend „Wehrsport und Wehrerziehung“. Referat Weitz (19 Teilnehmer)
- **7. – 12. November:** Jugendführerlehrgang mit dem Thema „Über Aufgaben und Methoden in der Betreuung von jugendlichen Erwerbslosen“ (mit staatlicher Förderung). (Bericht Brief Nr. 34), (18 Teilnehmer)
- **12. November:** Ende des am 1. August begonnenen Arbeitslagers
- **17. November:** Kirchenwahlen in Lüdenscheid: Überparteiliche Liste 40, Deutsche Christen 7 und Ev. Sozialisten 13 Sitze
- **12. Dezember:** Brief von Otto Weitz an „All unseren Freunden einen herzlichen Weihnachtsgruß...“
- **14. – 28. Dezember:** das Heim bleibt aus Ersparnisgründen geschlossen
- **29. Dezember 1932 – 3. Januar 1933:** Freizeit mit dem Thema „Deutsches Volk und deutsches Volkstum“, einschließlich einer Singefreizeit und Silvestertreffen der Wislader Freunde
- 1932 wieder eine Reihe von Gastveranstaltungen: u. a. Deutschakademische Freischar, BK, Ev. Frauenbund (Brief Nr. 33 u. 34)

1933

- Brief von O. Weitz, jetzt Leiter des Volkshochschulheims Wislade, vom Januar 1933: „An die Mitglieder und Freunde der Wislade auf dem Lande“
- **16. – 23. Januar:** Zweiter Jungbauernkursus (Bericht Brief Nr. 34)
- **2. Februar:** Presbyteriumswahlen in Lüdenscheid
- **8. Februar:** Brief Nr. 34 (Weitz formuliert die „nächsten Aufgaben“: Arbeitslager für erwerbslose Jugendliche und Wehrsport als Teil der neuen Wehrerziehung)
- **26. Februar:** Außerordentliche Mitgliederversammlung des Wislader Bundes, mit Referat von Weitz „Zur Lage der Volksbildung“
- **31. März – 13. April:** Erstes überbündisches Wehrsportlager (Bericht Brief Nr. 35), (31 Teilnehmer)
- **Ostern:** Evangelisch-liturgische Freizeit unter cand. Theol. R. Verbourg aus dem Kreis um Prof. Stählin, Münster (Bericht Brief Nr. 35), (32 Teilnehmer)
- **8. Juni:** Brief Nr. 35 (Konzentration der Bildungs- und Erziehungsarbeit auf das Bauerntum, auf Volkstum und Christentum)
- **14. Juni – 5. Juli:** Wehrsportlager der Deutschen Turnerschaft

- **25. Juni:** Wislader Tag mit Vortrag von Prof. Stählin „Kirche und Menschenbildung“
- **30. Juli – 5. August:** Freizeit mit Prof. Wentz unter Mitarbeit von Weitz unter dem Thema „Christliches Volkstum“
- **8. – 29. August:** Evangelisches Kinderlager
- **4. – 30. September:** Schulungslehrgang für Grenzlandarbeit und Wehrerziehung (bes. für Studenten)
- **18./19. Dezember:** Otto Weitz im Lüdenscheider Generalanzeiger: „Das Volkshochschulheim Wislade. Sein Weg und seine Aufgabe“

1934

- **20. März:** Auf einer außerordentlichen Hauptversammlung des Wislader Bundes tritt an die Stelle des alten Vorstandes ein Vorstand aus nationalsozialistischen Amtsträgern.
- **15. April:** Abschiedsbrief von Hans Störmer „Ihr lieben alten Freunde der Wislade“: Die Wislade ist am 20. März 1934 vom Nationalsozialistischen Lehrerbund übernommen worden. Handschriftliche Zeilen von Hans Störmer an Ludwig Rese

1945

- **April:** Lüdenscheider „Jugendbewegung“ übernimmt die Wislade
- **September:** Oberschulrat Dr. Otto Koch, Meinerzhagen, erklärt sich bereit, die Leitung der ersten drei pädagogischen Kurse zu übernehmen.

1946

- **10. Februar:** Neugründung des Vereins für die Heimvolkshochschule Wislade
- **Juli:** Neuauflage des Wislader Brief Nr. 34 durch Hans Störmer (Die Briefe Nr. 34 u. 35 vom 8. Februar u. 8. Juni 1933 von Weitz zählt er nicht mit.)
- **23. August:** Übernahme der Leitung und Verwaltung der Wislade durch Hans Störmer (Brief Nr. 34 vom Juli 1946)
- Kurse von Dr. Otto Koch im Sinne eines christlichen Sozialismus (Brief Nr. 34)
- Dr. Walther Koch (Bruder von Otto) als Rekonvaleszent in der Wislade für fünf Monate mittätig in der Planung der neuen Volkshochschularbeit
- **7./8. September:** Gründungsversammlung der „Arbeitsgemeinschaft für Christentum und Sozialismus“
- **September/Okttober:** Volkshochschullehrgänge über das Thema: Die wirtschaftliche, soziale und geistige Entwicklung

- **7./8. Dezember:** Wislader Tag mit rund 100 Teilnehmern, darunter Otto Koch, jetzt Ministerialdirektor in Düsseldorf (Brief Nr. 34)

1947

- **4./5. Januar:** Tagung für Jungbuchhändler, Besuch von Josefa Berens-Totenohl (Brief Nr. 35)
- **6. – 11. Januar:** Katechetische Woche für Lehreranwärter
- **Ab 17. Februar** drei vierzehntägige Kurse für Studenten der Pädagogischen Akademie Lüdenscheid unter Dr. Holtmeier (Brief Nr. 35)
- **1./2. April:** 2. Tagung der „Arbeitsgemeinschaft für Christentum und Sozialismus“ (Brief Nr. 35)
- **Ostern:** Begegnungstagung mit dem „Internationalen Versöhnungsbund“ und einigen Quäkern aus England, USA, Canada und Schweden
- **14. April ff.:** Erste Tagung mit jungen Gewerkschaftern (u. a. als Referent Dr. Hans Lutz aus Unna)
- **23. – 30. Juni:** Laienspielwoche mit Rudolf Mirbt
- **30. Juni – 5. Juli:** Singeweche
- **15. – 29. Juli:** Volkshochschulfreizeit unter dem Bochumer Volkshochschuldirektor Oskar Schöfer. Thema: Menschenbild und Menschenrechte im Wandel der abendländischen Geschichte und in der Gegenwart
- **1. – 14. August:** Volkshochschulkurs über Albert Schweitzer
- **August bis Herbst:** Lehrgänge für Volksschullehrer und Studenten der Pädagogik
- **16. November:** Wislader Tag: Morgenfeier von Otto Koch, Vortrag von Hans Störmer über „Grundlagen unserer Arbeit“ (Brief Nr. 36)
- **Dezember:** Brief Nr. 36

1948

- **1. – 14. April:** Abendland und Christentum: Geist der Antike – Wesen des Christentums – Kräfte des Abendlandes – Christianisierung und Volkwerdung im Abendland – Kirche und Staat – Weltliche und christliche Bildung
- **15. – 28. April:** Geistesringen im Abendland: Geistige Kräfte aus Mystik, Renaissance und Humanismus – Kirche im Wandel des Weltbildes – Katholizismus, Protestantismus, Calvinismus – Bürger und Bauer
- **29. April – 12. Mai:** Das Werden Europas: Volksordnung, Staatenordnung im Abendland – Deutschland, England, Frankreich, Niederlande, Spanien, Osteuropa – Europa, eine geistige und kulturelle Einheit?

- **20. Mai – 2. Juni:** Der Kampf um das Menschenrecht: Menschenrecht aus dem Geist der Aufklärung. Dem Idealismus, dem Materialismus, dem Christentum – Macht und Recht – Freiherr vom und zum Stein
- **3. – 16. Juni:** Menschenbildung – Volksbildung: Goethe: das Wesensbild des Menschen, Pestalozzi: ein Menschenleben für Menschenwürde
- **17. – 30. Juni:** Kampf um die Befreiung des Menschen: Bürgertum, Arbeiterbewegung – Christentum und Sozialismus – Wirtschaft und Geistesleben – Persönlichkeit und Gemeinschaft
- **August/September:** Lehrgänge für Studenten der Pädagogischen Akademie Lüdenscheld

Selbstkorrektur in eigener Sache

(1) Kein NS-Verbot 1937: der Evangelische Pressedienst erschien bis 1941

1. Initiative und Intention

Mit einer Initiativberichterstattung in eigener Sache hat der Evangelische Pressedienst (epd) im Sommer 2002 Aspekte seiner eigenen Geschichte gegenüber der Öffentlichkeit richtig gestellt.¹ Die Nachrichtenagentur war nämlich nicht, wie bislang in der Literatur angenommen², 1937 oder schon 1936 verboten worden, sondern konnte im Rahmen der NS-Presselenkung noch bis Mai 1941 weitererscheinen.

Zweifel an der bisherigen Lesart, im „Dritten Reich“ widerständig gewesen zu sein, was in der Nachkriegszeit ein Teil der journalistischen Identität des epd geworden war, tauchten erstmals 2001 auf, als der ehemalige epd-Chefredakteur Hans Hafenbrack bei Recherchen zu einem Buch über die Geschichte der Agentur auf epd-Ausgaben aus den ersten Kriegsjahren stieß – womit die bisherige Annahme, es habe in den NS-Jahren eine politisch motivierte Einstellung und eine Unterbrechung des Erscheinens gegeben, ins Wanken geriet.

¹ Die epd-Zentralredaktion in Frankfurt a. M. hat über die auch hier darzustellenden Befunde am 24. Juni 2002 in einem Sonderheft ihres Fachdienstes „epd medien“ (Nr. 48), textidentisch auch als Sonderausgabe der „epd-Dokumentation“ erschienen, berichtet. Der epd-Basisdienst begleitete diese Berichterstattung in eigener Sache mit Meldungen und Hintergrundberichten.

² Zur Tradierung der Verbotslegende vgl. u. a. folgende Belegstellen: Gottfried Mehnert, Evangelische Presse. Geschichte und Erscheinungsbild von der Reformation bis zur Gegenwart, Bielefeld 1983, S. 239; Jürgen Wilke, Der Evangelische Pressedienst (epd), in: ders. (Hg.), Agenturen im Nachrichtenmarkt, Köln/Weimar/Wien 1993, S. 217; André Uzulis, Nachrichtenagenturen im Nationalsozialismus, Frankfurt/M. 1995, S. 150; Axel Schwanebeck, Evangelische Kirche und Massenmedien, München 1990, S. 308; Volker Dettmer, Interesse und Information. Vergleich der Presseagenturen „Evangelischer Pressedienst“ und „Informationsdienst der Evangelischen Allianz“, Frankfurt/M. 1994, S. 24; Simone Höckele, August Hinderer. Weg und Wirken eines Pioniers evangelischer Publizistik (Studien zur Christlichen Publizistik Bd. 3), Erlangen 2001, S. 340 und 349.

Um rasch Klarheit zu erlangen, entschied sich der heutige Chefredakteur Thomas Schiller, einen Fachredakteur aus dem eigenen Haus, den Autor dieses Beitrags, mit zusätzlichen Recherchen, komplementär zu Hafenbrack und in enger Abstimmung mit ihm, zu beauftragen. Das Beispiel des Bertelsmann-Konzerns, der sich 1998 erst auf öffentlichen Druck hin entschied, eine Unabhängige Historische Kommission mit der Erforschung der NS-Verstrickung des C. Bertelsmann Verlags (ehemals in Gütersloh, heute in München) zu beauftragen³, stand den Verantwortlichen dabei warnend vor Augen.

2. Die Genese der Verbotsbehauptung

Die Annahme, der epd sei 1937 von der NS-Zensurbürokratie verboten worden, geht zurück auf Focko Lüpsen, der eine entsprechende Behauptung öffentlich erstmals im „Kirchlichen Jahrbuch“ 1949 aufgestellt und diese Version der epd-Geschichte seither in zahlreichen gedruckten und auch mündlichen Wortmeldungen weitergetragen und variiert hatte. Lüpsen, promovierter Theologe und gelernter Zeitungsredakteur (22.5.1898–31.3.1977), war 1933 Chefredakteur des reichsweiten epd geworden, der damals noch in Berlin-Steglitz residierte und erst nach 1945 nach Bielefeld-Bethel kam.⁴

In seinem Rückblick auf die NS-Zeit schrieb Lüpsen: „Noch drei weitere Jahre hindurch (nach 1934, V.L.) konnte innerhalb der Presseabteilung des EPD der Evangelische Pressedienst seine kirchliche Nachrichtenggebung für den Bereich der Tagespresse fortsetzen, bis schließlich nach einer scharfen Auseinandersetzung des Chefredakteurs mit dem Fachschaftsleiter der Reichspressekammer ein Verbot verhängt und der epd in die Illegalität gedrängt wurde.“⁵

Für diese „scharfe Auseinandersetzung“ findet sich in den historischen Quellen kein Beleg; es mag sie dennoch gegeben haben. Kirchenpresse stand seinerzeit unter scharfer Beobachtung nicht nur des

³ Der UHK-Abschlussbericht erschien im Oktober 2002: Saul Friedländer/Norbert Frei/Trutz Rendtorff/Reinhard Wittmann, Bertelsmann im Dritten Reich. Unter Mitarbeit von Hans-Eugen Bühler, Christoph Haas, Tanja Hetzer, Beate von Miquel, Helen Müller, Stefan Pautler, Olaf Simons, Sybille Steinbacher, München 2002; dies., Bertelsmann 1921–1951: Gesamtverzeichnis. Bearbeitet von Dina Brandt und Olaf Simons, München 2002.

⁴ Focko Lüpsen, Reminiszenzen an den Neubeginn des epd in den ersten Nachkriegsjahren, epd-Rundbrief Nr. 13 vom 10. November 1975, S. 3.

⁵ Focko Lüpsen, Der Weg der kirchlichen Pressearbeit von 1933 bis 1950, in: Kirchliches Jahrbuch 1949, C. Bertelsmann: Gütersloh 1950, S. 423.

Propagandaministeriums von Joseph Goebbels, sondern auch des Reichssicherheitshauptamtes.⁶ Der behauptete Konflikt mit der Reichsschrifttumskammer, wo alle Redakteure Mitglied sein mussten, führte aber nachweislich nicht zu dem behaupteten Verbot des epd im Jahre 1937, nicht davor und nicht danach.

Ebenso wenig gibt es Beweise für eine Mitwirkung Lüpsens in der Untergrundpublizistik. Schon für 1933, als er kurzzeitig Pressebeauftragter des unter NS-Druck bald wieder zurückgetretenen Reichsbischofs Friedrich von Bodelschwingh war, hatte Lüpsen für sich in Anspruch genommen, in „fliegenden Büros“ gearbeitet zu haben, „die öfter ihren Standort wechselten, um die illegalen Publikationen dem Zugriff der Gestapo zu entziehen“⁷.

Nach 1937 will Lüpsen dann also mit dem epd in eine nicht weiter konkretisierte Illegalität gegangen sein und für die Bekennende Kirche gewirkt haben. Der 1911 geborene Zeitzeuge Wolf-Dieter Zimmermann, der als junger Mann und Schüler Dietrich Bonhoeffers tatsächlich an der Untergrundpublizistik der Bekennenden Kirche mitgewirkt hat und deshalb 1937 zweimal festgenommen wurde, hat Lüpsen in

⁶ In den pressebezogenen Hinterlassenschaften des „Reichsministeriums für die kirchlichen Angelegenheiten“ – insgesamt zehn Akten, die im Bundesarchiv überliefert sind, der gesamte Bestand ist leider nur lückenhaft erhalten – finden sich zahlreiche Zeitungsverbote und Verbotsandrohungen: schätzungsweise drei Dutzend. Der epd ist nicht darunter, nicht 1937, nicht davor und nicht danach. Die feststellbaren Verbote und Androhungen gegen Kirchenzeitungen konzentrieren sich weniger auf Berliner Organe oder etwa christliche Fachzeitschriften als auf Sonntagsblätter in der Provinz. Für den Zeitraum Mai bis August 1938 ist beispielsweise diese Bekanntmachung überliefert: „Das Sonntagsblatt für Minden und das Wesergebiet ist polizeilicherseits auf die Dauer von 3 Monaten verboten worden.“ (BA, R5101/23732). Hintergrund: Der Sonntagsblatt-Herausgeber Pfarrer Dedeker aus Minden hatte ein Flugblatt „Pfarrer Niemöller im Konzentrationslager“ verbreitet. Dies war ein Verstoß gegen die Presseanweisung, wonach über den „Schutzhäftling“ Niemöller nichts mehr berichtet werden durfte. Es scheint, als sei in der Provinz, fernab der Reichshauptstadt, der Mut zur christlichen Selbstbehauptung gegen den totalen Geltungsanspruch des NS-Staates größer gewesen als in Berlin, wo auch der epd redigiert wurde. Das hatte seinen Grund wohl auch darin, dass das Wissen um die Grenzen des Sagbaren und die Empfindlichkeit der Zensoren in Westfalen oder Württemberg geringer war als in der Reichshauptstadt. Der epd scheint deshalb weitgehend reibungslos funktioniert zu haben, weil er mit Hinders Geheimwissen in seiner Funktion als Leiter der Evangelischen Fachschaft in der Reichspressekammer stets „auf Linie“ gehalten werden konnte und so möglichen Konflikten vorbeugend aus dem Wege ging.

⁷ Focko Lüpsen, *Der Weg ...*, S. 431 und ders., *Das Ende war voraussehbar. Eine Zeit der Unfreiheit für die kirchliche Presse*, in: *Lutherische Monatshefte* 16, 1977, S. 207.

dieser Zeit erlebt. Im Zeitzeugen-Interview⁸ erinnerte er sich noch klar an die damaligen Verhältnisse und hielt Lüpsens Eigenlob, er habe in der Illegalität für eine freie Kirche und gegen die Nazis gearbeitet, aus mehreren Gründen für unglaublich.

In den 30er Jahren ist Zimmermann mehrfach mit Lüpsen zusammengetroffen und hat mit ihm auch über die kirchenpolitische Lage gesprochen: „Ich habe ihn öfters gefragt danach. Er war ausgesprochen ängstlich und angepasst und wollte eigentlich nicht belastet werden und war sehr vorsichtig, wenn irgendwo eine Begegnung mit fixierten Leuten der Bekennenden Kirche [anstand]. Er war freundlich, aber [machte deutlich:] es ist nicht mein Gebiet, das will ich nicht. Man merkte ihm so richtig die Distanzierung an. Aber ich hab ihn ja überhaupt kennen gelernt als einen etwas vorsichtigen, bescheidenen, zurückhaltenden, ängstlichen, um nicht zu sagen hilflosen Mann.“

Für die Bekennende Kirche, wie von Lüpsen behauptet, habe der epd-Chefredakteur „garantiert nicht“ gearbeitet, schätzt Zimmermann ein. Für unglaublich hält er auch die Lüpsen-Darstellung „fliegender Büros“, die sich der Gestapo entzogen hätten.

3. Gründe für die Einstellungsschritte 1939 und 1941

Die von Lüpsen im „Kirchlichen Jahrbuch“ gewählte Formulierung suggeriert, der gesamte epd sei verboten worden und habe dann im Untergrund weitergearbeitet. Nimmt man jedoch das Detail „kirchliche Nachrichtengabe für den Bereich der Tagespresse“ ernst, könnte Lüpsen die epd-Ausgabe A „für die Tagespresse“ gemeint haben, die sich damals als agenturähnlicher Nachdruckdienst an die weltliche Presse wandte. Aber auch die Ausgabe A wurde nicht 1937, sondern erst mit der letzten Ausgabe vom 5. Mai 1939 eingestellt.

Grund hierfür war nicht eine politisch motivierte Zensurmaßnahme, sondern höchstwahrscheinlich eine Selbstbegrenzung von August Hinderer, dem Direktor des Evangelischen Pressverbands für Deutschland (EPD)⁹, in dem der epd erschien. Hinderer, in Personalunion auch Fachschaftsleiter der evangelischen Presse innerhalb der Reichsschrift-

⁸ Auf Grund eines freundlichen Hinweises von Manfred Gailus (TU Berlin) war es während der Recherchen zu dem epd-Sonderheft gelungen, Zimmermann in Berlin ausfindig zu machen. Der Autor interviewte ihn dort am 24. April 2002; die Transkription des Gesprächs umfasst 17 Seiten.

⁹ Zur Verdeutlichung: Den Verband und Verlag des epd kürzen wir in Versalien ab; das Kürzel des Pressedienstes, den der EPD vertrieb, ist epd.

tumskammer, war seit 1937 gezwungen, den Papierverbrauch der kirchlichen Presse zu vermindern.¹⁰ Die Konsequenzen dieser Papierrationierung, hinter der die Kriegsvorbereitungen Hitlers steckten, konnte Hinderer nicht nur bei Provinzblättern, die Mitglied in seinem Reichsverband der evangelischen Presse (REP) waren, exekutieren, sondern er musste auch im eigenen Reich, unter den Publikationen des EPD, seinen Tribut zollen.

Was auch nach 1939, dem letzten Erscheinungsjahr der Ausgabe A, zunächst weitererscheinen durfte, war die epd-Ausgabe B, die als Nachdruckdienst für die kirchliche Presse bestimmt war. Sie überlebte bis zum 14. Mai 1941, der letzte vollständige Jahrgang 1940 hatte immerhin noch 522 Seiten umfasst. Bis Juni 1940 war Focko Lüpsen, der seiner eigenen Nachkriegsdarstellung zufolge schon 1937 verboten worden war, verantwortlicher Schriftleiter gewesen und blieb es nominell noch danach, bis Mai 1941, nachdem er schon im Sommer 1940 zum Kriegsdienst eingezogen worden war.

Auch das endgültige Aus für den epd 1941 war kein singuläres Ereignis, das den christlichen Pressedienst wegen politischen Fehlverhaltens getroffen hätte, sondern eine generelle Kahlschlagaktion der Nazis unter der verbliebenen weltlichen und kirchlichen Presse. Das wegen Kriegsfolgen und Importbeschränkungen knapp gewordene Druckpapier sollte künftig der Staats- und Parteipresse vorbehalten bleiben. Wie den epd traf es damals insgesamt 550 Zeitungen, darunter auch die katholische Zentrums Presse wie die „Kölnische Volkszeitung“ und die „Essener Volkszeitung“.¹¹ Im Juni musste Hinderers EPD auch seinen beliebten „Bilderboten für das evangelische Haus“ einstellen.¹²

4. Inhaltlich lag der epd auf der NS-Propagandalinie

Die epd-Recherchen zur eigenen Geschichte fanden in zahlreichen Archiven¹³ statt, konzentrierten sich aber auf das Bundesarchiv in Ber-

¹⁰ Reichsverband der evangelischen Presse/Fachschaft der Reichspressekammer, Rundschreiben Nr. 41 vom 25.1.1937, EPA. Auch Norbert Frei/Johannes Schmitz, Journalismus im Dritten Reich, München ³1999, S. 211, datieren den Beginn der Papierkontingentierung auf 1937.

¹¹ Frei/Schmitz, Journalismus, S. 213.

¹² EPD-Benachrichtigung für die Bezieher, Berlin-Steglitz, 5.6.1941, in: Evangelisches Pressearchiv EPA, München.

¹³ Archiv der Pommerschen Evangelischen Kirche, Greifswald; Archiv des Diakonischen Werkes, Berlin; Archiv des Evangelischen Presseverbands für Westfalen und Lippe, Bielefeld; Archiv des Gemeinschaftswerks der Evangelischen Publizistik,

lin, wo – im Sinne einer denkbaren Bestätigung und Entlastung für Lüpsen – nach einer eventuellen NS-Verbotsverfügung und/oder nach Belegen von Repressalien gegen ihn gesucht wurde, sowie auf die Staatsbibliothek zu Berlin (SBB), wo die epd-Jahrgänge aus den NS-Jahren bis einschließlich Mai 1941 fast ohne Fehlstellen gesammelt sind. Feststellbar ist diese gute Quellenlage hinsichtlich der epd-Jahrgangsbände übrigens seit vielen Jahren über die auch online verfügbare Zeitschriftendatenbank (ZDB), was es Forschern, die der von Lüpsen aufgestellten und von anderen weitergetragenen Verbotslegende glaubten, ermöglicht hätte, auf eine dazu widersprüchliche Spur zu stoßen.

Studiert man in der Staatsbibliothek zu Berlin die epd-Originalpublikationen bis 1941, so zeigt sich: Der epd jener Jahre lag in Nachrichtengebung und Kommentierung ganz „auf Linie“. Seine redaktionellen Inhalte entsprachen dem, was von den NS-Machthabern propagandistisch verlangt war. Wollte man die NS-Diktion bemühen, könnte man sagen: Der epd war „gleichgeschaltet“ wie die deutsche Presse insgesamt. Auch findet sich kein relevanter Hinweis auf jene Distanz zur NS-Ideologie, die Lüpsen in der Nachkriegszeit für sich Anspruch genommen hatte.¹⁴

Aber es bleibt doch die Frage, ob sich der epd wirklich derart bruchlos in die Nähe zur NS-Ideologie begeben musste. Sowohl aus religiös-publizistischer wie sogar aus staatlicher Sicht muss das verneint werden. Selbst die Nazis wollten zumindest bis 1939 nicht, dass sich die Kirchenpresse derart in die Politik einmischte. So erging beispielsweise am 12. Juli 1935 eine Anordnung des Präsidenten der Reichspressekammer, Max Amann: „Die Behandlung politischer Fragen oder die Stellungnahme dazu ist nicht Aufgabe der kirchlich-konfessionellen Presse. Aus

Frankfurt/M.; Britisches Nationalarchiv: Public Record Office, Kew bei London; Bundesarchiv, Berlin; Deutsche Bibliothek, Frankfurt/M.; Evangelisches Pressearchiv, München; Institut für Zeitungsforschung, Dortmund; Landeskirchliches Archiv der Evangelischen Landeskirche in Württemberg, Stuttgart; Landeskirchliches Archiv der Evangelischen Kirche von Westfalen, Bielefeld; Staatsbibliothek Unter den Linden, Berlin; Universitätsbibliothek Tübingen.

¹⁴ Vorsichtige Distanzierung vom Kurs in Kirche und Staat konnte allenfalls bei der Erörterung von Glaubensfragen riskiert werden. Nennenswert ist ein in Briefform gehaltener Aufsatz des Theologen Kurt Hutten: „Und nicht anders ist es mit der weitverbreiteten Meinung: die Entdeckung der Rassen habe dem christlichen Glauben den Boden entzogen. Wieso denn? (...) Die rassische Erkenntnis hat bedeutungsvolle neue Seiten und Zusammenhänge des menschlichen Daseins entdeckt. Aber das Verhältnis des Menschen zu Gott in Ordnung zu bringen, das ist weder ihre Absicht, noch läge es in ihrer Macht.“ (epd B Nr. 6 vom 8.2.1939, S. 13).

diesem Grund hat sie die Veröffentlichung derartiger Beiträge (...) ab sofort zu unterlassen.“¹⁵

Dies ist nur eine von vielen ähnlich lautenden NS-Presseanweisungen. Ihnen allen ist eine Ambivalenz eigen, die von Lüpsen und Hinderer nicht erkannt wurde oder die sie nicht erkennen wollten. Die unmissverständliche Aufforderung zur politischen Abstinenz hätte nämlich die Chance geboten, sich legitimerweise aus einer ganz und gar unchristlichen Politik herauszuhalten und den epd insofern sauber zu halten. Die inhaltliche Beschränkung auf die Wesentlichkeiten von Glauben und Kirche wäre eine Form anständigen „Überwinterns“ gewesen, hätte einen Rest von Freiheit gewährleistet. Die epd-Redaktion wollte aber offenbar weiterhin auch politisch mitreden. Eine mögliche Deutung für dieses Verhalten ist die, dass der epd mit seiner propagandistischen Übererfüllung des Plansolls sich den Machthabern als unentbehrlich andienen und drohenden Einstellungsabsichten vorausseilend den Boden entziehen wollte. Weitergehend könnte angenommen werden, die Redaktion unter Focko Lüpsen habe zumindest einige Vorhaben des NS-Regimes geteilt, diese also publizistisch mittragen wollen.

5. Ab 1939: Kriegspropaganda im epd

Die Option, NS-abstinent zu bleiben und die dunkle Zeit in einer Art religiösem Refugium zu überdauern, war aber spätestens mit dem Jahr 1939 obsolet geworden. Mit Beginn dieses Jahres, in dem Hitler den Krieg begann, war es auch der kirchlichen Presse nicht mehr erlaubt, in einem religiösen Refugium abseits zu stehen. Jetzt war auch von der Kirchenpresse ausdrücklich eine ideologische Kriegsvorbereitung verlangt, die sich konkret z. B. gegen die Polen als Volk und später gegen die Engländer richtete.

Schon am 17. Mai 1939 berichtete epd über „Polenausschreitungen in deutscher Kirche“.¹⁶ „Polnischer Chauvinismus“ störe deutsche Gottesdienste – wie so oft auch hier im Indikativ, als wäre der epd-Autor selbst Augenzeuge gewesen. Am 31. Mai 1939 wurde diese Kurzmeldung nachgelegt: „In Kattowitz kam es, wie schon in anderen deut-

¹⁵ Zit. bei Axel Schwanebeck, Evangelische Kirche und Massenmedien, München 1990, S. 314.

¹⁶ Um den Anmerkungsapparat nicht zu überfrachten, werden epd-Zitate im Folgenden im laufenden Text durch Datumsangaben nachgewiesen. In der Regel handelt es sich dabei um Zitate aus der Ausgabe B (für die kirchliche Presse). Ausgabe A war seit dem 5.5.1939 eingestellt.

schen Gemeinden Ostoberschlesiens, wieder zu skandalösen Störungen deutscher Gottesdienste durch die Polen. Der Kampf gegen die deutsche evangelische Kirche, die dort allzeit entschieden für die Sache des deutschen Volkstums eingetreten ist, nimmt immer schärfere Formen an.“

„Terror ohne Ende“ gegen Deutsche wurde erneut am 19. Juli 1939 aus Polen gemeldet und am 9. August nochmals: „Polnischer Wahnsinn tobt weiter“. Was zu geschehen hatte, der epd signalisierte es in derselben Ausgabe mit dem Abdruck eines „Briefes aus dem Osten“ über eine „Fahrt ins Ordenland“, den ein Friedrich Christlieb an einen „verehrten lieben Herrn Doktor“ geschrieben habe: „Still und breit leuchtet das silberne Band des Weichselstromes. Ein einziger kleiner Schleppzug geht mühsam gegen den Strom – nach Polen! Sonst ist auf diesem Riesenstrom nicht ein einziges Fahrzeug zu sehen! Jenseits aber des Stromes liegt ein anderes Ufer, liegen die ernteschweren Wälder – deutscher Strom, deutsches Land, deutscher Wald! Aber es ist alles abgerissen von der Heimat, losgetrennt durch sinnlose Grenze, zerschlagen und blutend! Der stolze Strom ist verödet, deutsches Land unter polnischer Herrschaft, deutsches Blut fern der Heimat!“ (Unterstreichungen im Original.)

Nur 17 Tage später, am 26. August 1939 erfolgte die deutsche Mobilmachung. Am 1. September begann der Angriff auf Polen. Der epd berichtete nicht nur, was das militaristische Deutschland in diesen Tagen bewegte und was vom Propagandaapparat an Gräuelt- und Siegesmeldungen vorgegeben war. Er kam der verlangten Kriegsbegeisterung, die in der Bevölkerung 1939 in Wahrheit längst nicht so groß war wie 1914, auch in Kommentaren, ja selbst im Abdruck von entsprechenden Gebeten und Fürbitten nach. Für die Ausgabe vom 4. September 1939 hatte auch Chefredakteur Focko Lüpsen zur Feder gegriffen – jener Mann also, dessen epd, seiner eigenen Nachkriegslegende zufolge, schon zwei Jahre zuvor verboten worden war. Der gut zweiseitige Leitartikel, gezeichnet mit „F. L.“, versuchte, „getroste Zuversicht“ (so der Titel) zu verbreiten: „Unser Volk hat sich erhoben, um mit den Waffen einzustehen für einen Frieden der Gerechtigkeit. Der Führer hat uns alle zum Einsatz gerufen, und wir alle stehen bereit, wo und wie er uns braucht.“

6. Antisemitische Anklänge im epd

Der epd jener Jahre war kein „Stürmer“. Expliziter Antisemitismus findet sich nicht auf seinen Seiten. Das aber bedeutet nicht, der Juden-

hass habe gar keine Spuren im epd hinterlassen. Der Jahrgang 1938 beispielsweise wurde eröffnet mit einem Zitat des Landesbischofs von Bayern, der schon 1926 Mischehen zwischen „Deutschstämmigen“ und Juden missbilligt habe, weil dies nur zu „rassisch unterwertiger Mischlingsbildung“ führe. In einer Aufmachermeldung protestierte der epd am 18. November desselben Jahres „gegen die judenfreundliche Haltung amerikanischer Kirchenführer“. Seit der „Reichskristallnacht“ am 9./10. November 1938 mit ihren antisemitischen Ausschreitungen in ganz Deutschland war gerade eine Woche vergangen.

Im Februar 1939 wurde in einer kurzen Meldung der Vortrag eines „Theologen über die jüdische Rassengeschichte“ gewürdigt. Im März dann meldete der epd, dass die „Gesetze über die kirchliche Stellung der Juden“ nach Thüringen nun auch in Sachsen, Mecklenburg und Anhalt in Kraft seien. Dies bedeute, dass Juden nicht mehr Kirchenmitglieder werden könnten und Amtshandlungen an ihnen verboten seien. Ernste Konsequenz: Der Rettungsweg der Assimilation, also des Übertritts zum christlichen Glauben, war den Juden damit versperrt.

Mitte desselben Monats meldete die Ausgabe B für die kirchliche Presse: „Steuervergünstigungen für die Judenmission nicht gerechtfertigt.“ Es handelte sich um ein Zitat aus der „Zeitschrift der Akademie für deutsches Recht“, wonach die Judenmission „unter Umständen sogar einmal schädlich sein (könnte), nämlich dann, wenn etwa im einzelnen Fall die Taufe eines Juden dazu benutzt werden sollte, um seine minderrassische Abstammung zu verschleiern“.

Die Juden wurden drangsaliert und vertrieben (bevor später die Vernichtung begann), doch die christliche Kirche blieb beschäftigt mit ihnen: Im Mai berichtete der epd über die Gründung eines „Instituts zur Erforschung des jüdischen Einflusses“ mit dem Zweck der „Entjudung des Christentums“. Was daraus praktisch zu folgen habe, erläuterte der epd wenig später, am 24. Mai 1939. Unter der Überschrift „Ein verhängnisvoller Irrtum“ wurde Mathilde Ludendorff, die Begründerin des „Bundes für Gotterkenntnis“, mit der Aussage zitiert, das Christentum sei leider „projüdisch“ und dem müsse begegnet werden.

Wie am besten, darüber informierte der epd am 17. Mai 1939 unter Berufung auf eine Erklärung des Thüringer Landeskirchenrats zu Kindergottesdienst und Konfirmandenunterricht, die zur Voraussetzung hätten, so der epd, „dass keine religiöse Unterweisung in irgendwelchen Gegensatz zur nationalsozialistischen Weltanschauung führen dürfe. Deshalb müsse der Religionsunterricht die klare Erkenntnis des unüberbrückbaren Gegensatzes zwischen Christentum und Judentum zur Grundlage haben.“ (Unterstreichung im Original.)

Im Oktober 1939 sorgte sich die epd-Redaktion in Berlin-Steglitz um D. Theodor Zöckler, den Leiter der „Stanislauer Anstalten“, eine evangelische Einrichtung, die damals auch das „Bethel Polens“ genannt wurde. Schon Anfang Juni 1939 hatte eine epd-Kurzmeldung von Schwierigkeiten berichtet: „Die von D. Zöckler begründeten Stanislauer Anstalten sehen sich gezwungen, Zöglinge zu entlassen, da die polnischen Behörden den deutschen evangelischen Liebeswerken rückwirkend für sechs Jahre hohe Steuern auferlegt haben.“

Mit Kriegsbeginn war das „Liebeswerk“ erst recht gefährdet. „Wie steht es um D. Zöckler?“ fragte der epd in der Überschrift am 18. Oktober 1939 auf Seite 1 und berichtete, Zöckler sei nach Kriegsbeginn zunächst von Polen im Stadtgefängnis von Stanislaw interniert worden. Doch die Wehrmacht nahte: „Am 16. September änderte sich das Verhalten der polnischen Wachen. Sie wurden zusehends kleinlauter, ließen sich für den Fall eines Einmarsches von ihren eigenen Gefangenen Schutz zusichern und ließen diese dann frei.“

Abermals war der journalistische Konjunktiv mitten im Krieg offenbar zu einer entbehrlichen Feinheit geworden. Dem Wechsel in den antipolnischen Indikativ folgte in diesem ausdrücklich mit „epd“ gezeichneten Artikel erstmals auch ein rabiater antisemitischer Affekt, von der Redaktion im Druck durch Unterstreichung hervorgehoben: „Es folgten nun zwei unheimliche, herrenlose Tage, in denen die zahlreichen Juden der Stadt ein schrankenloses Regiment auszuüben versuchten. Rasch bildete sich eine deutsche Wehr“, hieß es in dem epd-Bericht.

7. Zunehmende Kriegspropaganda im epd

Der Theologe Focko Lüpsen bilanzierte zum Jahresende 1939: „Gott ist getreu.“ Denn hatte er nicht den Deutschen gegen die Polen geholfen? „Unsere Waffen sind gekrönt von einem einzigartigen Sieg“, schrieb der Hauptschriftleiter unter dem Kürzel „Lp.“ im epd vom 20. Dezember. Lüpsen endete mit einem Aufruf und Gelöbnis: „Treu dem Volk und seinem Führer (...), treu bis an den Tod.“

Die Propaganda, die der epd in diesen Monaten vermehrt transportierte, sollte offenbar das einlösen, was der epd dem Regime versprach, nämlich „dienende Bereitschaft“ – so der Titel eines mit der Spitzmarke „epd.“ gekennzeichneten Leitartikels vom 14. Februar 1940.

Allerdings machten sich auch Stress und Verknappung bemerkbar: Die Tippfehler häuften sich, das Schriftbild der epd-Ausgaben wurde

blasser, weil offenbar Farbe fehlte, das Papier für den Druck verschlechterte sich zusehends. Der epd fürchtete sogar um sein Erscheinen. In Nummer 8 vom 16. Februar 1940 hieß es: „Da wir infolge Kohlenmangels nicht die Gewähr dafür übernehmen können, dass unsere am 21. Februar fällige Ausgabe pünktlich erscheint, bringen wir heute schon einige Artikel zur Konfirmationszeit. gez. Dr. Lüpsen.“

Noch marschierte die Wehrmacht voran, und in ebenso rascher Folge brachte der epd Mobilisierungsaufappele und Rechtfertigungsreden: „Tapferes Sterben – getrostes Gedenken“, so eine Schlagzeile aus dem Februar 1940. Im März dann nahm sich der Theologe Helmut Thielicke, der in der Nachkriegszeit mit seinen Büchern noch bekannt werden sollte, beschwichtigend des Theodizee-Problems an, das sich durch Kriegstote in vielen christlichen Familien nicht mehr verdrängen ließ: „Wo ist Gott? Aus einem Briefwechsel mit einem jungen Menschen“.

Am 27. März 1940 – Hitler und Mussolini hatten sich gerade am Brenner getroffen, die französische Regierung war gestürzt und der deutsche Angriff auf Dänemark und Norwegen sowie auf die Länder im Westen stand kurz bevor – verbreitete der epd noch mal „Siegeszuversicht“, so der Titel eines Leitartikels. Zum Beleg wurde darin aus dem Brief eines Soldaten zitiert: „Eins ist sicher: hinter dem Werk des Führers steht der Allmächtige.“

Je weiter der Krieg voranschritt und Nazideutschland noch Erfolge seiner Armee verzeichnete, desto euphorischer gebärdete sich auch der epd. Gleich sechs kriegserische Schlagzeilen finden sich auf Seite 1 der Ausgabe 21 vom 15. Mai 1940: „Die Stunde der Entscheidung“/„Siegesmarsch“/„Entscheidungskampf im Westen“/„Erfolge unseres Heeres“/„Stunde des Frontsoldaten“/„Unser Wille zum Sieg“.

Auch die äußere Aufmachung des mit enger Schreibmaschinenschrift gestalteten Pressedienstes wurde jetzt auffälliger. Anderthalbzeilig prangte es am 29. Mai 1940 auf Seite 1: „Dank und Gelöbns“. Der etwa wöchentlich erscheinende Dienst war hier äußerst aktuell, bezog sich der nachfolgende Artikel doch auf die Kapitulation Belgiens einen Tag zuvor. epd kommentierte: „Nach 18-tägigem Siegesmarsch unserer tapferen Wehrmacht hat der belgische König mit seiner Armee die Waffen gestreckt.“ Gott, so die nachfolgende epd-Fürbitte für alle Waffengattungen, „behüte unsere Wehrmacht zu Lande, zu Wasser und in der Luft“.

Den Sieg über Frankreich am 22. Juni 1940 wertete der epd vier Tage später als Beweis für die „Größe des Handelns“. Eine Woche nach dem Sieg über den Erzfeind im Westen schrieb der epd: „Neu angetreten. Zum Entscheidungskampf“. Der neue Feind, gegen den es jetzt gehen sollte, hieß England. Der epd hatte die neue Zielvorgabe

des Propagandaministeriums bereits am 10. Juli übernommen: „Nach dem Siege erst recht.“

8. Politische Radikalisierung im weiteren Kriegsverlauf

Die Nummer 29 vom 10. Juli 1940 war die letzte Kriegsausgabe unter der Hauptschriftleitung von Focko Lüpßen. Der epd-Chefredakteur wurde zum Kriegsdienst eingezogen; er war damals 42 Jahre alt. Nr. 30 vom 17. Juli verantwortete schon der um ein Jahr ältere Dr. Kurt Böhme. Das Impressum der epd-„Ausgabe B: für kirchliche Blätter“ lautete nun: „Herausgeber: Prof. Dr. A. Hinderer. Verantwortliche Schriftleitung: Dr. Focko Lüpßen (z. Zt. im Wehrdienst). i. V. Dr. K. Böhme“.

Böhme war mehr als nur ein Abwesenheitsvertreter. Hatte schon Lüpßen den epd treu auf nationaler Linie gehalten, so legte Böhme noch zu. Von einer Ausgabe auf die nächste radikalisierte sich der epd hin zu pointierter Kürze und aggressiver Kommentierung; ein deutliches Zeichen, dass der Pressedienst sich der Propaganda unentbehrlich machen wollte.

Im Jahrgang 1940 ist der Wechsel in der Schriftleitung von Lüpßen zu Böhme augenfällig. Der gewollten propagandistischen Wirkung diente auch eine neue Knappheit, die unter Böhme in die Gestaltung des Pressedienstes einzog. Gefragt waren nicht mehr lange Leitartikel über zwei oder drei Seiten, sondern kriegserische Kurzkomentare, von denen Böhmes Premierenummer 30 vom 17. Juli gleich drei präsentierte. „Bereitschaft“ war der eine überschrieben und anderthalbzeilig hervorgehoben.

Die Zahl dieser Kurzkomentare, die den Kriegsverlauf auf den Punkt zu bringen versuchten, steigerte die Redaktion in der Folge stetig. Vier waren es am 21., fünf am 28. August. Aus deutscher Sicht zu feiern gab es damals das einjährige Kriegsjubiläum. Sechs, ja sieben Kurzkomentare, die jeweils verschiedene Aspekte der aktuellen Lage behandelten, finden sich in den Nummern 37 und 38.

In Reaktion auf Hitlers Einfall in Polen 1939 hatten England und Frankreich Deutschland am 3. September den Krieg erklärt. Die Folge waren u. a. auch Luftangriffe der Engländer auf deutsche Städte, wo viele Zivilisten zu Tode kamen. Daraus machte der epd am 7. August 1940 den Aufmacherkommentar: „Wir klagen an. Englands Kampf gegen Wehrlose“: „Englische Flieger werfen in Hannover Bomben auf Frauen und Kinder. Die Engländer, die immer ihre Christlichkeit vorschützten, haben die Maske fallen gelassen. (...) Wir aber klagen an vor Menschen und vor Gott.“ Weiter hinten im Blatt sollten dann „die

Wurzeln der Scheinfrömmigkeit“ in der „englischen Religionsauffassung“ entlarvt werden.

„Mit Gott! Das ist der Sieg“ versuchte der epd seine Leser am 13. November 1940 glauben zu machen. „In allem treu“, „– dann aber erst recht“, „Deutschland stärker denn je“, „Aus der Kraft des Lichts“, „Vertrauen“, „Auch wir an der Front“ – all diese Beitragstitel beschworen die von oben verordnete Siegesgewissheit.

Kurz vor Weihnachten 1940 zog der epd eine Bilanz des Luftkriegs gegen England. Es handelt sich um eines der übelsten Dokumente aus der „Korrespondenz des Evangelischen Preßverbands für Deutschland“: „Seit mehr als einem Vierteljahr fallen fast Tag für Tag die Schläge unserer Luftwaffe auf England nieder. (...) Brände und Brände zeigen den Engländern das Wirken der deutschen Luftwaffe. (...) Sie sind es ja selbst gewesen, die das alles auf sich heraufbeschworen haben. Wir aber müssen sie fragen: Wisst ihr Engländer nicht mehr, dass unser Führer Euch und der ganzen Welt den Vorschlag gemacht hat, den Bombenkrieg nicht nur abzuschaffen, sondern sogar zu ächten? (...) Und um die Insel herum wachen unsere U-Boote und halten den Ring um England fest geschlossen. So gut wie nichts entgeht ihren wachsamen Augen. Geleitzug um Geleitzug wird von ihnen vernichtet. Wer für England fährt, fährt in den Tod.“

Oft gehen Seiten- und Datumsangaben in den einzelnen epd-Nummern dieser Wintermonate durcheinander – kleine Zeichen dafür, dass in die Berliner Redaktion Hektik, Stress und bestimmt auch Angst eingezogen waren. Trotz aller kriegsbedingter Schwierigkeiten, zu denen auch eine beginnende Knappheit an Papier und anderen Druckmaterialien gehörte, war die Redaktion im Jahre 1940, in dem sie ihren letzten vollständigen Jahrgang unter der NS-Herrschaft redigieren durfte, noch ungeheuer produktiv: 522 Seiten umfasst der epd-Jahrgang 1940 – ein Jahrgang, in dem die ideologischen NS-Inhalte weit mehr waren als nur gelegentliche taktische Tribute an das System. Tatsächlich wurde regelmäßig und systemkonform, Ausgabe für Ausgabe, Propaganda für den begonnenen Vernichtungskrieg der Nazis geliefert.

Böhmes neue Praktik der knappen Kommentare zu verschiedensten Kriegsaspekten wurde nach dem Jahreswechsel 1940/41 weiter perfektioniert. Immer waren die Seiten 1 bis 2 oder 3 für dieses Stakkato der Propaganda reserviert. Der Kriegslagebericht des OKW wurde vom epd positiv vermeldet: „...so singt der neueste Abschlussbericht das Lob der Marine und der Luftwaffe“.

Nach den Polen hatte der epd ideologisch vor allem England und die Engländer sowie die Anglikanische Kirche im Visier. Die Bomben, die damals auf deutsche Städte fielen und Tod und Verletzung brach-

ten, verstand der epd nicht als Revanche für deutsche Bomben, die zuvor z. B. auf Coventry gefallen waren. Der epd sah die Sache am 26. Februar 1941 so: „England hat sich schon immer auf den Krieg gegen Frauen und Kinder verstanden.“

Vom „Gehorsam des Herzens“ schwärmte die übernächste Ausgabe. Danach wurde dem Führer auf Seite 1 zum 52. Geburtstag gratuliert („Wir geloben ihm unwandelbare Treue und unverbrüchlichen Gehorsam“) und auf Seite 5 derselben Ausgabe über „neue Forschungsprogramme“ berichtet: „Der jüdische Einfluss auf das deutsche kirchliche Leben“.

Die antisemitische Meldung in diesem März 1941 kam nicht von ungefähr, wurde doch in diesem Jahr die NS-Judenpolitik zusehends repressiver, und das auch innerhalb der Reichsgrenzen. Am 31. Juli wird die „Endlösung“ der Judenfrage beschlossen. Vom 19. September an mussten Juden im Reich den „Davidstern“ tragen, zehn Tage später kam es in Kiew zu Massakern an Juden. Im Oktober wurde die Zwangsarbeit für Juden im Reich eingeführt, im selben Monat kam es zu weiteren Deportationen, die im Oktober des Vorjahres in Baden, Saarland und Elsass-Lothringen begonnen hatten.

Die Deutschen begannen Mangel zu leiden, spürten den Krieg bis in die hintersten Nischen ihres Alltags hinein. Beim epd beispielsweise wurde die reprographische Druckqualität – wohl infolge groben Papiers und aus Mangel an Farbe – zusehends schlechter. Doch die Schlagzeilen jener Monate versuchten immer wieder, Kampfeswillen zu beschwören: „Neu angetreten“/„Von der Opferbereitschaft“/„Freudig und stark“/„Nun danket alle Gott“/„Unsere Bewährung in der Zeit“/„... für Euch, Ihr Kämpfer“/„Wir sind gerufen!“

9. Weiterarbeit unter dem NS-Regime: warum?

Vor dem Hintergrund solcher Schlagzeilen und mit dem Wissen, wohin der NS-Vernichtungskrieg die Welt und Deutschland geführt hat, stellt sich die Frage, wie es zu erklären ist, dass Hinderer mit seinem Evangelischen Pressverband und Lüpsen mit seinem epd im „Dritten Reich“ weitergemacht haben, obwohl sie am Ende verdammt waren, nur noch die NS-Propagandamaschinerie zu bedienen. Aufforderungen, die evan-

gelische Pressearbeit unter solchen repressiven Bedingungen besser einzustellen, hatte es auch aus den eigenen Kreisen gegeben.¹⁷

Die Antwort muss differenziert ausfallen. Es ist anzunehmen, dass sie zum einen ihr Lebenswerk nicht aufgeben wollten bzw. den Lebensunterhalt für sich und ihre Familien erwirtschaften mussten; berufliche Alternativen dazu sahen sie offenbar nicht.¹⁸ Bedacht werden muss auch, dass Redakteure in Deutschland seit den mittleren 30er Jahren unter Zwängen arbeiteten, aus denen längst nicht mehr durch einen Entscheid der Freiwilligkeit auszuschneiden war.

Obwohl die Bedingungen des NS-Regimes eine wahrhaft christliche Publizistik nicht mehr erlaubten, hat das Fortbestehen des EPD aber noch konkretere Gründe als nur den Selbsterhaltungswillen bestehender Institutionen oder „das kollektive Gefühl der professionellen Unersetzbarkeit“, so die beiden Pressehistoriker Frei und Schmitz.¹⁹

Dies ist der Faktor Verantwortung, über den der Zeitzeuge Wolf-Dieter Zimmermann in seinem Buch „Gerechtigkeit für die Väter“ schrieb: „Es hat lange gedauert, bis die Männer, denen Einflussmöglichkeiten verblieben waren, erkannten, dass das von ihnen erbrachte Opfer in keinem Verhältnis zum Nutzen stand. (...) Doch wer in Verantwortung steht, kann Menschen nicht einfach opfern – um seines eigenen Wohlbefindens willen. Die Frage hieß wohl weniger: mutig oder feige, Protest oder Anpassung; sie hieß für die Wissenden: Verminderung des Risikos und Sicherung der Existenz derer, für die man Verantwortung trägt.“²⁰

In diesem Sinne wird auch Lüpsens Vorgesetzter, der EPD-Direktor Hinderer, der „in seinem Betrieb ein Diktator“ (so der Berliner Bischof Otto Dibelius) gewesen sein soll, eine Verantwortung für den Erhalt der Arbeitsplätze in der Steglitzer Bymestraße verspürt haben. In den ersten Jahren der NS-Herrschaft, als deren Konsolidierung noch ausstand, mag es auch beim EPD die Erwartung gegeben haben, die neuen Machthaber würden bald abgewirtschaftet haben. In einer zweiten Pha-

¹⁷ So von Freiherr Wilhelm von Pechmann, Präsident des Kirchentages seit 1919, im Jahre 1937, vgl. Simone Höcke, August Hinderer ..., S. 334 f.

¹⁸ Vgl. dagegen Margret Boveri („Frankfurter Zeitung“): „Ich denke an Kündigung, verbunden mit Wechsel des Berufs, um Chauffeur zu werden“ (zit. nach Norbert Frei/Johannes Schmitz, Journalismus, S. 140). Vgl. auch Volker Lilienthal, Widersprüchlich bis zuletzt. Die Journalistin Margret Boveri im „Dritten Reich“, in: epd medien 3/2003, S. 3-6.

¹⁹ Frei/Schmitz, Journalismus, S. 134.

²⁰ Wolf-Dieter Zimmermann: Gerechtigkeit für die Väter, Berlin 1983, S. 105. Zimmermanns Vater war Präses der Berliner Stadtsynode und wurde später durch einen Nazi ersetzt.

se beeindruckten die scheinbaren Errungenschaften des Regimes, bei der Bekämpfung der Arbeitslosigkeit beispielsweise. In einer dritten Phase, als der Krieg näher rückte, gab es für Journalisten, die Alternative des Kriegseinsatzes vor Augen, einen neuen starken Beweggrund, den Redaktionsdienst besser nicht zu quittieren.

10. Neugründung des epd 1946 in Bethel – die Verbotsbehauptung als Zweckklüge

Nach Kriegsende unternahmen Focko Lüpsen und andere zunächst den Versuch, den epd in Berlin neu zu begründen. Bald nach seiner Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft war Lüpsen im Dezember 1946 in die zerstörte Stadt gereist und hatte nach Anknüpfungspunkten gesucht. Doch Berlin blieb nur eine Zwischenstation. Die gesamtpolitische und auch kirchenpolitische Lage im Nachkriegsdeutschland mit der beginnenden Ost-West-Teilung trugen dazu bei, dass der – zumal ausgebombte – Gründungssitz in der ehemaligen Reichshauptstadt aufgegeben wurde.

Stattdessen suchte Lüpsen den Neuanfang in Bethel bei Bielefeld, in zwei Räumen der Bibliothek der Theologischen Hochschule, die man ihm zur Verfügung gestellt hatte. Auf Empfehlung von Präses D. Karl Koch, der ab Juni 1946 wieder Vorsitzender des Evangelischen Presseverbands für Westfalen geworden war, wurde Lüpsen zum Geschäftsführenden Direktor des westfälischen Presseverbands ernannt und mit der „Wiederaktivierung“ des epd für ganz Deutschland beauftragt.

Dazu bedurfte es einer Presselizenz der britischen Militärregierung, die nicht ohne weiteres zu bekommen war. Ehemalige Mitglieder der NSDAP waren ganz ausgeschlossen. Bevorzugt behandelt wurden Personen, die in Opposition zum Regime gestanden hatten und insofern erwarten ließen, am demokratischen Wiederaufbau teilzunehmen. Als ein solcher empfahl sich Lüpsen. Ob Präses Koch, der über gute Beziehungen zur britischen Militärregierung verfügte²¹ und z. B. eine „Priority List“ bevorzugt zu lizenzierender Kirchenblätter einreichen durfte, bekannt war, was Lüpsen bis Frühsommer 1940 im epd geschrieben hatte, kann nicht gesagt werden. Von Koch ist aber bekannt, dass er seine Vertrauensleute vorrangig nach Funktionstüchtigkeit und weniger

²¹ Vgl. auch Jürgen Kampmann, Von der altpreußischen Provinzial- zur westfälischen Landeskirche (1945–1953) (Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte, Bd. 14), Bielefeld 1998.

nach Kriterien einer sauberen politischen Vergangenheit auswählte.²² Wann immer es Schwierigkeiten gab und z. B. das Druckpapier knapp wurde, schaltete sich Koch ein und mahnte die britischen Dienststellen, eine weitere Kürzung der Papierkontingente sei untragbar, laufe sie doch hinaus auf eine „Erschwerung der kirchlichen Bemühungen, das deutsche Volk in christlichem Geiste zu beeinflussen und in ihm den Geist des Friedens und der Eintracht unter den Völkern zu verbreiten“.²³

Jedenfalls war Lüpsen kein Alleintäter und auch kein Alleinverantwortlicher, als er seine Legende in die Welt setzte. Es gab Mitwisser, die wie er ein gemeinsames Ziel verfolgten: möglichst bald wieder einen Pressedienst für die evangelische Sache ins Werk zu setzen. 1957 erinnerte sich Lüpsen an die ihm anvertraute Neugründungsphase so: „Zunächst galt es, den Evangelischen Pressedienst, der während des Dritten Reiches verboten war und nur noch illegal hatte wirken können, wieder zu aktivieren. Die Verhandlungen mit den Lizenzbehörden waren langwierig.“²⁴

Um die langwierigen Verhandlungen mit britischen Dienststellen in Bünde und Düsseldorf²⁵ voranzubringen, bediente sich Lüpsen dreier zentraler Behauptungen: er habe in Opposition gestanden und sei von der Gestapo überwacht worden; der von ihm verantwortete Evangelische Pressedienst sei verboten worden. Der Original-Lizenzantrag für den epd ist zwar nicht überliefert, dafür aber ein anderer von Lüpsens insgesamt fünf Lizenzanträgen für verschiedene kirchliche Publikationen:

- einen für den Neustart des epd,
- einen für die Sonntagszeitung „Neue Kirche“, die schon ein Jahr vor dem epd, am 23. Mai 1946 genehmigt worden war – anfangs in einer vierzehntäglichen Auflagenhöhe von 100.000 Stück, dann 230.000, nach anderer Quelle sogar 250.000, und zwar ab November 1946, was für die damaligen Nachkriegsverhältnisse von Papierknappheit enorm war,

²² Diskussionsbeitrag von Prof. Dr. Bernd Hey in einem wissenschaftlichen Symposium „Focko Lüpsen und der Nationalsozialismus“, Bielefeld, 7. Februar 2003. Die Ergebnisse dieser Fachtagung sollen dokumentiert und veröffentlicht werden.

²³ D. Koch am 5.5.1947 an 4 verschiedene Dienststellen, Archiv des Evangelischen Presseverbands für Westfalen und Lippe (EPWL), Bielefeld.

²⁴ Focko Lüpsen, Fünfzig Jahre im Dienst der evangelischen Publizistik, in: ders. (Hrsg.): Mittler zwischen Kirche und Welt, Witten/Ruhr 1957, S. 52.

²⁵ Lüpsens Schriftverkehr mit diesen Dienststellen seit 1946 ist teilweise überliefert im EPWL-Archiv, Bielefeld.

- einen für den „Nachrichtendienst der Evangelischen Kirche von Westfalen“, dessen Auflage immerhin 3000 Stück betragen sollte – zugelassen zeitgleich mit dem bundesweiten epd am 15. Juli 1947,
- einen späteren für die „Evangelische Welt – Nachrichtendienst der Evangelischen Kirche von Westfalen“ (Lizenznummer 133), für die Lüpsen im Herbst 1947 eine Lizenz und z. B. am 12. April 1948 eine Papierzuteilung erhielt,
- und einen für die Gründung eines evangelischen Buchverlags, des Westdeutschen Luther-Verlags.

Dieser fünfte Antrag datiert bereits vom 10. Mai 1946; er hat sich im Bundesarchiv erhalten und konnte im Februar 2002 aufgefunden werden.²⁶ Die hier gegebenen Auskünfte werden mit hoher Wahrscheinlichkeit wortgleich auch im – bislang nicht aufgefundenen – epd-Antrag verwendet worden sein. Es ist anzunehmen, dass Lüpsen, um den britischen Kontrolloffizieren nicht aufzufallen, auf Widerspruchsfreiheit seiner fünf Anträge achtete.

In dem 38-seitigen Dokument, das größtenteils aus von Lüpsen ausgefüllten Fragebögen der „Military Government of Germany“ besteht, gab der Antragsteller zunächst Auskunft über seine persönlichen Verhältnisse. Parteigenosse, so die Antwort auf die alles entscheidende Zentralfrage „Waren Sie jemals Mitglied der NSDAP?“, sei er nie gewesen – was den Tatsachen entspricht.

Zum Militärdienst lautete die Auskunft – sachlich korrekt – auf eine Tätigkeit beim Heer vom 27. Mai 1940 bis 3. Mai 1945. Dienstort sei Berlin²⁷, Dienstgrad „Oberzahlmeister d. Res.“ gewesen. Auf die Frage, ob Lüpsen an der Militärregierung der von der Wehrmacht besetzten Gebiete mitgewirkt habe, lautete die Antwort: nein. Die vorhergehende Auskunft, nur in Berlin eingesetzt gewesen zu sein, widerspricht einer späteren Selbstauskunft in einem getippten Lebenslauf von 1950 oder danach: „Mai 1940 bis Mai 1945 Kriegsdienst in Frankreich, Balkan und Deutschland“.

Lüpsen erklärte wahrheitsgemäß, dass er bis Anfang 1940 dem Evangelischen Pressverband als Redakteur angehört habe. In einer Anlage zum Fragebogen gab er sich als Verfolgter des Naziregimes aus: „1933 wurde ich als Pressebeauftragter des damaligen Reichsbischofs D. von Bodelschwingh von der Gestapo verfolgt. 1935 wurde ich we-

²⁶ Bundesarchiv Berlin BDC/RKK 2703/0153/23.

²⁷ Aus einem handschriftlichen Privatbrief vom 4.9.1944 geht hervor, dass Lüpsen damals im Organisationsreferat des Oberkommandos des Heeres (OKH) eingesetzt war. GEP-Archiv, Frankfurt/M.

gen meines Eintretens für ein führendes Mitglied der Bekennenden Kirche, Pfarrer Jacobi, D. D., mit dem Ausschluss aus der Reichspressekammer bedroht und verwarnet. 1936²⁸ wurde mir die Herausgabe des Evangelischen Pressedienstes für die Tagespresse untersagt, da ich mich weigerte, mich einer Vorzensur zu unterwerfen.“

Wie wir heute wissen, stimmte nicht einmal diese eingeschränkte Version der Verbotslegende: dass die epd-Ausgabe „für die Tagespresse“ ab 1936 nicht mehr habe erscheinen dürfen. Tatsächlich existierte sie bis Mai 1939. Zudem: eine generelle Vorzensur gab es unter den Nazis zunächst nicht; ihr System der Presselenkung funktionierte mit Presseanweisungen und Nachzensur. Erst im August 1939, kurz vor Kriegsbeginn also, wurde die Vorzensur eingeführt, die sich auf alle militärischen Belange bezog und entsprechende Berichte vorlagepflichtig machte.

Die „Information Control“ der Briten wollte vor Lizenzerteilung auch wissen, was Lüpsen vor 1945 geschrieben hatte. Unter „Schriftwerke und Reden“ gab Lüpsen dazu in der Anlage die Auskunft, seine Veröffentlichungen im epd, im „Evangelischen Berlin“, im „Sonntagsfreund“ und im „Sonntagsbrief“ hätten sich „überwiegend mit religiösen, theologischen und kirchlichen Themen“ beschäftigt oder seien, „soweit sie über diesen Rahmen hinausgingen, ausschließlich von religiösen und kirchlichen Gesichtspunkten bestimmt“ gewesen.

Was mit diesen teils verfälschenden, teils beschönigenden Selbstauskünften erreicht werden sollte, ist klar: Mit der Behauptung, von den Nazis verboten worden zu sein, schien sich der epd für den Neuaufbau einer demokratischen Presse bestens zu empfehlen. Zudem erfüllte Lüpsen als Antragsteller eine der Hauptbedingungen der Alliierten: Lizenzträger durften keine NSDAP-Mitglieder gewesen oder sonst wie politisch belastet sein.

Eine Gegenprüfung der Selbstauskünfte unterblieb offenbar. In den Wirren der unmittelbaren Nachkriegszeit hatten die Nachrichtenkontrolloffiziere der Besatzungsbehörde viel zu tun und wohl keine Zeit, in – teils ausgebombte – Bibliotheken zu steigen, um z. B. Jahressbände des epd zu sichten. Im Lizenzdokument für den Luther-Verlag fand sich ein Aktenvermerk von Major J. E. Cross, der die Zulassung Lüpsens ohne Einschränkung empfahl, weil der Antragsteller journalistische Erfahrung habe und ein gutes Verlagsprogramm beabsichtige:

²⁸ Lüpsen nennt hier bereits 1936 als Verbotsjahr, in späteren Veröffentlichungen ist es 1937.

„Applicant has previous publishing experience, backed by a good programme. Recommended.“

Und so kam es zur Neuzulassung des epd auf Grundlage wahrheitswidriger Selbstauskünfte. Am 15. Juli 1947 stellte die „Nachrichtenkontrolle“ der „Militärregierung Deutschland“ die „License“ Nummer 134 auf „Dr. Focko Lüpsen“ aus. Zweck: „Operation of a News Agency/Ausübung eines Nachrichtendienstes“. Die genehmigte Auflagenhöhe für das „weekly news sheet“ betrug 200 Exemplare.

11. Gab es eine Alternative zur Zwecklüge? Historischer Vergleich

Aus heutiger Sicht scheint es leicht, Lüpsens Geschichtsklitterung als unaufrichtig zu verurteilen. Gegen diese moralische Position könnte eingewendet werden, anders als mit einer Unterschlagung der eigenen journalistischen Produktion in der NS-Zeit wäre die Lizenz nicht zu erhalten gewesen. Lüpsen habe mit seiner Zwecklüge immerhin einen schnellen Neustart des epd in der unmittelbaren Nachkriegszeit erreicht. Seine unbestreitbaren Verdienste um die evangelische Publizistik ließen die unwahre Behauptung als lässliche Sünde erscheinen.²⁹

Die Frage, inwieweit der Zweck die Mittel heiligt und eine Zwecklüge mit dem Wahrhaftigkeitsanspruch in der christlichen Ethik vereinbar ist, kann anderenorts diskutiert werden. Wenden wir uns stattdessen dem historischen Vergleich zu. Dieser wird möglich durch die schon erwähnte Studie zur Vergangenheit von Bertelsmann im „Dritten Reich“.

Das Beispiel Bertelsmann zeigt erstens, dass andere – in diesem Fall: der Buchverleger Heinrich Mohn in Gütersloh – ähnlich handelten wie Lüpsen. Die Beschönigung der eigenen NS-Vergangenheit war keine epd-Besonderheit, sondern ein damals durchaus übliches Verhalten. Man stellte sich Persilscheine, wo sie gebraucht wurden, gegenseitig aus.³⁰ Die Falschdarstellung war also im Zeitkontext „normal“ und kein abweichendes Verhalten.

²⁹ Vgl. dazu auch Roland Rosenstock, *Evangelische Presse im 20. Jahrhundert* (Christliche Publizistik Bd. 2), Stuttgart/Zürich 2002, S. 214: Es sei „medienhistorisch als Verdienst“ von Lüpsen und der westfälischen Kirchenleitung unter Präses Karl Koch zu betrachten, den Neustart in freier Verbandsträgerschaft ohne direkten Einfluss der Amtskirche gewährleistet zu haben.

³⁰ Der Vergleich epd/Bertelsmann ist auch regionalgeschichtlich von Interesse. Präses Koch hatte mit Heinrich Mohn engen Kontakt. Zudem ist anzunehmen, dass Heinrich und sein Sohn Reinhard Mohn sowie Lüpsen und Präses Koch teilweise mit

Wie Lüpsen hat auch die Verlegerfamilie Mohn behauptet, nationalsozialistisches Schrifttum „niemals“ verlegt zu haben und den Nazis „missliebig“ gewesen zu sein. Den britischen Offizieren der „Nachrichtenkontrolle“ kamen jedoch Zweifel und Heinrich Mohn als Antragsteller musste sich rechtfertigen. Sein Sohn Reinhard sorgte dafür, dass die Antragsakten angepasst wurden. Auf Drängen der Briten gab sein Vater die Verlagsleitung 1947 an ihn ab.

Das Beispiel zeigt also zweitens: Selbst wenn die Militärregierung argwöhnisch wurde, war eben nicht alles verloren, sondern Falschaussagen konnten nachträglich korrigiert werden, ohne das generelle Ziel der Lizenzerlangung zu gefährden.³¹ Es gab also eine gewisse Toleranz der Briten gegenüber Fehlverhalten in der NS-Zeit.

Dass dem epd im Falle der Verweigerung der Lizenz ein schneller Neustart in der Nachkriegszeit nicht gelungen wäre: dieses Risiko hätten Lüpsen, Koch und ihre Mitstreiter in Kauf nehmen müssen. Aus der Sicht des Jahres 1946 war zwar nicht absehbar, wann der Lizenzzwang aufgehoben werden würde (nämlich im Jahre 1949). Es gab aber für die Zeitgenossen 1946 keinerlei Anlass, an einen Ewigkeitswert des Lizenzzwangs zu glauben und deshalb auf einen Ausweg zur Lizenzerlangung zu sinnen.³² Nichts währt ewig: Schließlich hatte man gerade erst das Ende des „Tausendjährigen Reiches“ nach nur 12 Jahren erlebt.

Der epd hätte womöglich ausharren und bis zum Ende der Lizenzperiode warten müssen – oder aber Präses Koch hätte sich einen anderen Lizenzträger suchen müssen.³³ Der Neustart war nicht zwingend an

denselben Kontrolloffizieren der Militärregierung verhandelt haben. Für die Person des Captain Felix ist dies sogar nachweisbar. Neben Reinhard Mohn hatte auch Lüpsen mit Felix eine Unterredung, die am 5.7.1946 stattfand und die Lizenzierung der „Neuen Kirche“ zum Thema hatte. Dies geht aus einem Lüpsen-Schreiben an die No. 1 Information Control Unit in Düsseldorf-Benrath vom 12.7.1946 hervor (Quelle: EPWL-Archiv, Bielefeld).

³¹ Saul Friedländer u. a., Bertelsmann ..., S. 505, 519, 523 f., 526, 527 f., 529, 530 f., 532 f., 697. Vgl. auch die Rezension von Volker Lilienthal, „Öl ins Nazifeuer“. Der Historikerbericht über Bertelsmann im Dritten Reich, in: epd medien Nr. 10/2003, S. 3-8.

³² Schon zum Jahreswechsel 1946/47 hatte die Militärregierung die Vorzensur für deutsche Publikationen aufgehoben. „Die neuen Lizenzbestimmungen sind aufs Ganze gesehen eine Erleichterung, weil wir nun nicht mehr die Manuskripte vorzulegen brauchen“, schrieb Lüpsen am 6.2.1947 in einem Brief (EPWL-Archiv, Bielefeld).

³³ So wie Heinrich Mohn die Verlagsleitung an seinen Sohn abgeben musste.

die Person Lüpsens gebunden, auch wenn er einer der wenigen ausgebildeten Redakteure war.³⁴

12. Feedback zur epd-Initiativberichterstattung

Die epd-Berichterstattung im Jahre 2001 zur Korrektur des eigenen Geschichtsbildes hat ein vielfältiges Echo bis ins Ausland hinein ausgelöst. Der Tenor der Kommentare in den Medien war dabei ein doppelter: einerseits das Bedauern darüber, erneut ein Beispiel von fragwürdiger Anpassung und mangelnder Aufrichtigkeit von Deutschen im Verhältnis zur NS-Zeit zur Kenntnis nehmen zu müssen.

Andererseits aber würdigten die Beobachter durchgängig das Bemühen des epd, mit seiner Geschichte nunmehr ins Reine zu kommen. Mehrfach wurde das Vorbildliche dieser Initiative in eigener Sache hervorgehoben. Die kommunikationspolitische Intention der heutigen epd-Verantwortlichen, mit selbstgewählter Offenheit bei einem äußerst heiklen Thema Schaden vom epd zu wenden, war damit aufgegangen.

Beiträge erschienen in fast allen großen Tageszeitungen, von FAZ, SZ, „Frankfurter Rundschau“ und „Berliner Zeitung“ bis hin zu „taz“ und „Neues Deutschland“. In Radio-Kulturprogrammen liefen mehrere Interviews bzw. Beiträge, zuletzt eine 20-minütige Sendung im Deutschlandfunk³⁵, in der Hans Hafenbrack, Thomas Schiller, der Autor dieses Beitrags, aber auch ein Kritiker wie der Theologe Prof. Dr. Michael Schibilsky (Universität München) zu Wort kamen.³⁶

Die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ betonte am 25. Juni 2002, einen Tag nach der epd-Erstveröffentlichung, in einem vierspaltigen Aufmacher auf der Medienseite mit zwei Illustrationen die Singularität des Vorgehens: „Dass der epd vor einer überraschten Öffentlichkeit

³⁴ Weitergehende Erkenntnisse, vor allem auch im Hinblick auf eine kirchengeschichtliche Einordnung von Lüpsens Handeln, sind von Hans Hafenbracks Monografie über die Geschichte des epd seit 1910 zu erwarten. Sie soll demnächst erscheinen.

³⁵ Sebastian Engelbrecht, Ende einer Heldengeschichte. Der Mythos vom Verbot des Evangelischen Pressedienstes im „Dritten Reich“, Studiozeit: Aus Religion und Gesellschaft, DLF am 29. Januar 2003, 20.10 – 20.30 Uhr.

³⁶ Unter den wenigen kritischen Reaktionen ist auch diese des Geschichts-Fachjournalisten Frank Ebbinghaus in der „Süddeutschen Zeitung“ vom 2.7.2002, S. 15 hervorzuheben: „Wie bitter die Lektionen sind, verrät nicht zuletzt Lilienthals Dossier. Hier wird Lüpsen zum Schurken, damit die Kirche von jedem Verdacht reingehalten werden kann.“ Tatsächlich aber war „die Kirche“ im „Dritten Reich“ nicht Thema des epd-Sonderheftes. Auch gab es keine Absicht, Lüpsen zum Alleintäter abzustempeln.

nun seine Lebenslüge entlarvt, ist in der hiesigen Mediengeschichte ein ziemlich einmaliger Vorgang.³⁷ Nach einer ersten kurzen Meldung („epd macht reinen Tisch“) würdigte die „taz“ in einem Fünfspalter die epd-Klarstellungen in eigener Sache und fügte hinzu, der epd von heute habe die Fakten „mit nicht selbstverständlicher Offenheit präsentiert“.³⁸ Ähnlich äußerte sich der „journalist“, das Organ des Deutschen Journalisten-Verbands (DJV): „Die Agentur überließ die Korrektur zur eigenen Vergangenheit in der Folge nicht Dritten, sondern machte selbst reinen Tisch.“³⁹

„Die Mahnung“, ein Organ des Bunds der Verfolgten des Naziregimes (BVN)⁴⁰, urteilte: „epd gibt mit dieser Untersuchung ein Beispiel dafür, wie mit der eigenen Geschichte umgegangen werden sollte: offen und kritisch“. Der Autor – Heiner Lichtenstein, selbst jüdischer Herkunft und früher WDR-Redakteur – verwies auf Versuche anderen Orts, Geschichte zu beschönigen, und betonte den Vorbildcharakter der epd-Berichterstattung in eigener Sache: „epd zeigt, wie es besser gemacht werden kann.“⁴¹

Auch auf katholischer Seite wurden die epd-Bemühungen um selbstkritische Korrektur der eigenen Geschichte gewürdigt. Eckart Klaus Roloff schrieb im „Rheinischen Merkur“: „Ein Journalist, ein Theologe gar, der zuerst die Verbrecher feiert und kurz danach fix genug ist, sich als deren Kontrahent zu zelebrieren; ein Medienbetrieb, der erst nach 55 Jahren seine ganz andere Geschichte entdeckt – das rechtfertigt ein hartes Urteil über Journalisten: über die einen, die allzu angepasst und dann allzu wendig sind, und die anderen, die lange von und mit Legenden leben. Gut ist nur, dass der epd jetzt nicht mehr verdrängt und vollständig das tut, was ihn seit den neueren Jahrzehnten auszeichnet: aufklären.“⁴²

³⁷ Jörg Thomann, Das Bertelsmann-Syndrom. Der Blick zurück sorgt für bittere Erkenntnisse: Der Evangelische Pressedienst zerstört die Legende seiner sauberen Vergangenheit, in: FAZ vom 25.6.2002, S. 48.

³⁸ Susanne Amann, Stimulant der Kriegsbegeisterung, in: die tageszeitung vom 29./30. Juni 2002.

³⁹ Journalist Nr. 8/2002, S. 7.

⁴⁰ Nicht zu verwechseln mit der einst kommunistisch gesteuerten VVN.

⁴¹ Heiner Lichtenstein, Schöngefärbt, in: Die Mahnung Nr. 11/12 (2002), S. 2.

⁴² Eckart Klaus Roloff, So gesehen: Ende einer Legende, in: Rheinischer Merkur Nr. 28/2002, S. 29.

Felix Dreyer

Kurt Gerstein

(Vom Täter zum Widerstandskämpfer

**Der Rehabilitierungsprozess Kurt Gersteins
im Wandel der Beurteilung von Widerstand in der
Nachkriegszeit***

Einleitung

Der Widerstandskämpfer und SS-Offizier Kurt Gerstein beging am 25. Juli 1945 im Militärgefängnis Cherche-Midi in Paris Selbstmord. Sein bewegtes Leben vom protestantischen Jugendführer und Gegner der nationalsozialistischen Kirchenpolitik zum SS-Offizier und Zeugen des Holocaust, der kirchliche und ausländische Stellen über die Massenvernichtungen informierte und Zyklon-B-Lieferungen sabotierte, ist schwer nachzuvollziehen oder zu verstehen. Selbst für eine Beschreibung seines widersprüchlichen Verhaltens fehlen uns letztlich die richtigen Begriffe und Vergleichsmöglichkeiten. So gehört Gerstein auch noch 58 Jahre nach seinem Tod, 53 Jahre nach seiner Einstufung in die Gruppe der ‚NS-Belasteten‘ und 38 Jahre nach seiner Rehabilitierung durch den damaligen Ministerpräsidenten von Baden-Württemberg Kurt Georg Kiesinger zu den unbekannten Persönlichkeiten des Widerstandes gegen den Nationalsozialismus. Das ist umso bemerkenswerter, als der Nachweis von Gersteins widerständischem Verhalten durch die Veröffentlichung von bisher drei Biographien seit 1967¹, zahlreichen Aufsät-

* Dieser Beitrag ist eine gekürzte und überarbeitete Fassung meiner gleichnamigen Magisterarbeit, die 2002 von der Fakultät für Geschichtswissenschaft der Universität Bielefeld angenommen wurde.

¹ Schäfer, Jürgen: Kurt Gerstein – Zeuge des Holocaust. Ein Leben zwischen Bibelkreis und SS, in: Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte, Band 16, Bielefeld 1999; Friedländer, Saul: Kurt Gerstein ou L'ambiguïté du bien, Paris 1967. Die deutsche Ausgabe wurde 1968 veröffentlicht, Friedländer, Saul: Kurt Gerstein oder die Zwiespältigkeit des Guten, Gütersloh 1968; Joffroy, Pierre: L'espion de Dieu. La passion de Kurt Gerstein, Paris 1971. Die deutsche Ausgabe wurde betitelt mit: Der Spion Gottes. Kurt Gerstein – ein SS-Offizier im Widerstand?, 2. Auflage Berlin 1995.

zen² sowie drei Ausstellungen³ als erbracht und auch als allgemein akzeptiert gelten kann.

Diese Akzeptanz kann allerdings nicht für die 1950er und 1960er Jahre festgestellt werden. In diesen Jahren war die Beurteilung von Gersteins Verhalten umstritten. Es ist das Hauptziel dieser Arbeit, zu analysieren, auf welche Art und Weise sich die Beurteilung der Person Gersteins und seines widerständischen Verhaltens als SS-Offizier von seiner Einstufung als „NS-Belasteter“ 1950 bis zu seiner Rehabilitierung im Jahr 1965 gewandelt hat. Daher stehen die Bemühungen um seine Rehabilitation im Mittelpunkt dieser Arbeit. Dabei stellte sich heraus, dass einzelne Phasen innerhalb des Rehabilitationsprozesses im Zusammenhang mit der sich verändernden Beurteilung des gesamten Widerstandes gegen die nationalsozialistische Herrschaft standen. Diese veränderte Beurteilung des Widerstandes ging unter anderem mit der gestiegenen Bereitschaft einher, sich mit dem verbrecherischen Charakter der NS-Gewaltherrschaft zu beschäftigen. Auch wenn diese Beschäftigung nicht immer freiwillig war, so führte sie doch dazu, dass die Bevölkerung Widerstand weniger als Verrat gegen eine legitime Herrschaft verstand denn als einen berechtigten Kampf gegen Unmenschlichkeit und Tyrannei.⁴

Der ständige Wandel, dem die Beurteilung von Widerstand im Dritten Reich seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges unterlag, bildete den

² Vgl. unter anderem Brinkmann, Ernst: Im „Engagement für die christliche Sache“. Kurt Gersteins Lebensweg, in: Beiträge zur Geschichte Dortmunds und der Grafschaft Mark 62 (1965), S. 1-18; Dreßen, Willi: Die Rolle eines Toten im sogenannten „DEGESCH“-Prozeß. Kurt Gerstein und die Zyklon-B-Lieferungen, in: Jahrbuch für Westfälische Kirchengeschichte 91 (1997), S. 199-210; Franz, Egon: Die sexualpädagogische Missionsarbeit Kurt Gersteins im Rahmen seines Widerstandes gegen die Machthaber des 3. Reiches, in: Die Innere Mission 60 (1970), S. 208-216; Katthagen, Alfred: Kurt Gerstein. Eine deutsche Passion in der Hitlerzeit, Hagen 1985; Steinbach, Peter: Kurt Gerstein. Der Einzeltäter im Dilemma des exemplarischen Handelns, in: Jahrbuch für Westfälische Kirchengeschichte 91 (1997), S. 183-197; Talazko, Helmut: Kurt Gerstein und der Central-Ausschuß für die Innere Mission der Deutschen Evangelischen Kirche, in: Die Innere Mission 60 (1970), S. 196-208.

³ Die erste Ausstellung fand 1985 im Evangelischen Landeskirchenamt in Bielefeld statt. Im Jahr 1997 wurde in Hagen die Ausstellung „Kurt Gerstein – eine fesselnde Biographie 1905–1945“ durch Ignatz Bubis eröffnet. Die bislang letzte Ausstellung „Kurt Gerstein – Widerstand in SS-Uniform“ wurde im April 2000 in der Gedenkstätte Deutscher Widerstand in Berlin dem Publikum zugänglich gemacht.

⁴ Vgl. dazu auch den Prozess gegen Ernst Otto Remer in Braunschweig, bei: Frei, Norbert: Vergangenheitspolitik. Die Anfänge der Bundesrepublik und die NS-Vergangenheit, München 1999, S. 326-360.

Hintergrund für die Rehabilitierung Gersteins.⁵ Dieser Wandel spielte sich unter anderem auf juristischer, politischer, historiographischer und auch publizistischer Ebene ab. Es ist das Ziel dieser Arbeit, den Einfluss zu untersuchen, den dieser Wandel in der Beurteilung von Widerstand auf den Rehabilitierungsprozess des SS-Offiziers und Widerstandskämpfers Kurt Gerstein hatte.

Die Beurteilung von Gersteins Widerstand im Kontext des sich wandelnden Widerstandsbildes in der Nachkriegszeit

Das Wissen um Gersteins Widerstandshandlungen unterlag in den zehn Jahren zwischen der Ablehnung durch Ministerpräsident Gebhard Müller 1956 und der vollzogenen Rehabilitierung durch Ministerpräsident Kurt Georg Kiesinger 1965 keiner wesentlichen Erweiterung. Dennoch kam man zu zwei konträren Einschätzungen. Sicherlich lagen Kiesinger die Fakten in einer kompakteren, daher vielleicht auch überzeugenderen Form vor, da Frau Gerstein und Herbert Weißelberg 1964/1965 ihr Anliegen wesentlich systematischer vortrugen als in früheren Jahren. Der Inhalt blieb im Grunde jedoch derselbe.

Wie kam es dazu, dass sich die Beurteilung derselben Widerstandshandlungen in knapp zehn Jahren so änderte? Der Schluss liegt nahe, dass die Neubewertung von Gersteins Widerstandshandlungen im Zusammenhang mit einem allgemeinen und umfassenden Wandel in der Beurteilung von Widerstand zu sehen ist.

In den Jahren nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges 1945 wurde das Vorhandensein einer deutschen Opposition gegen den Nationalsozialismus als Beweis eines „anderen Deutschlands“ von den Alliierten

⁵ Zum Themenkomplex Widerstand gibt es eine nahezu unüberschaubare Menge an Literatur. Für den Einstieg in dieses Thema: Ehlers, Dieter: Technik und Moral einer Verschwörung. 20. Juli 1944, Frankfurt/Main und Bonn 1964; Löwenthal, Richard/von zur Mühlen, Patrik (Hrsg.): Widerstand und Verweigerung in Deutschland 1933 bis 1945, Berlin/Bonn 1982; Schlögl, Rudolf/Thamer, Hans-Ulrich (Hrsg.): Zwischen Loyalität und Resistenz. Soziale Konflikte und politische Repression während der NS-Herrschaft in Westfalen, Münster 1996; Steinbach, Peter/Schmädeke, Jürgen: Der Widerstand gegen den Nationalsozialismus, München 1985; Steinbach, Peter: Widerstand, Köln 1987; Steinbach, Peter/Tuchel, Johannes: Widerstand gegen den Nationalsozialismus, Bonn 1994. Für einen kompakten Überblick über den Widerstand gegen den Nationalsozialismus in der Erinnerung der Deutschen siehe: Steinbach, Peter: Widerstand im Widerstreit. Der Widerstand gegen den Nationalsozialismus in der Erinnerung der Deutschen, 2. Auflage Paderborn 2001; weitere Literaturangaben siehe auch Anmerkungen in Kapitel 2.

tabuisiert.⁶ Dennoch bemühten sich Überlebende, den beteiligten Personen Nahestehende, Historiker, aber auch Politiker um den faktischen Nachweis, die Rehabilitierung und Würdigung der Hitlergegner und ihres oppositionellen Handelns.⁷

Dabei stand die Untersuchung des bürgerlich und militärisch-konservativ orientierten sowie kirchlich geprägten Widerstands im Vordergrund. Mit der Darstellung von Widerstandshandlungen aus den Reihen der bürgerlichen Parteien, der militärischen Führung sowie aus den Kirchen schafften sich diese Institutionen eine Legitimationsbasis für ihr Mitbestimmungsrecht bei dem Aufbau der neuen Bundesrepublik. Besonders der Umsturzversuch vom 20. Juli 1944 erhielt durch diese Verengung des Widerstandsspektrums eine hervorgehobene Bedeutung für die Begriffsbestimmung vom Widerstand gegen Hitler und dessen moralische Bewertung.⁸ Dadurch war es lange zu einer einseitigen Hervorhebung des militärisch-konservativen Widerstandes gekommen. Aufgrund der Tatsache, dass durch die Widerstandstätigkeit eine politische Legitimation für die Nachkriegszeit gefolgert wurde, wurde dem politischen Gegner jegliches Widerstandsverhalten abgesprochen, so dass zum Beispiel große Bereiche des Arbeiterwiderstandes sowie des kommunistischen Widerstandes unberücksichtigt blieben.⁹

⁶ Die westlichen Alliierten hatten gegen Ende des Krieges den bürgerlich-militärischen Widerstand und den Aufstandsversuch des 20. Juli 1944 in ihr Bild vom deutschen Militarismus eingeordnet. Sie neigten dazu, Hitlers Diktum von der „kleinen Clique ehrgeiziger Offiziere“ zu übernehmen und in den Akteuren des 20. Juli vom Nationalsozialismus politisch nur graduell unterschiedene Militaristen zu sehen, die durch Opferung Hitlers einen relativ milden Verhandlungsfrieden erreichen, die Alliierten um den vollen Sieg betrügen und den deutschen Militarismus vor der Katastrophe retten wollten. Das Vorhandensein von Widerstand gegen Hitler schien den Alliierten generell unerwünscht. Kenntnisse von der Existenz einer größeren Zahl konsequenter Gegner des Nationalsozialismus in Deutschland könnte, so fürchtete man, der Kampfmoral der alliierten Truppen und dem Durchhaltewillen der Bevölkerung abträglich sein. Von dieser propagandistischen Linie abzugehen, taten sich die Besatzungsmächte auch nach Kriegsende schwer. Die ersten Darstellungen über den Widerstand mussten auch gegen dieses politische Tabu geschrieben werden. Vgl. dazu auch Plum, Günter: Widerstand und Resistenz, in: Broszat, Martin/Möller, Horst (Hrsg.): Das Dritte Reich. Herrschaftsstruktur und Geschichte, München 1983, S. 250.

⁷ Vgl. Ueberschär, Gerd R.: Von der Einzeltat des 20. Juli 1944 zur „Volksopposition“? Stationen und Wege der westdeutschen Historiographie nach 1945, in: ders. (Hrsg.): Der 20. Juli. Das andere Deutschland in der Vergangenheitspolitik nach 1945, Berlin 1998, S. 125.

⁸ Vgl. Ehlers, Dieter: Technik und Moral einer Verschwörung. Der 20. Juli 1944, Frankfurt/ Bonn 1964.

⁹ Vgl. Ueberschär: Der 20. Juli. Das andere Deutschland in der Vergangenheitspolitik, S. 126.

Die öffentliche Würdigung von Widerstand war im ersten Jahrzehnt nach 1945 sowohl in den historischen Publikationen als auch in den öffentlichen Reden von Politikern von den Widerstandsaktivitäten der militärisch-konservativen und kirchlichen Hitlergegner sowie Oppositionellen aus Jugend- und Studentenkreisen wie zum Beispiel der Kreis der „Weißen Rose“ geprägt.¹⁰ Dabei wurde versucht, die Widerstandshandlungen generell als antiautoritäres Verhalten zu charakterisieren und undifferenziert mit der Vorstellung von der freiheitlich-demokratischen Grundordnung der Bundesrepublik zu verknüpfen.¹¹ Dies führte zu einer legitimatorisch verkürzten Argumentation und zur unkritischen Heroisierung der dokumentierten Widerstandskreise, die dann zur Traditionsbildung der neuen Bundesrepublik herangezogen wurden.¹²

Erst Ende der 1950er Jahre erfolgte eine Neubewertung des Widerstandes. Es kam zu einer Differenzierung und Verbreiterung des Widerstandsbegriffs unter stärkerer Berücksichtigung der lange Zeit als landesverräterisch abqualifizierten Widerstandsaktivitäten von nicht zur politischen Elite zählenden kommunistischen und sozialistischen Arbeiterkreisen oder anderen Gruppen, die mit dem Ausland konspirierten. Es kam auch zu ersten kritischen Analysen der politischen und gesellschaftlichen Zukunftsvorstellungen des Widerstandes.¹³

Diese Neubewertung des Widerstandes, die sich durch eine Differenzierung und Verbreiterung auszeichnete, wurde unter anderem durch den einsetzenden Prozess der sogenannten „Vergangenheitsbewältigung“, also der Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Vergangenheit, besonders ihrer verbrecherischen Seiten hervorgerufen.¹⁴ Eine solche Bewältigung der Vergangenheit war kein zielgerichteter,

¹⁰ Vgl. die (etwas unkritische und romanhafte) Darstellung Hanser, Richard: Deutschland zuliebe. Die Geschichte der Weißen Rose, München 1982.

¹¹ Ueberschär: Der 20. Juli. Das andere Deutschland in der Vergangenheitspolitik, S. 126.

¹² Vgl. Müller, Klaus-Jürgen/Mommsen, Hans: Der deutsche Widerstand gegen das NS-Regime. Zur Historiographie des Widerstandes, in: Müller, Klaus-Jürgen (Hrsg.): Der deutsche Widerstand 1933-1945, Paderborn 1986, S. 13-21; sowie zur Heroisierung, Plum: Widerstand und Resistenz, in: Broszat/Möller: Das Dritte Reich, S. 248 ff., hier S. 257/258.

¹³ Vgl. Mommsen, Hans: Gesellschaftsbild und Verfassungspläne des deutschen Widerstandes; Graml, Hermann: Die außenpolitischen Vorstellungen des deutschen Widerstandes, beide in: Schmitthenner, Walter/Buchheim, Hans (Hrsg.): Der deutsche Widerstand gegen Hitler. Vier historisch-kritische Studien von Hermann Graml, Hans Mommsen, Hans J. Reichardt und Ernst Wolf, Köln 1966.

¹⁴ Vgl. Hey, Bernd: Zeitgeschichte und Vergangenheitsbewältigung, S. 75, in: Hey, Bernd/Steinbach, Peter (Hrsg.): Zeitgeschichte und Politisches Bewusstsein, Köln 1986.

einmal abzuschließender Vorgang, sondern ein fortdauernder, sich immer wiederholender und immer wieder sich aufdrängender Prozess.¹⁵

Der Gesamtkomplex „Vergangenheitsbewältigung“ wurde durch verschiedene Teilbereiche bestimmt. Von besonderer Bedeutung waren dabei der juristische und der politische Bereich. Zu dem juristischen Bereich gehörten z. B. die alliierten Kriegsverbrecherprozesse, aber auch die deutschen NS-Prozesse, die mit der Einrichtung der „Ludwigsburger Zentralen Stelle zur Aufarbeitung nationalsozialistischer Verbrechen“ 1958 einen Katalysator fanden. Zu diesem juristischen Bereich zählten auch die Entnazifizierungsverfahren und die Wiedergutmachungsverfahren.

Die Voraussetzungen und Bedingungen dieser juristischen Verfahren wurden von den Alliierten, später von den bundesdeutschen Gesetzgebern geschaffen. Das stellte den politischen Bereich der Vergangenheitsbewältigung dar. In dem politischen Bereich spiegelte sich der grundsätzliche Wille oder Unwille in Bezug auf die strafrechtliche und verwaltungsmäßige Aufarbeitung des nationalsozialistischen Unrechts wider, so etwa bei den frühen Amnestien, dem sogenannten „131er“-Gesetz, bei den Debatten um Verlängerung oder Aufhebung der Verjährungsfrist für Mord oder eben bei der Schaffung der Ludwigsburger Zentralen Stelle.¹⁶

Es waren aber nicht nur die juristischen und politischen Bereiche der Vergangenheitsbewältigung, die die Beurteilung des Widerstandes beeinflussten. Neben der filmischen und literarischen Bearbeitung des Themas waren es besonders die Massenmedien Presse, Rundfunk und Fernsehen, die zu einer intensiven Diskussion und Aufarbeitung der Vergangenheit bei der Bevölkerung führten. Dies trug unter Umständen mehr zur Einstellungsveränderung im Hinblick auf die Rechtmäßigkeit von Widerstandshandlungen bei als viele wissenschaftliche Arbeiten.¹⁷

Einen wichtigen Beitrag zur Aufarbeitung der Widerstandsgeschichte und der NS-Geschichte insgesamt leisteten auch die Gedenkfeiern und

¹⁵ Vgl. Assmann, Aleida/Frevert, Ute: Geschichtsvergessenheit. Geschichtsversessenheit, Vom Umgang mit der deutschen Vergangenheit nach 1945, Stuttgart 1999; Frei: Vergangenheitspolitik.

¹⁶ Vgl. Frei: Vergangenheitspolitik; Greven, Michael: Der justitielle und rechtspolitische Umgang mit den NS-Gewaltverbrechen in den sechziger Jahren, Frankfurt/Main 2001.

¹⁷ Die Zahl der TV-Sendungen, die sich mit der NS-Zeit und dem Zweiten Weltkrieg beschäftigen, bewegte sich in der Zeit von 1955 bis 1959 jährlich zwischen 9 und 27 und stieg von 1960 an von 39 stetig auf 125 im Jahr 1965. Vgl. Greven, Michael/Wrochem, Oliver von (Hrsg.): Der Krieg in der Nachkriegszeit. Der Zweite Weltkrieg in der Politik und Gesellschaft der Bundesrepublik, Opladen 2000, hier besonders S.79-132.

Gedächtnisreden, die alljährlich am 20. Juli im Berliner Bendlerblock, dem Ort, an dem die Widerstandskämpfer um von Stauffenberg hingerichtet wurden, stattfanden.¹⁸

Eine Art Startschuss für einen differenzierteren Umgang mit dem Widerstand stellte das Buch „Die deutsche Opposition gegen Hitler: Eine Würdigung“ von Hans Rothfels dar.¹⁹ Im Zusammenhang mit diesem Buch stieß Rothfels auch auf den Gerstein-Bericht, den er separat veröffentlichte.

Wie oben bereits dargestellt, war der Widerstand gegen Hitler auch schon in den 1950er Jahren ein Bestandteil der öffentlichen Erinnerungspolitik gewesen. Bereits unmittelbar nach der Befreiung vom Nationalsozialismus versuchten die Verantwortlichen unter anderem in der Politik und in den Kirchen in der zu gründenden Bundesrepublik eine Kontinuität des „besseren Deutschlands“ herzustellen, indem man an den Widerstand erinnerte.²⁰

Allerdings konnte dieses staatliche Gedenken nicht darüber hinweg täuschen, dass es sich dabei um keine Aufarbeitung oder Bewältigung der Vergangenheit oder um eine differenzierte Würdigung des Widerstandes handelte. In der Bevölkerung herrschte noch lange ein von Verrat und Feigheit geprägtes Urteil über den Widerstand vor.

Das Bild des Widerstandes, das man in den fünfziger Jahren hatte, war umkämpft und umstritten. Einer der Höhepunkte dieser Auseinandersetzung über die angemessene Würdigung von Widerstand war der sogenannte Remer-Prozess in Braunschweig, der 1952 endete.²¹ Erst langsam wurden die Mitglieder des Widerstands vom Vorwurf des Verrats und der Feigheit freigesprochen, und es setzte ein erstes Nachdenken über die sittliche Rechtmäßigkeit des Attentats auf Hitler 1944 ein. Der ehemalige Major Remer, der 1944 bei der Verhaftung der Widerstandsgruppe um Stauffenberg aktiv war, hatte bei einer Wahlveranstaltung der neonationalsozialistischen „Sozialistischen Reichspartei“ (SRP) die Attentäter des 20. Juli 1944 noch als Landesverräter bezeichnet, die vom Ausland bezahlt worden seien. Daraufhin wurde Remer angezeigt. Der damalige Leiter der Braunschweiger Staatsanwaltschaft, Fritz Bauer, nutzte den Prozess nicht nur, um die Ehre der Widerstandskämpfer des 20. Juli 1944 wiederherzustellen, sondern er strebte eine grundsätzliche und anhaltende Befreiung aller Widerstandskämpfer vom Vorwurf des Verrats an. Am Ende würdigte das Gericht den Widerstand als politisch-

¹⁸ Vgl. Steinbach: Widerstand im Widerstreit.

¹⁹ Rothfels, Hans: Die deutsche Opposition gegen Hitler: eine Würdigung, Frankfurt/Main 1957.

²⁰ Vgl. Steinbach: Widerstand im Widerstreit, S. 104.

²¹ Vgl. Frei: Vergangenheitspolitik, S. 326-360.

moralisch gerechtfertigt. Der Prozess legitimierte und würdigte damit aber nicht nur den Widerstand um den 20. Juli 1944, sondern jeden gegen das nationalsozialistische Regime gerichteten Widerstand.

Neben dem Remer-Prozess hatten auch andere Prozesse starken Einfluss auf die Beurteilung von Widerstand. Seit 1958 fanden in der Bundesrepublik zunehmend Ermittlungsverfahren gegen nationalsozialistische Verbrechen ihr Ende. Die aus langjährigen Ermittlungsverfahren resultierenden Prozesse wurden von der Bevölkerung und der Presse im In- und Ausland mit großem Interesse begleitet. Dabei wurde in den Verhandlungen auch immer die Frage nach der Folgebereitschaft der Bevölkerung gestellt und deren Anpassung mit dem Widerstehen und dem Widerstand der anderen konfrontiert, die sich nicht fügten. Ein Umdenken war die Folge. In diesem Klima des Umdenkens konnte auch die Neubewertung von Gersteins Widerstand geschehen.

Der verbrecherische Charakter des NS-Regimes wurde demnach besonders durch die öffentliche Rezeption von zwei juristischen Komplexen unmissverständlich im Bewusstsein der Bürger verankert: Zum einen durch die Auseinandersetzungen mit den nationalsozialistischen Gewaltverbrechen, die in vielbeachtete Verfahren gegen nationalsozialistische Gewalttäter mündeten – die dann übrigens in der Mitte der sechziger Jahre zu der großen Verjährungsdebatte von 1965 führten, welche ihre Fortsetzung 1969 und 1979 fand – und zum anderen die großen NS-Strafprozesse über die Vernichtungslager. Das bewirkte eine allgemeinen Legitimierung des Widerstandes in seiner ganzen Bandbreite. Davon profitierte Kurt Gersteins Rehabilitation.

Einen Höhepunkt hatte die Entwicklung der Neubewertung des Widerstands mit den Feierlichkeiten zum 20. Jahrestag des Attentats auf Hitler 1964 erreicht.²² Bemerkenswert dabei war die Tatsache, dass neben der Erinnerung an die bürgerliche Stauffenberggruppe auch erstmals der Blick auf andere Bereiche des Widerstandes gegen Hitler gelenkt wurde. Lange wurde z. B. der sozialistische oder kommunistische Arbeiterwiderstand aus dem öffentlichen Gedenken ausgeklammert, da diese Gruppe zur Erinnerungskultur der DDR gehörte.²³ Auf der anderen Seite wurde der liberaldemokratische, bürgerliche oder kirchliche Widerstand in der DDR nicht Teil der öffentlichen Erinnerung. Diese soziale Verengung des Widerstandsbegriffes war eine Folge von politischen Legitimationsbestrebungen und sprach jeweiligen konkurrierenden Widerstandsgruppen die Legitimation ab oder verschwieg sie kom-

²² Vgl. Steinbach: Widerstand im Widerstreit, S. 40.

²³ Vgl. Assmann/Frevert: Geschichtsvergessenheit. Geschichtsversessenheit; Plum: Widerstand und Resistenz, S. 252-256.

plett. Daran ist zu erkennen, wie stark die Einschätzung des historischen Widerstands jeweils von der politischen Zielrichtung und Grundstimmung einer Zeit abhängig war. Allerdings darf das Spektrum des erinnerten Widerstandes nicht eingegrenzt werden, nur weil andere politische Vorstellungen mit den Widerstandskämpfern in Verbindung gebracht werden. Es gehörte zu den Ergebnissen der Forschung in den 1960er Jahren, dass man akzeptierte, dass es eine Vielfalt von Widerstand gab – und eine Vielfalt der Zugänge.²⁴ Von der zunehmenden Akzeptanz der Vielfalt im Widerstand profitierte auch Kurt Gerstein. Seine Rehabilitation war ein sichtbares Zeichen dafür. Aber trotz dieses Wandels wurde Gerstein nicht Teil der öffentlichen Erinnerungskultur. Ein Grund dafür war in der Tatsache zu sehen, dass der Widerstandskämpfer allgemein in der Erinnerung zu einem überhöhten Wesen stilisiert wurde. Dadurch wurde die Möglichkeit verstellt, Persönlichkeitsbrüche oder die partielle Kooperation zwischen Widerstandskämpfern und System zu erfassen.²⁵

Kurt Gersteins Widerstand spielte sich auf verschiedenen Ebenen ab. Er war nicht starr, sondern entwickelte sich. Vor dem Krieg hatte er als Christ gegen die Kirchenpolitik der Nationalsozialisten demonstriert und wurde dafür inhaftiert. Dieser Widerstand war gegen einen Teil der nationalsozialistischen Politik gerichtet. Er war partiell, nicht total. Erst die Erfahrungen, die Gerstein im Gefängnis machte, führten bei ihm zu einer Distanzierung und später zu einer grundlegenden Ablehnung des Nationalsozialismus und dessen totalitären Herrschaftsanspruches.²⁶ Trotz oder gerade weil er den Charakter des nationalsozialistischen Regimes durchschaute, entschloss er sich, seinem Widerstand eine neue Qualität zu geben, indem er in die Waffen-SS eintrat, um als Teil des Systems über die internen Abläufe und Verantwortungen im SS-Apparat Kenntnisse erlangen zu können. Er wollte den bequemen Weg des „Ah-nens“ aber „Nichtwissens“ verlassen, obwohl ihm klar gewesen sein musste, dass ein „Wissen“ ihn unweigerlich gefährlich nahe in den Bereich der Täter bringen würde. Das, was er dann allerdings erfuhr und erlebte, überstieg seine eigenen Befürchtungen bei weitem und führte zu einer Weiterentwicklung seines Widerstandes. So wurde er vom Zeugen und Informanten für andere Oppositionelle, für Neutrale und für Alli-

²⁴ Vgl. Steinbach: Widerstand im Widerstreit, S. 48.

²⁵ Vgl. Steinbach, Peter: Widerstand im Dritten Reich – die Keimzelle der Nachkriegsdemokratie? Die Auseinandersetzung mit dem Widerstand in der historischen politischen Bildungsarbeit, in den Medien und in der öffentlichen Meinung nach 1945, in: Ueberschär: Der 20. Juli. Das andere Deutschland in der Vergangenheitspolitik, S. 106.

²⁶ Vgl. Steinbach: Widerstand im Widerstreit, S. 291.

ierte zum aktiven Saboteur innerhalb des Systems. Da Gerstein als bereits überzeugter Gegner des Nationalsozialismus in die Waffen-SS eingetreten war, musste er nicht erst zum Widerstandskämpfer bekehrt werden. Er brauchte ‚lediglich‘ seinen Widerstand an die sich verändernden Umstände – nämlich das sich vergrößernde Wissen über die industriellen Massentötungen – anzupassen. Je tiefer er – oft nur zufällig und zu seiner eigenen Überraschung – in das verbrecherische System der Massentötungen Einblick erhielt und involviert wurde, desto mehr konnte er seine Möglichkeiten dazu nutzen, dieses System zu bekämpfen, indem er z. B. Zyklon-B vernichtete und andere Oppositionelle unterstützte. Doch im Grunde blieb er ein Einzelkämpfer ohne Hilfe von anderen, insbesondere erhielt er nicht die erhoffte Unterstützung von alliierter Seite. Damit verdeutlichte Gerstein in extremer Weise das Problemfeld, in dem Widerstandskämpfer in einer modernen Diktatur agieren: der schmale Grad zwischen Kooperation und Verweigerung. Jeder Widerstand aus dem Zentrum der Macht hatte Grenzen, die nur überschritten werden konnten, wenn der interne Widerstand durch eine externe Komponente aus anderen Machtzentren ergänzt wurde.²⁷ Gerstein allerdings blieb durch seine Einsamkeit begrenzt. Ihm wurde keinerlei Unterstützung von anderen Regimegegnern oder Oppositionellen, etwa von kirchlicher Seite, oder von den Alliierten zuteil. Diese Problematik der Einsamkeit und Isolation lag in der Sache selbst. Allerdings kann man in der Nähe zum Machtzentrum auch Vorteile für Gersteins Widerstandsaktionen sehen. So war die Tatsache, dass Gerstein Abteilungsleiter innerhalb des Hygiene-Institutes war, für die Möglichkeiten, Widerstand zu leisten, von großem Wert. Dabei kam der nationalsozialistischen Polykratie eine wichtige Rolle zu, da sie bewirkte, dass innerhalb des NS-Herrschaftssystems Kompetenzspielräume als Handlungsspielräume existierten.²⁸ Gerstein schien genau diese Handlungsspielräume äußerst intensiv genutzt zu haben. Dadurch wurden ihm unter Umständen überhaupt erst die Möglichkeiten zur Sabotage gegeben.

²⁷ Vgl. ebd., S. 295.

²⁸ Vgl. ebd., S. 66; und besonders Hirschfeld, Gerhard (Hrsg.): Der ‚Führerstaat‘: Mythos und Realität. Studien zur Struktur und Politik des Dritten Reiches, Stuttgart 1981.

Vom Belasteten zum Widerstandskämpfer: die Rehabilitation Kurt Gersteins

Die Rehabilitierung Kurt Gersteins war ein Prozess, der sich über zwei Jahrzehnte erstreckte. Erst 1969 fand er mit der Anerkennung von Wiedergutmachungsansprüchen der Witwe ein vorläufiges Ende.²⁹

Bei der Analyse dieses Prozesses bot sich eine Einteilung in zwei Phasen an. Die erste Phase, die mit Gersteins Tod 1945 einsetzte und mit der Ablehnung einer Rehabilitierung 1956 durch den Ministerpräsident von Baden-Württemberg, Gebhard Müller, endete, wurde besonders von zwei juristischen Prozessen beherrscht:

1. dem Spruchkammerurteil 1950 in Tübingen, in dem Gerstein formell in die Gruppe der NS-Belasteten eingestuft wurde;³⁰

2. dem Schwurgerichtsverfahren gegen den DEGESCH-Geschäftsführer Dr. Gerhard Peters 1949–1955. Darin wurde Dr. Peters letztendlich freigesprochen, und zwar hauptsächlich aufgrund des Gerstein-Berichts und der generellen Glaubwürdigkeit von Gersteins Widerstand.

In diese erste Phase fielen zwei weitere Ereignisse, die für die Rezeption von Gersteins Schicksal in der Öffentlichkeit bedeutsam waren: zum einen der alliierte Hauptkriegsverbrecherprozess 1945/46 in Nürnberg und zum anderen die erste Veröffentlichung des Gerstein-Berichts 1953 durch Hans Rothfels.³¹

²⁹ Der Vergleich zwischen Frau Gerstein und dem Staatsministerium Baden-Württemberg wurde am 13. Juni 1969 beschlossen, vgl. Landeskirchliches Archiv der Evangelischen Kirche von Westfalen, Bielefeld (LKA BI) 5,2 AS Nr. 37.

³⁰ Der Grund, warum gegen den Verstorbenen noch ein Spruchkammerverfahren geführt wurde, ist aus den Akten nicht klar zu rekonstruieren. Joffroy schreibt in seinem Buch „Der Spion Gottes“ auf Seite 462: Elfriede Gerstein habe das Verfahren eingeleitet, um eine Kriegerwitwenrente zu erhalten. Für die Anerkennung ihres Rentenanspruchs müsste der Tote, der einer als verbrecherisch verurteilten Organisation angehört habe, rehabilitiert werden. Dies ist eine nachvollziehbare Begründung. Elfriede Gerstein schrieb allerdings 1950 in einem Brief an ihren Anwalt Dr. Wilhelm, sie habe nie einen Antrag auf Hinterbliebenen-Rente gestellt. Der Antrag sei automatisch nach ihrer erfolgreichen Entnazifizierung erfolgt (vgl. LKA BI 5,2 AS Nr. 35). Es wäre auch möglich, dass Frau Gerstein das Spruchkammerverfahren anstrebte, nicht um Witwenrente zu bekommen, sondern um die Ehre ihres Mannes öffentlich wiederherzustellen. Durch seine Mitgliedschaft in der SS galt Gerstein automatisch als Hauptbelasteter. Der Tübinger Urteilsspruch, der Gerstein nicht entlastete, sondern lediglich in die Gruppe der weniger Belasteten einstuft, war für Elfriede Gerstein ein harter Schlag.

³¹ Vgl. Rothfels, Hans: Dokumentation. Augenzeugenbericht zu den Massenvergasungen, in: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte, Band 1 1953, S. 177–194. Die Veröffentlichung des Gerstein-Berichts in dem ersten Band der Vierteljahreshefte

In Nürnberg wurde der Bericht, der die Erlebnisse Gersteins in den Vernichtungslagern in Polen, sowie seine Versuche, alliierte und neutrale Stellen zu informieren, schilderte, als Beleg für den verbrecherischen Charakter der nationalsozialistischen Regierung angeführt. Nicht jedoch als Beleg für vorhandenen Widerstand gegen diese Regierung. Der Wert der Nürnberger Prozesse für die Rehabilitierung Gersteins lag nicht in einer direkten Würdigung von seinen Widerstandshandlungen, sondern in der Tatsache, dass dadurch der Gerstein-Bericht als Augenzeugenbericht zur Massenvergasung anerkannt wurde. Die Herkunft wurde einwandfrei geklärt und auch die Echtheit insgesamt.³²

Durch Hans Rothfels' Veröffentlichung des Berichtes in den Vierteljahresheften wurde erstmals der Widerstandscharakter von Gersteins Handeln thematisiert. Allerdings war diese Veröffentlichung mehr als eine Dokumentation gedacht, und sie fand noch dazu in einer Fachzeitschrift statt und wurde daher nur begrenzt von der Bevölkerung wahrgenommen. Insgesamt zeichnete sich diese erste Phase des Rehabilitierungsprozesses durch eine eher zurückhaltende öffentliche Rezeption von Gersteins Schicksal aus.

Das änderte sich in der zweiten Phase des Rehabilitierungsprozesses, die der Verfasser etwa zwischen 1957 und 1969 sieht. Diese war von hoher medialer Präsenz gekennzeichnet, unter anderem durch das Theaterstück „Der Stellvertreter“ von Rolf Hochhuth 1963, die Fernsehberichterstattung des Magazins Report 1964, die Radiosendung „Der Außenseiter“ von 1965 sowie die Biographien von Friedländer und Joffroy, um nur einige Beispiele zu nennen. Eingeleitet wurde dieses neue Interesse an Gerstein durch die positive Würdigung des Gerstein-Berichts durch das israelische Gericht in Jerusalem, welches über Adolf Eichmann 1960-1962 urteilte.

Mittelpunkt dieser zweiten Phase waren die Bemühungen der Witwe Kurt Gersteins und Herbert Weißelbergs, die Rehabilitierung auch formal-juristisch durchzusetzen. Dabei wurden sie besonders von Ernst Wilm, dem Präses der Evangelischen Kirche von Westfalen (EKvW), und von Issy Wygoda, einem jüdischen Unternehmer aus Frankfurt, unterstützt. So führten die ununterbrochenen Vorstöße dieses Personenkreises zur Anerkennung von Rentenansprüchen 1964, zur Umstufung Gersteins in die Gruppe der Entlasteten 1965 und zur Zahlung von Wiedergutmachung an Frau Gerstein 1969. Damit war die rechtliche Rehabilitierung vollzogen.

für Zeitgeschichte stellte eine Besonderheit dar, die die Rezeption des Gerstein-Berichts stark beeinflussen sollte.

³² Vgl. Schäfer: Kurt Gerstein, S. 14; Joffroy: Der Spion Gottes, S. 454 ff.

Phase 1 der Rehabilitation: 1945 bis 1956

Exkurs: Der Gerstein-Bericht ³³

Nachdem sich Kurt Gerstein in französische Kriegsgefangenschaft begeben hatte, verfasste er mehrere Berichte, in denen er einige biographische Angaben über seine Person machte, aber auch seine politische Betätigung vor dem Krieg darstellte und über seine Erlebnisse bei der Waffen-SS berichtete. Besonders die Beobachtungen aus den Lagern Belzec und Treblinka, insbesondere die Schilderung einer Massenvergasung in Belzec, der Gerstein 1942 beiwohnte, begründeten den Wert der Aufzeichnungen. Sie gelten als die frühesten Zeugnisse der Massenvernichtungen in Polen, die zudem von der „Täterseite“ verfasst wurden. Da sie jedoch im Vergleich zu anderen zeitgenössischen Augenzeugenberichten über den Holocaust keine Entlastung des Verfassers beabsichtigten, wurden sie als besonders authentisch angesehen. Im Vergleich zu Aussagen von Wachmannschaften oder anderen Beteiligten zeichnen sich die Gerstein-Berichte auch dadurch aus, dass darin viele detaillierte Schilderungen über die verzweifelte Situation der Opfer enthalten sind.³⁴

Der Gerstein-Bericht existiert in verschiedenen Ausführungen. Eine in französischer Sprache geschriebene Version, die sowohl handschriftlich als auch maschinenschriftlich vorliegt, wurde während der Internierung in Rottweil am 26. April 1945 verfasst. Darin sind 12 Rechnungen der DEGESCH über Blausäurelieferungen für Oranienburg und Auschwitz zwischen dem 14. Februar und dem 31. Mai 1944, adressiert an Obersturmführer Gerstein, sowie ein Brief der DEGESCH vom 9. Juni 1944 beigefügt. Die maschinenschriftliche Ausführung dieser Textfassung übergab Gerstein in Rottweil zwei alliierten Offizieren eines Erkundungskommandos. Auf diesem Weg fand das Dokument unter der Bezeichnung PS-1553 Eingang in die Sammlung der alliierten Beutedokumente und kam so bei dem Nürnberger Hauptkriegsverbrecherprozess zur Verwendung.³⁵ Dieses Dokument ist als einzige Textfassung

³³ Korrekter Weise müsste man von den Gerstein-Berichten im Plural sprechen, da sich die verschiedenen Fassungen inhaltlich leicht unterscheiden, in unterschiedlichen Sprachen verfasst wurden und auch in zeitlichem Abstand zueinander geschrieben wurden. Es hat sich im allgemeinen Gebrauch allerdings durchgesetzt, von dem Gerstein-Bericht zu sprechen. Nur wenn explizit unterschiedliche Versionen hervorgehoben werden sollen, wird von Berichten gesprochen. Zu den unterschiedlichen Fassungen des Gerstein-Berichts vgl. Schäfer: Kurt Gerstein, S. 204 ff.

³⁴ Vgl. Schäfer: Kurt Gerstein, S. 215.

³⁵ Vgl. hierzu auch das Kapitel über die Nürnberger Hauptkriegsverbrecherprozesse.

von Gerstein unterschrieben (sowohl die handschriftliche, wie auch die maschinengeschriebene Version).³⁶

Eine deutsche, ungezeichnete Parallelfassung zu dem französischen Bericht vom 4. Mai 1945 wurde auch gefunden. Sie wurde von Gerstein im Hotel ‚Mohren‘ in Rottweil (dort war Gerstein durch die Franzosen interniert worden) zusammen mit einem Brief und einer weiteren Textfassung (diese ist vom 6. Mai 1945 datiert) hinterlegt. Sie war für Frau Gerstein bestimmt, erreichte diese aber erst ein Jahr später, weil die Tatsache der Hinterlegung ihr nicht bekannt war. Bei dieser Fassung handelte es sich um den Text, den Professor Rothfels 1953 mit einigen Auslassungen in den Vierteljahresheften für Zeitgeschichte publizierte. Insgesamt eignet sich diese Textfassung am besten für eine Veröffentlichung, da sie zu den detailreichsten gehörte und nicht unter der sprachlichen Unbeholfenheit der französischen Fassungen leidet. Dazu kommt, dass das Original im Archiv der Westfälischen Landeskirche problemlos eingesehen werden kann.³⁷

Es existieren noch weitere Fassungen dieses Berichtes in deutscher und französischer Sprache vom 6. Mai 1945.³⁸ Der beim Prozess gegen Dr. Gerhard Peters als Sachverständiger gehörte Historiker Professor Hans Rothfels hat die verschiedenen Fassungen untersucht und deren Authentizität bestätigt.³⁹

In allen Fassungen begann Gerstein mit einer Schilderung seiner Person, seines Lebenslaufes und seiner politischen Betätigung. Er gab dann – wie auch an anderer Stelle erwähnt – als Grund für seinen Eintritt in die Waffen-SS die Tötung einer Verwandten in Hadamar an und berichtete über seine Ausbildung und seine Tätigkeit in der SS. Danach folgte die Schilderung seines Besuches im Konzentrationslager Belzec im August 1942 und der Unterhaltung mit dem schwedischen Diplomaten Göran von Otter während der Zugfahrt Warschau-Berlin. Auch der vergebliche Versuch, den päpstlichen Nuntius in Berlin zu unterrichten, wurde beschrieben. Ebenso sind seine Bemühungen geschildert worden,

³⁶ Die handschriftliche Version befand sich unter dem Nachlass, der Frau Gerstein im März 1949 von den französischen Behörden zugesandt worden ist (vgl. LKA BI 5,2 NS Nr. 32). Die maschinenschriftliche Version befindet sich im National Archives Washington.

³⁷ LKA BI 5,2 NS Nr. 31.

³⁸ LKA BI 5,2 NS Nr. 33/34/309/563. Vgl. dazu unter anderem auch die Akten LKA BI 5,2 AS Nr. 18 und 35. Darin besonders die Seite 36 der Urteilsbegründung des DEGESCH-Prozesses. Die verschiedenen Textfassungen mit spezifischen Merkmalen, Entstehungsgeschichte und Fundort sind in einer Tabelle sehr übersichtlich dargestellt bei Schäfer: Kurt Gerstein, S. 205.

³⁹ Vgl. LKA BI 5,2 AS Nr. 35.

Zyklon-B-Lieferungen unschädlich zu machen, indem er sie als verdorben deklarierte oder zur Entwesung und Desinfektion umleitete.⁴⁰

Verschiedentlich wurde die Echtheit einzelner Fassungen des Gerstein-Berichts oder zumindest einiger Passagen angezweifelt.⁴¹ Es gab auch Versuche, Kurt Gersteins Glaubwürdigkeit in Frage zu stellen, um dadurch die Gerstein-Berichte insgesamt als Dichtung zu entlarven. Die meisten dieser Versuche gingen nicht über Artikel oder Leserbriefe in rechtsradikalen Zeitungen oder verleumderische Briefe an die Witwe Gersteins oder an Weißelberg hinaus.

Im Jahr 1986 jedoch brachte der „Skandal von Nantes“ eine Ausweitung der Angriffe auf Gersteins Glaubwürdigkeit: Der Franzose Henri Roques reichte dort eine linguistische Dissertation „Die ‚Geständnisse‘ des Kurt Gerstein“ (so der Titel der deutschen Übersetzung) ein, die allerdings später aufgrund formaler Fehler annulliert wurde.⁴² Obwohl ihr wissenschaftlicher Wert äußerst begrenzt war, verursachte diese Dissertation besonders in Frankreich ein großes Presseecho. Roques versuchte, durch den Vergleich der verschiedenen Fassungen und der Aufdeckung von darin enthaltenen Fehlern und Widersprüchen die Existenz von Gaskammern zur Vernichtung von Juden zu widerlegen. Schäfers Gerstein-Biographie ist aus einem Aufsatz hervorgegangen, der durch intensive Textkritik diese Behauptungen Roques widerlegte. Dieser unveröffentlichte Aufsatz findet sich in der Biographie als „Kapitel VIII. 1. Der „Skandal von Nantes“ – der Gerstein-Bericht in der apologetischen Literatur“ wieder.⁴³

Der Nürnberger Hauptkriegsverbrecherprozess

Im Jahr 1946 wurde der Gerstein-Bericht erstmals in einem Prozess als Beweismittel vorgelegt, nämlich im Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Militärtribunal in Nürnberg.⁴⁴ Dort wurde der Bericht und die darin aufgeführten Rechnungen der DEGESCH als Dokument PS-1553/RF-350 in der Sitzung am 30. Januar 1946 von dem französischen Hauptankläger Charles Dubost herangezogen, um damit den Vernichtungswillen des Nationalsozialismus zu dokumentieren. Laut verlesen wurden allerdings nur die in diesem Doku-

⁴⁰ LKA BI 5,2 NS Nr. 31.

⁴¹ Vgl. Schäfer: Kurt Gerstein, S. 201.

⁴² Vgl. Roques, Henri: Die „Geständnisse“ des Kurt Gerstein. Zur Problematik eines Schlüsseldokuments, Leonie 1986.

⁴³ Vgl. Schäfer: Kurt Gerstein, S. 24 und S. 201 ff.

⁴⁴ S. das Protokoll der Sitzung vom 30. Januar 1946 in: LKA BI 5,2 AS Nr. 56.

ment enthaltenen Rechnungen über Zyklon-B-Lieferungen an die Konzentrationslager Auschwitz und Oranienburg, nicht aber der komplette Gerstein-Bericht. Der Vorsitzende des Gerichtshofes, an jenem Vormittag war es der Brite Lord Justice Lawrence, erhob zunächst Einspruch gegen die Zulassung des Dokumentes PS-1553 und forderte eine eidesstattliche Erklärung über Herkunft und Glaubwürdigkeit. Da eine solche Erklärung nicht vorgelegt werden konnte, lehnte der Gerichtshof das Dokument als Beweismittel zunächst ab. Im Verlauf der Nachmittags-sitzung des Gerichtshofes berief sich der britische Hauptankläger in einem anderen Zusammenhang auf eine eidesstattliche Erklärung, mit der die Glaubwürdigkeit aller Dokumente der Signaturreihe PS (Paris Storey) bestätigt sei. Nach einem Hinweis von Dubost auf die Zurückweisung des Dokumentes PS-1553 vom Vormittag kam es nun zu einer Verlesung der Blausäuremengen, wie sie ausweislich der Rechnung über Gerstein geliefert worden waren. Der Gerstein-Bericht hingegen wurde nur als Anlage zu den Rechnungen erwähnt. In den später herausgegebenen Prozessdokumenten sind unter der Signatur PS-1553 lediglich zwei der Blausäurerechnungen abgedruckt.⁴⁵

Die Verwendung des Gerstein-Berichts in Verbindung mit den DEGESCH-Rechnungen bei den Nürnberger Prozessen war für die Rehabilitierung Gersteins wichtig, da dadurch die Echtheit der Aussagen Gersteins anerkannt wurde. Diese Aussagen wurden von den Alliierten dazu benutzt, den verbrecherischen Charakter des NS-Regimes zu belegen. Allerdings schienen die Ankläger damals kein Interesse an der Tatsache gehabt zu haben, dass es einen Obersturmführer der Waffen-SS gegeben hatte, der sich gegen die Massentötungen gestellt hatte und die Weltöffentlichkeit über die Verbrechen in Polen in Kenntnis setzen wollte. Solche Widerstandshandlungen innerhalb der SS anzuerkennen, wären für das Ziel, die SS als verbrecherische Organisation zu verurteilen, nicht hilfreich gewesen.⁴⁶

Außerdem hätten die Alliierten dann auch ihr eigenes Verhalten im Bezug auf die Informationen von Kurt Gerstein zum Gegenstand der Untersuchungen machen müssen. Das wollte man um jeden Preis verhindern.⁴⁷ Es war also im Interesse der Alliierten, die Beweiskraft von

⁴⁵ Vgl. LKA BI 5,2 AS Nr. 56; sowie Schäfer: Kurt Gerstein, S. 14.

⁴⁶ Vgl. dazu Joffroy: Der Spion Gottes, S. 458/459. Dort wird das Mitglied der französischen Delegation bei den Nürnberger-Prozessen, Präsident Boucly, zitiert: „Dem amerikanischen Hauptankläger, Richter Robert H. Jackson, fiel unter anderem die Aufgabe zu, die Klagegründe gegen die verbrecherischen Organisationen wie die SS vorzutragen. Der Gerstein-Bericht, der das Vorhandensein guter SS-Leute zeigt, lief seiner These unmittelbar zuwider.“

⁴⁷ Vgl. ebd., S. 460; sowie Steinbach: Widerstand im Widerstreit, S. 295/296.

Gersteins Berichten anzuerkennen, den Widerstandscharakter seines Handelns jedoch nicht hervorzuheben oder zu würdigen.

Zu einer ersten öffentlichen Thematisierung von Gersteins Widerstand kam es im Verlauf des Spruchkammerverfahrens 1950.

Die Einstufung in die Gruppe der ‚NS-Belasteten‘: das Spruchkammerurteil 1950

Gleich nach dem Krieg begannen die Versuche von Freunden und Verwandten, Näheres über den Verbleib von Kurt Gerstein in Erfahrung zu bringen. Einen ersten Hinweis glaubte man im Herbst 1946 gefunden zu haben. Damals wurde in der Presse über den anstehenden Nürnberger Ärzteprozess berichtet.⁴⁸ Dabei wurde der Name des Standartenführers Prof. Dr. Joachim Mrugowsky aufgelistet, der Chef von Gerstein im SS-Hygiene-Institut war. Daher wurde vermutet, dass Gerstein von den Alliierten inhaftiert worden sei, um bei diesem Prozess als Zeuge auszusagen.⁴⁹ Pfarrer Martin Niemöller hatte sich eingeschaltet, um beim Internationalen Militärtribunal in Nürnberg anzufragen, ob Gerstein dort inhaftiert sei. Im Antwortschreiben vom 6. Februar 1947 wurde mitgeteilt, dass sich Kurt Gerstein nicht im Nürnberger Gefängnis befinde und auch niemals dort gewesen sei.⁵⁰ Auch sei keine aktuelle Anschrift bekannt. Im Jahr 1948 wurde erstmals von alliierter Seite bestätigt, dass Gerstein am 25. Juli 1945 im Militärgefängnis Cherche-Midi in Paris verstorben sei.⁵¹

Fünf Jahre nach Gersteins Tod reihte die Spruchkammer in Tübingen 1950 den Verstorbenen in die Gruppe der Belasteten ein.

„Spruch: Kurt GERSTEIN ist Belasteter. Es werden keine Sühnemaßnahmen gegen ihn angeordnet, da er verstorben ist. Desgleichen werden keine Sühnemaßnahmen, die das Vermögen betreffen, gegen die Erben durchgeführt. Die Kosten des Verfahrens trägt der Nachlaß. Gesetzliche Ansprüche auf eine Pension, Rente oder Vergütung, die aus öffentlichen Mitteln bezahlt werden, bestehen nicht.“⁵²

⁴⁸ Vgl. zu dem Nürnberger Ärzteprozess, Mitscherlich, Alexander/Mielke, Fred (Hrsg.): *Medizin und Menschlichkeit. Dokumente des Nürnberger Ärzteprozesses*, Frankfurt/Main 1960.

⁴⁹ Vgl. dazu einen Brief von Armin Peters an Elfriede Gerstein vom 2. November 1946: LKA BI 5,2 AS Nr. 21.

⁵⁰ Vgl. LKA BI 5,2 AS Nr. 21.

⁵¹ Vgl. Gersteins Todesurkunde in LKA BI 5,2 AS Nr. 15.

⁵² Vgl. Spruchkammerurteil: LKA BI 5,2 AS Nr. 21.

Der Schlussabsatz der Begründung lautete:

„[...] Die Bekanntgabe dieser Vernichtungsmaßnahmen an prominente Persönlichkeiten der evangelischen Kirche und an Angehörige der holländischen Widerstandsbewegung mit der Bitte, die Weltöffentlichkeit davon zu unterrichten, sowie die Unbrauchbarmachung von zwei Blausäurelieferungen waren Widerstandshandlungen, die den Betroffenen bei Entdeckung seiner Handlungsweise in höchste Gefahr gebracht hätten. Dieses Verhalten [...] kann jedoch angesichts des entsetzlichen Ausmaßes der vergangenen Verbrechen nicht zu einem völligen Ausschluß seiner Mitverantwortlichkeit führen, sondern nur zu einer mildernden Beurteilung beitragen. Man hätte von dem Betroffenen erwarten können, daß er sich nach seinen Erlebnissen im Lager Belzec mit allen Kräften dagegen sträubte, sich zum Handlanger für einen organisierten Massenmord machen zu lassen. Die Kammer ist der Auffassung, daß der Betroffene nicht alles getan hat, was ihm möglich gewesen wäre, und daß er noch andere Mittel und Wege hätte finden können, sich persönlich aus der Aktion herauszuhalten. So ist nicht verständlich und nicht entschuldbar, daß er als überzeugter Christ [...] sich [...] als Auftraggeber gegenüber der Lieferfirma Degesch verwenden ließ. Daß er als Einzelner gar nicht in der Lage war, die Vernichtungsmaßnahmen zu verhindern oder durch die Unbrauchbarmachung geringerer Mengen der gelieferten Blausäure auch nur einem Teil das Leben zu retten, mußte ihm nach dem, was er bisher erlebt hatte, völlig klar geworden sein.

Die Kammer hat den Betroffenen unter Zubilligung der festgestellten mildernden Umstände [...] daher nicht in die Gruppe der Hauptschuldigen, sondern in die niedrigere Gruppe der Belasteten eingestuft [...].“⁵³

In ihrer Urteilsbegründung hatte die Tübinger Spruchkammer demnach nicht bestritten, dass Gerstein Widerstand geleistet hatte. Allerdings erschien der Spruchkammer die Intensität des Widerstandes zu gering. Gerstein hätte sich nachdrücklicher gegen eine Einbeziehung seiner Person in den Vernichtungsapparat wehren müssen, da ihm die Unwirksamkeit seiner Aktivitäten und Sabotagebemühungen hätte bewusst gewesen sein müssen.⁵⁴ Es hätte Gerstein klar gewesen sein müssen, dass er als Einzelner die Vernichtungsmaßnahmen nicht hätte verhindern können. Man klagte Gerstein an, in seinen begrenzten Möglichkeiten Widerstand geleistet zu haben. Nach Meinung der Spruchkammer wäre es besser gewesen, wenn Gerstein in eine absolute Passivität verfallen

⁵³ Vgl. ebd.

⁵⁴ Das Spruchkammerurteil bezog sich in weiten Teilen auf das Urteil des ersten Prozesses gegen den DEGESCH-Geschäftsführer Dr. Gerhard Peters von 1949. Siehe hierzu das Kapitel über die Rolle Kurt Gersteins in den Verfahren gegen Dr. Peters.

wäre, und nicht, um Widerstand leisten und Zeugnis ablegen zu können, ein Teil des Systems geworden wäre.⁵⁵

Die Frage, ob erfolgreicher Widerstand in einem totalitären Regime nicht vielleicht zwangsläufig von innen heraus erfolgen muss, kann an dieser Stelle nicht abschließend beantwortet werden. Es scheint im Fall Gerstein allerdings klar zu sein, dass das „Mitmachen um Schlimmeres zu vermeiden“ von der Spruchkammer zwar erkannt wurde, jedoch im Urteil nicht genügend Gewicht für eine Entlastung darstellte. Diese Zwiespältigkeit im Widerstand in einem totalitären System war ein Bestandteil von Gersteins systemimmanenten Widerstand. Darin war die Paradoxie seines Widerstandes innerhalb eines totalitären Systems zu sehen: von innen her zu widerstehen bedeutete oft, bis zu einem bestimmten Grad mit dem System zu kooperieren. Eine solche Haltung musste unweigerlich in sich zweideutig sein.⁵⁶

Diese Art von Widerstand war für den Betroffenen äußerst gefährlich. Im Gegensatz zu einer Widerstandsleistung z. B. aus dem Exil riskierte Gerstein, jederzeit entdeckt und liquidiert zu werden. Auf der anderen Seite musste er, um glaubhaft zu sein, von seiner Umgebung, ob Freund oder Feind, als Teil des Systems akzeptiert werden. Er musste seine Rolle überzeugend spielen. Allerdings barg dies die Gefahr, später nur nach dieser Rolle beurteilt zu werden. Gerstein musste demnach befürchten, nur als SS-Mann gesehen zu werden.

Eine der Hauptaufgaben für die Menschen, die die Rehabilitation Gersteins vorantrieben, musste es sein, Zeugen und Beweise für Gersteins Sabotage und seine Widerstandsaktionen zu finden und öffentlich zu machen. Geradezu beispielhaft für die Notwendigkeit, die Absichten und das Wirken Gersteins als SS-Offizier einer großen Öffentlichkeit darzustellen, war der Brief eines Pfarrers vom 2. Januar 1952.⁵⁷ Darin schilderte er sein Befremden, dass selbst im ehemaligen Freundeskreis Gersteins heute Zweifel angesichts der Echtheit der Gesinnung des Verstorbenen bestünden. Es würde der Verdacht geäußert, Gerstein habe in Wirklichkeit für die Gestapo gearbeitet und die Bekenkende Kirche und den Bund Deutscher Bibelkreise unterwandert. In diesem Brief wurde Frau Gerstein gefragt, ob nicht Maßnahmen unternommen werden sollten, um das Ansehen Kurt Gersteins wiederherzustellen. Dabei wurde an eine publizistische Verbreitung des Gerstein-Berichts in der deutschen Fassung vom 6. Mai 1945 gedacht.

⁵⁵ Vgl. hierzu Friedländer: Zwiespältigkeit des Guten, S. 195.

⁵⁶ Vgl. ebd., S. 194.

⁵⁷ LKA BI 5,2 AS Nr. 21.

Der Prozess gegen den DEGESCH-Geschäftsführer Dr. Gerhard Peters

Eine besondere Stellung innerhalb der Prozesse, bei denen der Gerstein-Bericht Verwendung fand, nahm der Prozess 1949 gegen Dr. Gerhard Peters ein, dem Geschäftsführer der DEGESCH.⁵⁸ Erstmals wurde dabei versucht, neben dem Gerstein-Bericht Gerstein auch durch Briefe und indirekt durch Zeugenaussagen zu Wort kommen zu lassen.

Mit diesem Prozess gegen den Chemiker Peters beabsichtigte man einen der Produzenten und Lieferanten des Gases, welches die massenhafte, industrielle Tötung in den Konzentrationslagern ermöglichte, zur Verantwortung zu ziehen. Allein im Lager Auschwitz-Birkenau wurden

⁵⁸ Exkurs: Deutsche Gesellschaft für Schädlingsbekämpfung (DEGESCH)

Die Deutsche Gesellschaft für Schädlingsbekämpfung (DEGESCH) war eine der führenden Firmen auf dem Gebiet der Schädlingsbekämpfung. Gesellschafter der DEGESCH waren die Deutsche Gold- und Silber- Scheideanstalt (DEGUSSA) in Frankfurt/Main mit 42,5 %, die frühere I.G. Farbenindustrie mit 42,5% und die Thomas Goldschmidt AG in Essen mit 15% Anteilen am Stammkapital. Ausweislich des Gesellschaftsvertrages waren die Gesellschafter verpflichtet, „das Gebiet der Schädlingsbekämpfung mit Mitteln, die in der gasförmigen Phase wirkten, gemeinsam zu bearbeiten und zum Träger dieser Zusammenarbeit die DEGESCH zu machen“ (Vgl. LKA BI 5,2 NS Nr. 35, Urteilsbegründung). Zu diesem Zweck hatten sie der DEGESCH das Alleinvertriebsrecht für Produkte und Verfahren übertragen, „die als in der gasförmigen Phase wirkende und für den Zweck der Durchgasung genügend abdichtender Räume anzuwendende Schädlingsbekämpfungsmittel zu betrachten sind“ (Vgl. LKA BI 5,2 NS Nr. 35, Urteilsbegründung). Da die DEGESCH ihrer Zweckbestimmung nach nicht eine Produktions-, sondern eine Vertriebsgesellschaft war, und zwar außer für Zyklon B auch noch für andere Entwesungsmittel, wurden ihre Produkte von anderen Firmen hergestellt. So wurde das Zyklon B während des Krieges von den Firmen ‚Dessauer Werke für Zucker-Raffinerie GmbH‘ und ‚Kaliwerke AG‘ in Kolin/Tschechoslowakei für die DEGESCH fabriziert. Aber auch den Vertrieb ihrer Produkte nahm die DEGESCH nicht unmittelbar mit den Kunden vor, sondern bediente sich zweier Hauptvertretungen, der Firma Tesch & Stabenow, Internationale Gesellschaft für Schädlingsbekämpfung mbH, in Hamburg (kurz Testa), für das Gebiet östlich der Elbe und der Firma Heerdt-Lingler GmbH, Frankfurt/Main (kurz Heli), für das Gebiet westlich der Elbe. Diese beiden Firmen kauften die Mittel bei der DEGESCH ein und rechneten mit ihr ab. Die DEGESCH veranlasste bei den Produktionsfirmen die entsprechenden Lieferungen, die teils unmittelbar an die von den Hauptvertretungen angegebenen Kunden, teils zuerst an die Hauptvertretungen erfolgten. Nur Auslandsaufträge wurden bis Kriegsbeginn von der DEGESCH selbst bearbeitet, doch wurden im Laufe des Krieges die besetzten Gebiete der entsprechenden Hauptvertretung zugeteilt, z. B. Frankreich der Heli usw.

Außer ihrer Betätigung als Vertriebsgesellschaft für Schädlingsbekämpfungsmittel in der gasförmigen Phase widmete sich die DEGESCH auch der Erforschung und Weiterentwicklung dieser Mittel und hatte zu diesem Zweck ein Laboratorium und den sogenannten Degeschdienst. Vgl. die Urteilsbegründung im DEGESCH-Prozess in LKA BI 5,2 NS Nr. 35.

in mehreren Gaskammern zwischen 1 und 1,5 Millionen jüdische Menschen mit Hilfe des Ungeziefervernichtungsmittels Zyklon-B getötet.⁵⁹

Es wurde schnell klar, dass neben der Verfolgung der SS-Angehörigen, die die Mordtaten in den Lagern begangen hatten, auch die Hintermänner vor Gericht gestellt werden müssten. 1946 verurteilte ein britisches Militärgericht zwei leitende Angestellte der Firma Tesch und Stabenow (kurz Testa) in Hamburg, die unter anderem das verwendete Gift, das Blausäurepräparat Zyklon-B, hergestellt hatte, zum Tode. Ein Angehöriger dieser Firma wurde mangels Beweisen freigesprochen.⁶⁰

Die strafrechtliche Verfolgung der mit den Giftgaslieferungen befassten und von Peters geleiteten DEGESCH überließen die Alliierten allerdings den deutschen Justizbehörden.

Neben dem Geschäftsführer Peters wurden zwei Angestellte, nämlich der stellvertretende Geschäftsführer Hans-Ulrich Kaufmann und der kaufmännische Angestellte Karl Amendt, wegen Mordes bzw. Beihilfe zum Mord angeklagt und mussten sich im März 1949 vor dem Schwurgericht in Frankfurt am Main verantworten.⁶¹ Kaufmann und Amendt wurden mangels Beweisen freigesprochen, da das Gericht ihnen ein Wissen von dem Zweck, mit dem die Lieferungen des Entwesungsmittels verbunden war, nämlich die Ermordung von Häftlingen des Lagers Auschwitz, nicht nachweisen konnte.⁶²

Peters wusste hingegen, dass ein Teil der Dosen mit Zyklon-B zur Tötung von Menschen in Auschwitz bestimmt war. Er hatte dem Gericht nämlich von einer Besprechung mit einem SS-Offizier namens Kurt Gerstein berichtet, der als Leiter des technischen Desinfektionsdienstes im SS-Führungshauptamt Auftraggeber für die Gaslieferungen nach Oranienburg und Auschwitz gewesen sei. Gerstein war vom obersten Hygieniker der Waffen-SS, Professor Dr. Mrugowski, mit der Vertretung der Interessen der SS in allen Entwesungs- und auch Blausäurefragen – wie der Angeklagte Peters erklärte – betraut worden und teilte dem Angeklagten nach dessen Angaben mit, dass in Auschwitz zum Tode verurteilte kriminelle Häftlinge und arbeitsunfähige, geistig und

⁵⁹ Vgl. Kogon u. a.: Nationalsozialistische Massentötungen, S. 194 ff.

⁶⁰ LKA BI 5,2 AS Nr. 38.

⁶¹ Dr. Peters wurde beschuldigt, durch die Lieferung des Zyklon-B zu allen Tötungen, die in den Jahren 1941–1944 im Konzentrationslager Auschwitz erfolgt waren, durch Rat und Tat wesentlich Hilfe geleistet und sich dadurch der Beihilfe zu heimtückisch, grausam und aus Mordlust oder sonstigen niederen Beweggründen begangenen vorsätzlichen Tötungen, also der Beihilfe zum Mord, schuldig gemacht zu haben. Siehe dazu Seite 2 der Urteilsbegründung in: LKA BI 5,2 AS Nr. 35.

⁶² Vgl. Dreßen, Willi: Die Rolle eines Toten im sogenannten „DEGESCH“-Prozeß. Kurt Gerstein und die Zyklon-B-Lieferungen, in: Jahrbuch für Westfälische Kirchengeschichte Band 91 (1997), S. 200.

körperlich kranke Menschen auf möglichst humane Art und Weise getötet werden sollten. Gerstein habe die Qualen der Opfer auf den in dem Zyklon-B-Präparat als Warnung enthaltenen Reizstoff zurückgeführt und reizstoffloses Zyklon-B zur Tötung verlangt. Die Lieferung sollte direkt über die DEGESCH und nicht über andere Firmen, wie Tesch und Stabenow, getätigt werden. Die ganze Besprechung, die im Juli 1943 stattfand und bei der es auch um die benötigten Mengen ging, sollte streng geheim bleiben.⁶³

Nach Überzeugung des Gerichts wurde die erste Sendung von Zyklon-B Dosen in einem LKW von Gerstein selbst übernommen, dabei hatte er in Polen absichtlich einen Unfall herbeigeführt und so das Gift unbrauchbar gemacht. Bei dem Unfall wurde er leicht verletzt. Aus dem Kontoblatt Gersteins ging ferner hervor, dass er der DEGESCH nur die Rechnungen über die Lieferungen von Zyklon-B im November 1943 bezahlt hatte, wodurch der Firma ein Zahlungsausfall von 17.000 RM entstand.⁶⁴ Dies war eine von Gersteins typischen, versteckten Sabotageakten.⁶⁵

Aus dem Gerstein-Bericht ist allerdings zu erfahren, dass ihm dies nicht nur bei der ersten Lieferung gelungen ist, sondern dass sämtliche Gaslieferungen an Auschwitz unschädlich gemacht wurden oder für Entwesungszwecke benutzt wurden.⁶⁶

Dieser Punkt war nicht nur für den Prozess gegen Peters von entscheidender Bedeutung, sondern auch für die weiteren Urteile über Kurt Gerstein. Sowohl die Spruchkammer, die ihn 1950 als Belasteten einstufte, als auch die Personen und Institutionen, die ihn rehabilitiert sehen wollten, mussten sich die Frage nach der Effizienz bzw. Wirksamkeit von Gersteins Sabotage stellen. Stimmte es, dass Gerstein sämtliche Gaslieferungen sabotieren konnte, dann war der Tatbestand des Mordes (Peters betreffend) nicht erfüllt, denn in diesem Fall waren die Gaslieferungen, die die DEGESCH im Auftrag Gersteins durchgeführt hatte, nicht ursächlich für den Tod, den so viele in den Gaskammern von Auschwitz erlitten hatten. Für den Angeklagten Peters bedeutete dies, dass sein ganzes weiteres Schicksal davon abhing, ob man einem Toten,

⁶³ Zu den Aussagen Peters siehe: LKA BI 5,2 AS Nr. 15 und besonders die Urteilsbegründung in Akte Nr. 35.

⁶⁴ LKA BI 5,2 AS Nr. 18.

⁶⁵ Kurt Gerstein hatte häufig Gegenstände und Güter aller Art im Reichsgebiet verschickt, um Transportkapazität zu belegen. Dies gehörte neben dem Nichtbezahlen von Rechnungen unter anderem zu seinen Sabotageakten.

⁶⁶ Dabei kam Gerstein die Tatsache zugute, dass er allgemein als Entwesungsexperte anerkannt war. Wenn er an einer Zyklon-B-Lieferung ein Leck feststellte oder das Gas als bereits verfallen einstufte, wurden diese Lieferungen auf seine Anweisungen hin vergraben. Er besaß diese Entscheidungsbefugnis.

der sich selbst nicht mehr zur Sache äußern konnte, Glauben schenkte oder nicht. Glaubte das Gericht Gerstein, dann konnte es den Angeklagten allenfalls wegen einer sogenannten erfolglosen Beihilfe zu einem Tötungsverbrechen belangen, wozu der Paragraph 49a des Strafgesetzbuches eine Handhabe bot. Dabei handelte es sich aber um ein wesentlich milderes Gesetz als den Mordparagraphen 211 des Strafgesetzbuches.⁶⁷

Für das Urteil kam es somit entscheidend auf die Glaubwürdigkeit der diversen schriftlichen Äußerungen Gersteins und im Zusammenhang damit auf die Glaubwürdigkeit seiner Person überhaupt an. Aus diesem Grunde war diese Verhandlung auch für Frau Gerstein und die Freunde und Bekannten ihres Mannes wichtig. Erstmals befasste sich ein Gericht nicht nur mit dem Gerstein-Bericht, sondern intensiv mit der Person Gersteins. Daher befragte der Richter eine ganze Anzahl von Zeugen, die über sein Verhalten vor und während des Krieges Aussagen machen konnten. Das Verhalten und der Charakter Gersteins stellten sich dabei dem Gericht als außerordentlich zwiespältig dar.⁶⁸ Auf der einen Seite stand sowohl seine intensive Arbeit in der Evangelischen Jugendbewegung und dem Evangelischen Bibelwerk vor der „Machtergreifung“ sowie seine Arbeit für die Bekennende Kirche und den Kirchenkampf nach 1933 als auch sein Kampf gegen die NS-Ideologie, der mit seinem Ausschluss bzw. seiner Entlassung aus der Partei und wiederholten Verhaftungen endete, und auf der anderen Seite sein Eintritt in die Waffen-SS, sein Aufstieg zum SS-Obersturmführer und seine Rolle in der industriellen Massenvernichtung im besetzten Polen.⁶⁹

Die Zeugen schilderten ihn zum einen als einen tief religiösen Menschen, zum anderen als einen der Hauptakteure der Vernichtungsaktion.⁷⁰ Der Angeklagte Peters selbst hatte ebenfalls an seine Beteiligung an dem Vernichtungsprogramm geglaubt.⁷¹ Auf der anderen Seite stand jedoch fest, dass Kurt Gerstein unter ständiger Lebensgefahr versuchte, soviel wie möglich von dem NS-Vernichtungsprogramm sowohl im Inland wie auch im Ausland bekannt werden zu lassen.

Gersteins Freunde, u. a. der Betriebsleiter Armin Peters – nicht mit dem Angeklagten Dr. Gerhard Peters verwandt –, der seit 1929 mit Gerstein zusammen in der evangelischen Jugenderziehung tätig war, sowie

⁶⁷ Vgl. dazu die Urteilsbegründung in: LKA BI 5,2 AS Nr. 35.

⁶⁸ Vgl. Dreßen: „DEGESCH“-Prozeß, S. 202.

⁶⁹ Vgl. dazu die Biographien von Schäfer: Kurt Gerstein; Friedländer: Zwiespältigkeit des Guten; Joffroy: Spion Gottes. Über die Probleme des Gerichts, Gersteins Persönlichkeit einzuordnen, vgl. auch LKA BI 5,2 AS Nr. 35.

⁷⁰ der Hygieneabteilung in Auschwitz. Vgl. LKA BI 5,2 AS Nr. 35.

⁷¹ Vgl. LKA BI 5,2 AS Nr. 15.

der evangelische Kirchenpräsident Martin Niemöller, Oberkirchenrat Ehlers, Bischof Dibelius, Pfarrer Mochalski, Domkapitular Buchholz und andere, wurden über Gerstein befragt.⁷² Sie schilderten ihn übereinstimmend als einen Mann, der unter Einsatz seines Lebens versuchte, die Massenmorde des Naziregimes ans Licht zu bringen. Er hatte ihnen geschildert, dass er versucht habe – soweit er selbst in die Lieferung von Zyklon-B verwickelt gewesen sei –, den Gebrauch dieses Tötungsmittels zu sabotieren, und dass ihm dies auch gelungen sei. Dibelius, dem Gerstein neben vielen anderen von dem schrecklichen Geschehen berichtet hatte, hatte ausgesagt, er zweifle nicht, dass der Tote, soweit er konnte, die Vernichtung sabotiert habe. Niemöller gab zu Protokoll:

„[...] Daß er selbst ein Antinazi war und blieb, davon bin ich überzeugt. Ich bin überzeugt, daß Gerstein ein Wahrheitsfanatiker war [...]. Nach seiner Charakterisierung glaube ich, daß er sabotierte, wo er konnte [...].“⁷³

Das Gericht glaubte diesen Zeugen im Bezug auf ihre Beurteilung Gersteins. Es war überzeugt, dass Gerstein gegen das Naziregime gekämpft hatte, insbesondere, indem er sein Wissen anderen und gerade auch ausländischen Stellen mitteilte. Das Gericht war ferner überzeugt, dass er versucht hatte, die Not der Häftlinge und ihrer Angehörigen nach Kräften zu lindern. Daraus konnte nach Ansicht des Gerichts jedoch nicht gefolgert werden, dass er in der Lage gewesen wäre, tatsächlich in erheblicher Weise zu sabotieren.⁷⁴

Aus den für Gerstein negativen Aussagen von Dr. Münch, Dr. Rose und Dr. Reichmuth hatte das Gericht geschlossen, dass es diesem gelungen sei, sich tatsächlich zu tarnen und als überzeugter SS-Offizier zu erscheinen. Aus den übrigen Aussagen hatte das Gericht geschlossen, dass für Gerstein die Möglichkeiten, entgegen den Befehlen der SS zu handeln, sehr beschränkt gewesen seien.⁷⁵

Trotz der durchaus günstigen Beurteilung der Persönlichkeit Gersteins hatte das Gericht jedoch an der Wahrheit seiner Berichte, die er über die Unschädlichmachung der gelieferten Zyklon-B-Mengen gegeben hatte, gezweifelt. Es war zu der Überzeugung gekommen, Gerstein habe in seinen schriftlichen Berichten *„[...] in vielfacher Hinsicht wissentlich die Unwahrheit gesagt.“*⁷⁶ Seine Behauptung, er habe das Zyklon-B in Auschwitz sofort nach dem Eintreffen zu Zwecken der Desinfekti-

⁷² Vgl. LKA BI 5,2 AS Nr. 35; sowie Dreßen: „DEGESCH“-Prozeß, S. 202.

⁷³ Vgl. LKA BI 5,2 AS Nr. 35.

⁷⁴ Vgl. ebd.

⁷⁵ Vgl. Dreßen: „DEGESCH“-Prozeß, S. 203.

⁷⁶ LKA BI 5,2 AS Nr. 35.

on verschwinden lassen, sei nicht zutreffend. Der Teil seines Berichtes, der sich mit dieser Problematik befasste, sei einfach aus der Situation heraus zu erklären, in der sich Gerstein beim Niederschreiben befunden habe. Er habe zwar den guten Willen gehabt, bei der SS nicht nur zu spionieren, sondern auch nach Kräften zu sabotieren. Dies sei ihm in Wahrheit aber nur in ganz geringem Maße geglückt. Er habe erste Lieferungen des Auftrages vom Juni 1943 unbrauchbar machen und auch die Not von Häftlingen und Angehörigen in Einzelfällen lindern können. Es sei ihm aber nicht geglückt, die Giftgaslieferungen, in die er durch die Auftragserteilung an Peters außerordentlich stark verstrickt gewesen sei, in entscheidender Weise zu verhindern. Deshalb habe er sehr besorgt sein müssen, den Alliierten seine wahre Gesinnung nachzuweisen.⁷⁷ Wie stark ihn das bewegt habe, ergebe sich aus der Aussage des Pfarrers Mochalski, der im Januar 1945 zum letzten Mal mit Gerstein gesprochen habe. Damals habe Gerstein zu ihm gesagt: „Wenn es einmal anders kommt, dann bin ich ein gelieferter Mann.“⁷⁸

Deswegen habe er auch aus dieser Zwangslage heraus seinen Anteil an der Durchführung des Vernichtungsprogramms als möglichst unbedeutend, seine Sabotage jedoch als möglichst erfolgreich erscheinen lassen wollen. Psychologisch sei es so zu erklären, dass sein Bericht in einer Reihe von bedeutsamen Punkten unwahr sei.⁷⁹

Diese negative Beurteilung des Wahrheitsgehaltes des Gerstein-Berichts schaffte nun die Grundlage für das weitere Vorgehen des Gerichtes gegenüber dem Angeklagten Peters. Es hat ihn wegen Beihilfe zum Totschlag in einer unbestimmten Anzahl von Fällen zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt und ihm die bürgerlichen Ehrenrechte auf die Dauer von drei Jahren aberkannt. Gegen dieses Urteil wurde in verschiedenen Instanzen Berufung eingelegt.⁸⁰

Die letzte Berufung, die Peters einlegen konnte, wurde 1953 vom Bundesgerichtshof verworfen. Danach stellte er einen Antrag auf Wiederaufnahme des Verfahrens, der durch Beschluss des Landgerichts Frankfurt am Main vom 25. September 1954 zugelassen wurde. Der Grund für die Zulassung der Wiederaufnahme bestand in neuen Tatsachen, d. h. in Äußerungen, die Gerstein vor seinem Tode gemacht hatte

⁷⁷ Inzwischen ist ein weiterer Bericht Gersteins aus dem Jahr 1943 gefunden worden, der in Teilen denen von 1945 entspricht. Damit wird dieses Argument weiter unterkräftet, er hätte sich vor den Alliierten 1945 als Widerstandskämpfer beweisen müssen.

⁷⁸ Vgl. LKA BI 5,2 AS Nr. 35; sowie Dreßen: „DEGESCH“-Prozeß, S. 204.

⁷⁹ LKA BI 5,2 AS Nr. 35.

⁸⁰ Zu den Urteilen und Revisionen siehe: LKA BI 5,2 AS Nr. 15, 16, 18 und besonders 35; sowie den Aufsatz: Dreßen: „DEGESCH“-Prozeß, S. 199-210.

und die Armin Peters nun vor Gericht machte. Er sagte aus, er wisse aus den eigenen Mitteilungen Gersteins und durch das geschäftliche Zusammenarbeiten mit seiner Dienststelle, dass Kurt Gerstein häufig und in größerem Umfang Zyklon-B fehlgeleitet habe, um es der Verwendung zu Tötungszwecken zu entziehen.⁸¹ Damit stellte er die Folgerung des Schwurgerichts, es sei keine der Giftlieferungen mit Ausnahme der ersten Sendung vernichtet oder fehlgeleitet worden, in Frage.

Durch Beschluss des Landgerichts Frankfurt vom 28. Januar 1955 wurde die Wiederaufnahme des Verfahrens und die Erneuerung der Hauptverhandlung angeordnet. Am 27. Mai wurde vom Schwurgericht Frankfurt geurteilt:

„Die Urteile des Schwurgerichts in Frankfurt/M. vom 28. März 1949 in Verbindung mit dem Urteil des Oberlandesgerichts in Frankfurt/Main vom 19. Oktober 1949 und des Schwurgerichts in Wiesbaden vom 7. August 1953 werden aufgehoben. Der Angeklagte wird freigesprochen.“⁸²

Das Gericht legte seiner Entscheidung im wesentlichen den Gerstein-Bericht zugrunde. Die Behauptung Gersteins, er habe die Zyklon-B-Lieferungen unbrauchbar gemacht oder umgeleitet, wurde nicht mehr als unglaublich gewertet. Es kam in der Urteilsbegründung zu einer positiven Würdigung der Gesinnung Gersteins, d. h. die ursprünglich sehr negative Beurteilung des Wahrheitsgehaltes der Aussagen Gersteins wurde deutlich abgemildert. Das Schwurgericht Frankfurt/Main kam im Mai 1955 zu dem Schluss, dass der Bericht Gersteins bis auf wenige Ungenauigkeiten wahr sei:

„Das Gericht ist auch nicht der Ansicht, dass Gerstein diese Berichte verfasst hat, um sich nachträglich ‚weisszuwaschen‘. Dies hat Gerstein, dessen antinationalsozialistische Einstellung durch zahlreiche prominente Gegner des Nazi-Regimes glaubhaft bestätigt werden konnte, nicht nötig.“⁸³

Nun ergab sich für Frau Gerstein und ihre Bemühungen um eine Rehabilitation Gersteins folgende Situation: Die Verurteilung von Peters 1949 hatte der Spruchkammer in Tübingen 1950 die Argumente für die Einstufung als NS-Belasteter geliefert; das Resultat der Wiederaufnahme 1955 war dann allerdings ein Freispruch, der genau die Argumente als unwahr bezeichnete, die die Spruchkammer damals übernommen hatte,

⁸¹ LKA BI 5,2 AS Nr. 35.

⁸² Ebd.

⁸³ Ebd.

die nämlich die Unrichtigkeit des Gerstein-Berichts in den Passagen unterstellten, die von der Effizienz und der Wirksamkeit des Widerstandes handelten. Es erschien daher als logische Konsequenz des Freispruchs von Peters, dass auch das Spruchkammerurteil gegen Gerstein aufgehoben würde.

Die Ablehnung der Rehabilitation durch Ministerpräsident Dr. Gebhard Müller 1956

Trotz der im Endeffekt positiven Beurteilung Gersteins und seines Widerstandes durch den Freispruch von Peters wurde ein Antrag auf Aufhebung des Spruchkammerurteils von Ministerpräsident Müller 1956 abgelehnt. Die Begründung lautete damals, dass durch den Tod des als belastet eingestuftes Gerstein eine befriedigende Klärung aller Umstände nicht mehr möglich sei. Müller hob jedoch den Teil des Spruches auf, der eine Rentenzahlung an die Familie ausschloss, um eine Benachteiligung der Hinterbliebenen durch das Spruchkammerurteil auszuschließen. Der Spruch lautete:

„Die Umstufung wird abgelehnt. Die noch wirksamen Sühnmaßnahmen aus der Spruchkammerentscheidung vom 16.11.1950 werden mit Wirkung vom 1. März 1956 aufgehoben. Versorgungsansprüche gegen den Staat entstehen aus diesem Gnadenurteil über die in § 7 des Gesetzes zur einheitlichen Beendigung der politischen Säuberung vom 13.7.1953 geregelten hinaus nicht.“⁸⁴

Es war aus dem vorliegenden Archivbestand nicht eindeutig zu klären, wieso damals versäumt wurde, aus der Aufhebung dieses Teils der Sühnmaßnahmen den Schluss zu ziehen, dass das Versorgungsamt anzuweisen sei, Gersteins Witwe eine Hinterbliebenenrente nach dem Bundesversorgungsgesetz zu zahlen. Diese Hinterbliebenenrente wurde erst ab 1964 gezahlt.

⁸⁴ LKA BI 5,2 AS Nr. 38.

Veröffentlichung des Gerstein-Berichts durch Prof. Dr. Hans Rothfels 1953⁸⁵

Durch die Veröffentlichung der deutschen Fassung des Gerstein-Berichts in den Vierteljahresheften für Zeitgeschichte 1953 erreichte die Rezeption von Gersteins Schicksal eine neue Ebene: Zeichnete sich die 1. Phase der Rehabilitation bisher durch juristische Prozesse aus, so wurde durch Rothfels nun erstmals der Gerstein-Bericht in einer historischen Fachzeitschrift veröffentlicht. Zwar wurde eine solche Zeitschrift auch nur von einem begrenzten Publikum gelesen, dennoch war damit ein wichtiger Schritt weg von Prozessprotokollen und Urteilsbegründungen hin zu einer historischen Einordnung des Gerstein-Berichts und seines Autors getan.

Die Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte waren 1953 erstmals erschienen (der Gerstein-Bericht wurde im 1. Band veröffentlicht, was sicherlich etwas über den Stellenwert des Dokumentes aussagt). Rothfels machte in einem einführenden Kapitel deutlich, dass Zeitgeschichte die Aufgabe sei, der man sich zu stellen hätte. Dort sah er für Deutschland die Notwendigkeit des Nachholens.⁸⁶

Für diese Nachholarbeit sollten die Vierteljahreshefte eine Art technischer Vereinigungspunkt bilden, wo insbesondere eine systematische Bibliographie und auch regelmäßige Forschungsberichte Platz finden sollten. Neben Orientierungshilfen für die Forschungslage wurde das Gebiet der Materialveröffentlichung in den Mittelpunkt gestellt. Dokumente, und zwar insbesondere deutsche geschichtliche Dokumente zur jüngsten Vergangenheit, seien ja aus den Bedingungen der Nachkriegszeit heraus weitgehend heimatlos geworden. Ergänzungen seien auch durch Befragungen systematisch durchzuführen, ehe die Zeugen wichtiger Entscheidungen und Vorgänge dahinstürben.⁸⁷

Rothfels ließ keinen Zweifel daran, dass neben der Weimarer Republik vor allem der Nationalsozialismus zu erforschen sei. Dies sei eine unabweisbare Verpflichtung gerade der deutschen Wissenschaft. Allerdings sei dies erst bruchstückhaft geschehen,

⁸⁵ Die Veröffentlichung war als Dokumentation zur Massenvernichtung gedacht. Rothfels versah den Bericht mit einer Einleitung und kürzte aus dem Text selbst einige Passagen heraus. Er benutzte dafür die Textfassung vom 4. Mai 1945. Vgl. Rothfels: Augenzeugenbericht zu den Massenvergasungen.

⁸⁶ Vgl. Rothfels, Hans (Hrsg.): Zeitgeschichte als Aufgabe, in: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte 1 (1953), S. 1-8, hier S. 3.

⁸⁷ Vgl. ebd., S. 3.

„[...] und schon melden sich diejenigen, die am liebsten den Mantel des Verdeckens ausbreiten und sich in die Wolke des Vergessens hüllen möchten. Es muß demgegenüber mit aller Klarheit ausgesprochen werden, daß es zur „Zeitgeschichte als Aufgabe“ gehört [...], daß sie an keinerlei heißen Eisen, weder internationalen noch nationalen, sich vorbeidrückt und nicht leere Räume offenläßt, in die Legenden sich einzunisten neigen.“⁸⁸

Bei der Behandlung der ‚heißen Eisen‘ sollten alle Tendenzen der Selbsterniedrigung, aber auch der Apologie zurückgedrängt werden. Rothfels war der festen Überzeugung, dass nur nüchterne und freimütige Erörterung auch der am stärksten mit Emotionen geladenen Fragen zu einer Bereinigung der Atmosphäre im Inland und Ausland führen könnte. Dabei forderte er größtmögliche Objektivität.⁸⁹

Die Überzeugung Rothfels', dass in der zeitgeschichtlichen Forschung viel aufzuholen sei und gewisse Tendenzen zu bekämpfen seien, beruhte auf dem Wissen, dass die Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Vergangenheit und besonders mit der Ermordung der europäischen Juden seit dem Ende des Zweite Weltkrieges unzureichend war. Die Deutschen sahen sich in den ersten Jahren nach dem Kriegsende – was von offizieller Seite auch unterstützt wurde – vor allem als Opfer. Als Opfer der Bombenangriffe und der Vertreibung; aber auch als Opfer einer Diktatur, die über sie kam.⁹⁰

Die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit konzentrierte sich zunächst vor allem auf solche Aspekte, die insbesondere im Zusammenhang mit der „Kollektivschuldthese“⁹¹ standen: auf den konservativen Widerstand, um die Existenz des „anderen Deutschlands“ nachzuweisen, und auf die SS, die gleichsam aus der deutschen Gesellschaft herausinterpretiert und für die Massenverbrechen allein verantwortlich gemacht wurde. Zugleich half die Betonung der Allmacht von SS und Sicherheitspolizei auch, den ausgebliebenen Widerstand aus dem Volke zu erklären, und wirkte so wie ein Schutzschild gegen alle erhobenen oder befürchteten Vorwürfe gegen die Deutschen.⁹²

In dieser Tendenz, nämlich der SS und einigen wenigen im Herrschaftsapparat der NSDAP die Schuld für alles Verbrecherische im Dritten Reich zuzuschieben, ist ein Grund dafür zu sehen, warum es den

⁸⁸ Ebd., S. 8.

⁸⁹ Vgl. ebd., S. 8.

⁹⁰ Vgl. Frei: Vergangenheitspolitik.

⁹¹ Vgl. Frei, Norbert: Von deutscher Erfindungskraft oder: Die Kollektivschuldthese in der Nachkriegszeit, in: Rechtshistorisches Journal 16 (1997).

⁹² Vgl. Herbert, Ulrich: Nationalsozialistische Vernichtungspolitik 1939–1945. Neue Forschung und Kontroversen, Frankfurt/Main 1998, S. 12.

Verantwortlichen so schwer fiel, Gerstein zu rehabilitieren. Rothfels' Veröffentlichung des Gerstein-Berichts ist vor dem Hintergrund zu sehen, eben dieser Tendenz in der Bevölkerung entgegenzuwirken, indem er widerständiges Verhalten sogar innerhalb der SS nachwies.

Die Veröffentlichung führte zu einem geteilten Echo. Viele ehemalige Freunde und Bekannte Gersteins waren froh, den Gerstein-Bericht dadurch einmal selbst gelesen zu haben, um mögliche eigene Zweifel an dem Handeln Gersteins ausräumen zu können. Diesen Leuten wurde auch vor Augen geführt, wie wichtig eine breitangelegte Veröffentlichung und die damit verbundene Debatte über Gersteins Handeln für seine Rehabilitation war. Die Mehrzahl der Reaktionen forderte jedoch, das Thema Holocaust endlich ruhen zu lassen – und verbunden damit auch das Thema Widerstand.⁹³

Ein Beispiel für die Einstellung des Großteils der Bevölkerung war die Reaktion von Dr. Johann Daniel Gerstein, einem Bruder von Kurt. Er wünschte sich, diese „Dinge“ wären nicht gedruckt worden. Kurt könnten sie ja nicht mehr helfen. Sie würden fast neun Jahre nach diesen schrecklichen Ereignissen die Erinnerung an Begebenheiten verewigen, die insbesondere auch im Interesse aller Beteiligten besser in Vergessenheit geraten wären. Besonders die ständige Nennung des Namens Gerstein in diesem Zusammenhang schien für Johann Daniel nicht wünschenswert.⁹⁴

Johann Daniel Gerstein stellte mit seinem Wunsch, die Vergangenheit ruhen zu lassen, keine Ausnahme dar. Viele Bundesbürger wollten zu diesem Zeitpunkt lieber keine öffentliche Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Vergangenheit.⁹⁵ Deshalb fand die 1. Phase der Rehabilitation nur geringe öffentliche Aufmerksamkeit. Allenfalls hinter verschlossenen Türen beschäftigte man sich bei den Gerichtsverhandlungen, bei denen der Gerstein-Bericht zur Urteilsfindung diente, mit der Frage, in wie weit Gersteins Behauptung, Widerstand geleistet zu haben, glaubwürdig war. Die Richter in den juristischen Verfahren hatten am Ende Gersteins Widerstand als erwiesen angesehen. Dennoch kam die Politik zu einer anderen Entscheidung. Eine Rehabilitation wurde 1956 abgelehnt.

Das änderte sich in der 2. Phase. An ihrem Anfang standen zwei Entwicklungen. Zum einen gewann die Frage nach den nationalsozialistischen Massenverbrechen und dem Verhältnis der westdeutschen Gesellschaft dazu in kurzer Zeit eine erhebliche Brisanz. Verursacht wurde

⁹³ Vgl. LKA BI 5,2 AS Nr. 21.

⁹⁴ Vgl. hierzu den Brief von Johann Daniel Gerstein an Elfriede Gerstein vom 28. Januar 1954, in: LKA BI 5,2 AS Nr. 21.

⁹⁵ Vgl. Frei: Vergangenheitspolitik.

diese Entwicklung durch die sogenannten Kölner Synagogenschändungen, den Ulmer Einsatzgruppenprozess, den Jerusalemer Prozess gegen Eichmann und den Frankfurter Auschwitz-Prozess. Innerhalb weniger Jahre wurden nun die nationalsozialistischen Massenverbrechen zu einem wichtigen, seit Anfang der 1960er Jahre sogar zu einem der wichtigsten innenpolitischen Themen in der Bundesrepublik, gefördert durch ausführliche und genaue Berichterstattung über die genannten Prozesse in der Presse, aber auch durch immer neue Skandale über die Verstrickung von führenden westdeutschen Politikern in das NS-Regime.

Zum anderen war mittlerweile eine neue Generation herangewachsen, deren Fragen nach der Geschichte des Nationalsozialismus, vor allem seiner verbrecherischen Seiten, drängender wurden.⁹⁶

Phase 2 der Rehabilitation: 1956 bis 1969

Der Prozess gegen Adolf Eichmann in Jerusalem 1960 bis 1962

Im Prozess gegen Adolf Eichmann in Jerusalem 1960–1962 spielte der Gerstein-Bericht noch einmal eine Rolle. Eichmann, der im Range eines Obersturmbannführers als Abteilungsleiter des Judenreferats im Reichssicherheitshauptamt (RSHA) für die Judendeportationen in die Vernichtungslager zuständig gewesen war, war von Rudolf Höß, dem Kommandanten von Auschwitz, belastet worden. Höß zufolge hatte sich Eichmann nach einem für die Vernichtungsaktionen geeigneten Giftgas umsehen wollen.⁹⁷ Auch Gersteins Aussagen stellten einen Zusammenhang zwischen Eichmanns Dienststelle und der Beschaffung von Zyklon-B zur Menschenvernichtung her. Gerstein schilderte in seinem Bericht, ein Sturmbannführer Günther vom RSHA habe bei ihm zweimal Blausäure zur Menschenvernichtung angefordert. Eichmann stritt bei einer Konfrontation mit den Aussagen Gersteins jede Kenntnis dieser Aufträge ab; er verwies darauf, dass seine Person bei diesen Vorgängen nicht genannt wurde. Tatsächlich fand sich der Name Eichmanns aber in den Fassungen des Gerstein-Berichts, die am 6. Mai 1945 geschrieben wurden, nicht jedoch in der Textfassung, wie sie im Dokument PS-1553 vorliegt (dem Dokument PS-1553 liegt die Textfassung vom 26. April

⁹⁶ Vgl. Herbert: Vernichtungspolitik, S. 14.

⁹⁷ Vgl. Schäfer: Kurt Gerstein, S. 17.

1945 zugrunde). In der Textfassung, die unter der Bezeichnung PS-2170 im National Archives Washington liegt, heißt es:

„Welchen Personenkreis Günther auf Anweisung seines Vorgesetzten Eichmann gegebenenfalls umbringen sollte, habe ich nie erfahren.“⁹⁸

Doch wird Eichmann nur so beiläufig erwähnt, dass nicht klar ist, ob Günther ihn erwähnt hat oder ob Gerstein eine Beauftragung Günthers durch Eichmann nur annahm.⁹⁹

Der Wert des Gerstein-Berichts für den Prozess gegen Adolf Eichmann lag darin, dass dort zum ersten Mal eine genaue Schilderung der Vorkommnisse in Vernichtungslagern von einer Person gegeben wurde, die zum ‚Täter‘-Lager gehörte. Deshalb hatte der Bericht sowohl im Gerichtssaal als auch in der israelischen Bevölkerung einen bleibenden Eindruck hinterlassen.¹⁰⁰ Als mutiger Zeuge der Massenvernichtung an den europäischen Juden wurde Kurt Gerstein in Israel anerkannt. Jedoch wurde vielleicht gerade durch die Hervorhebung des Zeugen Gerstein der Widerstandskämpfer auch dort lange in den Hintergrund gedrängt.¹⁰¹

Rolf Hochhuths Stück „Der Stellvertreter“ 1963

Durch Rothfels' Veröffentlichung des Gerstein-Berichts und besonders durch die positive Würdigung durch die Ankläger im Jerusalemer Prozess gegen Adolf Eichmann wurde der Autor Rolf Hochhuth auf die Person Gersteins aufmerksam. Da Gerstein in seinem Bericht auch schilderte, wie er vergeblich den päpstlichen Nuntius in Berlin von den Massenmorden zu informieren versucht hatte, fügte sich die historische Person Gersteins wie von selbst in Hochhuths Absicht, das Schweigen des Papstes Pius XII. angesichts der Judendeportationen in die Vernichtungslager anzuprangern. So trat die Figur des Obersturmführers Gerstein in Hochhuths „Der Stellvertreter“ auf und wurde damit einem breiten Publikum bekannt.¹⁰² Der Obersturmführer Gerstein des Theaterstücks agierte in aller künstlerischen Freiheit, vor allem aber wurde er

⁹⁸ Vgl. ebd., S. 17 und S. 205.

⁹⁹ Vgl. ebd., S. 18; vgl. auch Joffroy: Der Spion Gottes, S. 238.

¹⁰⁰ Vgl. dazu die Aussagen von Avner Less, dem Vernehmungsbeamten von Eichmann, die er in der Radiosendung „Der Außenseiter“ 1965 machte. LKA BI 5,2 AS Nr. 41.

¹⁰¹ Vgl. Steinbach: Widerstand im Widerstreit, S. 290.

¹⁰² Hochhuth, Rolf: Der Stellvertreter: Ein christliches Trauerspiel, Reinbeck 1963.

dort am Ende von den eigenen SS-Kameraden bei einer Hilfsaktion im Konzentrationslager Auschwitz entlarvt, festgenommen und abgeführt.¹⁰³

Unbestreitbar hatte Hochhuth durch sein Theaterstück Gersteins Schicksal in die Öffentlichkeit getragen. So kam nun als Folge des Stückes die Diskussion um eine Rehabilitierung Kurt Gersteins in Bewegung. Man kann dennoch nicht sagen, dass die fiktive Gestalt Gerstein der historischen Person Gerstein ausnahmslos geholfen hätte. Zu häufig wurden Dichtung und Wahrheit miteinander vermischt. Dadurch wurde die Notwendigkeit einer biographischen Darstellung des historischen Obersturmführers Gerstein allen Befürwortern der Rehabilitation sehr bewusst.¹⁰⁴

Dieses Bewusstsein zeigte sich in der Unterstützung der Fernsehsendung Report im Sommer 1964 durch Elfriede Gerstein und Herbert Weißelberg. Man wollte zum einen die Möglichkeit nutzen, Gersteins ungewöhnlichen Lebensweg bekannter zu machen, und zum anderen wollte man durch eine öffentliche Würdigung von Gersteins Widerstand den Weg ebnen, ihn zu rehabilitieren.

Die Fernsehsendung „Report“ 1964

Von besonderer Bedeutung für den Wandel in der Beurteilung der Widerstandskämpfer, so auch für die Rehabilitation Gersteins, waren die audiovisuellen Medien.¹⁰⁵ Dabei übernahm seit Beginn der sechziger Jahre das Fernsehen eine herausgehobene Rolle. Kritische Polit-Sendungen wie „Panorama“ oder „Report“ konnten sich etablieren.¹⁰⁶ Die ab den sechziger Jahren entstehende kritischere Darstellung und offensivere Auseinandersetzung mit der NS-Zeit, dem Zweiten Weltkrieg und besonders dem Holocaust wurde daher intensiv vom Fernsehen getragen. Entscheidend war dabei, dass die Auseinandersetzung mit der NS-Zeit und dem Zweiten Weltkrieg nicht als Beschäftigung mit einer historischen Epoche, sondern als Aufklärung über die Gegenwart verstanden wurde. Mit den ab 1960 verstärkt präsentierten Sendungen über den Krieg erreichte das Fernsehen insbesondere auch jüngere Zuschauer, die als die erste mit dem Fernsehen aufwachsende Generation durch das

¹⁰³ Vgl. Schäfer: Kurt Gerstein, S. 18.

¹⁰⁴ Vgl. ebd., S. 19.

¹⁰⁵ Vgl. dazu Hickethier, Knut: Der Zweite Weltkrieg und der Holocaust im Fernsehen der Bundesrepublik der fünfziger und frühen sechziger Jahre, in: Greven/Wrochem (Hrsg.): Der Krieg in der Nachkriegszeit, S. 93-112.

¹⁰⁶ Vgl. ebd., S. 98.

TV-Medium neue Anschauungen über die NS-Zeit und den Zweiten Weltkrieg erhielten.¹⁰⁷

Auf die Rehabilitierung Gersteins wurde die öffentliche Aufmerksamkeit durch die Report-Sendung vom 29. Juni 1964 gelenkt. In diesem Fernsehbericht kamen unter anderen Dr. van Dam, der Generalsekretär des Zentralrats der Juden in Deutschland, Superintendent Rehling, Gersteins Freund aus Jugendtagen und 1964 Superintendent des Kirchenkreises Hagen, sowie Frau Gerstein und Issy Wygoda zu Wort; ebenso Ministerpräsident Kurt Georg Kiesinger. Allerdings wurde das Interview mit Präses Wilm herausgeschnitten, damit Kiesinger kurzfristig Sendezeit bekommen konnte. Dieses wurde von Präses Wilm sehr negativ bewertet, da die Worte von Ministerpräsident Kiesinger nicht die Eindeutigkeit besaßen, die sich Präses Wilm gewünscht hätte. Wörtlich schrieb er in einem Brief an Herbert Weißelberg vom 10. August 1964:

„[...] Als ich hörte, daß Herr Strunk meinen Beitrag in der Fernsehsendung geschnitten hatte zugunsten eines Beitrags von Ministerpräsident Kiesinger, war mein erster Gedanke, dies sei nur zu verantworten, wenn Ministerpräsident Kiesinger die volle Rehabilitierung von Kurt Gerstein ausspricht. Aber hat er das wirklich getan? Hat er nicht doch ein bißchen drumherum geredet? Diese Redewendung, Gerstein habe sein Geheimnis mit ins Grab genommen, war ja etwas billig. Denn er hat ja gar nicht das ganze Geheimnis mit ins Grab genommen; er hat einiges und Wichtiges ausgesprochen und geschrieben, und die Ohren- und Augenzeugen leben noch und können es bestätigen.

Ich hatte etwas den Eindruck, Kiesinger wollte sich nicht voll und ganz zur Rehabilitation bekennen, und darum wäre es ihm auch nicht angenehm gewesen, wenn ich als leitender Mann der Evangelischen Kirche öffentlich aufgetreten wäre.“¹⁰⁸

Aus den weiteren Zeilen des Briefes kann man den Eindruck gewinnen, zwischen dem evangelischen Kirchenführer und ehemaligen KZ-Häftling Wilm und dem Katholiken Kiesinger, einem ehemaligen Funktionär im Außenministerium des Dritten Reiches, hätte irgendeine „Feindschaft“ bestanden. So beklagte sich Wilm, dass Kiesinger auf einen Brief nicht geantwortet habe. Einem katholischen Bischof gegenüber hätte er sich nicht so ungehörig verhalten, vermutete Wilm.

Im Kreis der Freunde Kurt Gersteins wurde der Fernsehbericht insgesamt positiv aufgenommen. Zwar hätten sich die einen oder anderen eine deutlichere Würdigung der Widerstandshandlungen gewünscht und auch mehr Einzelheiten über Gersteins Jugend, aber im Grunde

¹⁰⁷ Vgl. ebd., S. 99.

¹⁰⁸ LKA BI 5,2 AS Nr. 85.

herrschte das Gefühl vor, die Zeit sei nun reif für eine öffentlich ausgesprochene Rehabilitation. An dieser Stelle soll ein Telegramm von Johann Daniel Gerstein angeführt werden, welches die Wandlungen in den persönlichen Abneigungen eine Rehabilitation betreffend deutlich machte:

*„Mit großer Freude und Bewegung habe ich die gestrige Fernsehsendung über Kurt gesehen und gehört. Ich beglückwünsche Dich und Deine Kinder sehr herzlich in dem großen Erfolg, den Du durch Deine unermüdlichen Bemühungen für die ehrenvolle Rehabilitierung von Kurt erreicht hast.“*¹⁰⁹

Man vergleiche diese Reaktion von Kurts Bruder mit der nach der Veröffentlichung des Gerstein-Berichts durch Rothfels 1953. In diesen Äußerungen wurde der Wert, den die Report-Sendung für die Rehabilitation Gersteins hatte, deutlich. Da sich neben einem evangelischen Kirchenführer (Superintendent Rehling), dem Generalsekretär des Zentralrats der Juden (van Dam) und Privatleuten (Wygoda, Frau Gerstein) auch ein Politiker (Ministerpräsident Kiesinger) im Grunde positiv über Kurt Gerstein äußerten, wurde dem Zuschauer deutlich, dass es eine breite Basis gab, die bereit war, Gersteins Handeln als Widerstand anzuerkennen. Dieser Widerstand war nicht nur für Johann Daniel Gerstein etwas Ehrenhaftes geworden, nichts mehr, was man verschweigen sollte. Auch die Beurteilung von Widerstand durch die Bevölkerung hatte eine Entwicklung durchgemacht, die das Klima für eine Rehabilitation wesentlich verbesserte.¹¹⁰ Im Folgenden sollen die juristischen Hindernisse, die vor der Rehabilitation bewältigt werden mussten, näher betrachtet werden.

Die Umstufung Gersteins in die Gruppe der ‚Entlasteten‘ durch Ministerpräsident Dr. Kurt Georg Kiesinger 1965

Nachdem die öffentliche Stimmung in Deutschland, aber auch in anderen Ländern, eine Rehabilitation Gersteins immer lauter gefordert hatte, sah sich auch Ministerpräsident Kiesinger gezwungen, öffentlich dafür einzutreten. Allerdings gab es bei der Diskussion, wie die Rehabilitation offiziell bewerkstelligt bzw. begründet werden sollte, lange unterschiedliche Vorstellungen zwischen dem Staatsministerium Baden-Württemberg und der „Gerstein-Seite“. Sowohl Frau Gerstein als auch Präses

¹⁰⁹ LKA BI 5,2 AS Nr. 21, Telegramm vom 30. Juni 1964.

¹¹⁰ Vgl. hierzu das Kapitel 2 dieser Arbeit.

Wilm, Herbert Weißelberg und Issy Wygoda waren der Meinung, dass eine Rehabilitation als Gnadenakt nicht ausreichend sei. Die Beweise seien so aussagekräftig, dass eine Aufhebung des Spruchkammerurteils angemessen sei. Es sei undenkbar, dass das Staatsministerium sich auf das alte Kontrollratsgesetz von 1946 berufen wolle, um auf dem Gnadenweg die Rehabilitation auszusprechen. Dies bedeutete im Grunde genommen deshalb nichts, weil das Kontrollratsgesetz 1957 durch das Schlussgesetz zur Entnazifizierung außer Kraft gesetzt worden war.

Allerdings wurde durch das Staatsministerium deutlich gemacht, dass eine einfache Aufhebung des Urteils durch einen Erlass des Ministerpräsidenten juristisch nicht möglich sei. Daher einigte man sich schließlich darauf, das Wort „Gnade“ bzw. „Gnadenakt“ in der offiziellen Verlautbarung nicht zu erwähnen, sondern die Widerstandshandlungen in den Vordergrund zu stellen, obwohl es sich bei diesem Vorgang juristisch um einen Gnadenakt handelte. Ebenso einigte man sich darauf, dass bei der Umstufung durch den Ministerpräsidenten keine weitreichende Begründung gegeben werden sollte, denn dann hätte auf das Spruchkammerurteil und auf das gesamte vorliegende Material Bezug genommen werden müssen, wodurch neue Differenzen hinsichtlich der Formulierung oder anderer Art aufgetaucht wären. Es wurde mit dem Ministerium in Stuttgart auch besprochen, wie die rechtlichen Folgen einer Umstufung aussehen könnten. Es sollten keinerlei Nachteile aus Gersteins vorübergehenden Einstufung in die Gruppe der Belasteten resultieren. Die verspätete oder unterbliebene Antragstellung von Frau Gerstein hinsichtlich einer Wiedergutmachung sollte Frau Gerstein nicht zur Last gelegt werden. Die angestrebte Rehabilitation bestand im Grunde aus drei Teilbereichen: 1. der Kriegsopferversorgung nach dem Bundesversorgungsgesetz, 2. der Umstufung durch Gnadenerweis und 3. einer finanziellen Wiedergutmachung zu Gunsten der Witwe.

Für die Bearbeitung der Frage nach Kriegsopferversorgung, also einer Witwengrundrente, war das Versorgungsamt Rottweil zuständig. Für eine mögliche Kriegshinterbliebenenrente waren die Todesumstände Gersteins von besonderer Bedeutung. Deshalb verbrachte Frau Gerstein viel Zeit damit, Zeugen, d. h. ehemalige Mitgefangene ihres Mannes ausfindig zu machen.

Frau Gerstein hatte am 31. Juli 1964 vor dem Landessozialgericht Baden-Württemberg in Stuttgart ein gerichtliches Anerkenntnis abgegeben. Auf Grund dieses Anerkenntnisses stand Frau Gerstein rückwirkend ab 1. Juli 1954 Witwenrente nach dem Bundesversorgungsgesetz zu. Ein entsprechender Bescheid wurde am 19. August 1964 erteilt. Auch die Kinder Arnulf, Olaf und Adelheid erhielten jeweils bis zur Vollendung des 18. Lebensjahres Waisengrundrente. In diesem Bescheid

wurde festgestellt, dass der Tod Gersteins die Folge einer Schädigung im Sinne des §1 des Bundesversorgungsgesetzes (BVG) sei. Es handelte sich bei dieser Grundrente um eine einmalige Nachzahlung in Höhe von DM 9675,- für die Jahre von 1954 bis 1964 sowie eine monatliche Zahlung von DM 120,- ab dem 1. Oktober 1964. Die Kriegsofferrente wurde erst ab dem 1. Juli 1954 gezahlt, da zu diesem Zeitpunkt durch den damaligen Bundestagspräsidenten Dr. Ehlers ein Antrag für Frau Gerstein gestellt worden war. Dieser Antrag wurde zunächst vom Versorgungsamt und anschließend vom Landesversorgungsamt durch Widerspruchsbescheid vom 21. November 1957 abgelehnt. Das von Frau Gerstein daraufhin eingeleitete Klageverfahren endete 1962 mit einem die Versorgungsansprüche ebenfalls ablehnenden Urteil des Sozialgerichts in Reutlingen. Ein danach angestrebtes Berufungsverfahren beim Landessozialgericht Baden-Württemberg war das, welches dann 1964 erfolgreich endete.

Vor 1954 bestand keine Möglichkeit zur Antragstellung, da durch das Spruchkammerurteil von 1950 eine Rente an Frau Gerstein abgelehnt worden war. Ein früherer Antrag von 1949 wurde von Frau Gerstein nicht weiter verfolgt, da dazu die rechtlichen Möglichkeiten durch das Spruchkammerurteil versagt wurden und sie auch nicht den Eindruck erwecken wollte, es ginge ihr lediglich um Geld.¹¹¹

Nachdem 1964 eine Rentenzahlung für Frau Gerstein beschlossen wurde, war der nächste Schritt im Prozess der Rehabilitation die Umstufung. Ministerpräsident Kiesinger war 1965 bereit, Kurt Gerstein aus der Gruppe der Belasteten in die Gruppe der Entlasteten umzustufen. Bei dieser Entscheidung ging der Ministerpräsident davon aus, dass Kurt Gerstein aktiv Widerstand gegen die nationalsozialistische Gewaltherrschaft geleistet habe. Das Wort „Gnade“ oder „Gnadenerweis“ sollte

¹¹¹ Vgl. hierzu die Aktennotiz von Weißelberg vom 18. September 1964 über ein Gespräch mit Frau Gerstein vom 13. August, in LKA BI 5,2 AS Nr. 35. Außerdem war dieser Antrag nicht direkt von ihr eingereicht worden. Wie es zu dieser Antragsstellung gekommen ist, lässt sich aus den Akten nicht mehr rekonstruieren. Es scheint mit der 1949 erfolgten Entnazifizierung von Elfriede Gerstein zu tun zu haben. Siehe Brief vom 26. Januar 1950 von Frau Gerstein an ihren Anwalt Dr. Wilhelm in LKA BI 5,2 AS Nr. 35:

„[...]Wenn ich Sie gestern richtig verstanden habe, sei die Angelegenheit meines Mannes nach seinem Tode nur aufgerollt worden, weil ich Anspruch auf Hinterbliebenen-Rente für mich und meine Kinder stellte. Hierzu möchte ich Ihnen noch sagen, dass ich tatsächlich diesen Anspruch seinerzeit (vor einem Jahr, als ich entnazifiziert wurde) garnicht gestellt habe, sondern zu meiner allerdings freudigen Überraschung auf meinem Ausweis dann den Zusatz fand, dass gegen die Auszahlung von Versorgungsbezügen an die Witwe keine Bedenken bestanden [...].“

nach dem Vorschlag von Dr. Feuchte entfallen.¹¹² Offiziell war das „Kontrollratsgesetz zur Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus vom 5. März 1946“ die Basis der Rehabilitation. Darin hieß es: „Das Gnadenrecht wird auf Vorschlag des Ministers für politische Befreiung durch den Ministerpräsidenten ausgeübt.“¹¹³

Durch dieses Gnadenrecht des Ministerpräsidenten war die Möglichkeit gegeben, die ursprüngliche Gruppeneinteilung der Spruchkammerverfahren zu ändern, obwohl es eigentlich keine juristische Handhabe gab, nach 15 Jahren ein Spruchkammerurteil zu ändern oder sogar aufzuheben, da alle Spruchkammerverfahren als beendet galten. Das „Kontrollratsgesetz zur Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus vom 5. März 1946“ wurde auch nicht als offizielle Rechtsgrundlage einer Entscheidung des Ministerpräsidenten angesehen. Es konnte nur noch darum gehen, die von der Spruchkammer beschlossene Einstufung zu ändern. Das gesamte Spruchkammerverfahren in einer Art Revision neu aufzurollen, wie Freunde und Verwandte Gersteins es gefordert hatten, um einen Freispruch für Kurt zu erreichen, war juristisch nicht möglich. Nur als Gnadenakt konnte eine Änderung der Gruppeneinteilung herbeigeführt werden. Zu einer Änderung hatte der Ministerpräsident das Recht auf Grund eines Landesgesetzes vom 13. Juli 1955 in Verbindung mit dem Änderungsgesetz vom 20. Mai 1957. Dieses Landesgesetz gestattete die Umstufung in eine andere Gruppe, wobei sich allerdings die herkömmliche Gruppeneinteilung aus dem Gesetz vom 5. März 1946 ergab. Der Artikel 13 des angewandten Gesetzes lautete:

„Entlastet ist: wer trotz einer formellen Mitgliedschaft oder Anwartschaft oder eines anderen äußeren Umstandes sich nicht nur passiv verhalten, sondern nach dem Maß seiner Kräfte aktiv Widerstand gegen die nationalsozialistische Gewaltherrschaft geleistet und dadurch Nachteile erlitten hat.“¹¹⁴

Das wurde bei Kurt Gerstein als gegeben angesehen. Daher konnte die zweite Etappe der Rehabilitation, nämlich die Umstufung vom Belasteten zum Entlasteten, am 21. Januar 1965 vollzogen werden. An diesem Tag hatte Ministerpräsident Kiesinger einen Erlass unterschrieben, in dem es hieß:

„Kurt GERSTEIN, geb. am 11. August 1905, gest. am 25. Juli 1945, der im Spruchkammerverfahren in die Gruppe der Belasteten eingestuft worden ist, wird auf

¹¹² Vgl. eine Notiz über ein Gespräch zwischen Weißelberg und Wilm LKA BI 5,2 AS Nr. 38.

¹¹³ LKA BI 5,2 AS Nr. 38.

¹¹⁴ LKA BI 5,2 AS Nr. 38.

*Grund des Gesetzes zur einheitlichen Beendigung der politischen Säuberung vom 13. Juli 1955 (Ges. Bl. S. 91) i. d. F. des Gesetzes vom 20. Mai 1957 (Ges. Bl. S. 63) in die Gruppe der Entlasteten umgestuft.*¹¹⁵

In einem ergänzenden Satz wurde kurz auf die Gründe eingegangen. Der Ministerpräsident sei bei seiner Entscheidung zur Rehabilitation Gersteins davon ausgegangen, dass Gerstein nach Kräften aktiven Widerstand gegen die nationalsozialistische Gewaltherrschaft geleistet und dadurch Nachteile erlitten habe.¹¹⁶

Der dritte Teil der juristischen und politischen Rehabilitation, nämlich die finanzielle Wiedergutmachung, war nicht abhängig von der Entscheidung des Ministerpräsidenten, Kurt Gerstein in die Gruppe der Entlasteten umzustufen. Diese Umstufung hatte keine materiellen Auswirkungen. Es wurde aber versucht, einen Wiedergutmachungsanspruch durch das „Bundesergänzungsgesetz zur Entschädigung von Opfern der nationalsozialistischen Verfolgung“ von 1953 (BEG) herzuleiten. Dieses Gesetz war ein Kernstück der umfangreichen „Wiedergutmachungsgesetzgebung“, die vom Lastenausgleich über die Hinterbliebenenversorgung bis zur Wiedereingliederung der sogenannten „131er“ reichte.¹¹⁷ Im Zentrum stand dabei zunächst die Wiedergutmachung für Überlebende von nationalsozialistischen Zwangs- und Verfolgungsmaßnahmen. Die Präambel des BEG machte deutlich, dass das Gesetz denjenigen Personen helfen sollte, „die wegen ihrer politischen Überzeugung, aus Gründen der Rasse, des Glaubens und der Weltanschauung“ verfolgt worden waren, aber auch denen, die „aus Überzeugung oder um des Glaubens oder des Gewissens willen [...] Widerstand“ geleistet hatten.¹¹⁸

Dabei hatte ein Gesetz, das die Anspruchsberechtigten für eine Wiedergutmachung definierte, verständlicherweise eine große Rolle bei der Prägung des Bildes der Widerstandskämpfer. In der Folgezeit führte die Rechtsprechung zu einer Präzisierung der Widerstandsvorstellung. Damit wurde Rechtsprechung auch zu einem Medium der Widerstandsdiskussion. So hatte der Bundesgerichtshof in seinen Entscheidungen den „Erfolg“ als ein wesentliches Kriterium für die Beurteilung des Widerstandes bezeichnet und damit die auf das Gesamtsystem „Nationalsozialismus“ zielende Stoßrichtung der Widerstandshandlung in den Mittelpunkt der Bewertung gestellt. Der Versuch, Widerstand über

¹¹⁵ Ebd.

¹¹⁶ Vgl. hierzu auch die Akten des Präses Wilm LKA BI 0,1 Nr. 64.

¹¹⁷ Vgl. hierzu auch Steinbach: Widerstand im Widerstreit; und besonders Frei: Vergangenheitspolitik, S. 69 ff.

¹¹⁸ Vgl. Steinbach: Widerstand im Widerstreit, S. 107.

die Kriterien Beweggründe, Zielsetzungen und Erfolgsaussichten zu definieren, bot sicherlich eine erste Möglichkeit, den Komplex Widerstand zu fassen. Allerdings wurde dadurch der Blick auf das Gesamtphänomen Widerstand geschmälert, da so der Widerstand von Einzelnen, die ohne konkrete Vorstellung über Erfolgsaussichten oder Zielsetzung ihres Widerstandes handelten, nicht zu erfassen war. Diese eingengte Definition verzögerte Kurt Gersteins Wiedergutmachung, da es nicht möglich war, das Bundesentschädigungsgesetz auf ihn anzuwenden.¹¹⁹

Nachdem über viele Jahre hinweg versucht worden war, eine Wiedergutmachung auf Grund dieses Gesetzes zu erreichen, hatte sich herausgestellt, dass dies nicht möglich war. Kurt Gerstein entsprach durch seine Mitgliedschaft in der Waffen-SS, die noch über die Kapitulation hinaus fortbestand, nicht den formellen Anforderungen, die dieses Gesetz an einen Widerstandskämpfer stellte. Es wurde allerdings anerkannt, dass von Kurt Gerstein seit 1932 aktiver Widerstand geleistet, und diese Kette von Widerstandshandlungen bis zu seinem Tode fortgesetzt wurde. Deshalb war im Jahr 1969 in Verhandlungen überlegt worden, ob man das „Gesetz zur Regelung der Wiedergutmachung nationalsozialistischen Unrechts für Angehörige des öffentlichen Dienstes“ heranziehen könnte. Dabei wurde die Tatsache als Ausgangspunkt genommen, dass Gerstein wegen seiner staatsfeindlichen Aktivitäten durch die Entlassungsurkunde vom 9. Februar 1937 als Bergassessor und Beamter entlassen worden war. Damit wurden die Voraussetzungen des § 31a des oben genannten Gesetzes anerkannt. Darin hieß es:

*„Ist ein Geschädigter, dessen Dienstverhältnis durch die Schädigung geendet hat oder dem Versorgungsbezüge entzogen worden sind, aus Gründen des § 8 Abs. 1 Satz 1 Nr. 1 oder Nr. 2 Wiedergutmachung nicht gewährt worden, so findet das Gesetz zur Regelung der Rechtsverhältnisse der unter Artikel 131 des Grundgesetzes fallenden Personen Anwendung, sofern er ohne die Schädigung zum Personenkreis des genannten Gesetzes gehören würde. Entsprechendes gilt für seine versorgungsberechtigten Hinterbliebenen.“*¹²⁰

¹¹⁹ Vgl. Steinbach: Widerstand im Widerstreit, S. 107 ff.; sowie LKA BI 5,2 AS Nr. 37 und 38.

¹²⁰ LKA BI 5,2 AS Nr. 38. Die Tatsache, dass Gerstein als „131er“ angesehen wurde, und dadurch eine finanzielle Wiedergutmachung an seine Witwe ermöglicht wurde und er damit auf demselben Weg Wiedergutmachung erfuhr wie die meisten Gestapobeamten, entbehrte nicht einer gewissen Ironie. Vgl. hierzu das Kapitel „Die Rehabilitation und Versorgung der „131er“ in, Frei: Vergangenheitspolitik, S 69 ff.

Somit wurde angenommen, dass Gerstein an dem Tag seiner Entlassung aus dem Staatsdienst in den Ruhestand getreten sei. Nach Anrechnung der Aufrückstufen als Beamter würde Kurt Gerstein demnach einen Anspruch auf 49% seiner Bezüge gehabt haben. Da er aber am 25. Juli 1945, also nach der Kapitulation, sein Leben als Soldat in Paris verloren hatte, wurden weitere 20% anerkannt und hinzugerechnet, so dass ein Anspruch auf 69% seiner Bezüge angenommen wurde. Bei diesen Berechnungen wurden die Pensionsansprüche eines Bergrates zugrundegelegt. Der Witwe standen 60% der Pensionsansprüche ihres Mannes zu.¹²¹

Als Antragsdatum wurde der 1. April 1964 festgesetzt, der Tag, an dem Wygoda einen Antrag beim Justizministerium in Baden-Württemberg eingereicht hatte. Bis zu diesem Datum wurden die Bezüge rückwirkend ausgezahlt. Daher kam es zu einer einmaligen Zahlung von DM 40.000, wobei etwa DM 4.500 Steuern abgezogen wurden. Darüber hinaus erhielt Frau Gerstein eine monatliche Pension von DM 800. Diese beamtenrechtlichen Versorgungsbezüge wurden so berechnet, als wenn Kurt Gerstein als Bergassessor im Staatsdienst geblieben wäre. Ursprünglich sollte das Geld in Raten ausbezahlt werden, um Steuern zu sparen, Frau Gerstein bestand jedoch auf einer Komplettzahlung, da sie nach nunmehr 24 Jahren alles zu einem Ende bringen wollte.¹²²

An der Tatsache, dass sich die finanzielle Wiedergutmachung von Frau Gerstein von 1965 bis Juli 1969 hinzog, war allerdings nicht nur die Schwierigkeit Schuld, das richtige Gesetz für den Fall Gerstein zu finden, sondern ein anderer Umstand spielte ebenfalls eine Rolle: Nachdem die juristische Rehabilitation durch Kiesinger ausgesprochen worden war, verloren die Bemühungen um eine finanzielle Wiedergutmachung das Interesse bei der Bevölkerung. Frau Gerstein wollte aber auch nicht, dass die Forderungen nach Geld laut in der Öffentlichkeit vorgetragen wurden.

Dennoch starteten die Freunde und Bekannten von Kurt Gerstein neue Initiativen, um die Wiedergutmachungsangelegenheit voranzutreiben. Frau Gerstein wurde von verschiedenen Seiten geholfen. Als Weißberg im Dezember 1968 Wilm über noch fehlende Fortschritte bei der Wiedergutmachungsfrage informierte, entschied dieser spontan, Frau Gerstein durch eine finanzielle Zuwendung in Höhe von DM 2.000 zu unterstützen. Diese Hilfe wurde von ihr mit großer Freude aufgenommen. Weißberg schrieb weiter, dass er die Hoffnung nicht aufgebe, dass nach den Bundestagswahlen 1969 die politischen Körper-

¹²¹ Vgl. LKA BI 5,2 AS Nr. 37.

¹²² Vgl. ebd.

schaften mit mehr Nachdruck die Wiedergutmachung für Frau Gerstein vorantreiben würden. Im Augenblick gäbe es von verantwortlicher Seite nur freundliche, aber nichtssagende Worte.

Während der Rehabilitationsverhandlungen wurde die innere Einstellung von Frau Gerstein immer wieder deutlich, indem sie in erster Linie nicht Wiedergutmachung, d. h. Geld, forderte, sondern eine Wiederherstellung der Ehre ihres Mannes. Diese Einstellung wurde von Issy Wygoda kritisiert. Mit der Wiedergutmachung würde die Familie Gerstein ja schließlich nichts verlangen, was ihr nicht auch von Rechtswegen zustände. Aber solange Frau Gerstein nicht mit allem Nachdruck und der notwendigen Härte ihr Recht einfordere, könne „man ja von den Behörden auch nicht mehr verlangen als dass sie die Akten beiseite schieben“. ¹²³ Auch an anderer Stelle war festzustellen, dass es Frau Gerstein bei ihren Bemühungen um die finanzielle Wiedergutmachung nicht leicht fiel, ihr Recht zu fordern. Zu groß waren die Befürchtungen, als geldgierig abgestempelt zu werden. ¹²⁴ In eine ähnliche Richtung ging die Reaktion von Weißelberg, als Frau Gerstein nach der Zahlung durch die Behörden in Stuttgart dem Kurt-Gerstein-Haus in Berchum eine Spende in Höhe von DM 2.000 zukommen ließ. Weißelberg war über die Spende sehr unglücklich. Zum einen wusste er um die finanziellen Schwierigkeiten, in denen Elfriede Gerstein und ihre Kinder seit dem Krieg lebten, und zum anderen wollte auch er die Bemühungen um eine Rehabilitation Kurts niemals mit einem finanziellen Beweggrund verknüpft sehen. Freundschaft und Verehrung waren die Motive für ihn und seine Mitstreiter. ¹²⁵

Die Rolle von Präses Wilm bei den Rehabilitationsbemühungen

Neben Elfriede Gerstein und Herbert Weißelberg hatten viele andere Personen Anteil am Erfolg des Rehabilitationskampfes. Unter diesen Vielen nahm Ernst Wilm, der Präses der Evangelischen Kirche von

¹²³ Vgl. einen Brief Wygodas an Weißelberg vom 13. Juli 1967 in: LKA BI 5,2 AS Nr. 86.

¹²⁴ Aus den Briefen Elfriede Gersteins geht hervor, dass besonders der Fall des Bundestagspräsidenten Gerstenmaier für sie eine Lehre war, da dieser zurücktreten musste, nachdem er für sich eine unangemessen hohe Wiedergutmachung einklagte, indem er seiner Forderung eine zu steile Karriere theoretisch zugrunde legte. Dazu kamen noch die Bezüge, die ihm aus seinem Amt als Bundestagspräsident zustanden. Die öffentliche Meinung hatte sich gegen ihn gewandt.

¹²⁵ Vgl. dazu einen Brief Weißelbergs vom 19. September 1969 in: LKA BI 5,2 AS Nr. 37.

Westfalen (EKvW), eine besondere Stellung ein. Durch sein Amt und seine ganze Persönlichkeit gehörte er seit dem Jahr 1964 zu den wirkungsvollsten Fürsprechern in der Sache Gerstein. Nachdem er auf die Bemühungen von Weißelberg und Frau Gerstein aufmerksam geworden war, bat er den Superintendenten des Kirchenkreises Hagen, Kurt Rehling, ihn zu informieren, wie man zum einen Frau Gerstein und ihren Kindern persönlich helfen könnte, aber auch, welche Unterstützung die westfälische Kirchenleitung bei der Rehabilitation Gersteins leisten könnte.¹²⁶ In einem Schreiben vom 24. Februar 1964 stellte er die Möglichkeit in Aussicht, dass Frau Gerstein, wenn nötig, durch die Kirche, entweder durch die Westfälische Kirchenleitung oder durch den Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), finanzielle Unterstützung erhalten könnte.¹²⁷ Eine solche Unterstützung könnte in Form einer Art „Kurt-Gerstein-Stiftung“ zu Gunsten der Familie Elfriede Gerstein durch die Landeskirche erfolgen. Dieser Vorschlag wurde von Präses Wilm unterbreitet und fand beim Vorstand des Kuratoriums der westfälischen Schülerbibelkreise breite Zustimmung. Es wurde vorgeschlagen, durch eine einmalige Zahlung die größte Not sofort zu lindern (die Zahlung von DM 1.000 wurde umgehend beschlossen), um nach einer erfolgten Rehabilitation und der damit verbundenen Wiedergutmachung zu entscheiden, ob man der Familie Gerstein weitere Hilfe zukommen lassen sollte.¹²⁸

Auf diese Anfrage des Präses, wie eine mögliche Unterstützung für Frau Gerstein aussehen könnte, gab Pastor Rehling in einem Antwortbrief einen kurzen Einblick in die momentan laufenden Bemühungen um die Rehabilitation. Allerdings hatte Rehling auch auf bestehende Schwierigkeiten hingewiesen. So schrieb er in seinem Antwortbrief:

„[...] Frau Gerstein in Tübingen ist keine ganz einfache Frau. Sie ist die Tochter eines Predigers einer freien Gemeinde, der sie bis zu seinem Tode beraten hat. Sie hat die Meinung, die staatlichen Stellen stünden ihr feindlich gegenüber. Ratschläge, die ihr erteilt wurden, hat sie meistens nicht beachtet. – Zunächst war bei Ihrem Antrag auf Vermögensfreigabe geantwortet: Entnazifizierungsbescheid lautete auf „Hauptbelasteter“. Das war für das Gericht maßgebend. Der Bescheid war m. W. damals von Gebhard Müller unterschrieben. Deshalb meint sie nun, die Justiz sei in allen Dienststellen von diesem her angewiesen, ihr zu widerstehen. Der Bruder von Kurt

¹²⁶ Wilm wusste, dass Rehling Gerstein von früher her kannte und er vermutete daher, dieser könnte in der Sache Gerstein Bescheid wissen.

¹²⁷ Vgl. LKA BI 0,1 Nr. 64.

¹²⁸ Vgl. den Brief von Pfarrer Hans Mantz, dem Vorsitzenden des Kuratoriums der westfälischen Schülerbibelkreise, an Wilm vom 24. Juni 1964 in: LKA BI 0,1 Nr. 64.

Gerstein ist hier Rechtsanwalt, ein sehr honoriger und bewußt kirchlicher Mann, dem man zunächst auch hier in Hagen wegen seines gefährlichen Namens bei der Entnazifizierung ungewöhnliche Schwierigkeiten bereitete. Von diesem weiß ich, daß er seine Schwägerin, mit der er sonst durchaus ein freundliches Verhältnis hat, beraten wollte. Diese lehnte ab in der Annahme, der Name Gerstein könnte schon als solcher wie ein rotes Tuch wirken. Ein ihr von kirchlichen Stellen vorgeschlagener Rechtsbeistand fand auch keine Gnade vor ihren Augen. Sie hat sich dann von der Vereinigung der NS-Verfolgten beraten lassen – nach Meinung des Bruders Rechtsanwalt – hier in falscher Richtung. Der Bruder Rechtsanwalt beurteilte die von dem Verwaltungsgericht in Stuttgart gestellten Fragen so, daß er meinte, man spüre das Wohlwollen. Meine Frau hat mehrfach süddeutsche Abgeordnete darauf hingewiesen. Das Ende vom Lied war immer ähnlich, wie es der Verfasser des Hörspiels „Zerreißprobe“ erlebt hat. Er wollte das Spiel veröffentlichen. Frau Gerstein erklärte, das sei ihre Sache. Sie wolle selbst darüber schreiben. Die Veröffentlichung unterblieb.[...]“¹²⁹

Obwohl die Zusammenarbeit mit Frau Gerstein nicht immer leicht gewesen zu sein scheint, hatte die westfälische Landeskirche, oft auf Betreiben von Wilm, die Familie Gerstein finanziell unterstützt. Viel wichtiger schien allerdings die Tatsache zu sein, dass die Rehabilitationsbemühungen einen sehr viel offizielleren Charakter bekamen, wenn sich die westfälische Landeskirche, in Person ihres Präses, einschaltete. Unklar bleibt, inwieweit Wilms Initiativen von der gesamten westfälischen Kirchenleitung mitgetragen wurden. Zweifelsohne war er die treibende Kraft innerhalb der Kirchenleitung, die sich sehr schnell und uneingeschränkt für den Waffen-SS-Offizier Gerstein einsetzte.

Wilm war auch einer der prominentesten Fürsprecher eines weiteren wichtigen, vielleicht des wichtigsten Schritts bei den Bemühungen um die Rehabilitation. Am 14. Mai 1964 wurde erstmals ein Gebäude nach Gerstein benannt und seine Widerstandshandlung dadurch ohne Einschränkungen öffentlich durch die EKvW anerkannt. Wilm nämlich schlug am 29. April 1964 vor, die Evangelische Jugendbildungsstätte in Berchum nach Kurt Gerstein zu benennen.¹³⁰ Die Gründe für diese Benennung legte Wilm am 19. Juni 1964 in einem Brief an Ministerpräsident Kiesinger dar. Darin schrieb er, dass die Evangelische Kirche von Westfalen damit eine „innere Rehabilitierung“ von Kurt Gerstein vollziehen wollte, stellvertretend für die christliche Kirche überhaupt. Zwar wollte man mit dieser Benennung eine Entscheidung des Ministerpräsidenten nicht beeinflussen oder etwa Druck ausüben, aber Wilm machte

¹²⁹ LKA BI 0,1 Nr. 64.

¹³⁰ Möglicherweise ging diese Namensgebung auf eine Forderung bzw. einen Vorschlag Wygodas vom 13. April 1964 zurück. Vgl. LKA BI 0,1 Nr. 64.

in diesem Brief deutlich, dass für ihn persönlich kein Weg an einer staatlichen Rehabilitierung vorbei ging. Weiter schrieb Wilm:

„Ich habe mich, ehe ich mich mit meiner Kirchenleitung zu der Namensgebung „Kurt-Gerstein-Haus“ entschloß, sehr gewissenhaft bei denen, die Gerstein gekannt haben, und es wissen mußten, erkundigt. Und ich habe die Überzeugung gewonnen, daß hier ein Mann und Christ in eindeutiger Gegnerschaft gegen das nationalsozialistische Unrecht und Verbrechen bewußt in die SS und also damit in die „Hölle“ gegangen ist, um einen ganzen Einsatz zu wagen. Gerstein ist damit einen ganz einsamen und einseitigen Weg gegangen, von vielen mißverstanden und von anderen für wahnsinnig gehalten. Weil ich mich davon überzeugt habe, bin ich dann entschlossen für die Namensgebung eingetreten und bitte Sie, Herr Ministerpräsident, nun auch Ihrerseits dem Kurt Gerstein die Rechtfertigung zu geben, die ihm gebührt. [...]“¹³¹

Auf die Frage, warum die Sache Gerstein von der EKvW erst im Jahr 1964 intensiver in Richtung einer endgültigen Klärung betrieben wurde, äußerte sich Wilm ebenso in diesem Brief an Ministerpräsident Kiesinger:

„[...] Vielleicht fragen Sie, [...], warum wir erst so spät für Kurt Gerstein eintreten. Dazu ist zunächst von mir aus ganz einfach zu antworten, daß ich erst durch die Tatsache, daß unsere Jugendbildungsstätte in Berchum einzuweihen war, auf Kurt Gerstein gestoßen worden bin, vorher von seiner Witwe und den Kindern nichts Näheres gewußt habe und auch nicht darüber unterrichtet war, daß Frau Gerstein keine Rente oder sonstige Versorgung bzw. Entschädigung bekommen hat. Das alles habe ich jetzt erst erfahren, nachdem ich mich genauer erkundigt habe. Vorher hatte es für mich nur sehr nebelhafte Kenntnisse darüber gegeben, daß Kurt Gerstein in der Bibelkreisarbeit in Hagen gestanden hat und später einen sehr merkwürdigen Weg als SS-Offizier gegangen ist. Dann habe ich vor 2-3 Jahren eine Rundfunksendung „Die Zerreißprobe“ mit Briefen Gersteins an seinen Vater gehört. Die Dinge sind also tatsächlich für viele von uns erst in letzter Zeit akut geworden. Aber ich meine, nun müßte auch in dieser Angelegenheit eine klare Entscheidung getroffen werden. [...]“¹³²

Wenn ein evangelischer Kirchenführer erst durch eine Rundfunksendung auf die Sache Gerstein aufmerksam wurde, wie unbekannt musste das Schicksal von Gerstein erst für die übrige Bevölkerung gewesen sein!

Eine Intensivierung der öffentlichen Wahrnehmung wurde ganz ohne Zweifel durch die oben beschriebene Namensgebung erreicht.

¹³¹ LKA BI 5,2 AS Nr. 85.

¹³² Ebd.

Bereits am 21. Mai 1964 fragte das Staatsministerium Baden-Württemberg bei der EKvW an, was die Beweggründe für die Umbenennung des Heimes in Berchum gewesen wären und ob dem Ministerium für die Einschätzung der Person Gersteins relevante Unterlagen zugestellt werden könnten. So kam auch die offizielle Rehabilitierung in Bewegung.

Neben der EKvW in der Person von Wilm hatten sich jüdische Organisationen um die Rehabilitation Gersteins bemüht. Besonders tat sich dabei der Unternehmer Issy Wygoda aus Frankfurt am Main hervor.

Die Radiosendung „Der Außenseiter“ 1965 ¹³³

Die Radiosendung „Der Außenseiter“ vom Westdeutschen Rundfunk wurde am 25. Juli 1965 zum 20. Todestag von Kurt Gerstein ausgestrahlt. Die Geschehnisse um die Rehabilitation, aber auch die neuesten Erkenntnisse über die Todesumstände in französischer Haft wurden zusammengefasst.¹³⁴ Der Redakteur Heiner Lichtenstein hatte sich intensiv mit dem Leben und dem Tod Gersteins auseinandergesetzt. Er war Corpsbruder von Kurts Bruder Karl Gerstein bei der Rheno Westfalia.

Durch die Sendung sollte auch versucht werden, die noch ausstehende Wiedergutmachung der Witwe in Erinnerung zu rufen, ohne allerdings den kompletten Rehabilitationskampf vor einem rein finanziellen Hintergrund erscheinen zu lassen.

Wenn sich auch in die Sendung einige Fehler eingeschlichen hatten,¹³⁵ bot sie doch wichtige Aspekte für die Analyse der Rezeption von Gersteins Widerstand in der Nachkriegszeit: Präses Wilm bemängelte an der Sendung die Tatsache, dass die westfälische Kirche nicht erwähnt wurde. Dabei habe diese durch die Benennung des Kurt-Gerstein-Hauses einen Anstoß zur Rehabilitierung gegeben. Auch wurde Minis-

¹³³ Das Manuskript der Sendung: LKA BI 5,2 AS Nr. 17 und 41.

¹³⁴ Weißelberg und Frau Gerstein hatten Ende April 1965 eine Reise nach Paris unternommen, um dort mit möglichst vielen Personen zu sprechen, die etwas über die letzten Wochen Kurts im Pariser Gefängnis hätten wissen können. Darunter waren der damalige Gefängnisarzt und die für das Gefängnis zuständig gewesenen Seelsorger. LKA BI 5,2 AS Nr. 41.

¹³⁵ In der Sendung wurde berichtet, Kurt hätte aufgrund seiner Zuckerkrankheit nicht die volle Anzahl der Pflichtmessungen seiner Verbindung absolvieren können. Frau Gerstein betonte allerdings, die Zuckerkrankheit Kurts sei während der Grundausbildung bei der SS erstmals aufgetreten. Hingegen sei ihr Schwager Fritz Gerstein seit seiner Schul- oder Studienzeit zuckerkrank. Frau Gerstein vermutete daher eine Verwechslung zwischen den beiden Brüdern. Vgl. LKA BI 5,2 AS Nr. 41.

terpräsident Kiesinger durch Wilm, d. h. durch die Kirchenleitung zu einer politischen Entscheidung gedrängt. Wilm brachte zum Ausdruck, Niemöller hätte nicht behaupten dürfen, Gerstein würde in keinem Märtyrerkatalog stehen, und keine Organisation würde ihn als einen der Ihrigen ansehen, da sich die Evangelische Kirche von Westfalen klar und deutlich zu Kurt Gerstein bekannt habe. Dies hätte in der Sendung auch gesagt werden müssen. Auch die Unterstützung der EKvW für die Nachforschungen nach den näheren Todesumständen Gersteins in Paris sei nicht unerheblich gewesen und wäre dennoch nicht erwähnt worden.¹³⁶

Wilm kritisierte ebenso die Behauptung, dass Gersteins Schicksal auch weiterhin durch keine Gruppe oder Organisation Fürsprache erfahren hätte. Immerhin habe die westfälische Kirche sich nicht nur finanziell, sondern mit ihrer ganzen Autorität hinter die Rehabilitationsbemühungen gestellt.

Wilms Kritik mag berechtigt gewesen sein, wenn man die Zeit zwischen 1964 und 1965 betrachtet. In den zwei Jahren war die Evangelische Kirche von Westfalen, in der Person von Präses Wilm und Superintendent Rehling, in der Tat sehr aktiv gewesen. Doch in den Jahrzehnten davor stand die EKvW nicht mit aller Kraft hinter den Bemühungen von Elfriede Gerstein und Herbert Weißelberg wie auch nicht die Evangelische Kirche in Deutschland insgesamt. Gerstein wurde weder vor noch nach 1945 von der Kirche unterstützt, an der er selbst so hing. Unterstützung hätte anders ausgesehen und hätte den zähen Kampf um die Rehabilitation und um die Erinnerung an diesen Regimegegner in extremer Einsamkeit aus ihrem Zwielicht holen können. Die Kirche sah Kurt Gerstein lange nicht als einen Widerstandskämpfer aus ihren Reihen an, für den man öffentlich eintreten müsste. Heute jedoch hat sich die Einschätzung Gersteins als Einzeltäter des Widerstandes mit kirchlichem Hintergrund durchgesetzt.¹³⁷

Die Biographien von Saul Friedländer und Pierre Joffroy

In der Rezeptionsgeschichte von Gersteins Schicksal nahmen die Biographien von Friedländer und Joffroy neben Theateraufführung, Fernsehbericht, Radiosendung und Pressemitteilungen eine besondere Stellung ein. Dabei unterschieden sich die beiden Bücher bereits in ihren Ansatzweisen sehr stark voneinander.

¹³⁶ Vgl. LKA BI 5,2 AS Nr. 85.

¹³⁷ Vgl. Steinbach: Widerstand im Widerstreit, S. 296.

Friedländers Buch die „Zwiespältigkeit des Guten“ war die erste Veröffentlichung über Gerstein, die über eine Darstellung des Lebensweges hinausging und wissenschaftlich-kritischen Ansprüchen genügte. Der Historiker aus Genf hatte Ende des Jahres 1966 die Arbeit an einer Gerstein-Biographie von Professor Poliakov aus Paris übernommen¹³⁸ und versuchte nun eine möglichst umfassende Rekonstruktion des Lebensweges unter Auswertung aller verfügbaren Dokumenten zu verfassen.

Aus diesem Grund machte er Februar 1967 einen Besuch bei Weißberg in Berchum, um sich in die vorhandenen Akten einzuarbeiten und auch, um sich über die jüngsten Ereignisse in Hinblick auf die Rehabilitationsbemühungen zu informieren. Dabei interessierte ihn vor allem der Brief von Wilm an Kiesinger und die Umstände, die zur Namensgebung der Jugendbildungsstätte nach Kurt Gerstein führten.¹³⁹

Daneben arbeitete Friedländer aus der Korrespondenz zwischen Gerstein und seinem Vater auf der einen Seite und der NSDAP-Zentrale auf der anderen Seite die Motivlage für die Bemühungen um die Aufhebung des Parteiausschlusses heraus.¹⁴⁰ Bei der Beurteilung der Beweggründe für den Eintritt in die Waffen-SS kam er zu dem Schluss, dass diese wesentlich vielschichtiger gewesen sein müssten, als es Gerstein in seinem Bericht dargestellt hatte.¹⁴¹ Die Analyse von Gersteins Rolle in der SS und gerade bei der Zyklon-B-Beschaffung konnte Friedländer in seinen Ausführungen allerdings nicht weiter vorantreiben, als es die Prozesse gegen den DEGESCH-Geschäftsführer getan hatten. Er schloss sich der Feststellung des Frankfurter Schwurgerichts im Wesentlichen an. Friedländer würdigte Gersteins Handeln abschließend, indem er betonte, dass der Widerstand in einem totalitären Regime von Natur aus zwiespältig sei und den Handelnden durchaus auch in die Nähe des Henkers bringen könne.¹⁴² Der Schlussabsatz von Friedländer lautete:

„Das wahre Drama Gersteins war die Einsamkeit seines Handelns. Das Schweigen und die völlige Passivität der Deutschen, das Ausbleiben jeder Reaktion bei den Alliierten und den Neutralen, ja des gesamten christlichen Abendlandes gegenüber der Vernichtung der Juden verleihen der Rolle Gersteins erst die wahre Bedeutung:

¹³⁸ In einem Brief an Frau Gerstein vom 2. Dezember 1966 erwähnte Leon Poliakov, der Grund dafür sei gewesen, dass sein Verlag und der Verlag von Pierre Joffroy sich nicht auf eine Zusammenarbeit einigen konnten. Dieses Problem sei dann gelöst worden, indem Friedländer die Arbeit von Poliakov übernahm. Vgl. LKA BI 5,2 AS Nr. 17.

¹³⁹ Vgl. LKA BI 5,2 AS Nr. 85.

¹⁴⁰ Vgl. Friedländer: *Zwiespältigkeit des Guten*, S. 47 ff.

¹⁴¹ Vgl. ebd., S. 71 ff.

¹⁴² Vgl. ebd., S. 195.

*Sein Rufen blieb ohne Widerhall, seine Hingabe war einsam, sein Opfer erschien deshalb ‚unnütz‘ und wurde zur ‚Schuld‘.*¹⁴³

Im Juli 1967 begann die Auslieferung der französischsprachigen Ausgabe „Kurt Gerstein ou L’ambiguïté du bien“. Wintzen, der zuständige Redakteur im Pariser Verlag Casterman, Frau Gerstein und Herbert Weißelberg arbeiteten mit Friedländer eng zusammen. Zu Beginn der Arbeiten an der Biographie schien es auf Seiten Friedländers Vorbehalte gegeben zu haben. Er fürchtete, dass Weißelberg und besonders Frau Gerstein aus Kurt Gerstein einen Heiligen oder einen Helden machen wollten, obwohl Gerstein sich gerade dadurch auszeichnete, dass er sich in jeder Lage als Mensch gezeigt hatte. Beruhigt wurde Friedländer aber durch seinen Besuch in Berchum im Februar 1967. Es zeigte sich ihm deutlich, dass dort niemand die Absicht hatte, Gersteins Handeln in irgendeiner Weise zu idealisieren oder aus ihm einen Helden zu machen.¹⁴⁴

Nach einem Vorschlag von Wintzen bekam Frau Gerstein 1% von dem Verkaufspreis jedes verkauften Friedländer-Buches in französischer Sprache. Friedländer selbst, der wusste, dass Frau Gerstein mit einer Versorgungsrente in Höhe von DM 120,- auskommen musste, hatte sich sofort bereit erklärt, sie auch an den verkauften Ausgaben in italienischer, holländischer und anderen Sprachen zu beteiligen. Die italienische Ausgabe war wie die französische bereits im August 1967 erschienen. An einer Veröffentlichung in den Vereinigten Staaten hatte der New Yorker Verleger Frederick A. Praeger sein Interesse bekundet.¹⁴⁵

Lange wurde nach einem deutschen Verleger für Friedländers Buch gesucht. Zuerst war der Rowohlt Verlag im Gespräch; dann erschien die deutsche Ausgabe des Buches zur Jahreswende 1968/69 im Bertelsmann Sachbuchverlag unter dem Titel „Kurt Gerstein oder die Zwiespältigkeit des Guten“. Die Suche nach einer geeigneten Person, die ein Vorwort für diese deutsche Ausgabe schreiben könnte, erwies sich als sehr schwierig. Als Wunschkandidat von Weißelberg war Professor Weizsäcker im Gespräch. Friedländer schlug Golo Mann vor, der aber von Weißelberg und auch von Frau Gerstein abgelehnt wurde. Auch der Gedanke an Niemöller wurde verworfen, da das Buch keinen kirchlichen Anstrich bekommen sollte. Letztlich wurde Hochhuth für das Vorwort verpflichtet, der die Arbeit jedoch nicht zu Ende brachte. Schließlich wurde die deutsche Ausgabe ohne Vorwort gedruckt. Darüber

¹⁴³ Ebd., S. 196.

¹⁴⁴ Vgl. LKA BI 5,2 AS Nr. 85.

¹⁴⁵ Vgl. ebd.

schien Frau Gerstein im Nachhinein sogar erleichtert.¹⁴⁶ So hatte niemand das äußerst beeindruckende Werk von Professor Friedländer verderben können. Mit dieser ersten wissenschaftlichen Biographie war nicht nur ein wichtiger Schritt in der Forschungsarbeit um Kurt Gerstein getan, es wurde ihm ein erster bleibender Erinnerungsort gegeben. Bleibend in dem Sinne, dass es sich nicht um eine Theaterinszenierung, eine Fernseh- oder Radiosendung handelte. Bezeichnenderweise war der Autor ein Israeli, der an einem Lehrstuhl in Genf tätig war. Die erste deutsche Biographie, die sich mit dem Leben von Kurt Gerstein befasste, kam 1999 auf den Markt.

In dem Zusammenhang der Veröffentlichung der Friedländer-Biographie bei Bertelsmann kam der Gedanke auf, wie man mit einer möglichen Verfilmung umgehen sollte. Dr. Deschner vom Bertelsmann Sachbuchverlag hatte Frau Gerstein telefonisch davon in Kenntnis gesetzt, dass sich eine deutsche und eine amerikanische Firma um die Zusage der Filmrechte bemühten. Bereits eine frühere Anfrage nach einem möglichen Gerstein-Film wurde von Frau Gerstein abgelehnt. So war sie auch diesmal von diesem Gedanken nicht angetan. Sie befürchtete, dass ihr Leid und das ihrer Kinder reißerisch für einen Spielfilm aufgearbeitet würden.¹⁴⁷

Nach Friedländers Buch folgte eine weitere Biographie, die ebenso zuerst in Frankreich erschien. Durch diese Biographie des Franzosen Pierre Joffroy mit dem Titel „L’Espion de Dieu. La passion de Kurt Gerstein“ von 1971 wurde Gerstein ein literarisches Denkmal gesetzt. Allerdings ein weniger wissenschaftliches als ein emotionales. Die Biographie von Joffroy wurde in einem romanhaften Stil geschrieben. Damit war sie zwar sowohl leserfreundlich als auch informativ, aber doch völlig anders konzipiert als Friedländers Buch.

Bei Joffroy handelte es sich um einen freiberuflichen Autor, der auch als Journalist und Korrespondent bei der französischen Zeitung Paris Match arbeitete. Er hatte über mehrere Jahre hinweg Material über Gerstein gesammelt und dabei versucht, mit möglichst vielen Personen zu sprechen, die Gerstein persönlich gekannt hatten. Zu Beginn der Zusammenarbeit konnten sich weder Frau Gerstein noch Weißelberg vorstellen, wie dessen Buch aussehen würde. Anfänglich wurde sogar versucht, den Franzosen ganz davon abzubringen, sich mit dem Thema Gerstein zu befassen.¹⁴⁸ Avner Less, der Vernehmungsbeamte Adolf Eichmanns, der mittlerweile in der französischen Botschaft in Paris

¹⁴⁶ Vgl. Brief von Frau Gerstein an Weißelberg vom 15. November 1968: LKA BI 5,2 AS Nr. 40.

¹⁴⁷ Vgl. LKA BI 5,2 AS Nr. 9 und 16.

¹⁴⁸ Vgl. LKA BI 5,2 AS Nr. 56.

arbeitete, hatte sich allerdings bei Weißelberg für Joffroy eingesetzt. Er sei ein seriöser Mann, der bereits bedeutende Veröffentlichungen in der Zeitung Paris Match gebracht habe.¹⁴⁹ In einem Brief an Frau Gerstein vom 13. April 1967 schrieb Weißelberg, die Bedenken gegen Joffroy hätten sich weitestgehend zerstreut. Er sei ein umgänglicher Mann, der sicherlich eine andere Art zu schreiben habe. Er werde versuchen:

*„durch viele Interviews mit Menschen, die mit Kurt zusammentrafen, Details zu erhalten, um daraus ein lebendiges Bild zu machen. Diese Art zu schreiben wird sehr von der nüchternen Art des Historikers Friedländer abweichen, aber dadurch wird er in keiner Sekunde sich von der historischen Echtheit entfernen, im Gegenteil, ich vermute, daß das Lebensbild von Kurt aus seiner Feder mehr Blut und Wärme zeigen wird.“*¹⁵⁰

Joffroys Biographie hat besonders viel Wissenswertes über Gersteins Zeit in Berlin während des Krieges und über seine Haftzeit in Paris hervorgebracht, da sie auf umfangreichen Zeugenaussagen von Personen basiert, die im Krieg und eben auch in den letzten Wochen seines Lebens im Gefängnis mit ihm Kontakt hatten. Allerdings stellt die Arbeit nicht nur bisher unbekannte Episoden aus Gersteins Leben dar, sie bietet auch eine Charakterisierung des SS-Offiziers und Widerstandskämpfers, die die historische Gestalt legendenhaft verklärt. Der Autor gibt gerade an den interessanten Stellen über Gersteins Handeln als SS-Offizier und über seine Sabotageakte zu wenig konkretes Wissen und Hintergrundinformationen an den Leser weiter. Dadurch wird der Leser gezwungen, Joffroy und seinem Bild von Gerstein zu folgen, obwohl eine kritische Distanz nicht gewahrt bleibt. Ist der Leser dazu allerdings bereit, dann ist er förmlich in der Lage die Angst, aber auch den großen Mut des „etwas sonderbaren Heiligen“ (so Martin Niemöller nach dem Krieg über Gerstein) zu spüren.

Der Umstand, dass beide Biographien aus Frankreich stammten und erst mit einiger zeitlicher Verzögerung in Deutschland publiziert wurden, zeigt, wie wenig eindeutig, ja sogar wie unbekannt das Bild des Widerstandskämpfers Gerstein in der deutschen Öffentlichkeit trotz vollzogener juristischer Rehabilitation zu der Zeit noch war. Da Gerstein zwei Jahrzehnte lang eher als SS-Offizier bekannt war, der in den Holocaust verstrickt war, konnte sich das Urteil über ihn in der Öffentlichkeit nur langsam wandeln, wenn auch die Bereitschaft im Grunde

¹⁴⁹ Vgl. LKA BI 5,2 AS Nr. 70.

¹⁵⁰ LKA BI 5,2 AS Nr. 57.

genommen vorhanden war, die unterschiedlichsten Widerstandsarten in ihren Eigenheiten zu würdigen.

Schlussbetrachtung

Diese Arbeit ging von dem Vorhaben aus, den Archivbestand auszuwerten, der bei der Rehabilitierung von Kurt Gerstein angefallen war. Es sollten Antworten auf die Fragen gefunden und formuliert werden, wie der Kampf um Gersteins Rehabilitation aussah, wer dabei mitwirkte und welche Probleme dabei gelöst werden mussten. Während dieser Quellenarbeit deutete sich die Notwendigkeit an, die Thematik der Arbeit zu erweitern, da bestimmte Probleme innerhalb der Rehabilitation zum einen aus dem besonderen Charakter von Gersteins Widerstand resultierten und zum anderen aus der Art, wie sich die juristische, politische und auch moralische Beurteilung von Widerstand in der Bundesrepublik wandelte. Daher musste in dieser Arbeit das Themenfeld Widerstandsforschung betreten werden, um Gersteins Handeln darin einzuordnen. Dabei stellte sich heraus, dass die Fortschritte bei Gersteins Rehabilitierung stark von der sich wandelnden Erinnerung an den Widerstand im Dritten Reich beeinflusst wurden. Umso bemerkenswerter ist die Tatsache, dass der Widerstandskämpfer Gerstein nicht Teil der allgemeinen Erinnerung an den Widerstand im Dritten Reich wurde.

Betrachtet man die Literatur zum Widerstand im Dritten Reich, zeigt sich, dass Gerstein in einigen Überblickswerken mittlerweile als Beispiel für den Widerstand eines Einzelnen erwähnt wird.¹⁵¹ In den Geschichtsbüchern der Schulen hingegen wird weiterhin eher der Widerstand dargestellt, der mit bestimmten Institutionen in Verbindung gebracht werden kann, denen man widerständisches Verhalten traditionell zuordnen würde, wozu in erster Linie die Kirchen, Parteien, Gewerkschaften und mit Einschränkungen auch die Bundeswehr gehören. Ähnliches zeigt sich, wenn durch Politiker und gesellschaftliche Funktionsträger in Form von Gedenkreden, Gedenktafeln und Benennungen von Straßen oder öffentlichen Plätzen an Widerstand im Dritten Reich erinnert wird. Vermutlich bleibt es weiterhin schwer oder sogar unmöglich, den Widerstand eines SS-Offiziers an öffentlicher Stelle zu würdigen,

¹⁵¹ Vgl. besonders das bereits mehrfach zitierte Buch von Steinbach: *Widerstand im Widerstreit*, S. 290-301; Norden, Günther van: *Widerstand im deutschen Protestantismus 1933-1945*, in: Müller: *Der deutsche Widerstand 1933-1945*, S. 131; van Norden schreibt, Gerstein sei „der spektakulärste und bis heute nicht unumstrittene Fall im Umkreis des Widerstandes aus den Reihen der BK [Bekennende Kirche, F. D.]“.

ohne gleichzeitig im Detail zu erläutern, dass es einen solchen Widerstand tatsächlich gegeben hatte und wie er ausgesehen hatte, insbesondere, da in Gersteins Fall die Sabotage nicht an einer bestimmten Zahl von Geretteten oder anderweitig sichtbarem Erfolg festmachen konnte.

Kurt Gersteins Widerstand wirkt faszinierend und erschütternd zugleich. Er zeugt von einem hohen Maß an Zivilcourage, indem er das Risiko der Entdeckung und dadurch des sicheren Todes auf sich nahm. Während seine Bedeutung als Zeuge für die Massenmorde feststeht, bleibt der Wert seines Widerstandes nicht unumstritten. Dieses würde vermutlich nicht der Fall sein, wenn Gerstein durch die Gestapo verhaftet worden und durch das NS-Regime zu Tode gekommen wäre. Dann nämlich wären seine Gesinnung und seine Versuche, die Massenvernichtungen zu stören und mit Hilfe von Außen zu stoppen, fester Bestandteil der öffentlichen Erinnerung an den Widerstand im Dritten Reich.

Möglicherweise findet Gersteins Widerstand durch die Diskussion um den Film „Amen. Der Stellvertreter“ von dem griechischen Regisseur Costa-Gavras, der auf der Berlinale 2002 Premiere feierte, seinen Weg in das Bewusstsein der Bevölkerung.

„Lieber 'ne kurze Andacht und 'ne lange Bratwurst als umgekehrt“

(Paul Deitenbeck – ein westfälisches Pfarreroriginal

„Eigentlich nichts Besonderes“ – so nennt der westfälische Pfarrer Paul Deitenbeck, der durch sein Engagement auf verschiedenen Ebenen des kirchlichen Lebens weit über seine sauerländische Heimat Lüdenscheid hinaus bekannt geworden ist, eine autobiographische Skizze.¹ So wenig besonders ist nun freilich Deitenbecks Leben und Wirken wiederum nicht, als dass ihm nicht eine gewisse Aufmerksamkeit zuteil werden sollte. Immerhin kann er exemplarisch für eine Generation von Theologen und Laien stehen, die seit der Mitte des 20. Jahrhunderts einerseits eine pietistisch-erweckliche Frömmigkeit in mündlicher und schriftlicher Verkündigung vertraten und andererseits sich in die theologische Debatte ihrer Zeit einschalteten, um sie – wie in den Zeiten des Barockpietismus² – aus den Hörsälen und Gelehrtenstuben in den Kreis der mündigen Christen und Christinnen hinein zu tragen. Beides – vor allem aber letzteres – war und ist umstritten. Aber gerade deshalb lohnt es sich, erste Schneisen zu schlagen für ein vertieftes Verständnis des Verhältnisses von Biographie, Theologie und missionarischem Engagement im Leben Deitenbecks.

Deitenbeck, am 13. Juli 1912 in Lüdenscheid geboren, entstammte einer Arbeiterfamilie,³ die von den erwecklichen Kreisen seiner Heimatstadt geprägt war.⁴ Dadurch, dass sein Onkel Robert zu den maß-

¹ Gerd Rumler, Paul Deitenbeck, *Eigentlich nichts Besonderes*. Paul Deitenbeck erzählt von Begegnungen und Erfahrungen, Wuppertal 1979.

² Vgl. dazu die Ausführungen zu „Demokratisierung“ des theologischen Diskurses in: Klaus vom Orde, *Zur Dynamik der frühen Pietisten*, in: Herbert H. Klement (Hg.), *Theologische Wahrheit und die Postmoderne*, Wuppertal 2000, [294–310], S. 309.

³ Paul Deitenbeck, *Bereits in meinem Elternhaus stellte Gott die Weichen*, in: Hans Steinacker (Hg.), *Wendepunkte. Zeugnisse von Zeitgenossen*, Moers, 3. Aufl. 1986, [7–10], S. 8; Rumler, Deitenbeck, [wie Anm. 1], S. 11.

⁴ Deitenbeck, *Weichen*, [wie Anm. 3], 8. Deitenbecks Familie ging zu der Landeskirchlichen Gemeinschaft „Philadelphia“ (Rumler, Deitenbeck, [wie Anm. 1], S. 13, die 1893 durch die evangelistische Verkündigung Carl Idels (1851–1902) entstanden war, aber nicht dessen separatistischen Weg mitging (Christian Dietrich, Ferdi-

geblichen Personen dieser Erweckungsbewegung gehörte und evangelistische Veranstaltungen mit den bekanntesten Evangelisten der damaligen Zeit organisierte, wurde Deitenbeck schon als Kind nicht nur mit dem heimischen CVJM und der sauerländischen Gemeinschaftsarbeit bekannt, sondern lernte darüber hinaus Vertreter der Evangelisations- und Gemeinschaftsbewegung aus ganz Deutschland kennen, die in seinem Elternhaus zu Gast waren. Dass damit die Aufnahme des Theologiestudiums eine logische Folge gewesen wäre, wird man angesichts mancher theologiekritischen Äußerungen der erwecklichen Frömmigkeit nicht ableiten können, und dennoch schreibt Deitenbeck: „So hat es sich ergeben, daß ich Pfarrer wurde, ohne daß sich für mich damit ein besonders Berufungserlebnis verband.“⁵ Der Nachsatz lässt freilich erkennen, welch hohen Stellenwert eine *vocatio interna* in den erweckten Kreisen für die Vorbereitung auf eine Verkündigungsaufgabe hatte und hat.⁶ Dies wird erst recht deutlich, wenn Deitenbeck davon berichtet, dass er in späteren Zeiten, als Menschen, die erwogen Theologie zu studieren, zu Beratungsgesprächen zu ihm kamen, oftmals diesen „Mangel“ erwähnte, um somit vor jeder Art von Schematismus zu warnen.⁷

Für den jungen Theologiestudenten lag es nahe, sich gleich zu Beginn seiner Studienzeit⁸ der „Deutschen Christlichen Studentenvereinigung“ (DCSV)⁹ anzuschließen, die aus erwecklicher Tradition entstanden war.¹⁰ Münster als Studienort zu wählen, ergab sich nicht nur aus der relativ geringen Entfernung zu seiner Heimat, sondern dort lehrte auch der in der Arbeit der DCSV maßgeblich mitbeteiligte Otto Schmitz.¹¹ Deitenbecks zweite *alma mater* wurde Tübingen, wo er Adolf

und Brockes, Die Privat-Erbauungsgemeinschaften innerhalb der evangelischen Kirchen Deutschlands, Stuttgart 1903, S. 194).

⁵ Rumler, Deitenbeck, [wie Anm. 1], S. 21.

⁶ Bis heute spielt die Frage nach einer Berufung – freilich ohne ein bestimmtes Schema zu verfolgen – bei der Aufnahme in den theologischen Seminaren der Gemeinschaftsbewegung eine nicht unbedeutende Rolle.

⁷ Rumler, Deitenbeck, [wie Anm. 1], 21.

⁸ Deitenbeck, Weichen [wie Anm. 3], S. 9.

⁹ Karl Kupisch, Studenten entdecken die Bibel. Die Geschichte der Deutschen Christlichen Studenten-Vereinigung, Hamburg 1964.

¹⁰ Paul Deitenbeck, Durchbruch zum biblischen Realismus, in: Hans Kirchoff, (Hg.), Theologie und Pietismus. Lebensberichte und Aufsätze, Neukirchen 1961, [42-47], S. 43: „Es ist eine wunderbare Treue Gottes, dass es ohne Bruch aus dem erweckten Elternhaus in das Theologiestudium ging. Die tragende Brücke dazu war die Geborgenheit in der Lebensgemeinschaft der Deutschen Christlichen Studentenvereinigung.“

¹¹ Otto Schmitz (1883–1957), 1910 Privatdozent für Neues Testament in Berlin, 1912 Dozent und Direktor der Ev. Predigerschule in Basel, 1916 Professor für Neues Testament in Münster, seit 1928 Herausgeber der Zeitschrift „Furche“, 1934 wegen

Schlatter, Heinrich Rengstorf und Karl Heim als diejenigen Hochschullehrer erlebte, die ihn am meisten beeindruckten. Von letzterem berichtet Deitenbeck, die Begegnungen mit ihm seien für seine christliche Existenz entscheidend gewesen. Dabei weist er in autobiographischen Notizen vor allem auf eine Begebenheit hin. Die Erzählung darüber hatte – ähnlich den Anmerkungen über seinen Entschluss zum Theologiestudium – die Funktion, einerseits zu berichten, wie es geschah, sein Christsein, das „im Laufe der Jahre gewachsen war“, persönlich „festzumachen“.¹² Andererseits wollte er vor „Schablonen und Formeln“¹³ warnen, die im Reden von der Bekehrung in der erwecklichen Tradition eine bedeutende Gefahr darstellen. In die Sprechstunde Heims gekommen, so berichtet er, habe der Professor erwartet, dass er ihm ein theologisches Problem vorlegen wolle. Als der Student ihm aber von seinem christlichen Elternhaus, den aufkommenden Zweifeln und seinem Wunsch „persönlich (zu) glauben“ erzählte,¹⁴ habe Heim ihm gesagt: „Da können Sie aber sehr dankbar sein. Sie brauchen nichts zu tun, als Ihr Leben mit allem, was Sie sind und haben, an Jesus auszuliefern ...“¹⁵ Deitenbeck fährt in seiner Erzählung dieser Begebenheit fort: „Kein Appell, kein Gebet, keine Aufforderung, selbst zu beten, nichts. Heim gab mir die Hand und sagte: ‚Auf Wiedersehen!‘ ... So bin ich zum Glauben an Jesus Christus gekommen: ohne jedes Drängen, ohne formellen Akt. ... Ein Mann, bei dem ich spürte, daß er ein Priester war, gab mir die Hand. Das war alles.“¹⁶ Sollte sich Deitenbeck später profilieren als Sprecher volksmissionarisch-erwecklicher Gruppen und Initiator moderner Evangelisationsveranstaltungen wie etwa die Billy Grahams in Deutschland, die von einem starren Bekehrungsschema ausgehen, so weisen schon diese autobiographischen Schlaglichter darauf hin, dass er sich allein aufgrund seines eigenen Erlebens nicht durch bestimmte Vorstellungen einengen lassen wollte und konnte, mit denen er freilich immer wieder konfrontiert wurde.

seines Eintretens für die Bekennende Kirche zwangsemigriert, danach Dozent an der Theologischen Schule in Bethel, 1938 Direktor der „Evangelistenschule Johann-
neum“ in Wuppertal, seit 1945 mitbeteiligt am Wiederaufbau der Kirchlichen Hochschule in Wuppertal und Dozent (Johannes Berewinkel, Art. „Schmitz, Otto“, in: *Ev. Lexikon für Theologie und Gemeinde* [im Folgenden: ELThG], Wuppertal 1994, Bd. 3, 1775; *Christoph Ramstein*, *Die evangelische Predigerschule in Basel*, Bern, Berlin u. a. 2000, S. 92).

¹² Rumler, Deitenbeck, [wie Anm. 1], S. 27.

¹³ Diess., a. a. O., S. 28.

¹⁴ Diess., a. a. O., S. 27.

¹⁵ Diess., a. a. O., S. 28.

¹⁶ Ebd.

Seine Vikariatszeit erlebte Deitenbeck in Lüdenscheid, Bielefeld und Berlin. Vor allem der letztere Wirkungsort, wo Deitenbeck in der Berliner Stadtmission mitarbeitete, deren damaliger Leiter Erich Schnepel¹⁷ war, wurde wegweisend für seine späteren volksmissionarischen Initiativen, aber auch für die Gemeindearbeit in Lüdenscheid. Deitenbeck beschreibt diese Vikariatsstelle so: „Es war nicht nur Arbeitsplatz, sondern vor allem Lehrstelle, die ihresgleichen sucht: denn hier lernte ich das Paradigma ... einer lebendigen Gemeinde kennen. ... Wir haben Gottesdienste, Bibelstunden und Arbeitsgemeinschaften miteinander gehalten. Schnepel hielt regelmäßig auch kirchengeschichtliche Vorträge, aus denen später seine Bücher zur Kirchengeschichte entstanden sind. Ihm ging es darum, zu missionieren und gleichzeitig den Christen zur Mündigkeit zu verhelfen.“¹⁸ Die Anregungen, die Deitenbeck hier erhielt, lassen sich unschwer in seiner späteren Arbeit in Lüdenscheid und darüber hinaus erkennen. So berichtet er davon, dass er während der Zeit des Kirchenkampfes, als er für einige Zeit in seiner Heimatstadt eine Vikariatsstelle inne hatte, in der dortigen Landeskirchlichen Gemeinschaft und im CVJM mit den Gemeindegliedern Bibelarbeiten mit Hilfe der Erläuterungen zum Neuen Testament von Adolf Schlatter durchführte.¹⁹ Dies war also eine für Laien durchaus anspruchsvolle Lektüre, die er den Gemeindegliedern zumutete und der sie sich als mündige Christen auch unterzogen. Später, als Deitenbeck Pfarrer in Lüdenscheid geworden war, initiierte er die sog. „Straßenmission“ in der westfälischen Stadt. Jeweils nach dem Sonntagsgottesdienst traf er sich mit jungen Leuten aus der Gemeinde, um in den Straßenzügen zu singen und volksmissionarische Schriften zu verteilen. Bei der Beschreibung dieser Aktionen verweist Deitenbeck ausdrücklich auf das Berliner Vorbild: „Was in den Höfen der großen Wohnkasernen des Berliner Ostens möglich war, sollte sich wohl auch in einer Stadt wie Lüdenscheid bewerkstelligen lassen.“²⁰

¹⁷ Erich Schnepel (1893–1986), Theologiestudium in Tübingen (vor allem geprägt durch Karl Heim und Adolf Schlatter), 1918 Mitarbeit in der Berliner Stadtmission, 1945 Pfarrer in Großalmerode bei Kassel (Erich Schnepel, *Ein Leben im 20. Jahrhundert*, 2 Bde., Wuppertal 1965 und 1966; Theo Wendel, Art. „Schnepel, Erich“, *ELThG* 3, S. 1777 f.).

¹⁸ Diess., a. a. O., S. 37. Zu Schnepels Arbeit in dieser Zeit s. Erich Schnepel, *Briefe aus dem Berliner Osten. Die Wirklichkeit Jesu und seiner Gemeinde*, Berlin 1936; zu den Schulungen seiner Mitarbeiter s. bes. S. 35–43.

¹⁹ Rumler, Deitenbeck, [wie Anm. 1], S. 39.

²⁰ Diess., a. a. O., S. 76.

Die Vikariatsstelle, die er bei der Inneren Mission in Bielefeld erhalten hatte, ließ ihn noch stärker als bisher²¹ die enge Verzahnung von sozialem und volksmissionarischem Engagement erkennen.²² In dieser Zeit lernte er Friedrich von Bodelschwingh d. J. als Leiter der Anstalten in Bethel und als Dozent an der dortigen Theologischen Hochschule kennen. Auf diese Weise erhielt er nach eigenem Bekunden einen gewissen Einblick in die Auseinandersetzungen mit dem Nationalsozialismus und den Deutschen Christen. Vor allem aber erlebte er bei von Bodelschwingh in dessen Vorlesungen in der Kirchlichen Hochschule eine vorbildliche Verbindung von sorgfältiger, wissenschaftlicher Arbeit in der neutestamentlichen Exegese und der seelsorgerlichen Erfahrung, die er als Leiter der Betheler Anstalten gewonnen hatte.²³

Im Herbst 1948 aus der russischen Kriegsgefangenschaft zurückgekehrt, erhielt Deitenbeck das Doppelamt als Jugend- und Synodalpfarrer für Volksmission und Seelsorge in Lüdenscheld,²⁴ bevor er 1952 Pfarrer an der dortigen Kreuzkirche wurde,²⁵ eine Stelle, die er bis zu seiner Pensionierung behielt. Hier entfaltete er eine derartige Wirksamkeit, die es nötig machte, die Kirche, in der er regelmäßig zu predigen hatte, zu erweitern, damit die Menge der Gottesdienstbesucher Platz hatte.

Es wurde schon angedeutet, dass Deitenbeck, angeregt durch die Erfahrungen und Erkenntnisse, die er in Berlin gewonnen hatte, die Gemeindearbeit über den üblichen Rahmen christlicher Gemeindearbeit hinaus gestaltet hat. Im Folgenden sollen einige dieser Bemühungen vorgestellt und sie in den Kontext der Frage nach der konkreten Gestalt christlicher Verantwortung in der Gesellschaft eingezeichnet werden. Schon im 19. Jahrhundert war die Kluft zwischen der Arbeiterschaft und der Kirche als sehr groß empfunden worden. Die Innere Mission mit ihren vornehmlich sozialen Aktivitäten einerseits und die evangelistisch-volksmissionarische Verkündigungstätigkeit der frühen Gemeinschaftsbewegung andererseits waren Bemühungen, diesen Graben zu überwinden. Beiden Initiativen war in diesem Anliegen nur ein beschränkter Erfolg beschieden. Die Kirche erreichte meist bestenfalls

²¹ Vgl. auch die Bemerkung Schnepels, „(...) dass ich (...) ernstlich überlegte, ob ich meinen Dienst als Pfarrer aufgeben sollte, um ganz in die Politik zu gehen und Reichstagsabgeordneter zu werden – aus Liebe zu denen, die im Schatten des Lebens existieren mußten“ (Schnepel, *Leben*, Bd. 1, S. 162).

²² Rumler, Deitenbeck, [wie Anm. 1], 40.

²³ Diess., a. a. O., S. 41 f.

²⁴ Diess., a. a. O., S. 67.

²⁵ Diess., a. a. O., S. 69.

die kleinbürgerlichen Gesellschaftsschichten.²⁶ Der Einfluss unter der Arbeiterschaft blieb eher politischen Gruppen überlassen. Gerhard Bergmann, langjähriger Evangelist und Freund Deitenbecks, formuliert in populärer Weise den Widerstand, der der Kirche aus der Arbeiterschaft entgegengebracht worden ist: „Geh mir weg mit den Pfaffen. Die liegen mit dem Kapital unter einer Decke. (...) Hundert Jahre haben sie mit den Kapitalisten gemeinsame Sache gemacht. Jetzt merken sie, dass sie ohne uns nicht mehr auskommen können, weil wir eine Macht bilden.“²⁷ Paul Deitenbeck knüpfte nach dem Vorbild der Berliner Stadtmission an die Bemühungen um die Arbeiterschaft an. Im Winter 1954/55 rief er – zusammen mit Mitarbeitern des CVJM – die sog. „Fabrikmission“ ins Leben.²⁸ Bergmann beschreibt diese Arbeit, die er zusammen mit Deitenbeck in Lüdenscheid ins Leben rief. Ohne die vielen anderen kirchlichen Bemühungen um die Fabrikarbeiterschaft zu diskreditieren, benennt er den Unterschied zur „Fabrikmission“ so: „Kanzel‘ zwischen den Maschinen! Die Fabrikmission wartet (...) nicht darauf, bis die Kumpel (...) von ihren Maschinen zu den Kanzeln kommen, sondern umgekehrt, sie geht mit der Kanzel zu den Maschinen hin.“²⁹ Wie wurde dies realisiert? Die Verantwortlichen von Fabriken in der weiteren Umgebung Lüdenscheids wurden darum gebeten, in ihrer Firma eine „Betriebliche Feierstunde“ abhalten zu dürfen. Diese halbstündige Veranstaltung, die auf Kosten der Firma ging, wurde mit Hilfe von Bläsern oder Sängern gestaltet. Im Mittelpunkt standen kurze Verkündigungssequenzen – in der Mehrzahl von Ehrenamtlichen, meist selbst Fabrikarbeitern gehalten. Der Geistliche kam nur kurz zu Wort.³⁰ Damit wurde nicht nur die übliche Haltung durchbrochen, nach der den interessierten Menschen der Gottesdienstbesuch offen steht und gottesdienstliche Veranstaltungen auf den Sakralraum beschränkt bleiben, und somit christliche Verkündigung in den Arbeitsalltag hineinragt und zeichenhaft als zum alltäglichen Leben gehörend vorgestellt werden kann. Vielmehr wurde zur gleichen Zeit versucht, die soziologische Barriere zwischen den akademisch gebildeten Theologen und den Menschen aus der Handwerker- und Fabrikarbeiterschaft aufzuheben. Indem theologisch nicht gebildete Gemeindeglieder sich in diesen „betrieblichen Feierstunden“ mit kurzen Verkündigungssequen-

²⁶ „Die Kirche verbürgerlichte. Die Kirche wurde zu einem Verein. Sie bekam ein soziologisches Gepräge. Nur bestimmte Stände gingen noch zur Kirche.“ (Gerhard Bergmann, *Kanzel zwischen Maschinen. Fabrikmission: bewährter Weg in die Industrielwelt. Soziale Frage: eine Gott=Frage*, Gladbeck 1960, S. 17).

²⁷ Ders., a. a. O., S. 5.

²⁸ Ders., a. a. O., S. 26.

²⁹ Ders., a. a. O., S. 23 f.

³⁰ Vgl. das Beispiel eines Programms in: Ders., a. a. O., S. 27.

zen zu Wort meldeten, wurde die neutestamentliche Vorstellung vom „allgemeinen Priestertum“, das in der pietistischen Frömmigkeit eine besondere Betonung erhielt, greif- und erfahrbar. Deitenbeck berichtet, dass in diesen Jahren mehr als 200 Fabriken auf diese Weise besucht wurden.³¹ Wie ist eine solche volksmissionarische Arbeit zu beurteilen? Ginge es allein darum, Zahlen zu präsentieren – eine Gefahr, die aus der amerikanischen Evangelisationsbewegung durchaus bekannt war und ist – dann wäre zu kurz gegriffen. Dessen waren sich die Initiatoren dieser Bewegung bewusst. Die Frage nach vordergründigen Ergebnissen ließ sich nur schlecht beantworten.³² Die Problematik solcher „Einsätze“ liegt auf der Hand: sie können nur ein schneller Vorstoß frommer Leute aus ihrer gemeindlichen Umgebung sein, um sich dann wieder hinter die Kirchenmauern zurückzuziehen. Wenn dies so wäre, müsste man eine solche Aktion äußerst kritisch bewerten. Deitenbeck und seine Freunde erkannten die Gefahr und machten sich darüber Gedanken. Sie wollten ihr Projekt nicht als „geistliches Überfallkommando“³³ verstanden wissen, sondern es sollte eingebettet werden in geistliche oder soziale Arbeit von Menschen, die sich dies zu ihrer Aufgabe gemacht hatten.³⁴

Freilich ist mit dem Schlagwort „Kanzeln zwischen Maschinen“ etwas anderes gemeint als eine „Entsakralisierung“ des Gottesdienstes und damit eine „Heiligung“ des weltlichen und beruflichen Lebens, wie dies für die Reformationszeit festgestellt worden ist. Die Art, wie die „Feierstunden“ von Deitenbeck und seinen Freunden gestaltet wurden, bedeutet ja gerade ein Herausnehmen der gottesdienstlichen Dimension aus dem Alltag – und das selbst in der Fabrikhalle, denn die Maschinen standen still und die Unternehmer hatten neben der Lohnfortzahlung auch einen Produktionsausfall zu verkraften. Es ging ihnen schlicht um die Umsetzung des Missionsbefehls, das Evangelium den Leuten zu bringen, die nicht an die Orte gehen, an denen es gepredigt wird. Im weiteren Sinn kommt aber dann doch die angedeutete Berufsauffassung in den Blick. Denn gerade die Laienmitarbeiter sind Beispiele dafür, dass sie ihren – weltlichen – Beruf als von Gott gegeben verstehen – und sie sich gerade deshalb, weil sie keine Geistlichen sind, besonders berufen fühlen, durch kurze Verkündigungseinheiten im Programm der

³¹ Deitenbeck, Rumler, [wie Anm. 1], S. 76. Bergmann spezifiziert im Mai 1960: „Ich bin nun schon in 71 Betrieben gewesen. Pfarrer Deitenbeck (...) schon in 147 Betrieben. Wir haben insgesamt vor rund 35 000 Arbeitern gesprochen“ (Bergmann, a. a. O., S. 27).

³² Ders., a. a. O., S. 32.

³³ So Deitenbeck (vgl. Bergmann, a. a. O., S. 38).

³⁴ Ebd.

„Feierstunden“ mitzuwirken. Diese reformatorische Sichtweise vom Beruf verbindet sich nun mit der – aus dem Pietismus kommenden – starken Betonung des „allgemeinen Priestertums“. War in der letzten Dekade des 17. Jahrhunderts die Auseinandersetzung um theologische Grundsatzfragen aus dem akademischen Hörsaal in die Kirchen und Bürgerhäuser transferiert worden,³⁵ so werden hier einfache Gemeindeglieder dazu angehalten, das Evangelium glaubhaft zu verkündigen.

Nicht immer gelang Deitenbeck diese Art volksmissionarischer Arbeit. Seine autobiographischen Notizen können nicht nur „Erfolgserlebnisse“ verbuchen, in denen von der positiven Aufnahme solcher Bemühungen berichtet wird. Der Lüdenscheider Pfarrer ist so offen, auch über die Niederlagen, etwa beim Versuch vergleichbarer Kontakte mit anderen Berufsgruppen wie den Kellnern zu berichten. Die moderne Evangelisationsarbeit, zumal im 20. Jahrhundert, die mit großem organisatorischen Aufwand die christliche Botschaft den dem Glauben entfremdeten Menschen bringen will, darf sich der Frage nicht verweigern, ob der christliche Leitgedanke nicht verblasst, dass Gottes Wirken – bei aller Kondeszendenz und Zuwendung zur Welt – nicht methodisch verfügbar gemacht werden kann. Freilich kann dies nicht dazu verführen, menschliches Handeln als unwichtig zu betrachten. Deitenbeck lässt in diesem Zusammenhang durchaus die selbstkritische Rückfrage zu: „Sind wir, die auf Erfolg Programmierten, eigentlich noch bereit, um Jesu willen auch einmal eine Fehlinvestition in Kauf zu nehmen?“³⁶ Die Gefahr, aus der Umsetzung des Missionsbefehls, allen Menschen das christliche Evangelium zu verkündigen, ein Geschäft zu machen oder die Anstrengungen wenigstens in geschäftsmäßiger Weise zu bilanzieren, schimmert aus dieser Frage heraus. Die Erfahrung eines „Misserfolges“ hat hier offenbar zu einer heilsamen Rückbesinnung auf die Grunderkenntnisse des Redens vom göttlichen Handeln geführt. Freilich lässt die Formulierung „um Jesu willen“ Fragen offen. Bedeutet dies, die Erfahrung Jesu, sich umsonst um einen Menschen zu bemühen, ebenfalls zu machen? Hier kann man erkennen, wie die Deutungsmuster für Erfahrungen sehr unterschiedlich ausfallen können.

Mit diesen volksmissionarischen Arbeiten setzte Deitenbeck Impulse für die kirchliche Arbeit in Lüdenscheid und Umgebung. Über die Grenzen seiner Heimat hinaus wurde er jedoch durch sein überregionales Engagement bekannt. Er arbeitete in verschiedenen Arbeitsgemein-

³⁵ Diese Bewegung findet sich dann in der Wirksamkeit Deitenbecks noch einmal an ganz anderer Stelle, dort nämlich, wo der Streit um das Entmythologisierungsprogramm Rudolf Bultmanns in die Gemeinde getragen wurde.

³⁶ Rumler, Deitenbeck, [wie Anm. 1], S. 78.

schaften mit. Den Vorsitz in der Deutschen Zeltmission³⁷ hatte er von 1957–1987 inne.³⁸ Von 1958 bis 1979 war er einer der beiden Vorsitzenden der Deutschen Evangelischen Allianz.³⁹ Die Gerhard-Tersteegen-Konferenz, ein einflussreiches Sammelbecken der Vertreter der pietistischen Tradition in der Rheinischen Kirche,⁴⁰ wurde von ihm in den Jahren 1966 bis 1976 geleitet. Im CVJM-Westbund, dem Evangeliums Rundfunk⁴¹ und im Nachrichtenmagazin „idea“⁴² arbeitete er intensiv mit. Hierbei handelte es sich durchweg um Arbeitsgebiete der Evangelisation und der praktischen Förderung von Christen. Nicht zu trennen, aber gesondert davon zu betrachten ist sein Engagement in der Auseinandersetzung um das Entmythologisierungsprogramm Rudolf Bultmanns, aus der die „Bekenntnisbewegung Kein anderes Evangelium“ mit verschiedenen weiteren Aktivitäten entstanden ist. Im Folgenden sollen diese Wirkungskreise Paul Deitenbecks ein wenig näher beschrieben werden.

In den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg war auf Initiative Max Fischers (1900–1967), Leiter eines der Predigerseminare der Gemeinschaftsbewegung,⁴³ eine – freilich relativ kurzlebige – Arbeitsgemeinschaft „Pietismus und Theologie“ ins Leben gerufen worden, die eine Plattform für die Begegnung zwischen Gemeinschaftsbewegung und (wissenschaftlicher) Theologie darstellen sollte. Im Rahmen dieser Arbeit entstand eine kleine Aufsatzsammlung, zu der auch Paul Deitenbeck einen Beitrag geleistet hat: „Durchbruch zum biblischen Realis-

³⁷ 1902 gegründet durch den Evangelisten Jakob Vetter (1872–1918) (Zur Idee, Gründung und den ersten Jahren der Arbeit s. Jakob Vetter, Gottes Fußspuren in der Zelt=Mission, Geisweid [1907], zur weiteren Entwicklung s. E. Decker, Die Deutsche Zeltmission im Wandel der Zeit, Geisweid 1969; zu Vetter: M. Vetter, Evangelist Jakob Vetter. Ein Lebensbild, Geisweid 1922).

³⁸ Zur Berufung in dieses Gremium s. Rumler, Deitenbeck, [wie Anm. 1], S. 70 f.

³⁹ Schon im Jahr 1956 war Deitenbeck als Nachfolger des Bundeswartes des Westdeutschen Jungmännerwerkes und Landesjugendpfarrers der Evangelischen Kirche von Westfalen Johannes Busch in den Hauptvorstand der Deutschen Evangelischen Allianz berufen worden. – Mit Deitenbeck hatte seit 1958 der Baptist Paul Schmidt den Vorsitz in der Evangelischen Allianz (zu diesem s. Karl Heinz Voigt, Art. „Schmidt, Paul“, in: BBKL 9, 1995, S. 473–476).

⁴⁰ Zu dieser s. Karl-Heinz Ehring, Die Gerhard-Tersteegen-Konferenz, 1969.

⁴¹ 1959 als erster deutscher Privatsender gegründet (Horst Marquardt, Art. „Evangeliums-Rundfunk - International“, in: ELThG 1, S. 580 f.; Klaus Schäfer, Art. „Evangeliums-Rundfunk - International“, in: RGG⁴, 1, S. 1746).

⁴² Informationsdienst der Evangelischen Allianz, gegründet 1971 (Horst Marquardt, Art. „idea“, in: ELThG 2, S. 945).

⁴³ Ursprünglich in Preußisch-Bahnau in Ostpreußen gegründet, nach dem Zweiten Weltkrieg nach Unterweissach, Württemberg verlegt.

mus⁴⁴. Die Untergliederung dieses Aufsatzes verweist auf die wesentlichen Brennpunkte von Deitenbecks Wirken als Evangelist und Pfarrer. Es geht ihm um „Persönliche Lebensgemeinschaft mit Christus“, um „Erweckliche Verkündigung“ und um „Lebendige Gemeinde“. Vor allem die beiden ersten Gedankengänge führt er autobiographisch aus. Dabei kontrastiert er die Art und Weise, in der sich die christliche Botschaft vor und nach der Erweckungsbewegung im Sauerland um 1890 auf die Lebensgestaltung seiner Eltern ausgewirkt hat. Begriffspaare, die er benutzte, sind „Unverbindlichkeit“ des christlichen Zeugnisses und „unerschrocken(e)“ Bezeugung der persönlichen Erfahrung der Gnade.⁴⁵ Seine Diktion entspricht dem erwecklichen Christentum der damaligen Zeit,⁴⁶ die Zielsetzung seiner Aussage ist klar: Christlicher Glaube ist Bekenntnis mit der ganzen Existenz. Er ist *habitus practicus*. Auf Grund dieser Betonung ist es auch verständlich, wieso er – anders als manche andere in der erwecklichen Frömmigkeit – nicht nach einem besonderen, festgelegten Bekehrungsschema fragt. Dieses hätte ohnehin keinen Wert, folgte nicht eine Veranschaulichung des Bekenntnis in der christlichen Existenz. Aber diese „Gestaltwerdung des christlichen Zeugnisses“ *muss* seiner Ansicht nach geschehen. Wenn sich nun im Leben des Christen das Evangelium spiegelt, so kann dies nach Deitenbeck nicht verkrampft und gesetzlich sein. Solche Lebensformen, die er in manchen pietistischen Zirkeln findet, sind hinderlich, weil dadurch „(...) viele Menschen, die nach Gott fragen, gar nicht bis zum Ärgernis des Kreuzes vorstoßen, sondern vorher, durch für sie ärgerliche Verhaltensweisen von Christen, blockiert werden.“⁴⁷ Deitenbeck spricht von Depressionen, die durch eine falsch verstandene „Heiligung“ entstehen können.⁴⁸ Ebenso wird von einem unevangelischen Stress und vom Verlust des notwendigen Trostes gesprochen, wenn der Schein eines „vollkommenen Christenlebens“ thematisiert wird. Deitenbeck verweist dabei auf Luther, der von den Schwächen der Heiligen als einem besseren Trost als deren Tugenden spricht.⁴⁹

⁴⁴ Paul Deitenbeck, Durchbruch zum biblischen Realismus, S. 42-47, in: Hans Kirchhoff (Hg.), Theologie und Pietismus. Lebensberichte und Aufsätze, Neukirchen 1961.

⁴⁵ Ders., a. a. O., S. 43.

⁴⁶ „Bisher ohne persönlichen Heiland – jetzt im Frieden Gottes. Bisher im Irrgarten der Selbstführung – jetzt ein bewußtes Eigentum Christi. Bisher nur bürgerliche Zielsetzung – jetzt Sendungsgewißheit in der Dankesschuld Christi“ (Ders., a. a. O., S. 42).

⁴⁷ Paul Deitenbeck, Gerd Rumler, Barnabas geht durch die Stadt. Menschsein bedeutet: Eingeladen sein zur Freude, Wuppertal 1985, S. 46 f.

⁴⁸ Diess., a. a. O., S. 47.

⁴⁹ Diess., a. a. O., S. 54.

Der Lüdenscheider Pfarrer und Evangelist formuliert seine Theologie nicht in wissenschaftlichen Abhandlungen, sondern diese ist aus volkstümlichen Anreden schriftlicher oder mündlicher Art zu erheben. Die Freude an der christlichen Existenz, die real werden soll, zeigt sich so etwa in einem kleinen Heft, in dem er Anekdoten erzählt, die die Ernsthaftigkeit der Evangeliumsverkündigung mit der ganzheitlichen Freude, die er dem Evangelium abgewinnt, miteinander zu verbinden versucht.⁵⁰ Dabei ist er sich bewusst, dass er sich damit sowohl den Protest der „ernsten Christen“⁵¹ als auch den solcher Menschen einhandeln kann, die eine solche Art der Verkündigung für dem Gegenstand nicht angemessen erachten. Mit dieser Art verfolgt Deitenbeck aber ein doppeltes Ziel. Zum einen ist er hierin ganz der volkstümliche Evangelist, der den Leuten „aufs Maul schaut“ und weiß, womit er die Aufmerksamkeit der Hörer gewinnen kann,⁵² zum andern ist ihm das Evangelium von der Gnade die Ursache dafür, dass „am Ende (...) jeder lachen (soll)“⁵³.

Diese Kommunikation zwischen der „Frohen Botschaft“ und der Heiterkeit in der christlichen Existenz steht nicht isoliert da, sondern ist eingebunden in andere Hinweise zur christlichen Lebensgestaltung, durch die er der Ganzheitlichkeit menschlichen Lebens Rechnung trägt. So tritt er in seinem „Mitarbeiterspiegel“⁵⁴ durchaus nicht für ein rastloses und gehetztes Leben als Mitarbeiter in der Gemeinde an, sondern weist auf den notwendigen Ausgleich zwischen Arbeit und Erholung hin.⁵⁵ Gelegentlich wird von Karl Barth als dem „fröhlichen Partisan Gottes“ gesprochen. Auf anderer – sehr volkstümlicher – Ebene wird man dies auch von Deitenbeck sagen können. Dem Evangelisten, der sich um Menschen im eher kleinbürgerlichen und im Arbeitermilieu bemüht, geht die theologische Formulierung ab,⁵⁶ die Sache dagegen ist klar: Evangelium will zu einem „erlösten“ – und damit frohen – Leben führen, was freilich nicht ohne einen Bruch geschehen kann.⁵⁷ Hier ist

⁵⁰ Paul Deitenbeck, Gerd Rumler, Gut, dass Kühe keine Flügel haben. Ein ernstgemeinter Versuch, Christen und ihren Nachbarn ein Lächeln zu entlocken, 2. Aufl., Neuhausen-Stuttgart 1985.

⁵¹ Vgl. diess., a. a. O., S. 10.

⁵² In der Einleitung des genannten Anekdotenbuches verweist Deitenbeck auf eine Aussage Friedrich Dürrenmatts, der die Komik des Theaters als „List“ bezeichnet, welche darauf zielt, die Aufmerksamkeit des Besuchers zu erhalten (Diess., a. a. O., S. 9).

⁵³ Diess., a. a. O., S. 80.

⁵⁴ Paul Deitenbeck, Mitarbeiterspiegel für Menschen im Dienst für Jesu [sic!], Gladbeck 1961.

⁵⁵ Ders., a. a. O., S. 63-66.

⁵⁶ Oder er vermeidet sie bewusst.

⁵⁷ Deitenbeck, Biblischer Realismus [s. o. Anm. 44], S. 44.

die Gefahr einer unklaren Argumentationsweise zu erkennen. Einerseits betont Deitenbeck nachdrücklich, dass „Gottes Art, die Hindernisse unseres Sterbens [scil. des Lebens in der Gottlosigkeit] ans Licht zu ziehen und aus uns durch seine Gnade neue Menschen zu machen, mannigfaltig“ sei,⁵⁸ es also kein festgelegtes Bekehrungsschema gebe, andererseits insistiert er auf die „einmalige grundsätzliche Übergabe an Christus“ und kritisiert eine theologische Position, nach der der Glaube und das diesem entsprechende Leben gewissermaßen jeden Tag neu begonnen werden müssten. Er betont einen „Gnadenstand, in dem ich früher nicht stand und heute stehen darf.“⁵⁹ Durch die Gegenüberstellung von „früher“ und „heute“ wird die Absetzbewegung von einer bestimmten Form der Bekehrung nicht konsequent durchgeführt. Es ist zwar naheliegend, zwischen zwei Weisen der Lebensgestaltung zu unterscheiden und dabei in gewisser Weise die „Grenzlinie“ zu fixieren, aber gerade der Blick auf den klassischen Pietismus zeigt, dass die Frage nach einem vom Evangelium her gestalteten Leben nicht erzwingt, dass es einen menschlich erkennbaren „Wendepunkt“ im Leben geben *müsse*. Erklärbar wird diese Betonung durch das Taufverständnis Deitenbecks, das – etwa im Vergleich zu Philipp Jakob Spener als dem sog. „Vater des lutherischen Pietismus“ – einen Bedeutungsverlust erleidet: „Der Entscheidungscharakter der Botschaft Jesu ließ eine Verkündigung und Seelsorge nicht zu, die in der Taufe des kleinen Kindes schon die Gabe der Wiedergeburt sah ...“.⁶⁰ Dies führt auf eine entscheidende theologische Schwäche in der jüngeren pietistischen Tradition hin: die Betonung der menschlichen Seite im ganzen, nur komplementär beschreibbaren Heilsgeschehen. Wird im christlichen Lebensvollzug in starkem Maße auf das Handeln Gottes verwiesen, das den Christen zu einem fröhlichen Beschenkt macht, so wird am Anfang dieses neuen Lebens die menschliche Seite so sehr betont, dass die Abweisung eines Bekehrungsschemas im Grunde nur im peripheren Bereich einer exakten terminlichen Fixierung oder in einer methodisch festgelegten „Bekehrungschoreographie“ gelingt. Freilich muss dann auch wiederum festgestellt werden, dass Deitenbeck der Gefahr entrinnt, zu glauben, durch Überredungskunst eine Bekehrung erzwingen zu können, wie dies bei Evangelisten in der Tradition Charles Finneys⁶¹ zu beobachten

⁵⁸ Ebd.

⁵⁹ Deitenbeck, *Biblischer Realismus* [s. o. Anm. 44], S. 44.

⁶⁰ Ebd. Diesen Unterschied zu Spener stellt Deitenbeck einmal selbst dar, als er davon schreibt, dass er sich mit einem Mann „ein wenig gerieben“ habe, der eine „stark lutherische Prägung“ in der Beurteilung seiner Taufe zum Ausdruck gebracht habe (Rumler, Deitenbeck, [wie Anm. 1], S. 216).

⁶¹ Dieser meinte seine Predigthörer überzeugen zu können, wie ein Jurist mit einem guten Plädoyer die Geschworenen überzeugt – und er glaubte somit, dass der Er-

ist. Der Lüdenscheider Pfarrer berichtet davon, wie er als Evangelist und Seelsorger am Ende untätig bleiben muss, nachdem er das Evangelium dem Mitmenschen in Predigt oder Seelsorge verkündigt hat.⁶²

Fundamentales Datum für die christliche Existenz ist nach Deitenbeck aber nicht nur die persönliche Lebensgestaltung, sondern die Gemeinde und das Leben des einzelnen in der christlichen Gemeinde. Immer wieder wird an dieser Stelle der Zinzendorf zugeschriebene Satz zitiert: „Ich konstatiere kein Christentum ohne Gemeinschaft“.⁶³ Dabei sind der christlichen Gemeinschaft verschiedene Aufgaben gestellt: Sie soll durch vorbildliches Leben der Christen untereinander ein Vorbild für gelingendes Zusammenleben sein, sie soll die Möglichkeit zur wechselseitigen Seelsorge bieten, aber auch materielle Hilfe zur Verfügung stellen, wenn diese benötigt wird. Auf solche Weisen christlicher Gemeinschaft verweist Deitenbeck und betont dabei die kleine Gruppe von Mitarbeitern, an die gedacht sei, wenn in den Schmalkaldischen Artikeln vor dem *mutuum colloquium* und der *consolatio fratrum* die Rede sei.⁶⁴ Drei Kennzeichen sind für ihn konstitutiv für eine christliche Gemeinde: Sie ist mündig, indem jedes Gemeindeglied sich seinen Gaben gemäß einbringt und dabei gleichzeitig an den Gaben der anderen Christen partizipiert. Sie bietet Heimat für die Glaubenden, und sie ist missionarische Gemeinde.⁶⁵ Mit diesen drei Merkmalen wird also auch die Gemeinde selbst sehr stark anthropozentrisch wahrgenommen. Zwar wird die Grundlegung christlicher Gemeinde nicht aus menschlichem Bemühen heraus erklärt. Vielmehr geht ihr das göttliche Heilshandeln voraus,⁶⁶ das dann natürlicher Weise christliche Gemeinde nach sich zieht. Aber die starke Betonung menschlicher Aktivitäten in der Gemeinde – entweder zur gegenseitigen Förderung im Glauben oder zur missionarischen Aktion – ist auffallend. Das lässt sich nicht anders erklären als durch die starke Betonung der Gestaltungskraft des Evangeliums im menschlichen Leben. Deitenbeck ist durch und durch Volksmissionar und Evangelist. Hier liegt seine Passion und seine Stärke – aber zugleich auch seine Schwäche: die theologisch ausgewogene

folg eines Evangelisten von der Güte seiner Argumentation und Redeweise abhängen (vgl. Charles G. Finney, *Erinnerungen und Reden*, Düsseldorf 1921, S. 43).

⁶² Rumler, Deitenbeck, [wie Anm. 1], S. 217.

⁶³ Ders., a. a. O., S. 45.

⁶⁴ Ders., *Mitarbeiterspiegel* [s. o. Anm. 54], S. 24.

⁶⁵ Ders., a. a. O., S. 45 f.

⁶⁶ Das ergibt sich daraus, dass vor allem Glauben derjenigen, die zur Gemeinde gehören und dazu stoßen, die Verkündigung des Glaubens durch die Gemeinde geschieht und dieser Glaube wiederum das Heilshandeln Gottes zum Mittelpunkt hat. „Der Glaube wird mir angeboten in der Gemeinde Jesu ... und der Glaube drängt zur Gemeinde Jesu“ (Ders., a. a. O., S. 45).

Argumentation. Will man ihn an dieser Stelle nicht – bewusst – missverstehen, wird man nicht umhin können, dies als „heilige Einseitigkeit“ zu beschreiben, die nun freilich an keiner Stelle eng und gesetzlich wirkt.⁶⁷ Letzteres zeigt sich etwa in seiner Beschreibung des Pietismus.⁶⁸ Hier kritisiert er den „Neupietismus“, wie die Gemeinschaftsbewegung von ihm genannt wird,⁶⁹ mit dessen „Hang zur Gesetzlichkeit“, der „Abwendung von Kultur und Politik“⁷⁰. Damit wird die Gefahr, den ersten Glaubensartikel zu gering zu schätzen, deutlich markiert.⁷¹ In diesem Sinne verweist Deitenbeck auf eine Formulierung, die er seinem Münsteraner Lehrer Otto Schmitz zuweist, nach der dieser die Forderung nach einem „reformatorisch gereinigten Pietismus“ aufgestellt habe.⁷²

Schließlich ist noch auf ein weiteres Wirkungsfeld Paul Deitenbecks einzugehen, das ihn über die Grenzen seiner Heimatstadt hinaus bekannt machte: die Auseinandersetzung um das Entmythologisierungsprogramm Rudolf Bultmanns und die daraus entstehende „Bekenntnisbewegung Kein anderes Evangelium“. Deitenbeck selbst berichtet von den ersten Treffen einiger westfälischer Pfarrer und Laien, um sich „mit den wachsenden theologischen Problemen“⁷³ zu beschäftigen. Historisch korrekt muss man festhalten, dass sich seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges Proteste gegen Bultmanns „Neues Testament und Theologie“⁷⁴ erhoben hatten – und zwar nicht nur unter den Fachtheologen, sondern auch auf Gemeindeebene.⁷⁵ So war nicht nur eine Erklärung der Dozenten der Kirchlichen Hochschule in Bethel verfasst worden, sondern auch Deitenbeck hatte zusammen mit anderen Kollegen einen „Hirtenbrief“⁷⁶ an die Gemeindeglieder seines Kirchenkreises geschrieben. Die darin geäußerte Besorgnis über die Entwicklung der

⁶⁷ S. o. zu den Ausführungen über seine Betonung eines fröhlichen, evangeliumsgemäßen Christseins.

⁶⁸ Kapitel: „Pietismus als Chance?“, in: Rumler, Deitenbeck, [wie Anm. 1], S. 244-249. Die Kurzdarstellungen zu August Hermann Francke und Nikolaus Ludwig von Zinzendorf strotzen allerdings von Fehlinformationen – ein Beispiel dafür, wie sehr die Kirchengeschichte für Deitenbeck Stoffsammlung war, die in erster Linie dazu diente, seine Aussage in der Verkündigung zu unterstreichen.

⁶⁹ Rumler, Deitenbeck, [wie Anm. 1], S. 245.

⁷⁰ Ebd.

⁷¹ Rumler, Deitenbeck, [wie Anm. 1], S. 246.

⁷² Rumler, Deitenbeck, [wie Anm. 1], S. 247.

⁷³ Rumler, Deitenbeck, [wie Anm. 1], S. 78.

⁷⁴ Rudolf Bultmann, Neues Testament und Mythologie, in: ders., Offenbarung und Heilsgeschehen, München 1941, S. 27-69 (ND: München 1988).

⁷⁵ Hans-Werner Bartsch, Der gegenwärtige Stand der Entmythologisierungsdebatte, Hamburg 1954, S. 14 f.

⁷⁶ Titel: Weiteres Schweigen wäre Schuld.

Kirche deutet sich durch die Einschätzung an, mit dem Entmythologisierungsprogramm würden die „Grundlagen der Kirche“ angegriffen und es gehe hierbei um „einen geistlichen Kampf im letzten Ringen der Endzeit“.⁷⁷ Ein erstes Sammelbecken entstand dann seit 1961 mit dem sog. „Bethel-Kreis“⁷⁸, zu dem eine Reihe – vor allem westfälischer – Pfarrer gehörten.⁷⁹ Die von Deitenbeck erwähnte – durchaus historische – Begegnung fand am 12. 1. 1966 in Hamm statt. Hier brachte er das Anliegen ein, die Debatte um „Glaubwürdigkeit des Evangeliums“⁸⁰ nicht länger in theologischen Zirkeln zu verstecken, sondern sie in der gemeindlichen Öffentlichkeit zu diskutieren. Dazu sei der Name „Bethel-Kreis“ „zu blaß“.⁸¹ Deswegen schlug er den Namen „Bekenntnisbewegung Kein anderes Evangelium“ vor.

An dieser Stelle wird zunächst noch einmal deutlich, wie wichtig es für Deitenbeck war, die Gemeinde mit in die Aufgabe der Kirche einzubeziehen. Dies galt nicht nur für das volksmissionarische Anliegen, sondern eben auch für die theologische Auseinandersetzung. Nun lässt sich darüber streiten, wie sinnvoll die Ausweitung einer derartigen Spezialfrage ist. Dies wird von Bultmann vehement bestritten.⁸² Einerseits ist die christliche Botschaft, die in der theologischen Arbeit zu deuten ist, keine Geheimwissenschaft. Sie will den Laien vielmehr verständlich verkündigt werden und soll – im Sinne der Vorstellung des „allgemeinen Priestertums“ (1 Petr 2,9) – auch von den Christen bezeugt werden, die kein theologisches Studium absolviert haben. Andererseits erfordert die Durchdringung einer theologischen Argumentation eine Sachkenntnis, die im Rahmen einer Massenbewegung nicht zu erwarten ist.⁸³

Deitenbeck plädierte in der Tat nicht für eine Sachdebatte, sondern für eine „Demonstration“, die in der Geschichte der Bekenntnisbewegung „Kundgebung“ genannt wurde: „Mit einem Wort: wir müßten jetzt die

⁷⁷ Vgl. dazu Friedhelm Jung, *Die deutsche Evangelikale Bewegung – Grundlinien ihrer Geschichte und Theologie*, Frankfurt 1992, S. 90.

⁷⁸ Genannt nach dem vornehmlichen Tagungsort.

⁷⁹ Neben anderen der Evangelist der Deutschen Zeltmission Gerhard Bergmann (1914–1981), eng befreundet mit Paul Deitenbeck, und der Dozent an der Kirchlichen Hochschule Bethel Hellmuth Frey (1901–1982).

⁸⁰ Rumler, Deitenbeck, [wie Anm. 1], S. 79.

⁸¹ Ebd.

⁸² Bernd Jaspert, *Sackgassen im Streit um Rudolf Bultmann*, S. 23–25.

⁸³ Dies war im übrigen die Meinung derjenigen Teilnehmer des Bethel-Kreises, die im „Pfarrer-Gebetsbund“ (PGB) organisiert waren. Ihr Hauptsprecher war Otto Rodenberg, selbst Bultmannschüler (1920–1996), der sich in verschiedenen Veröffentlichungen zur Theologie Bultmanns äußerte und dies als den angemessenen Weg betrachtete (Theo Sorg, *In memoriam Otto Rodenberg*, in: *Theologische Beiträge* 27, 1996, S. 253).

Gemeinde in ihrer ganzen Breite informieren und ermutigen; das könne nur durch einen Aufruf geschehen, der sie voll einbeziehe⁸⁴ – so referiert Deitenbeck seinen eigenen Beitrag in dieser Besprechung.⁸⁵ Die Geschichte der Bekenntnisbewegung, die Deitenbeck über viele Jahre mit geprägt hat, ist hier nicht darzustellen. Ein bemerkenswertes Licht auf seine Haltung ihr gegenüber wirft ein Nachruf: „Die Spannungen⁸⁶ verlagerten sich nun zunehmend in die Bekenntnisbewegung selbst, und drängte [recte: *sie* drängte] ihre gemeindeorientierten Kräfte an den Rand, für die Paul Deitenbeck stand. Im Kulminationspunkt der Spannung verließ Paul Deitenbeck – ich war selbst zugegen – die Sitzung des Bundesarbeitskreises mit den Worten: ‚Ich verlasse die Bekenntnisbewegung mit Tränen als einer ihrer Gründer‘, und schloß dem ein dreifaches ‚Kyrie eleison‘ an. Die Bekenntnisbewegung, verfestigt im konservativen Linien- und Lagerdenken, zeigte sich davon unberührt.“⁸⁷

Welche Schlüsse lassen sich aus diesem „Abgang“ ziehen? Zum einen bestätigen diese Sätze die Ergebnisse der bisherigen Darstellung. Deitenbeck war rundum an der Gemeinde orientiert – mit allen Stärken und Schwächen, die diese Orientierung mit sich brachte. Zum anderen wird erkennbar, dass bei aller engagierten, über Jahrzehnte andauernden Mitarbeit in der „Bekenntnisbewegung“ die Protesthaltung nicht das Grundmuster seines Wirkens darstellte, sondern dieses vielmehr die fröhliche Weise seines Christenlebens bildete. „Durch seine Worte und durch sein humorvolles und zugleich gemütes, liebevolles Verhalten hat er uns eine christliche Leitkultur besonderer Güte nahe gebracht ... So hat er denen, die ihm begegnet sind, das Glauben leichter gemacht ... Paul Deitenbeck ... wurde so für Ungezählte ein ‚Gehilfe der Freude‘ ...“⁸⁸ Sich nach vielen Jahren gemeinsamer Arbeit von den Weggefährten zu trennen, als er eine unevangelische Verfestigung der Positionen bei ihnen wahrnahm, spricht schließlich für eine Beweglichkeit auch noch im Alter, die der Sache des Evangeliums den Vorrang vor menschlichen Befindlichkeiten gab.

⁸⁴ Rumler, Deitenbeck, [wie Anm. 1], S. 79.

⁸⁵ Dass dieser Vorschlag nicht erst im Lauf der Diskussion entstanden war, wird deutlich, wenn Deitenbeck davon berichtet, dass er schon auf der Hinfahrt nach Hamm, Friedrich Alfringhaus, den späteren Kassierer der Bekenntnisbewegung gefragt habe, ob er bereit sei, die Finanzfragen einer Kundgebung zu leiten (Diess., a. a. O., S. 80).

⁸⁶ Die zuvor mit theologisch anders Orientierten bestanden hatten.

⁸⁷ Sven Findeisen, Unter dem weiten Bogen. Mein Leben, Wuppertal 2002, S. 240.

⁸⁸ Christoph Morgner, Paul Deitenbeck, in: gemeinsam unterwegs. Zeitschrift des Evangelischen Gnadauer Gemeinschaftsverbandes, Januar 2001, S. 23.

Bericht

Walter Gröne

Jahrestagung 2002 in Breckerfeld

(m. n.)

Im Jahre 1252 wird Breckerfeld als Pfarrei des Dekanats Lüdenscheid im Erzbistum Köln erstmals urkundlich genannt. Aus diesem Grund feierten Stadt und Kirchengemeinde Breckerfeld im Jahre 2002 das 750-jährige Jubiläum der Kirchengemeinde. In den Rahmen des Jubiläumsjahres gehörte auch die Jahrestagung des Vereins für westfälische Kirchengeschichte am 27. September 2002. Die Vereinsmitglieder, die als Gäste in die Stadt Breckerfeld kamen, erlebten einen herzlichen Empfang. Die enge und harmonische Zusammenarbeit zwischen Stadtgemeinde und Kirchengemeinde gab der Tagung eine besondere Atmosphäre und der kirchengeschichtlichen Arbeit einen förderlichen Rahmen. Bürgermeister Klaus Baumann empfing zu Beginn der Tagung am Vormittag des 27. September 2002 den Vereinsvorstand im Rathaus.

Zum gemeinsamen Mittagessen begaben sich die Vorstandsmitglieder in das evangelische Altenzentrum St. Jakobus des Diakonischen Werks Hagen/Ennepe-Ruhr. Anschließend besichtigten sie das Haus und ließen sich über die diakonische Arbeit in Breckerfeld informieren.

Am Nachmittag konnte der Vorsitzende Prof. Dr. Hey mehr als vierzig Teilnehmer bei der Tagungseröffnung im Martin-Luther-Haus der evangelischen Kirchengemeinde begrüßen. Er dankte den Vertretern der Stadt und der Kirchengemeinde für die Einladung, das 750-jährige Jubiläum mitzufeiern, und für die gedeihliche Zusammenarbeit bei der Planung der Tagung. Er wies darauf hin, wie wichtig es für die kirchengeschichtliche Arbeit des Vereins sei, den Westen des Vereinsgebietes im Blick zu behalten und auch dort durch Tagungen immer wieder präsent zu sein.

Bürgermeister Baumann hieß in seinem Grußwort im Namen von Rat und Verwaltung der Stadt Breckerfeld alle Gäste willkommen. Er stellte seine Stadt mit Informationen zu Geschichte und Gegenwart vor. Als Standort von Eisengewinnung und Stahlerzeugung erlangte Breckerfeld schon im späten Mittelalter Bedeutung. Die kleine Hansestadt am Jakobuspilgerweg betrieb mit ihren Erzeugnissen Handel mit den großen Zentren der Hanse. Bis heute spielt die Kleineisenindustrie

eine Rolle in der Stadt. Die kommunale Gebietsreform halbierte 1975 das Stadtgebiet. Trotzdem konnte sich die heute 9200 Einwohner zählende Stadt wirtschaftlich weiterentwickeln. Der städtische Haushalt ist angesichts der ausgewogenen wirtschaftlichen Verhältnisse gegenwärtig ausgeglichen. Der Bürgermeister unterstrich die enge Zusammengehörigkeit von Kirchengemeinde und Stadtgemeinde in 600 Jahren Stadtgeschichte. Er dankte Pfarrer Gunter Urban und vielen ehrenamtlichen Mitarbeitenden für die Gestaltung der Jubiläumsfeiern, die unter dem Motto „Wir feiern die Menschen, nicht die Steine“ standen. Die Rückbesinnung auf die Geschichte sei für die Stadt besonders wichtig, denn ohne sie gäbe es keinen Weg in die Zukunft. Er schloss sein deutlich engagiertes Grußwort mit einer Einladung zum am 28.09.2002 stattfindenden Bauernmarkt.

Pfarrer Gunter Urban übermittelte als Synodalassessor des Kirchenkreises Hagen die Grüße des Kirchenkreises und des Superintendenten Dieter Wentzek. Als Ortspfarrer und Gastgeber der Tagung, in Gemeinschaft mit dem Breckerfelder Kirchmeister Lösenbeck, wies er die Gäste auf die Breckerfelder Jakobuskirche hin, die einst als gastliche Stätte am mittelalterlichen Jakobuspilgerweg gebaut sei. Der Pilgerweg von Skandinavien zum Grab des Apostels Jakobus in Santiago de Compostella in Spanien gewinne heute wieder an Bedeutung. Viele Menschen entdeckten diesen Weg, auf dem es konkret und menschlich werde, wieder neu. Er stehe zeichenhaft für den Weg, auf den Jesus hingewiesen habe, als er der Mutter des Jakobus und Johannes auf ihre Bitte um eine besondere Stellung für ihre Söhne die Antwort gegeben habe: „Wer unter euch der Größte sein will, der sei euer aller Diener“.

Die Tagungsvorträge brauchen hier nicht referiert zu werden. Der einleitende Vortrag von Kerstin Stockhecke M. A., „Bethel nähert sich dem Ruhrgebiet? Die Anfänge der diakonischen Einrichtung Homborn um 1960“ wird im Jahrbuch 2004 abgedruckt werden. Die Vorträge von Günter Brakelmann, Oskar Prinz zu Bentheim und Jan Richter finden sich in diesem Jahrbuch. Zu dem Vortrag von Ulrich Peter: „Christuskreuz und Rote Fahnen: Die religiösen Sozialisten im märkischen Sauerland von 1920–1950“ sei hingewiesen auf den umfassenden Beitrag, der in der Reihe „Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte“ 2002 erschienen ist unter dem Titel: „Christuskreuz und rote Fahne. Der Bund der religiösen Sozialisten in Westfalen und Lippe während der Weimarer Republik“. Am Abend des 27. September hielt Norbert Friedrich den ortskirchengeschichtlichen Vortrag „Von der Reformation zur Reformvorlage – Zur Kirchengeschichte der evangelischen Kirchengemeinde Breckerfeld“. Hierzu sei auf die Beiträge Friedrichs im

Jubiläumsbuch der Kirchengemeinde „1252–2002. 750 Jahre Kirche in Breckerfeld,“ Klartext Verlag, Essen 2001, verwiesen.

In seiner Morgenandacht am 28. September in der evangelischen Jakobuskirche ging Pfarrer Gunter Urban erneut auf den Kirchenpatron Jakobus ein.

Den Abschluss der Tagung bildete ein Stadtrundgang unter der Leitung des stellvertretenden Bürgermeisters Hans Hoffmann, der im mittelalterlich geprägten Ortskern Spuren der Geschichte zeigte. Die Baugeschichte der evangelischen Jakobuskirche, im Kern aus dem 14. Jahrhundert stammend, stand im Mittelpunkt des Rundganges. Im Inneren der Kirche hielt Jan Richter seinen Vortrag: „Der Schnitzaltar der Ev. Jakobus-Kirche in Breckerfeld – ein lübisches Altarwerk in Westfalen?“. Weiter wurde die katholische Jakobuskirche besichtigt, die als reformierte Kirche von 1728 bis 1848 gedient hatte und dann an die katholische Gemeinde verkauft worden war. Das Zusammenleben der Konfessionen gestaltete sich in den früheren Gemeinden der Grafschaft Mark im 18. und 19. Jahrhundert oft in einem praktischen Miteinander.

Die vorgeschriebene Mitgliederversammlung verlief in gewohntem Rahmen. Der Vorsitzende berichtete über neue Aktivitäten des Vereins und seine Publikationen. Er erwähnte dabei auch den Vereinsprospekt und die Internetpräsentation des Vereins unter www.vwkg.de. Auf der Internetseite findet sich auch ein Register sämtlicher Beiträge des Jahrbuchs für Westfälische Kirchengeschichte. Die finanzielle Entwicklung des Vereins, über die der Schatzmeister berichtete, ist weiterhin positiv. Die Mitgliederversammlung diskutierte die Berichte und erteilte dem Vorstand einstimmig die Entlastung. Gleichzeitig beschloss sie, die Einladung der Kirchengemeinde Hausberge, den Tag der Westfälischen Kirchengeschichte 2003 am 26./27. September 2003 in Porta Westfalica-Hausberge abzuhalten, anzunehmen. Akzeptiert wurde auch die Einladung der Gesellschaft für niedersächsische Kirchengeschichte, vom 5.–7. Juni 2004 in Osnabrück eine gemeinsame Tagung zu veranstalten. Der Vorstand wurde ermächtigt, die Tage der Westfälischen Kirchengeschichte 2004 (Bielefeld/Münster) und 2005 (Lippe) vorzubereiten. Für 2006 ist eine gemeinsame Tagung mit dem Verein zur Erforschung der Religions- und Kirchengeschichte des Ruhrgebiets angedacht. Privatdozent Dr. Jürgen Kampmann sprach als neuer Leiter des Instituts für Westfälische Kirchengeschichte seinem Vorgänger Prof. Dr. Wilhelm H. Neuser den Dank des Vereins für seine langjährige Tätigkeit als Institutsleiter aus.

Buchbesprechungen

Günter Beaugrand/Friedrich Wilhelm Jerrentrup/Hans Gerd Nowoczin/Ilsemarie von Scheven/Claus Peter/Heinz Feußner, Kirchen der Neuzeit in Hamm, Westfälischer Anzeiger Verlagsgesellschaft mbH & Co KG, Hamm 2002, 222 S., ca. 205 Abb., geb.

Nach dem 1999 erschienenen Band „Alte Kirchen in Hamm“ liegt nun in gleicher hervorragender Ausstattung die Nachfolgepublikation vor: „Kirchen der Neuzeit in Hamm“, um einiges umfangreicher, verständlicherwise: den 20 zum großen Teil im Kern mittelalterlichen Kirchen stehen 47 evangelische und katholische Kirchen bzw. Gemeindezentren der letzten rund 130 Jahre – der „Neuzeit“ – gegenüber. Es ist nur folgerichtig, dass auch ihnen eine eigene Darstellung dieser Qualität gewidmet wird, denn dieses Verhältnis ist allein in vielen Kirchenkreisen der Evangelischen Kirche von Westfalen immer wieder erkennbar: im Kirchenkreis Hamm beispielsweise, der allerdings über das in der Publikation erfasste heutige Stadtgebiet hinausgeht, sind es gut 60 %, darunter vor allem Kirchen der 1950er/1960er Jahre. Die Anzahl der vorgestellten Kirchen der „Neuzeit“, ihre Bedeutung im Gesamtbestand sowie ihre konfessionelle Verteilung – das Verhältnis von katholischen zu evangelischen Kirchen beträgt etwa 3:2 – dürfte selbst Hammer Bürger überraschen! Mit diesen Kirchen haben wir umzugehen, sie prägen unsere Umgebung, und vor allem, sie haben es verdient, wertgeschätzt und in ihrem Reichtum vielfach neu entdeckt zu werden, was für die „Alten Kirchen“ selbstverständlich ist.

Dieses Ziel hat sich die Publikation gesetzt, und sie macht es leicht: einer Einleitung folgen auf jeweils 2-6 Seiten übersichtliche Vorstellungen der einzelnen Kirchen. Die großzügige, vielfach ganz- oder halbseitige Bebilderung (mindestens eine Außen- und eine Innenaufnahme, zahlreiche Details) lädt zum Blättern und Verweilen ein, die aussagekräftigen, höchst professionellen Fotos (Heinz Feußner) machen schon allein das Buch zu einem Genuss. Die eher sachlichen, gut lesbaren Texte führen in Gemeinde- und Baugeschichte ein und erläutern wichtige Inventarstücke. Besonders hervorgehoben werden – wie schon bei der Vorgängerpublikation – Glocken als die wohl prominentesten und außenwirksamsten Ausstattungsgegenstände der Kirchen, was innerhalb des Autorenteams der in Hamm ansässige Glockensachverständige des Landeskonservators und der Evangelischen Kirche von Westfalen, Claus Peter, in bewährter Weise besorgte. Es finden sich hin und wieder Grundrisse, Abbildungen historischer Zustände zum lohnenswerten Vergleich, und – besonders bemerkenswert – für die wenn möglich im Text genannten Architekten und Künstler (rund 150) ein Verzeichnis mit Lebensdaten, das den Band beschließt. Die attraktiven Darstellungen der Kirchen bieten nicht zuletzt reiches, unschätzbbares Material für weitere Forschungen; kurze Literaturhinweise ergänzen jedes Kapitel. Wenn auch vielleicht hier und da Baubeschreibungen trocken ausfallen (Kreuzkirche) oder etwas schief (der Turm von St.

Marien/Pelkum steht nicht frei) bzw. einige erwähnte wichtige Details nicht abgebildet sind (Glocke Hl. Kreuz Herringen von 1929), tut das dem Eindruck keinen Abbruch.

Mit welch interessanten Kirchen und ihrer Ausstattung man rechnen kann, zeigen z. B. die Heilig-Kreuz-Kirche in Herringen (S. 122 ff.), ein expressionistischer Bau von 1928, oder die Johanneskirche im Hammer Norden (S. 112 ff.) von 1938, unter schwierigsten Bedingungen als „Zeuge“ der Bekennenden Gemeinde nach Plänen des Hamburger Architekten Hopp entstanden, die größte Kirche der 1930er Jahre in Westfalen, mit höchstem künstlerischem Anspruch – das Chorfenster entwarf Elisabeth Coester, Ernst Barlach einen (nicht ausgeführten) Taufstein.

Was man vermisst, ist eine Zusammenschau, eine Darstellung großer Linien der kirchenbaulichen Entwicklung, eine Gewichtung in Besonderes, Typisches oder Gewöhnliches – das Material verlangt geradezu nach einer Aufbereitung in einem geschichtlichen Überblick; die Einleitung ist hier viel zu summarisch.

Denn das heutige Stadtgebiet von Hamm ist kirchenbau- und kunstgeschichtlich spannend, da es konfessionell gegensätzlich geprägte Gebiete nördlich der Lippe (katholisch) bzw. südlich der Lippe (evangelisch) umfasst und in verschiedenen Schwerpunkten zu unterschiedlichen Zeiten von Bergbau, Industrialisierung und Bevölkerungswachstum geprägt wurde. Es wäre interessant, der Frage nachzugehen, inwieweit sich dies im Kirchenbau niedergeschlagen hat: im „traditionell“ evangelischen heutigen Stadtbezirk Mitte mit den historischen (evangelischen) Kirchen sind z. B. die beiden ältesten Kirchen der „Neuzeit“ katholisch (St. Joseph, Erstbau 1865, Liebfrauen 1899 ff.), da hier für die wachsende katholische Arbeiterbevölkerung erst einmal genügende Gottesdiensträume geschaffen werden mussten. Erst 1903 wurde der Neubau der evangelischen Christuskirche im Westen erforderlich. Auffällig ist auch die große Anzahl von katholischen Kirchen bzw. Kirchengründungen der 1920er Jahre (darunter die erwähnte Hl. Kreuz-Kirche), die wohl auf das – im Gegensatz zum Ruhrgebiet – relativ späte Auftreten des Bergbaus zurückzuführen ist.

Es ließen sich auch die allgemeinen Architekturströmungen im Kirchenbau der letzten 50 Jahre aufzeigen, denn immerhin 62 % der vorgestellten Bauten stammen aus dieser Zeit (2/3 davon aus den 1950er/1960er Jahren). Im evangelischen Bereich sind es die traditionellen Langhauskirchen der 1950er Jahre (Erlöserkirche 1960), später die vom Baustoff Beton geprägten Räume auf polygonalen Grundrissen, mit typischer Betonverglasung, z. T. mit zentralisierendem Charakter (Apostelkirche 1967), oder die multifunktionalen Gemeindezentren seit den 1970er Jahren (Heessen-Dasbeck 1981), Typen, die sich auch unter katholischen Kirchen wiederfinden, wo die Umgestaltungen infolge des Konzils oft erheblich waren: auch „Kirchen der Neuzeit“ haben innerhalb kurzer Zeit Veränderungen erlebt. Leider kommen eben gerade die so charakteristischen Kirchen der Nachkriegszeit in der Einleitung wieder viel zu kurz, und im Falle der frühen historistischen Kirchen hätte neben dem Hinweis auf

das Eisenacher Regulativ (evangelischer Kirchenbau) die Erwähnung der hier tätigen Diözesanbaumeister Hertel und Güldenpfennig als vom Kölner Dom-
bau geprägte und prägende Neugotiker eine Übersicht abgerundet.

Die für Außenstehende unübersichtliche Anordnung der einzelnen Kapitel erschwert es zudem, sich selbst einen Überblick über die Entwicklung des Gesamtbestandes zu erschließen. Die Anordnung erfolgt nach politischen Stadtbezirken, darin nach Konfession, darunter chronologisch nach Bauzeit des bestehenden Gebäudes bzw. seines Vorgängers (!), wobei aufgrund historischer Bezüge Bauten z. T. auch aus der Chronologie herausgezogen sind. Hilfreich wäre ein Namens- und ein Ortsregister oder etwa auch ein Verweis auf die Einteilung nach Stadtbezirken im Verlauf der durchnummerierten Kapitel, beispielsweise in Form einer Kopfzeile, zur Orientierung. Gleich das erste Foto zeigt einen Bau von 1957: St. Joseph, deren nicht mehr existenter Vorgänger allerdings von 1865 datiert und somit die älteste Kirche des behandelten Zeitraums in Hamm war. Eine Gliederung nach der Bauzeit der bestehenden Gebäude wäre in Hinblick auf eine leicht fassbare Entwicklung aufschlussreicher gewesen. Selbst das Inhaltsverzeichnis ermöglicht keine kontinuierliche Bestandsübersicht, da nur Daten der Erstbauten angeführt werden. Die bedeutet z. B. für Heessen, dass die Herz-Jesu- bzw. die Versöhnungskirche gar nicht als Bauten der 1950er/1960er Jahre auftreten. Eine Chronologie muss man sich mühsam durch Vergleiche selbst erstellen, dann erst erschließen sich die hier immer wieder genannten Zahlen und Verhältnisse. Eine Charakterisierung des Bestandes findet sich allein bei der dann für einen Sonderaspekt relativ ausführlichen Einführung zu den Glocken.

Nichts desto trotz gelten zwei Aussagen des Vorwortes uneingeschränkt: „Nur wenige Städte Nordrhein-Westfalens können über eine derartige Dokumentation ihrer Kirchengeschichte, die gleichermaßen für Laien und Fachleute aufschlussreich ist, verfügen.“ Für Westfalen bzw. das Gebiet der EkvW gilt dies um so mehr. Und schließlich: es ist nicht allein eine „grundlegende und umfassende Pionierarbeit zur Heimatkunde“, sondern weit darüber hinaus setzt das Buch (bzw. beide Bände) in vielerlei Hinsicht Maßstäbe. Und es ist sowohl den Autoren als auch den für die Herausgabe Verantwortlichen für ihr Engagement zu danken, auch in finanziell schwieriger Zeit solch ein Projekt zu realisieren, das der Wertschätzung unseres Schatzes an „Kirchen der Neuzeit“, ihrer Kunst und ihrer Künstler nur förderlich ist.

Ulrich Althöfer

Harm Klüeting, Geschichte Westfalens. Das Land zwischen Rhein und Weser vom 8. bis zum 20. Jahrhundert, Paderborn 1998, 494 S., 70 Abb., geb.

Wer sich als historisch interessierter Zugereister schon darüber gewundert hat, dass in Ostwestfalen Kinder ganz selbstverständlich ihre herbstlichen Laternenumzüge nicht am Todestag des Hl. Martin von Tours, sondern bereits

einen Tag früher, am Geburtstag des großen Wittenberger Reformators, abhalten, und wen es erstaunte, dass man in Bielefelder evangelischen Kindergärten auch 2003 einen „Tag der verkehrten Welt“ beging, während ein paar Ortschaften weiter alle in Rosenmontagslaune waren, der kann sich von Harm Kluetings hier anzuzeigendem Buch die Augen öffnen lassen für Jahrhunderte zurückreichende Entwicklungslinien, in denen noch immer präsente konfessionelle Färbungen ihre Wurzeln haben: *Geschichte Westfalens* ist zu großen Teilen Geschichte des Christentums und seiner Konfessionen in ihrem Gegen-, in jüngster Zeit auch: in ihrem Miteinander. Da ist es ein glücklicher Umstand, dass der Autor die Theologie- und Kirchengeschichte nicht als lästigen, aber unvermeidlichen Nebenaspekt der Allgemeingeschichte versteht, sondern diesen Bereich mit souveräner Kompetenz in seine Darstellung integriert hat.

In 20 (und nicht, wie der Klappentext sagt, 24) Kapiteln macht Klueting zunächst mit dem geographischen Raum Westfalen und seinen unterschiedlichen historischen Umschreibungen bekannt (S. 9-22), um anschließend in neun chronologisch angeordneten Großabschnitten die Entwicklung von der Christianisierung bis zur nordrhein-westfälischen Gegenwart unter wechselnden Perspektiven darzustellen. Den zwischen 8 und 33 Textseiten umfassenden Kapiteln sind zahlreiche Landkarten, Regentenlisten und genealogische Übersichtstafeln beigelegt (Gesamtverzeichnis S. 424). In der Darstellung wechseln territorial- und verwaltungsgeschichtliche Aspekte mit der Verfolgung wirtschafts- und gesellschaftsgeschichtlicher Zusammenhänge, die Religion kommt (wie gesagt) nicht zu kurz, und viele Male schweift der Blick über Westfalens Grenzen hinaus, so dass der Kontext der deutschen Verhältnisse angemessen berücksichtigt wird. Nicht alles mag für alle Leser gleichermaßen interessant sein, aber dank der guten Erschließung durch ein Orts- und Personenverzeichnis, durch ein gesondertes Autoren- und Herausgeberregister und dank der jedem Kapitel beigelegten Quellen- und Literaturliste, die einen schnellen Zugriff auf weiterführende Untersuchungen erlaubt, wird Kluetings Werk zu einem historischen Handbuch über Westfalen, das zur weiteren Beschäftigung mit der Geschichte dieser Landschaft einlädt.

Will man Näheres über mögliche historische Gründe für die oben angesprochene konfessionsspezifische Vermittlung von Brauchtum an Kinder erfahren, finden sich in Kluetings Buch viele interessante Anhaltspunkte. Seit der Zwangsbaptisierung der Sachsen durch die Franken im 8. und 9. Jahrhundert war Westfalen mit einem Netz von Klöstern, Stiften und „Urpfarreien“ überzogen (S. 31-34) und zugleich Einfluss- und Interessengebiet von vier Bistümern, die ab der ottonisch-salischen Zeit mit weltlichen Herrenrechten ausgestattet wurden. Im Hochmittelalter blieb Westfalen eine „reichsferne“, d. h. der Einflussnahme des Königs entlegene Landschaft. Bemerkenswerterweise fungierten hier nach dem Aussterben der Grafen von Werl (um 1100), dem freiwilligen Abschied der Grafen von Cappenberg vom weltlichen Stand (1122) und der Verleihung des Herzogtums Westfalen an den Erzbischof von Köln (1180 in Folge der Entmachtung Heinrichs des Löwen) in einer Dichte Bischöfe als Landesherrn wie sonst in keiner anderen historischen Landschaft

des Alten Reiches (S. 42 f, 48 ff.). Daher kam es, dass im 16. Jahrhundert „für den Erfolg und Mißerfolg der Reformation in Westfalen nicht die Städte entscheidend waren ..., sondern die großen geistlichen Territorien“ (S. 120). In denen aber konnte sich, mit Ausnahme des kleinen Hochstifts Minden, der alte Glauben zunächst einigermaßen halten und später neu festigen, als sich in der „gegenreformatorischen Rekatholisierung“ die allgemeine Kirche des Mittelalters zur katholischen Konfessionskirche der Neuzeit wandelte (S.131-135). In den weltlichen Territorien konnten die reformatorischen Bekenntnisse mit westfälischer Ausdauer von unten durchgesetzt werden. Anfang des 17. Jahrhundert etablierte sich dann mit dem Antritt des jülich-clevischen Erbteils durch die Hohenzollern eine protestantische Führungsmacht in Westfalen. Nachdem der Westfälische Frieden diese Entwicklungen bestätigt hatte, konnte sich die „Spaltung in ein protestantisch-preußisches und in ein katholisch-hochstiftisches Westfalen“ (S. 167) im 18. Jahrhundert voll entfalten. Obwohl nach dem Untergang der geistlichen Territorien und den Kriegen Napoleons die politische Landkarte neu geordnet wurde, obwohl Eisenbahnbau, Industrialisierung und Urbanisierung im 19. Jahrhundert große Veränderungen bewirkten und die immensen Bevölkerungsverschiebungen nach 1945 ein Übriges taten, lassen die Einwohnerstatistiken auch nach dem Zweiten Weltkrieg noch deutlich erkennen (S. 346 ff.), welche langfristigen Folgen die starke Position der bischöflichen Landesherrn des Mittelalters in Kombination mit der Glaubensspaltung des 16. Jahrhundert für Westfalen hatte. Da beginnen der Leser und die Leserin mit einem Male zu ahnen, warum in manchen Gegenden Westfalens die Kinder mit den Laternen schon am Tag vor St. Martin vor der Tür stehen.

Kluetting hat einen wirklich empfehlenswerten Band vorgelegt, der unter wechselnden Perspektiven eine Fülle von Informationen aufbereitet, historische Grundlinien deutlich hervortreten lässt, die allgemeine deutsche Entwicklung berücksichtigt und weitere Zugänge zu Quellen und Literatur eröffnet. Dem Band ist weite Verbreitung zu wünschen! Besonders aber sei er Kandidatinnen und Kandidaten der Theologie empfohlen, die sich für ihr Zweites Theologisches Examen auf die Prüfung in westfälischer Kirchengeschichte vorzubereiten haben. Hier erhalten sie unentbehrliche Auskünfte über die Geschichte des Christentums in Westfalen und über das historische und kulturelle Umfeld des hiesigen Protestantismus, nach denen man leider auch in mancher jüngst erst erschienenen kirchengeschichtlichen Publikation vergeblich sucht.

Matthias Benad

Wilhelm H. Neuser, *Evangelische Kirchengeschichte Westfalens im Grundriß* (Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte, Bd. 22), Luther Verlag, Bielefeld 2002, 253 S., brosch.

Spätestens vor dem 2. Theologischen Examen stellt sich für angehende evangelische Pfarrerinnen und Pfarrer in Westfalen intensiv die Frage nach der heimatischen Kirchengeschichte. Groß ist die Not, wenn dann festgestellt wird, dass es zwar eine Fülle ausgezeichnete Aufsätze und Monographien zu einzelnen Themen und Aspekten gibt, aber ein neueres Handbuch oder ein Lehrbuch zur westfälischen Kirchengeschichte bislang fehlt. Wollte man einen Überblick gewinnen, blieb nur auf die betagte „Pragmatische Kirchengeschichte der preußischen Provinzen Rheinland und Westfalen“ von E. Dresbach aus dem Jahr 1931 zurückzugreifen oder sich mit den entsprechenden Abschnitten in W. Kohls *Kleiner Westfälischen Geschichte* (1994) oder H. Kluetings *Geschichte Westfalens* (1998) vertraut zu machen.

Geändert hat sich diese Situation nun mit dem hier anzuzeigenden Grundriss der evangelischen Kirchengeschichte Westfalens von Wilhelm Heinrich Neuser, der sich als langjähriger Direktor des Instituts für Westfälische Kirchengeschichte durch zahlreiche Forschungen und Publikationen, auch in diesem Jahrbuch, als ausgewiesener Kenner der Materie einen Namen gemacht hat. Sein Grundriss will in „durchsichtiger, logischer Darstellung“ ein klares Gesamtbild der westfälischen evangelischen Kirchengeschichte liefern. Die dabei gebotene Kürze nötigt zur Straffung des Stoffes und zur Konzentration auf die Ereignisse, die „die Entwicklung der Kirche vorangetrieben haben“. Nach einer Einleitung, die die politische Gliederung in den Grenzen der preußischen Provinz Westfalen beschreibt und die kirchliche und weltliche Machtverteilung vor der Reformation benennt, entfaltet Neuser die für die evangelische Kirchengeschichte Westfalens wichtigen Aspekte zwischen 1517 und 1953 in neun Kapiteln: 1. Voraussetzungen der Reformation, 2. Die Einführung der Reformation in den Städten und Territorien, 3. Die Entstehung reformierter Gemeinden und Synoden in Westfalen, 4. Der Westfälische Friede 1648 und seine konfessionellen Auswirkungen, 5. Die Einführung der Union in Westfalen, 6. Die Erweckungsbewegung im Siegerland, in Minden-Ravensberg und Lippe, 7. Die westfälische Provinzialkirche im Kaiserreich und in der Weimarer Republik 1871–1932, 8. Der Kirchenkampf im Dritten Reich 1933–1945, 9. Die Entstehung der Evangelischen Kirche von Westfalen nach dem Zweiten Weltkrieg 1945–1953.

Die Kapitel sind systematisch aufgebaut: Thesenartig wird jedem Abschnitt eine knappe Zusammenfassung vorangestellt. Karten und schematische Darstellungen erleichtern den Überblick über die Ereignisse und unterstreichen den Charakter des Grundrisses als Lern- und Lehrbuch. Auf Fußnoten wird verzichtet. Abgeschlossen werden die jeweiligen Abschnitte durch die Nennung wichtiger Literatur, wobei Vollständigkeit weder angestrebt noch erreicht wird. Will der Leser tiefer in die Materie einsteigen, wird er sich selbst auf die Literatursuche machen müssen. Erschlossen wird der Grundriss durch ein

umfangreiches Orts- und Personenregister. Etwas getrübt wird das positive Bild dadurch, dass sich immer wieder kleinere Fehler und Ungenauigkeiten eingeschlichen haben. So werden z. B. auf den Karten 1 und 2 als Abkürzungen für Grafschaft nebeneinander die beiden Abkürzungen „GRFT“ und „GAFT“ verwendet, letztere ohne in der Legende aufgeschlüsselt zu werden. Versehentlich wird S. 15 Corvey mit K geschrieben, S. 23 dagegen richtig, S. 23 Vest Recklinghausen mit F, S. 15 dagegen richtig. Die Teilung der Karten in zwei Blöcke ist gewöhnungsbedürftig und erschwert die Lesbarkeit (S. 15 f., 138 f., 140 f., 252 f.). Es ist zu hoffen, dass dieses Werk bei einer zweiten Auflage seitens des Verlages mit einem kompetenter durchgeführten Lektorat bedacht wird.

Die mit den neun Kapiteln vorgenommene inhaltliche Schwerpunktsetzung ist sinnvoll, geht es doch darum, die Geschichte der Entstehung der evangelischen Gemeinden, ihre „Gratwanderung zwischen Bekenntnistreue und politischen Kompromissen“, ihr Ringen um die Einheit der Christen in *einer* evangelischen Kirche in Westfalen nachzuzeichnen und die sukzessive Ausbildung und Bewahrung der presbyterial-synodalen Ordnung der Kirche darzustellen. Kürzungen sind aber immer dann besonders schmerzlich, wenn sie ganze Epochen betreffen. Neuser schreibt, dass in Westfalen nennenswerte Beiträge zur lutherischen und reformierten Orthodoxie „nicht festzustellen“ seien. Dasselbe gelte auch für die Aufklärung und den Rationalismus. „Der westfälische Pietismus besaß einige beachtliche Vertreter, aber seine Ausbreitung war gering“ (S. 11). Allerdings erhebt sich die Frage, ob es sich dabei tatsächlich um die bereits von Hermann Rotherth für das 17. und 18. Jahrhundert konstatierte „selten gestörte Kirchhofstille über dem geistigen Leben des Landes“ (ebd.) handelt oder doch nur um ein Forschungsproblem. Einen ersten, wesentlichen Schritt, die für die Zeit des Pietismus in Westfalen bestehenden gravierenden Forschungslücken zu schließen, leistet in jüngster Zeit: Christian Peters (Hrsg.), Martin Brecht, Rüdiger Bremme, Zwischen Spener und Volkening, Pietismus in Minden-Ravensberg im 18. und frühen 19. Jahrhundert, Bielefeld 2002 (Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte 23). Gleiches ist auch für die Zeit der altprotestantischen Orthodoxie zu hoffen. Theologen wie etwa Christoph Scheibler in Dortmund (1589–1653) verdienen es, der Vergessenheit entrissen zu werden. Hart aber dennoch nachvollziehbar ist die Entscheidung Neusers, in seinem Grundriss auf die Darstellung von mehr als sieben Jahrhunderten westfälischer Kirchengeschichte vor der Reformation kommentarlos zu verzichten. Begründet ist diese Entscheidung wohl nicht nur im Zwang zur Kürze, sondern in dem Verständnis von Reformation als „einen kirchlichen und theologischen Neuanfang, der vieles bis dahin Gültige grundlegend verändert“ (S.10).

Exemplarisch für das, woran der Rezensent besondere Freunde hatte, – eine eingehende Würdigung aller Abschnitte würde den Rahmen dieser Rezension sprengen – sei auf die ersten beiden grundlegenden Kapitel über die Reformation hingewiesen. Zunächst werden die theologischen, philosophischen, juristischen, sozialen und geographischen „Voraussetzungen der Reformation“

(S. 20-48) geklärt. Eine Besonderheit für Westfalen stellt die erasmisch geprägte Reformpolitik der „via media“ der Herzöge von Kleve dar. Zentrale Bedeutung für das Verständnis der inneren Einheit der reformatorischen Bewegung in Westfalen besitzt der 3. Abschnitt „Die reformatorische Entdeckung“ (S. 24-27). Inhalt der Reformation ist Luthers Entdeckung der Gerechtigkeit Gottes als Glaubensgerechtigkeit. Im Anschluss an Ernst Bizer macht Neuser deutlich, dass die vergebende Gerechtigkeit Gottes vom Evangelium ausgeht und durch die Predigt vermittelt wird. Für die Änderung des Gottesdienstes und des kirchlichen Lebens durch die Reformation besitzt die Predigt die entscheidende Rolle. „Aus der *Sakramentskirche* wurde die *Kirche des Wortes* und (mit dem Wort verbunden) der Sakramente.“ (S. 26 f.) Die gleiche Funktion wie die Predigt besitzt das Singen der neuen reformatorischen Lieder durch die Gemeinde. Neuser widmet ihm einen ganzen Abschnitt (S. 29-35) und macht wie kein anderer vor ihm anhand von vielen Beispielen deutlich, dass Reformation in Westfalen eine Predigt- und Singbewegung ist. „Die evangelische Kirche will keine Pastorenkirche sein, das heißt, die Gemeinde soll durch Kirchenälteste und Synoden, in denen die Laien die Mehrheit haben, die Kirche ordnen und leiten. Dieses Ideal ist nur teilweise verwirklicht. Die Erinnerung an die Geschichte der evangelischen Singbewegung sollte die Gemeinde ermuntern, sich ihrer Kraft und Aufgabe bewußt zu werden. Sie war einmal zusammen mit den Theologen Träger der Reformation.“ (S.34). Im Gefolge von Heinz Schilling nennt Neuser für die Reformation in den Städten vier „Stufen“: 1. Lektüre der Schriften Luthers, 2. Kampf um die evangelische Predigt, 3. Reinigung des Gottesdienstes, 4. Erlass einer Kirchenordnung (S. 27 f.). Damit wird ein Grundgerüst gegeben, um die Abläufe der Reformation in den verschiedenen Territorien und Städten zu verstehen, und Gemeinsamkeiten, Unterschiede und Besonderheiten begreifen zu können.

Die Darstellung der „Einführung der Reformation in den Städten und Territorien“ (S. 49-101) ordnet sich, beginnend mit Lippstadt, nach dem Zeitpunkt des Beginns der Reformation. Als erste Orientierung werden bereits mit der Überschrift die Jahreszahlen für den Anfang und die Durchsetzung der Reformation genannt. Die besondere Stärke des Grundrisses besteht in der profunden Quellenkenntnis des Autors. Ob es sich um Thesenreihen (S. 50 f., S. 61 f., S. 77) oder Kirchenordnungen (S. 54 ff., 57 ff., 79) handelt, immer wieder wird exemplarisch aus den Quellen zitiert bzw. diese ausführlich referiert und anschließend bewertet. Trotz der gebotenen Kürze entsteht so ein sehr anschauliches Bild der Ereignisse für den Leser. Dabei gelingt es immer wieder, auch Akzente für die Forschung zu setzen. So weist Neuser z. B. darauf hin, dass Hamelmanns Entlassung 1555 in Bielefeld wohl eher auf dem Grundkonflikt um die erasmische Kirchenordnung beruht und nicht in erster Linie auf dem Streit um das Fronleichnamfest, wie häufig in der Literatur angenommen wird (S. 90). Oder es gelingt ihm nachzuweisen, wie stark bereits schon 1564/65 der reformierte Einfluss in der Grafschaft Wittgenstein war (S. 111).

„Die Aufgabe der *Kirchengeschichte* ist nicht allein die Feststellung vergangener Ereignisse. Ihre Aufgabe ist erfüllt, wenn die Forschung diese Ereignisse verständlich und durchsichtig macht und – mit aller Vorsicht – aus ihnen Schlüsse für die Gegenwart zieht“ (S. 9). Mit seinem Grundriss zeigt Neuser immer wieder, wie dieser Anspruch einzulösen ist, und es ist zu wünschen, dass er nicht nur von Theologen, sondern von vielen interessierten Gemeindegliedern wahrgenommen und nachvollzogen wird.

Andreas Biermann

Johannes Altenberend (Hrsg. in Zusammenarb. m. Reinhard Vogelsang), *Kloster – Stadt – Region. Festschrift für Heinrich Rütting* (Sonderveröffentlichungen des Historischen Vereins für die Grafschaft Ravensberg, 10), Verlag für Regionalgeschichte, Bielefeld 2002, 459 S., geb.

Wer an westfälischer Kirchengeschichte interessiert ist, dem ist Heinrich Rütting nicht unbekannt. So hat er bereits mehrfach auf den Jahrestagungen des Vereins für Westfälische Kirchengeschichte referiert – leider sind seine Vorträge aber nie zum Druck gelangt. Doch wer ihn hat vortragen hören, kann nachvollziehen, was *Johannes Altenberend* im Vorwort der von ihm herausgegebenen Festschrift zu Rüttings 65. Geburtstag schreibt: „Überhaupt hat er die Lehre als zentrale Aufgabe eines jeden Historikers verstanden und die Studierenden – ob jung oder alt – durch seine eigene Freude an der Geschichte und durch den Umgang mit Quellen fasziniert.“ (S. 8) Die Verbundenheit von Kollegen und Schülern aus der Hochschule drückt sich nun in besonderem Maße in dieser Festschrift aus – selten liest man in den Aufsätzen einer wissenschaftlichen Festschrift derart viele persönliche Verweise auf den zu Ehrenden. Anders als für den Jubilar wäre ein Autoren- und Autorinnenverzeichnis allerdings für den Leser doch hilfreich gewesen.

Reinhard Koselleck nennt in seinem Geleitwort Rütting den „Meister im Kleinen“ (S. 10) und weist damit auf dessen Konzentration auf den Mikrobeereich der Geschichte hin. Dem entspricht auch das Konzept des vorliegenden Bandes: Die insgesamt 20 Autorinnen und Autoren entwerfen keine neuen Geschichtstheorien oder beschäftigen sich mit großen Gesamtentwürfen, sondern sie zeigen am konkreten Einzelfall auf, was das Kloster, die Stadt oder die Region jeweils an Typischem oder Besonderem im betrachteten Zeitraum auszeichnete. Oft ergeben sich dabei Berührungen mit dem von Rütting (dessen Schriftenverzeichnis sich am Ende des Buches findet) selbst bereits Erforschten.

Naturgemäß können nicht alle Aufsätze an dieser Stelle in gleicher Weise gewürdigt werden. Und nicht alle können von gleicher Qualität sein. So merkt man beispielsweise *Thorsten Freimuths* Darstellung zur Mindener Beichtpraxis im 16. Jahrhundert leider nur zu deutlich an, dass der Autor auf die notwendige Untersuchung „der theologischen Hintergründe [...] verzichtet“ (S. 253)

hat. Auch *Rainer Walz* konterkariert seine Anwendung kommunikationstheoretischer Erkenntnisse auf Lippische Hexenprozesse durch undifferenzierte und nicht belegte Aussagen über die Jenseitstheologie „des“ Christentums. Doch die allermeisten Aufsätze laden zum Lesen ein und bringen so zum Ausdruck, was Koselleck nicht nur mit Blick auf Rütthing formuliert: „Im Mikrokosmos spiegelt sich der Makrokosmos auf immer wechselnde Weise“ (S. 11).

Reinhard Vogelsang beispielsweise zeigt am Beispiel von Sieker in Bielefeld auf, wie eine selbstständige Bauerschaft zum Ortsteil einer größeren Stadt wird, um schließlich fast nur noch als Name einer Stadtbahnendhaltestelle präsent zu sein. Um in Bielefeld zu bleiben: *Harald Propach* berichtet in Wort und Bild über den 1932 von Arnold Rickert geschaffenen Taufstein der dortigen Altstädter Nicolai-Kirche, der es verdient hätte, den Bombenangriff vom September 1944 zu überstehen: Die am Deckel angebrachten vier Köpfe symbolisierten nämlich einerseits die vier Evangelisten, andererseits stellten sie vier zeitgenössische Gelehrte dar, von denen wohl der Bekannteste der Soziologe Max Weber war. Propach stellt heraus, wie wenig zufällig die Rickertsche Gestaltung war, und weist darauf hin, wie wichtig die Beachtung der Spiritualität und der Symbolik gerade für die evangelische Kirche ist.

Doch wird das Thema „Stadt“ natürlich nicht nur durch Bielefeld repräsentiert. *Neithart Bulst* hat einen weiten Blick auf eine Vielzahl mittelalterlicher Städteordnungen, anhand derer er die Stellung des „Fremden“ im Mittelalter untersucht. Bulst gelingt die Verknüpfung vieler Details zu einem überzeugenden Gesamtbild und er stellt abschließend fest, „daß man wohl mit größerem Recht von einer ‚institutionalisierten Fremdenfeindlichkeit‘ sprechen dürfte als davon, daß ‚der Gast in der Stadt wohlgelitten war‘“ (S. 62). So waren Fremde, die als Nicht-Bürger vor allem Rechts-Fremde waren, sowohl als Täter wie als Opfer von Straftaten in Gerichtsverfahren benachteiligt; auch wirtschaftliche Beeinträchtigungen mussten sie regelmäßig hinnehmen. Allerdings gab es schon seit dem 13. Jahrhundert vielfache Versuche, durch zwischenstädtische Verträge den jeweiligen Rechtsraum auszudehnen, um so Kommunikation, Reisen und Handel zu ermöglichen.

Auf vielfache Art und Weise nähern sich einzelne Autoren dem Themenbereich „Kloster“ an. *Hermann-Josef Schmalors* detailgenaue Nachweisung von spätmittelalterlichen Bucheinbänden aus dem Augustiner-Chorherrenstift Bödden in der Erzbischöflichen Akademischen Bibliothek Paderborn hat dabei möglicherweise auch darauf Einfluss gehabt, dass der optisch sehr ansprechende Einband der vorliegenden Festschrift Drucke aus jener Bibliothek wiedergibt. Neben *Kaspar Elms* Versuch einer Einordnung des Kreuzherrenklosters Bentlage bei Rheine in die religiöse Landschaft Europas und seinem Aufweis einer Verbindung der Kreuzherrenklöster mit der *devotio moderna* ist besonders der Beitrag von *Ulrich Henselmeyer* zu erwähnen. Henselmeyer führt vor, wie scheinbar ganz „trockene“ Zahlen die Grundlage spannender Geschichtsschreibung werden können. Er tut dies am Beispiel des Augustiner-Chorfrauenstifts im schauburgischen Obernkirchen und seiner Wirtschafts-

führung im 16. Jahrhundert. Aus vielen Einzelangaben u. a. zu Getreideeinnahmen und -ausgaben, zu Weinpreisen und der Qualität von Olivenöl entsteht so das anschauliche Bild eines Frauenstifts, das sich auch aus wirtschaftlichen Gründen der (subjektiv) drohenden Reformation widersetzte, sich aber letztlich dem wirtschaftlichen Druck von außen beugen musste. Auch aufgrund innerer Spannungen wurde 1570 die Umwandlung in eine freiweltliches adeliges Damenstift vollzogen. Damit war auch der Widerstand gegen den ersten evangelischen Prediger der Stiftskirche gebrochen; noch kurz zuvor hatte sich der evangelische Landesherr nur dadurch gegen die Proteste der Konventualinnen gegen den Prediger („Es ist nicht wahr, du lügst, du lügst.“ S. 199) durchsetzen können, dass er den Aufgang zu ihrer Empore kurzerhand zumauern ließ.

Neben manch anderem wertvollen Aufsatz (die zeitliche Bandbreite umfasst das 12. –20. Jahrhundert) sei noch auf *Joachim Wibblings* Beitrag hingewiesen, der sich in doppelter Weise als „Archivstudie“ erweist. Anhand vieler Quellen (vor allem aus dem Geheimen Staatsarchiv Preussischer Kulturbesitz in Berlin und dem Staatsarchiv in Detmold) skizziert er nicht nur die Biografie des bayerischen Adligen Karl August Graf von Reisach (1774–1846), sondern weist auch dessen Bedeutung für die Organisation des westfälischen Archivwesens im frühen 19. Jahrhundert hin. Viele Bestände im heutigen Münsteraner Staatsarchiv gehen auf Reisachs (Vor-)Arbeiten zurück: So sorgte er beispielsweise für die Rettung und Verzeichnung der Archive der aufgehobenen Herforder Fürstabtei, des dortigen Stifts auf dem Berge, des Mindener Domarchivs oder des Stiftsarchivs von St. Andreas Lübbecke. Dass er damit dem wirtschaftlichen Interesse der preussischen Regierung durch die Sicherung von Rechtstiteln einen wertvollen Dienst erwies, ist ebenso richtig, wie der Dank, den heutige Wissenschaftler ihm schulden, angemessen ist.

Dass Festschriften Florilegien ähneln, ist bereits vielfach festgestellt worden. Im vorliegenden Fall sind die „Blumen“ farblich (also inhaltlich) so aufeinander abgestimmt, dass sie nicht nur für den Beschenkten und Geehrten, sondern auch für Andere das genaue Hingucken lohnen. Ein sorgfältig lektoriertes und verarbeitetes Buch aus dem beachtenswerten Bielefelder Verlag für Regionalgeschichte, das man gerne zur Hand nimmt.

Vicco von Bülow

Henning P. Jürgens, Johannes a Lasco in Ostfriesland. Der Werdegang eines europäischen Reformators (Spätmittelalter und Reformation. Neue Reihe, 18), Mohr Siebeck, Tübingen 2002, 428 S., geb.

Johannes a Lasco, 1499 mit dem Geburtsnamen Jan Łaski als Sohn einer polnischen Magnatenfamilie geboren, studierte in Italien, lebte einige Zeit in der Schweiz und den Niederlanden, wirkte mehrere Jahre in Ostfriesland und

England, bevor er 1560 wieder in Polen verstarb: ein wahrer Europäer des Reformationszeitalters.

Sein bewegtes Leben, sein theologisches Denken und sein kirchenpolitisches Wirken sind gerade in den letzten Jahren verstärkt in den Blickpunkt der Forschung geraten. Ausdruck davon ist auch die Entscheidung, die 1995 in den Ruinen der Großen Kirche in Emden gegründete Spezialbibliothek für die Geschichte des reformierten Protestantismus nach ihm zu benennen. Henning P. Jürgens ist Mitarbeiter dieser wichtigen Bibliothek, die sich darüber hinaus als Tagungszentrum mit besonderer Atmosphäre bewährt hat. Nachdem Jürgens bereits 1999 die dem Reformator gewidmete Ausstellung der Johannes a Lasco Bibliothek vorbereitet und durch einen Kommentarband begleitet hat, legt er nun seine Göttinger (historische) Dissertation vor, die dem Titel nach a Lascos Jahre als ostfriesischer Superintendent 1542–49 behandelt. Allerdings ist fast die Hälfte der Darstellung dem Werdegang *vor* 1540 gewidmet, um die Voraussetzungen für die Tätigkeit in Ostfriesland zu klären. Ferner enthält der vorliegende Band eine ausführliche Briefwechsel- und Quellentabelle als Vorarbeit für eine mögliche a Lasco-Werkedition.

Die kirchliche Laufbahn war dem von seinen Zeitgenossen so genannten „baro Polonus“ als Zweitgeborenem einer Familie staatlicher und kirchlicher Würdenträger schon in die Wiege gelegt. Unterstützt von seinem Onkel, dem Primas der katholischen Kirche in Polen, studierte er in Rom und Bologna Theologie und wurde 1521 nach seiner Priesterweihe Dekan in Gnesen. Fünf Jahre später übernahm er die Dompropstei des dortigen Erzbistums.

Schon 1524 war er mit seinen Brüdern nach Basel gereist, um dort Erasmus von Rotterdam kennen zu lernen; im Folgejahr lebte er dort mehrere Monate mit dem großen Humanisten zusammen. Dieses Convivium bot beiden Seiten Vorteile: a Lasco lernte durch Erasmus weite humanistische (z. T. auch reformatorische) Kreise kennen und partizipierte an dessen Gedankenreichtum, Erasmus wiederum genoss nicht nur den durch a Lascos Mäzenatentum verbesserten Lebensstandard, sondern kam durch ihn auch mit mancher Person des europäischen Hochadels in Kontakt. Ihre Beziehung kulminierte im Kauf der erasmischen Bibliothek durch a Lasco. (Die Bibliothek ist heute allerdings nicht mehr als Ganzes erhalten, in Emden sind nur drei Bücher aus diesem Bestand vorhanden.)

Nachdem er ein Jahrzehnt lang in politische Wirren Polens und Ungarns verwickelt war, begab sich Johannes a Lasco 1537 wieder nach Deutschland, wo es zu einer Begegnung mit Melanchthon kam. Leider ist die Quellenlage für die Folgejahre bis 1540 besonders schlecht. Jürgens konstatiert mit Bedauern (S. 134): „Gerade für die Zeit, in der a Lasco vom Reisenden in Sachen Bildung und hoher Diplomatie zum verheirateten Geistlichen und potentiellen Superintendenten einer kleinen norddeutschen Grafschaft wird, fehlen Schriftstücke aus seiner Feder. Das Überschreiten der ‚Wasserscheide‘ von seiner Tätigkeit in Polen zum Einzugsbereich der Reformation läßt sich weder mit Dokumenten von ihm noch über ihn belegen.“ Bekannt ist jedenfalls, dass a Lasco zusammen mit dem Zisterzienser und späteren Reformator Alfred Har-

denberg nach Löwen überwechselte, wo er 1540 – als erster Priester Polens – heiratete. Obwohl a Lascos Frau aus den Kreisen der Löwener Evangelischen stammte, vertritt Jürgens die These, dass a Lasco selbst den Schritt vom reforminteressierten Katholiken zum überzeugten Protestanten hier noch nicht vollzogen hatte.

Die ihm 1540 erstmals angebotene Position des ostfriesischen Superintendenten lehnte a Lasco in diesem Jahr noch ab. Erst nach seinem Bruch mit der katholischen Kirche Polens (vgl. S. 148-160 zu den Vorgängen um den sogenannten Krakauer „Reinigungseid“ 1542) trat er diese Stelle dann doch an. Die ostfriesische Gräfin Anna vertraute ihm die Einsetzung und Durchführung einer protestantischen Kirchenordnung an. Während Jürgens die selbstständigen theologischen Ausarbeitungen a Lascos nicht besonders hoch einschätzt, wertet er dessen organisatorische Fähigkeiten und Tätigkeiten als besonders einfluss- und ertragreich. Insofern tritt dem Leser des Buches auch eher der Kirchenpolitiker als der Theologe a Lasco vor Augen.

A Lascos erste Unternehmung zeigte, dass er sich nun eindeutig auf der evangelischen Seite sah: Er wandte sich scharf gegen die in Emden noch residierenden Mönche und ihre Religionspraxis; dabei nahm er in Kauf, als „Fremder“ und dann auch noch „bärtig“ (S. 226 f.) diffamiert zu werden und von den Mönchen den *digitus medius* (also den *digitus impudicus*, vgl. S. 228) gezeigt zu bekommen. Dass a Lasco nun – für viele unerwartet – innerhalb des Protestantismus der reformiert-oberdeutschen Richtung zuneigte, zeigte sich an der von ihm betriebenen Entfernung der Bilder aus den Kirchen. Auch wenn er ein taktisch maßvolles Vorgehen befürwortete, war seine innere Ablehnung der Bilder deutlich genug. Andere Konflikte dieser Zeit bestanden mit den Täufern (in Ostfriesland gab es viele Anhänger von Menno Simons und David Joris), die er mit einer Mischung von obrigkeitlicher Anordnung und brüderlichem Gespräch in den Griff zu bekommen suchte. In diesem Zusammenhang ist auch a Lascos erstes gedrucktes Werk (die „*Defensio adversus Mennonem Simonis*“) aus dem Jahr 1545 zu erwähnen, das allerdings während seiner ostfriesischen Zeit sein einziges bleiben sollte.

Den Neuaufbau der ostfriesischen Kirche betrieb er sowohl auf Gemeindeebene wie im Bereich der Gesamtkirche. Wahrscheinlich in das Jahr 1544 fällt die von ihm initiierte Gründung des Emdener Kirchenrats, mit dem er die (von ihm als *nota ecclesiae* verstandene) Kirchenzucht durchsetzen wollte. Im gleichen Jahr gründete er den (heute noch bestehenden!) *Coetus reformati* Prediger, ein synodales Gremium aus ostfriesischen Pfarrern, mit dem er in besonderer Weise sein Leitungsamt wahrnahm.

Dass a Lascos Tätigkeit in Ostfriesland bereits nach sieben Jahren endete, lag an den (kirchen-)politischen Entwicklungen im Reich: Dem 1548 von Kaiser Karl V. erlassenen Augsburger Interim konnten sich Gräfin Anna und das kleine Ostfriesland nicht widersetzen. Trotz ihrer hohen Meinung von a Lasco entließ sie ihren Superintendenten im Herbst 1549. Dieser verließ Emden und wandte sich nach England, wo er im Auftrag des Königs als Superintendent die dortigen Flüchtlingsgemeinden kirchlich etablierte und ordnete.

In einem recht kurz geratenen Schlusskapitel lässt Jürgens die ersten fünf Lebensjahrzehnte a Lascos Revue passieren und verwendet dazu als hermeneutischen Schlüssel dessen eigenes Motto „usque ad aras – bis an die Stufen des Altars“. Es ließe sich fragen, ob dies nicht auch ein passender Titel für das ganze Buch gewesen wäre. Dies hätte der immer sehr akkuraten, oft durchaus spannenden, aber zum Teil auch überaus detailverliebten Darstellung einen roten Faden verliehen, der die eigenen Thesen besser profiliert und das Lesen erleichtert hätte. Möglicherweise ist der gewählte Ansatz aber nicht unwesentlich durch das Genus der Inauguraldissertation bestimmt. Als weiterer Kritikpunkt soll genannt werden, dass dem Buch kein Bild a Lascos beigegeben ist – gerade bei einer biografischen Untersuchung wie dieser eine bedauerliche Entscheidung.

Das alles soll jedoch nicht von den – insgesamt gesehen dominierenden – Stärken des Buches ablenken: Jürgens gelingt es, seinen Protagonisten deutlich und präzise darzustellen. Dabei verliert er nie den jeweiligen historischen Kontext aus den Augen. Er bleibt im Gespräch mit der aktuellen Forschung (besonders hervorzuheben ist m. E. die Wahrnehmung der polnischen Literatur) und begründet seine Urteile sorgfältig. Damit liefert er einen wesentlichen Beitrag zur ostfriesischen wie zur reformierten Kirchengeschichte. Wer sich mit einem der beiden Fachgebiete beschäftigt, wird die vorliegende Arbeit zu schätzen wissen. Wer dies noch nicht getan hat, kann mit diesem Buch über „den eigentlichen Reformator Ostfrieslands“ (so Jürgens S. 348 im Anschluss an Jan Weerda) an einer wichtigen Stelle einsteigen.

Vicco von Bülow

Helmut Geck/Georg Möllers/Jürgen Pohl, Wo du gehst und stehst Stätten der Herrschaft, der Verfolgung und des Widerstandes in Recklinghausen 1933 bis 1945, Verlag Rudolf Winkermann, Recklinghausen 2002, 185 S., zahlreiche Abbildungen, geb.

Im Vorwort „Spurensuche – Spurensicherung – Spurendeutung“ verweisen die Autoren auf eine 1999 in Recklinghausen veranstaltete Fotoausstellung. Die Ausstellung sollte an die Recklinghäuser NS-Vergangenheit erinnern und war mit ihrem Titel identisch mit dem jetzt gewählten Buchtitel. Um den zeitgeschichtlich Interessierten auch nach dem Ende der Ausstellung die Fotos mit den Kommentaren zugänglich zu machen, wurde der Entschluss gefasst, den vorliegenden Bild-Textband herauszugeben. Für die Art der Darstellung wählte man die „Methode des kontrastiven Vergleichs“ (S. 8) und stellte Abbildungen, die die Stätten von Herrschaft, Verfolgung und Widerstand in der heutigen Gestalt zeigen, einschlägiges Fotomaterial aus der NS-Zeit gegenüber.

Das Buch gliedert sich in die vier Kapitel „Die Zerstörung der Demokratie“ (S. 9-51), „Sieger und Verfolgte in der totalitären Herrschaft“ (S. 53-111), „Machthaber, Unterdrückte und Opfer im Krieg“ (S. 113-158) und „Mahnen,

Erinnern, Handeln – Aktionen gegen das Vergessen“ (S. 159-171). Die Kapitel sind in Unterabschnitte eingeteilt, in denen die jeweiligen Ereignisse in den Kontext der Zeitgeschichte eingeordnet und mit Quellen- und Literaturangaben belegt werden. Ein „Anhang“ (S. 173-185) enthält ein Literaturverzeichnis zur Geschichte der Stadt Recklinghausen für die Jahre 1933 bis 1945, ein Personen- und ein Sachregister sowie Angaben über die drei Autoren.

Die Ausführungen zur Auflösung der Parteien und Gewerkschaften, zur Etablierung der Einparteienherrschaft, zur Gleichschaltung von Bürokratie und Verwaltung und zur Handhabung des totalitären Machtapparates nehmen in dem Buch den größten Raum ein. Ihren gebührenden Platz erhalten aber die für die katholische und evangelische Kirche relevanten Zusammenhänge.

Das Ende des politischen Katholizismus, der in Recklinghausen seinen Rückhalt neben dem Zentrum vor allem im katholischen Verbandswesen hatte, wird beschrieben (S. 30-32). Der Zerschlagung des Gewerkvereins Christlicher Bergarbeiter unter ihrem angesehenen Bezirkssekretär Heinrich Gutmuth (1898–1977) ist ein eigener Abschnitt gewidmet (S. 50 f.). Den Einbruch in die katholischen Jugendverbände und ihre Abdrängung in die Illegalität schildert der Abschnitt „Die Jugend gehört uns, und wir geben sie an niemand ab“ (S. 100-102). In dem Abschnitt „Treu deutsch – und treu katholisch“ (S. 109-111) steht der Münsteraner Bischof Clemens August Graf von Galen im Mittelpunkt. Man kann nachlesen, wie er die Konsekrierung der Recklinghäuser Pfarrkirche St. Elisabeth am 24.9.1934 nutzt, um die nationalsozialistische Rassenideologie zu kritisieren. Zudem erfährt man, dass Galens Predigten gegen das Euthanasieprogramm aus dem Sommer 1941 auch in Recklinghausen vervielfältigt wurden. Der Abschnitt „Staatsfeinde im Priesterrock“ (S. 114-116) berichtet über die Überwachung und Verfolgung von Geistlichen und benennt die Konfliktfelder, die zu den Auseinandersetzungen führten. Hier wird nicht verschwiegen, dass dem Nationalsozialismus Einbrüche ins katholische Milieu gelungen waren, weil „ehemalige Katholiken“ (S. 115) Spitzeldienste leisteten. Zu einer kritischen Einschätzung kommt auch der Abschnitt „St. Peter: Die Sprache der Trümmer“ (S. 155-158). Ausgehend von der Propsteikirche St. Peter, dem am 13.9.1944 durch einen Bombenangriff zerstörten Kristallisationspunkt der Recklinghäuser katholischen Bevölkerung, wird hier noch einmal die Konfrontation zwischen Kirche und Regime seit 1933 nachgezeichnet und hervorgehoben, dass trotz aller vorübergehender Mobilisierungseffekte der „Weg zur Ausrottung der Kirchen“ (S. 156) schon ein gutes Stück zurückgelegt war.

Vier Beiträge thematisieren den evangelischen Bereich. Der Abschnitt „Die Christuskirche – ‚Hochburg‘ der deutschen Christen“ (S. 67 f.) ist den deutsch-christlichen Glaubensgrundsätzen gewidmet und verweist auf den bekennniskirchlichen Hilfsprediger Heinrich Strothmann (1906–1944), der 1934 in dieser Gemeinde einen schweren Stand hatte. In dem Abschnitt „Die Gustav-Adolf-Kirche – ‚Hochburg‘ der ‚bekenennenden Kirche‘“ (S. 76-78) geht es um Pfarrer Wilhelm Geck (1892–1989), den Vorsitzenden des Bruderrates der Bekenennenden Kirche. An Beispielen wird sein Widerstand gegen die Deutschen Christen

und den NS-Staat aufgezeigt. Der Abschnitt „Kirchenkampf in Suderwich“ (S. 93 f.) zeigt die kirchenpolitischen Auseinandersetzungen, die der Bekenntnispfarrer Walter Zillesen (1903–2002) zu bestehen hatte. Unter der Überschrift „Evangelische Frauen im Widerstand“ (S. 152–154) wird über die Spaltung der Frauenhilfe in einen deutschchristlichen und einen bekennniskirchlichen Flügel berichtet.

Von den außerchristlichen Religionsgemeinschaften rücken die Zeugen Jehovas und die jüdische Gemeinde ins Blickfeld. Der Abschnitt „... wobei sie nicht nur Bibelbetrachtungen anstellten ...“ (S. 69–71) referiert über die Verfolgung und Verfolgungsschicksale der Zeugen Jehovas. Die Abschnitte „Israelitische Volksschule“ (S. 72 f.), „Die Synagoge wollte nicht brennen: 9./10. November 1938“ (S. 82–84) und „Erzwungene Flucht: Die Emigration des letzten Rabbiners [Dr. Selig Auerbach]“ (S. 91 f.) führen die Unterdrückung und Entrechtung des jüdischen Bevölkerungsanteils vor Augen. Den weiteren Weg in die gesellschaftliche Isolation mit allen dazu gehörenden Repressalien beschreibt der Artikel „Ghettoisierung in fünf ‚Judenhäusern‘“ (S. 123 f.). Die erschütternde Fahrt in den Holocaust kann man dann in den beiden Abschnitten „Deportation und Massenmord am Beispiel einer Recklinghäuser Familie [Marcus]“ (S. 125–127) und „Deportation aus dem Altenheim ins KZ [Evan Pander, Helene und Elfriede Sternberg]“ (S. 128 f.) nachlesen.

Die Autoren verfolgen mit dem Buch das Anliegen, „Betroffenheit bei den Lesern“ (S. 8) zu wecken. Dieses Ziel wird voll erreicht. Dazu trägt das Vorgehen der Autoren bei, am konkreten Ort die Ereignisse präzise zu beschreiben.

Helmut Busch

Josef Wermert (Hrsg.), Olpe. Geschichte von Stadt und Land. Band 1: Von den Anfängen bis zum Ende des Ersten Weltkrieges, Red.: Günther Becker, Josef Wermert und Manfred Wolf, Selbstverlag der Stadt Olpe, 2002, 968 S., zahlreiche Abbildungen, Karten und Tabellen, geb.

Das umfangreiche Werk ist in fünf Teile gegliedert. Im ersten Teil „Zeitleiste“ (S. 19–34) stellt Josef Wermert wichtige Ereignisse im Olper Gebiet in den Kontext des regionalen und überregionalen Geschehens. Die chronologische Übersicht ist eine gute Einführung in die folgenden Darlegungen.

Der zweite Teil „Raum und Besiedlung“ (S. 37–130) – diese Überschrift im Inhaltsverzeichnis wird wie auch die der folgenden Teil-Überschriften des Inhaltsverzeichnisses im Buch nicht wiederholt – führt in die erdgeschichtlichen, archäologischen und siedlungsgeschichtlichen Zusammenhänge ein. Im Abschnitt „Naturraum und erdgeschichtliche Entwicklung“ (S. 37–46) beschreibt Günther Becker die Oberflächengestalt sowie die Erd- und Vegetationsgeschichte. Philipp R. Hömberg (†) referiert in dem Abschnitt „Vor- und Frühgeschichte“ (S. 47–64) über die archäologischen Funde und kann wahrscheinlich machen, dass „spätestens ab dem Mesolithikum der Olper Raum

von Menschen betreten worden ist“ (S. 53). Man kann nachlesen, wie die Besiedlungsspuren bis ins frühe Mittelalter einzuordnen sind, als eine Landnahme des sächsischen Stammes der Engern fassbar wird (S. 57 f.). An dieser Stelle folgt ein weiterer Abschnitt von Günther Becker, der sich nun der „Entstehung und Entwicklung der ländlichen Siedlungen im Olper Stadtgebiet bis zum 19. Jahrhundert“ (S. 65-94) widmet. Die wichtigsten Themen dieses Abschnittes sind die Erforschung des geographischen Namensgutes – in diesem Zusammenhang erfährt man, dass das Wort Olpe als „Bach in einem feuchten Wiesengrunde“ gedeutet wird (S. 69) –, die mit den Engern zusammenhängenden -inghausen-Orte, die hochmittelalterliche Ausbau- und Rodezeit und die regressiven Vorgänge im Spätmittelalter und im Dreißigjährigen Krieg. Dabei kommen Besitzstrukturen im landwirtschaftlichen Bereich (S. 85-89) ebenso zur Sprache wie der sozialökonomische Wandel durch die aufkommende Eisenindustrie (S. 89 f.).

Der Teil „Raum und Besiedlung“ schließt mit dem Abschnitt „Entwicklung der Stadttopographie bis ins 19. Jahrhundert“ (S. 95-130). Hier wird der Einschnitt thematisiert, den der verheerende Stadtbrand von 1795 für das Olper Stadtbild zur Folge hatte, weil nun an die Stelle der mittelalterlich geprägten Siedlungsstruktur eine nach den Konzepten der Rationalität geplante „Reißbrett-Stadt“ (S. 100) mit wesentlich vergrößertem Areal und gradlinigen breiten Straßen trat. Peter Weber, der Autor des Abschnittes, bedauert diese Entwicklung, weil das neue Planungssystem die Stadt von ihrer alten Bautradition abgelöst habe (S. 95, 127). Im weiteren Verlauf des Buches wird noch wiederholt über den Stadtbrand und seine Folgen berichtet (S. 230 f., 319 f., 637-639), wobei andere Einschätzungen oder spezielle Themen vorliegen.

Der umfangreiche dritte Teil mit der Überschrift „Politik, Wirtschaft, Sozialstrukturen“ (S. 131-580) behandelt historische Abläufe bis zum Ende des Ersten Weltkrieges. Mit dem Abschnitt „Olpe im Mittelalter“ (S. 131-168) eröffnet hier Bernd Isphording die Reihe der Beiträge. Er vertritt im Hinblick auf die Anfänge von Olpe die These, dass sich hier, wo sich zwei wichtige Fernhandelsstraßen kreuzten, ein sächsischer Adelshof befunden habe, der von Karl dem Großen konfisziert und der Kölner Kirche verliehen worden sei. Auf diesem Hof habe eine dem heiligen Martin geweihte Kirche gestanden, und aus diesen Anfängen habe sich die zunächst dörfliche Siedlung entwickelt (S. 134). Die kölnische Herrschaftsbildung im Biggeraum in der Auseinandersetzung mit den Grafen von Sayn und denen von der Mark ist dann der territorialgeschichtliche Rahmen für die Nachrichten über Olpe: die Ersterwähnung im Jahre 1220 (Albertus decanus in Olepe, S. 145), die Stadterhebung durch Erzbischof Heinrich II. von Virneburg im Jahre 1311 und die Beschreibung der Stadtrechte. Man kann nachlesen, dass Olpe mit einer Fläche von weniger als vier Hektar zu der Kategorie der kleinsten Städte zählt (S. 152), auf Grund seines florierenden Marktes, insbesondere im Hinblick auf das zunehmende Eisengewerbe (S. 161 f.) und die Unterstützung durch Köln eine erfreuliche Entwicklung nimmt.

In dem anschließenden Abschnitt „Kurköln und das Herzogtum Westfalen“ (S. 169-218) behandelt Elisabeth Kloosterhuis die Zeit von 1515 bis zur Säkularisation zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Die Ausführungen beschäftigen sich ganz überwiegend mit den Verhältnissen im Herzogtum Westfalen. Stichworte, um die es geht, sind hier „die große Politik“ (S. 169) der Kölner Kurfürsten, Steuern und Abgaben, landständische Verfassung und die Gerichtsverfassung, die sehr kritisch beurteilt wird.

Auf diese mehr allgemein gehaltenen Darlegungen folgt der von Asta Schröder verfasste Abschnitt „Die Stadt Olpe“ (S. 219-262), dessen Titel bereits eine Fülle spezieller Informationen erwarten lässt. Man kann nachlesen, wie in Kriegszeiten Kontributionen und Einquartierungen die Bewohner belasten, Pestzeiten zusätzliche Nöte verursachen und Stadtbrände Olpe wiederholt heimsuchen. Städtische Einnahmen und Ausgaben treten ins Blickfeld, ebenso das seit 1525 belegte Schützenwesen. Die Bedeutung der aufstrebenden Eisenindustrie, die auf den Erzvorkommen sowie dem Holz- und Wasserreichtum des Olper Raumes beruhte, wird herausgestellt. Olpes Zugehörigkeit zur Hanse kommt zur Sprache. So wird verständlich, dass trotz aller Beschwernisse im 16., 17. und 18. Jahrhundert eine Aufwärtsentwicklung eintrat. Zählte Olpe 1649 in 106 Haushalten 400 Einwohner (S. 233), so waren es 1781 in 263 Wohnhäusern 1354 (S. 237).

Mit dem Abschnitt „Hessenherrschaft von 1802 bis 1816“ (S. 263-274) – auf Grund der Verhandlungen mit Napoleon fiel das Herzogtum Westfalen und damit auch Olpe an die Landgrafschaft Hessen-Darmstadt – leitet Manfred Schöne (†) zur Zeit des 19. Jahrhunderts über. Die differenzierte Betrachtung der hessischen Verwaltungsmaßnahmen führt zu dem Ergebnis, dass nicht alle Anordnungen kritisch zu bewerten sind. Als zukunftsweisend wird die Forstordnung für das Amt Olpe von 1810 herausgestellt, die dem Raubbau in den Wäldern ein Ende setzte.

Die Neuregelungen nach 1815 sind das Thema des folgenden Abschnittes „Verfassung und Verwaltung in preußischer Zeit“ (S. 275-318). Norbert Wex verweist hier auf die Bildung des Kreises Olpe und die „Olper Landratsdynastie“ Freusberg (S. 280). Er hebt die Schwierigkeiten bei der Gestaltung der Olper Kommunalverfassung hervor, die erst 1857 mit der Übernahme der Westfälischen Städteordnung von 1856 endeten (S. 303).

Mit dem Abschnitt „Infrastruktur“ (S. 319-358) folgt erneut ein Beitrag von Manfred Schöne (†). Die Themen seiner Ausführungen sind die innerstädtischen Straßen und ihre Anbindung an die Fernstraßen, Wasserversorgung und Kanalbau, die Häuser und ihre Wohnverhältnisse, das Sozialgefüge, der Eisenbahnanschluss im Jahre 1875, die verschiedenen Behörden sowie die vorhandenen Schulen. Bei den Bildungseinrichtungen werden auch die 1907 erbaute Präparandie und das 1914 erbaute Lehrerseminar aufgeführt (S. 346, 353). Man vermisst aber eine Darstellung der Motive, die zur Einrichtung dieser Anstalten führten.

In dem Abschnitt „Wirtschaftsgeschichte“ (S. 359-414) legt Ralf Stremmel den Schwerpunkt auf die schwierige Umstrukturierung des Eisengewerbes, wie

es bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts bestand. Man kann verfolgen, wie der nicht mehr ergiebige Erzbergbau und die unrentablen Eisenhütten der Metallverarbeitung mit ihren neuen Methoden weichen. An ausgewählten Beispielen (S. 390-395) wird diese Entwicklung, die allerdings erst im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts voll einsetzte, eindrucksvoll belegt.

Wirtschaftliche Krisenzeiten, wie sie gerade das 19. Jahrhundert mit sich brachte, erfordern einen Hinweis auf die sozialen Bezugssysteme. So schließt sich folgerichtig der Abschnitt „Sozialfürsorge und Gesundheitswesen“ (S. 415-446) an. Hier belegt Hans-Bodo Thieme überzeugend, wie Stiftungsfürsorge, städtische Armenfürsorge, Vereinsfürsorge und private Wohltätigkeit die ärgsten Nöte lindern. Die medizinische Versorgung durch Ärzte und Sanitätseinrichtungen wird als angemessen bezeichnet (S. 444), wenn auch kritisch angemerkt wird, dass in einer Ackerbürgerstadt wie Olpe die hygienischen Verhältnisse oft zu wünschen übrig ließen (S. 435 f.).

Hans-Bodo Thieme ist auch der Autor des folgenden Abschnittes „Bevölkerung und Sozialstruktur“ (S. 447-484). Hier führen die Analysen, insbesondere der Lebens- und Wohnverhältnisse, zu dem Fazit, dass bei den unteren Bevölkerungsschichten, die den weitaus überwiegenden Teil der Bevölkerung ausmachten, „katastrophale wirtschaftliche Verhältnisse“ (S. 474) vorherrschten. Der Abschnitt schließt mit dem Hinweis, dass wegen der notvollen Zustände viele Auswanderungen vorkamen, andererseits aber die tiefe Verankerung in der katholischen Religiosität ein enges „Solidaritäts- und Zusammengehörigkeitsbewußtsein“ (S. 478) schuf. In diesem Zusammenhang spricht Thieme von dem „für Olpe typischen lokalen Milieu-Katholizismus“ (S. 479).

Zum katholischen Milieu gehörte immer ein lebendiges Vereinsleben. Deshalb schließt sich der Abschnitt „Olpe – Stadt der Vereine“ (S. 485-530) von Jochen-Christoph Kaiser organisch an. Kaiser hat die Heimatzeitung „Sauerländisches Volksblatt“ statistisch ausgewertet und kann für den Zeitraum von 1877 bis 1911 62 Vereine in Olpe nachweisen. In die Einzeluntersuchung werden mit dem Schützenverein und dem Kriegerverein aber nur zwei Vereine einbezogen, die überwiegend die Geselligkeit pflegten. Hier fehlt die exemplarische Behandlung zumindest eines dezidiert katholischen Vereins. In der typologischen Gliederung der Vereine werden die katholischen Vereine und Berufsverbände zwar nachgewiesen, aber nur mit einigen allgemeinen Hinweisen bedacht (S. 498, 501-504).

Der Abschnitt „Politische Organisationsformen“ (S. 531-542) von Christian Leitzbach setzt mit der Revolution von 1848 ein und berichtet, dass damals auf der Olper Kirche eine schwarz-rot-goldene Fahne wehte, aber sonst die Ereignisse friedlich verliefen. Das weitere Thema ist die Formierung der lokalen Zentrumspartei, die in Olpe dem führenden Zentrumspolitiker Peter Reichensperger (1810-1892) einen sicheren Wahlkreis für das preußische Abgeordnetenhaus und den Reichstag bieten konnte. Die dominierende Stellung der Zentrumspartei in Olpe und die geringe Stärke der anderen Parteien hätte man noch mit einer Tabelle, etwa über die Reichstagswahlergebnisse, belegen kön-

nen. Aufschlussreich wäre auch die Analyse eines Wahlergebnisses nach dem preußischen Dreiklassenwahlrecht gewesen.

Mit dem Abschnitt „Olper Zeitungen“ (S. 543-570) meldet sich erneut Günther Becker zu Wort. Die Geschichte des seit 1876 erscheinenden „Sauerländischen Volksblattes“ und seiner Vorläufer (1841 Olper Kreis-Blatt, 1874 Olper Intelligenz-Blatt) steht im Zentrum der Ausführungen. Es wird deutlich, welche Schwierigkeiten eine katholisch ausgerichtete Zeitung in der Zeit des preußischen Verfassungskonfliktes und vor allem während der Jahre des Kulturkampfes hatte.

Der Abschnitt „Erster Weltkrieg“ (S. 571-580), vom bereits mehrfach hervorgetretenen Manfred Schöne (†) verfasst, beschließt den historisch-politischen Teil. Schöne berichtet über patriotische Kundgebungen zu Beginn des Krieges, über Liebesgaben für die Soldaten, über besondere Angebote von kirchlichen Veranstaltungen, über die Bewirtschaftung der Lebensmittel und über Einschränkungen im Lebensstandard. Das sind Hinweise, wie sie damals aus nahezu allen Gebieten Deutschlands vorliegen. Olpe nimmt hier keine Sonderstellung ein.

Unter der Überschrift „Kirchen, Glaubensgemeinschaften und Schulen“ (S. 581-808) werden die nun folgenden kirchengeschichtlichen Beiträge des vierten Teils zusammengefasst. Hier steht der Abschnitt „Geschichte der Pfarrei St. Martinus bis zum Ende des Alten Reiches“ (S. 581-634) am Anfang. Manfred Wolf weiß überzeugend zu belegen, dass St. Martinus von jeher der Hauptpatron der Olper Kirche gewesen ist und nicht St. Johannes der Täufer, wie früher angenommen wurde. Mit dieser Auffassung stimmt er mit Bernd Isphording (vgl. oben den Abschnitt „Olpe im Mittelalter“) überein, nicht aber mit der These, die Kirchengründung in Olpe sei von der Kölner Kirche initiiert worden. Nach Wolf ist Olpe aus einem fränkischen Oberhof hervorgegangen, der auf Reichsgut lag. Der Inhaber des Oberhofes habe die Kirche als Eigenkirche gegründet (S. 588, 599). Diese These hat etwas für sich, weil die Herrschaft Waldenburg, zu der auch das Olper Land gehörte, erst 1248 durch das Erzbistum Köln von der Gräfin Mechthild von Sayn käuflich erworben wurde. Wolf kann zudem wahrscheinlich machen, dass die Herrschaft Waldenburg als ehemaliges Reichsgut über die Pfalzgrafen der Ezzonen an die Sayner gekommen ist. Ausführungen zum Patronatsrecht des Kölner Stiftes St. Severin in Olpe, zum nicht datierbaren Vorschlagsrecht der Olper für die Besetzung der Pfarrstelle und zur Stellung Olpes im Dekanat Attendorn schließen sich an. Aus der Reformationszeit erfährt man, dass sich Olper Studenten in den Matrikeln evangelischer Universitäten nachweisen lassen und einer von ihnen, Johannes Menken, 1577 das Pfarramt in Olpe übernimmt (S. 613). Wolf kann aber nachweisen, dass es in Olpe nicht zu einem Bruch mit der katholischen Tradition gekommen ist und weitergehende Maßnahmen im Jahr 1583, als Olpe in den Sog der „Truchsessischen Wirren“ geriet – auf dieses Ereignis kommt auch Asta Schröder in ihrem Beitrag zu sprechen, vgl. oben den Abschnitt „Die Stadt Olpe“, im Buch S. 221 f. –, sofort wieder rückgängig gemacht wurden (S. 616). Den Hexenprozessen ist ein besonderer

Unterabschnitt gewidmet, wobei darauf hingewiesen wird, dass der für Olpe zuständige Bilsteiner Drost Kaspar von Fürstenberg (1545–1618) in seiner Zeit bemüht war, Exzesse zu verhindern (S. 622). Zusammenfassend wird über das kirchliche Leben im 17. und 18. Jahrhundert berichtet, dass es im „Zeichen der katholischen Erneuerung“ (S. 626) stand.

Manfred Wolf ist auch der Verfasser des nächsten Abschnittes „Die Pfarrei St. Martinus im 19. Jahrhundert“ (S. 635–664). Hier geht es vor allem um den Kulturkampf und seine Auswirkungen. Dabei hebt Wolf die exemplarische Bedeutung hervor, die Olpe für die Anstellung eines Geistlichen auf Grund der Maigesetze von 1873 zukam. Im Sommer 1873 war Olpe die erste Pfarrgemeinde im Bistum Paderborn, zu dem Olpe seit der Neuregelung der Bistumszugehörigkeit von 1821 gehörte, wo eine Pfarrstelle neu zu besetzen war. Da Bischof Martin den in Olpe gewählten Vikar Schröder bestätigte, ohne den zuständigen Oberpräsidenten informiert zu haben, wurde er zu einer Haftstrafe mit anschließender Festungsverwahrung verurteilt. Der Abschnitt schließt mit dem Bericht über den Neubau der Pfarrkirche, nachdem die alte Kirche 1907 durch Brandstiftung zerstört worden war.

Mit dem Abschnitt „Landpfarreien und Kapellen. Die Pfarreien Rhode und Kleusheim-Kapellen“ (S. 665–704) leistet Günther Becker seinen letzten Beitrag. Er beschreibt die Geschichte der Pfarreien Rhode (St. Cyprianus-Kirche erstmals 1441 erwähnt, 1621 Abpfarrung von der Mutterkirche Olpe) und Kleusheim (St. Georg-Kapelle in Neuenkleusheim um 1500 belegt, 1721 Abpfarrung von der Mutterkirche Olpe). Bei Rhode wird besonders hervorgehoben, dass der romanische Turm der Kirche vermutlich aus dem 12. Jahrhundert stammt und das älteste Bauwerk im Olper Stadtgebiet darstellt. Die zahlreichen Kapellen in und um Olpe werden umfassend vorgestellt. Dabei kommen Stifter, Baugeschichte, auch der Vorgängerbauten, schriftliche Zeugnisse und die Innenausstattung zur Sprache.

Der Geschichte der Protestanten in Olpe wendet sich Hans-Bodo Thieme zu. In seinem Beitrag „Die Evangelische Kirchengemeinde von 1844 bis 1918“ (S. 705–722) beschreibt er die langsame, aber stetige Zunahme des evangelischen Bevölkerungsteils nach 1802, dessen geistliche Betreuung immer notwendiger wurde und 1844 zur Gründung einer eigenen Kirchengemeinde führte. Er skizziert die soziale Struktur der Gemeinde, deren Mitglieder ganz überwiegend dem Bereich Dienstleistungssektor angehörten, und stellt die Pfarrer (Johann Georg Manskopf, 1844–1853; Johann Heinrich August Dammköhler, 1853–1855; Heinrich Theodor Baltz, 1856–1893; Albert Otten, 1893–1912) mit ihren theologischen sowie nationalprotestantischen Grundpositionen vor. Aus den Pfarrern ragt Albert Otten, ein guter Organisator, insofern heraus, als es ihm 1898 endlich gelang, den Bau der Kirche zu erreichen. Von der Partizipation der Gemeindeglieder am Gemeindeleben zeichnet Thieme auf Grund des „Diaspora-Effektes“ (S. 716) ein erfreuliches Bild. Das Verhältnis der evangelischen Gemeinde zur katholischen Bevölkerung, die bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts keine andere Konfession kennen gelernt hatte, war im Anfang nicht einfach. Thieme schreibt, erst langsam sei „aus einem

ursprünglichen Gegeneinander und einem zögernden Nebeneinander ... ein vorsichtiges Miteinander“ (S. 722) geworden.

In dem Abschnitt „Jüdische Familien“ (S. 723-730) legt Gretel Kemper ein vollständiges Verzeichnis der jüdischen Mitbewohner in den Orten Neuenkleusheim, Oberveischede, Rhode und Olpe vor. Das Verzeichnis umfasst alle Daten von 1782, als sich mit Moses Abraham der erste Jude in Neuenkleusheim niederließ, bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts.

Martina Linten behandelt in dem Abschnitt „Volksschulen“ (S. 731-786) die Geschichte der einzelnen Schulen jeweils von den ersten Anfängen bis zur Zeit des Ersten Weltkrieges. Der Abschnitt gliedert sich in die Angaben über die Schulen in Olpe, wo der erste Lehrer 1615 erwähnt wird, und über die Schulen in den einzelnen Landgemeinden. Hier stammt die älteste Nachricht aus Rhode, wo 1665 das erste Schulgebäude errichtet wird. Die Ausführungen enthalten viele Einzelheiten über die problematischen Schulverhältnisse früherer Zeiten. Immer wieder ist von unzulänglichen Räumlichkeiten, überfüllten Klassen, Schulversäumnissen der Kinder und dürftigen Lehrergehältern die Rede. Jedem Kapitel über eine Einzelschule sind statistische Angaben über die Lehrkräfte und die Schülerzahlen beigegeben.

Stephan Stickeler unterzieht sich der Darstellung des höheren Schulwesens. In seinem Beitrag „Höheres Bildungswesen“ (S. 787-808) referiert er einmal über die Vorstufen des heutigen Städtischen Gymnasiums, insbesondere die Höhere Stadtschule, die vor dem Ersten Weltkrieg Schülern die Untersekundar-Reife vermittelte, zum anderen über die 1893 gegründete St.-Franziskus-Schule, die Schülerinnen schon zum Abitur führen konnte.

Der fünfte Teil mit der Überschrift „Biographien/Prosopographie“ (S. 809-910) beginnt mit den Lebensbeschreibungen bedeutender Olper Persönlichkeiten. Thomas Wilhelmi zeichnet in dem Artikel „Johann Bergmann von Olpe. Verleger des ‚Narrenschiffes‘ von Sebastian Brant“ (S. 809-812) das Leben des Priesters und Kaplans Johann Bergmann nach, der um 1460 in Olpe geboren wurde, 1494 Brants Schrift verlegte und vor dem 28.2.1532 in Basel verstarb. Gretel Kemper schildert in dem Beitrag „Maria Theresia Bonzel. Ordensgründerin und -oberin [17.9.1830–6.2.1905]“ (S. 813-820) die Wirksamkeit dieser Franziskanerin, die immer in Olpe lebte und dort 1863 die Kongregation „Arme Franziskanerinnen von der ewigen Anbetung“ gründete. Unter dem Motto „Franz Hitze. Geistlicher und Sozialpolitiker [16.3.1851–20.7.1921]“ (S. 821-824) würdigt Christian Leitzbach den einflussreichen Zentrumspolitiker, der aus dem Rhoder Ortsteil Hanemicke stammte. Gretel Kemper erinnert in einem weiteren Beitrag an den Jesuiten „Rötger Hundt. Märtyrer von St. Julian [21.11.1711–6.4.1773]“ (S. 825-828), der aus einer Olper Familie kam, bei den Indianern in Brasilien missionierte und in portugiesischer Haft starb. Hans-Bodo Thieme kommt noch mit den beiden Beiträgen „Heinrich Kreutz. Gewerke und Mitbegründer der Ev. Kirchengemeinde Olpe [6.2.1808–27.10.1879]“ (S. 829-832) und „Theodor Mietens. Buchdrucker und Mitbegründer der Ev. Kirchengemeinde Olpe [6.2.1804–14.4.1885]“ (S. 833-836) zu Wort. Die Untertitel heben die berufliche und konfessionelle

Bedeutung der beiden Persönlichkeiten für Olpe hervor. Anschließend stellt Manfred Schöne (†) in seinem letzten Artikel die „Ehrenbürger der Stadt Olpe“ (S. 837-844) vor. Der biographisch/prosopographische Teil schließt mit dem umfangreichen statistischen Abschnitt „Einwohner, Bürgermeister, Landräte, Pfarrer, Auswanderer, Gefallene und Schützenkönige“ (S. 845-910), den Josef Wermert bearbeitet hat.

Das Buch wird ergänzt durch ein ausführliches Quellen- und Literaturverzeichnis, für das auch Josef Wermert verantwortlich zeichnet. Hinzu kommen noch ein Abkürzungs- und ein Mitarbeiterverzeichnis.

Alle Einzelabschnitte und Beiträge enthalten einen speziellen Anmerkungs- teil mit den notwendigen Quellen- und Literaturhinweisen. Die Autorinnen und Autoren, die in den meisten Fällen durch einschlägige Veröffentlichungen ausgewiesen sind, erweisen sich als kompetente Kenner und vermitteln den neuesten Forschungsstand. Aufbau und Gliederung des Buches werden der Geschichte Olpes gerecht. Gelegentliche inhaltliche Wiederholungen sind selten und immer durch besondere methodische Ansätze gerechtfertigt. An diesem positiven Gesamtbild können auch gelegentliche Lücken nichts ändern. Die Stadt Olpe kann sich glücklich schätzen, über ein solch fundiertes Werk zu verfügen, das auch modernen Fragestellungen gerecht wird. Es ist zu wünschen, dass die vier weiteren Bände bald erscheinen können.

Helmut Busch

Karl-Friedrich Wiggermann, Impulse. 100 Jahre Evangelischer Pfarrerverein – Gemeinschaft Westfälischer Theologinnen und Theologen, Selbstverlag, Münster 2001, 172 S., brosch.

Der Pfarrerverein (später Pfarrverein) hat in seiner Geschichte viele Impulse gegeben – in die Evangelische Kirche von Westfalen, in die Gemeinden der Landeskirche, in die Gemeinschaft der Pfarrerinnen und Pfarrer sowie weiterer Theologinnen und Theologen in Westfalen. Er hat Impulse von vielen Seiten aufgenommen – aus dem binnenkirchlichen und binnentheologischen Bereich sowie aus einer weiteren Öffentlichkeit (S. 11).

Die wichtigsten Quellen zur Darstellung der Geschichte des Vereins sind seine Publikationen – zunächst das „Westfälische Pfarrerbblatt“, dann die „Nachrichten des Evangelischen Pfarrvereins in Westfalen“ – zusammen mit den Protokollen der Vorstandssitzungen (S. 11).

Im Grußwort des westfälischen Präses Manfred Sorg geht es um den Auftrag des kirchlichen Amtes, „Das Evangelium auszurichten allem Volk“. Der Verbandsvorsitzende Pfarrer Klaus Weber bezieht sich besonders auf das ständig sich wandelnde Pfarrerbild. Der Vorsitzende Pfarrer Ulrich Conrad weist in seinem Grußwort auf die Zuversicht hin, dass Gemeinde und Kirche auf gemeinsamem Wege sind, wobei es darauf ankomme, aufeinander zu hören, voneinander zu lernen und miteinander zu handeln.

In der Einleitung ordnet Wiggermann die Gründung geschickt in die vielfältige Geschichte unterschiedlicher deutscher Vereine im 19. und 20. Jahrhundert ein (S. 13 ff.): Geglückt ist der theologiegeschichtliche Vergleich von Harnacks Vorlesung „Das Wesen des Christentums“ (1899/1900) mit der entsprechenden Vorlesung von Hermann Cremer in Greifswald (1901) und der Rede zur Feier des Jahrhundertwechsels „Neujahr 1900“ von Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf in der Aula der Königlich Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin.

Die Darstellung der Vereinsgeschichte erfolgt in 6 Kapiteln:

1. Geistige Heimat in der Monarchie (1901–1918),
2. Die ungeliebte Republik (1918–1933),
3. Die nationalsozialistische Herrschaft und die Kirche (1933–1945),
4. Die Nachkriegszeit (1945–1960),
5. Die sechziger Jahre und ihre Folgen (1960–1980),
6. Pfarrbild am Ende des 20. Jahrhunderts (1980–2001).

Im Bilde des Flusses lässt sich die Geschichte auch beschreiben als 1. „Gang mit dem Strom“ (der Pfarrverein als Standesvertretung), 2. als „Gegenströmung“ gegen die ungeliebte Republik (gegen eine Politisierung des Pfarrerstandes), 3. als Bildung einer „eigenen Strömung Bruderschaft“ (Rolle im Kirchenkampf des 3. Reiches), 4. als „Hauptstrom zur Aufnahme anderer Zuflüsse“ (Bedeutung des Vereins für die Integration von Ostpfarrern), 5. als „Baustelle von Begradigungen“ (der Pfarrverein als Ort des Austausches über kirchliche Handlungsfelder), 6. als „Schleuse“ für unterschiedliches Verständnis des Amtes (Bild des Pfarrers in Strukturüberlegungen am Ende des 20. Jahrhunderts).

Wenn es stimmt, dass Zukunft Geschichte hat, können Wiggermanns Durchblicke eine Hilfe sein beim geschwisterlichen Gespräch im kollegialen Kreise. Für Studierende und Examenskandidaten gibt seine Arbeit eine gute Anleitung zur Kenntnis der geschichtlichen Gegebenheiten mit einer verstehenden Durchdringung. Für einen Emeritus mit 50 Jahren Zugehörigkeit zum Verein wurde das Buch zu einem Wegweiser für seine retractatio.

Von Anfang an wollte der Pfarrverein im Rahmen des gesamtdeutschen Verbandes die Kleinstaaterei in Deutschland überwinden (S. 21). Wie aktuell dies bis heute geblieben ist, braucht nicht besonders festgestellt zu werden. Die politisch-gesellschaftlichen Entwicklungen vom Bergarbeiterstreik 1905 (S. 31) bis zum 1. Weltkrieg (S. 33) werden durch treffliche Beispiele anschaulich gemacht. Neben dem Gegner im politischen und sozialen Bereich wird dem Gegensatz zum römischen Katholizismus besondere Aufmerksamkeit geschenkt (S. 32). Der Satzesatz des 1. Kapitels wird zum Schlüssel für die folgenden (S. 36): „Der Kaiser ging am 9./10. November 1918 ins Exil. Der letzte kaiserliche Reichskanzler, Prinz Max von Baden, übergab am 9. November dem Sozialdemokraten Friedrich Ebert die Regierungsgewalt. Das Gefühl

geistiger Heimatlosigkeit bemächtigte sich vieler Pfarrer. Konnten sie im Pfarrerverein brüderliches Wegeleit finden?“

Wenn Kirchliches in den Jahren der Weimarer Republik oft rückwärts gewandt war, kündigten sich doch Stimmen an, die im Umbruch neue Möglichkeiten sahen (S. 39). Das 25-jährige Bestehen des Vereins wird vergegenwärtigt durch das Referat des Jubiläumsartikels (S. 39 f.) und den Hauptvortrag des soeben nach Münster berufenen Professors D. Dr. Wilhelm Stählin (S. 42): „Wir sollen durch den Dienst unseres gesamten Lebens ändern zu ihrem Heil helfen. Das ist nicht nur Pfarrerberuf, das ist Christenberuf. Aber eben deswegen wollen wir, dass priesterliche Menschen Pfarrer werden und dass die Pfarrer priesterliche Menschen werden.“ Auch der Satzesatz des zweiten Kapitels aus dem Bericht von Präses Koch im Jahre 1933 ist ein Schlüssel zum Verständnis der Vereinsgeschichte (S. 50): „Zeitgeschichtliche und menschliche Elemente dürfen sich nicht in die kirchliche Verkündigung einmischen, damit kein Synkretismus entstehe. Die Kirche erhalte ihre Aufgabe von Gott.“

Aus der Zeit des Nationalsozialismus werden im 3. Kapitel Quellen erschlossen, die manche Zusammenhänge deutlich werden lassen, die bei einer parteiischen Geschichtsschreibung oft übersehen werden. Wie sich die Fronten klärten, wird durch manche Zitate aus Artikeln des Westfälischen Pfarrersblattes deutlich. Insbesondere ist hier ein Brief von Pfarrer Karl Lücking mit der Beurteilung der kirchlichen Lage im September 1933 zu nennen (S. 55 f.). In den von Wiggermann benutzen Quellen (Verzeichnis auf Seite 143) wird sich wahrscheinlich noch manches finden, aus dem die kirchliche, theologische und kirchenpolitische Lage besser verständlich werden dürfte. Der Anschluss des Westfälischen Pfarrervereins an die Westfälische Bekenntnissynode wurde von Werner Philipps als Aufstand der Jungen bezeichnet (S. 61). Sowohl über Protagonisten als auch über Mitläufer, über Resistente als auch über Widerständige lässt sich manches erfahren oder auch erschließen. Wiggermanns wache Wahrnehmung, die zum kritischen Dialog herausfordert, ist in diesem Zusammenhang besonders zu loben. – Höchst aufschlussreich ist der Bericht über einen Vortrag von Joachim Beckmann im Jahre 1938 „Um die Zukunft der evangelischen Kirche“ (S. 66 f.). Auch für die Frauenforschung ergeben sich Hinweise aus der Westfälischen Beilage zum Deutschen Pfarrersblatt im Juli 1933 (S. 65). Durch Verbot der Gestapo wurde der für 1943 geplante Pfarrertag unmöglich gemacht. Das Zeitschriftenwesen ging kriegsbedingt zu Ende. Zusammenfassend wird gesagt (S. 71): „Der westfälische Pfarrerverein hatte im Kirchenkampf zu den Pfarrertagen ‚Männer mit klarer Linie aus ausgeprägtem kirchlichen und theologischen Profil eingeladen‘; etliche Eingeladene hatten nicht kommen können, weil sie Rede- oder Reiseverbot hatten. Man habe – vom ‚Vereinsmäßigen‘ wegstrebend – immer mehr die ‚Bruderschaft‘ bejaht und gesucht.“

In der Endphase und nach Beendigung des 2. Weltkrieges werden Millionen von Menschen aus ihrer Heimat im Osten vertrieben (S. 72). Die deshalb notwendige Integration gehört sicherlich zu den besonderen Kennzeichen der Geschichte deutscher Nachkriegszeit. Die Aufnahme vieler Ostpfarrer und

ihrer Familien bedeutet in diesem Zusammenhang eine besondere Leistung der Kirche und des Pfarrvereins mit seiner Bereitschaft zur Hilfe. Landesflüchtlingspfarrer Dr. Gerhard Gehlhoff veröffentlichte 1951 einen Aufsatz, der das kirchliche Bewusstsein verdeutlicht. Wir waren – so sinngemäß – mehr gesamtevangelisch als lutherisch oder reformiert und durch mannigfache Strömungen erwecklicher Art geprägt. Erfahrungen im Kirchenkampf, die Bereitschaft junger Theologen mit deutlichen Spuren der Predigerseminare in Bloes-
tau, Naumburg und Finkenwalde haben uns bestimmt. So konnte es zu einem Nehmen und Geben kommen (S. 75). – Höchst aufschlussreich ist der Bericht über die Auseinandersetzung im Blick auf die kirchliche Vergangenheit, einerseits mit dem Vorstand des Gesamtverbandes u. a. über die Bedeutung des Stuttgarter Schulbekenntnisses, andererseits zu Karl Barths Schrift „Die Evangelische Kirche in Deutschland nach dem Zusammenbruch des 3. Reiches“ (S. 79 f.). Wiggemann meint (S. 81): „Im Ganzen ist das Bemühen des Vorstandes zu würdigen, kirchliche und theologische Haltung zu verbinden. Dabei spielte immer die prebyterial-synodale Ordnung der westfälischen Kirche eine tragende Rolle. Die Pfarrer wussten sich in Gemeinde, Presbyterium und Synoden getragen.“

Welche Bedeutung sowohl dem theologischen Nachdenken wie auch der praktischen Erfahrung von Pfarrvereinen und Vorstand (Wiggemann gehört dem Vorstand an) beigemessen wurde, lässt sich an der Liste der Referenten gut ablesen: Hans Joachim Iwand, Ernst Wolf, Martin Fischer, Hendrikus Berghof, Manfred Josuttis, Otto Dibelius, Helmut Claß, Ernst Wilm, Hans Thimme, Alex Funke, Heinrich Reiß. – Im Jahre 1977 hielt der damalige Präses Thimme einen Vortrag zu dem Thema „Kirche heute und morgen“ (S. 101). Er nannte einige Eckwerte: „Die Kirche sei 1. die Kirche Jesu Christi, 2. die Kirche personaler Entscheidung, 3. die Kirche gemeindlicher Verwirklichung, 4. die Kirche missionarischen Dienstes. Es gehe in ihr 1. um rechte Lehre, 2. um rechtes Leben, 3. um rechte Pflege der Gemeinschaft, 4. um rechten Dienst an der Welt, also im Ganzen um Doktrina, Vita, Communio und Missio.“

Wer Arbeiten Wiggemanns zur Frage der Spiritualität kennt, erkennt die geheimen Linien seiner Darstellung besser. Unter Bezugnahme auf insgesamt 428 Fundstellen hat Wiggemann vorbildlich Mentalitätsgeschichte aufgefasst und überzeugend dokumentiert (S. 88): „Bekennende Gemeinde: Das ist das Ziel eines Kirchenkampfes gewesen, in dem mündige Gemeindeglieder manchmal auch für ihre Pfarrer gestritten haben, wenn sie bedrängt waren. Bekennende Gemeinde: Das ist das rechte Wort für die Zukunft der Kirche – in den verschiedenen Situationen. Bekennende Gemeinde: Dafür will der Pfarrerverein in seinen Möglichkeiten eintreten – als Podium pastoraler Spiritualität.“ Die beigegebenen Bilder der Vorsitzenden und des derzeitigen Vorstandes (S. 155-171) lassen den Wandel im Pfarrerstand eindrücklich wahrnehmen (S. 129). Das fehlende Namensverzeichnis – man mag das bedauern – wird das Buch – hoffentlich – davor bewahren, ausgeschlachtet zu werden. Der Dank, den Wiggemann in seinem Vorwort vielen, die ihm bei der Materialbeschaf-

fung geholfen haben, ausgedrückt hat, kann aufrichtig auf ihn erweitert werden, der uns mit seiner Schrift viele „Impulse“ vermittelt. Zum Schluss: „Theologie in Kirche und Gemeinde bewährt sich in einer Spiritualität, welche die (Praktische) Theologie als Ganze befruchten wird – in ihrer Geistesgegenwart auch im neuen Jahrhundert“ (S. 129). Dazu lässt sich nur sagen: Quod Deus bene vertat!

Christoph-Wilken Dahlkötter

Gerhard Besier, Die Kirchen und das Dritte Reich. Spaltungen und Abwehrkämpfe 1934–1937, Propyläenverlag, Berlin/München 2001, 1262 S., geb.

Bei dem vorliegenden Buch handelt es sich um den dritten Band der von Klaus Scholder begonnenen Reihe „Die Kirchen und das Dritte Reich“. In seinem ersten, 1977 erschienenen Band behandelte Scholder die Jahre 1918–1934 unter dem Untertitel „Vorgeschichte und Zeit der Illusionen“. Der zweite Band erschien 1985 und trug den Untertitel „Das Jahr der Ernüchterung 1934. Barmen und Rom“. Scholder hatte ihn zwar noch verfasst, war aber verstorben, bevor er ihn auch herausgeben konnte. Diese Aufgabe übernahmen seine Schüler Gerhard Besier, Dieter Kleinmann und Jörg Thierfelder. Der Heidelberger Kirchenhistoriker Gerhard Besier setzt dann die Arbeiten Scholders zur Geschichte der Kirchen im Dritten Reich fort und legt nun einen weiteren Band vor, der die Jahre von 1934 bis 1937 behandelt und den Untertitel „Spaltungen und Abwehrkämpfe“ trägt.

Um den Ersteindruck der Lektüre dieses umfangreichen Werkes – es umfasst 1262 Seiten – vorwegzunehmen: Das Buch besticht durch seinen stupenden Informationsgehalt. Jeder, der sich im Einzelnen für die kirchengeschichtsrelevanten Geschehnisse dieser Jahre und für die daran beteiligten Personen interessiert, jeder, der darüber hinaus auch im Detail über die Hintergründe dieser Geschehnisse sowie über die Beweggründe der handelnden Personen informiert sein möchte, „kommt bei Besier voll auf seine Kosten“.

Beeindruckend auch der Umfang des Archivmaterials, das der Autor für seine Darstellung benutzt hat. Besier waren nämlich nach dem Zusammenbruch des SED-Regimes Archivbestände in Ostdeutschland zugänglich, die zuvor kein westdeutscher Historiker in ihrem vollen Umfang hatte einsehen können, ja deren Vorhandensein bis dahin nicht einmal allseits bekannt war. Außerdem machte es sich Besier zur Aufgabe, auch in zahlreichen Archiven des Auslandes zu forschen, um auf diese Weise die Einstellung der Ökumene zu den kirchlichen Verhältnissen zu eruieren, die während der NS-Zeit in Deutschland herrschten. So entstand ein unvergleichlich quellengesättigtes Geschichtswerk.

Der Autor ließ sich allerdings nicht dazu verführen, auf der Grundlage dieses sicherlich schwer überschaubaren Quellenmaterials einer ausschließlich der Chronologie der Ereignisse folgenden Geschichtsdarstellung den Vorrang

zu geben. Im Gegenteil, er fokussiert sein Forschungsinteresse auf vier Themenkomplexe, die er systematisch bearbeitet. Im Kern geht es ihm einmal um die „Ideologisierung des Religiösen“ durch die Nationalsozialisten (Kap. 3), zum anderen um die Spaltung der Bekennenden Kirche durch die Einrichtung von Kirchenausschüssen und deren Vorgeschichte (Kap. 1, 4, 5 u. 6), zum dritten um die Abwehrkämpfe, in die die römisch-katholische Kirche durch die wachsende Kirchenfeindschaft der Nationalsozialisten verwickelt wurde (Kap. 2, 7 u. 8), und schließlich um die Positionierung der Kirchen in der Auseinandersetzung mit der NS-Rassenpolitik (Kap. 9).

Bei der Bearbeitung dieser Themenkomplexe stellt Besier heraus, dass die radikalen Nationalsozialisten im Laufe der Jahre zunehmend aggressiver die Synthese von Nationalsozialismus und Christentum, wie sie etwa von den Anhängern der „Glaubensbewegung Deutsche Christen“ propagiert wurde, ablehnten und stattdessen immer offensiver ihre NS-Ideologie in der Öffentlichkeit vertraten. Diese Entwicklung, so Scholder, spiegelt sich zum Beispiel in dem Versuch wider, die Jugend konsequent im Sinne der NS-Weltanschauung zu erziehen; sie manifestiert sich auch in der Förderung von NS-Eliten oder in der – wenn auch nicht parteiamtlich verordneten – „Verkündigung“ einer „neuheidnischen Religion“, wie sie etwa in Rosenbergs „Mythus des 20. Jahrhunderts“ ihren Ausdruck gefunden hatte.

Dass die Jahre 1934 bis 1937 nicht zuletzt durch einen sich quälend lange dahinziehenden Spaltungsprozess innerhalb der BK geprägt waren, wird deutlich an der Darstellung der NS-Kirchenpolitik und ihrer Folgen. Diese Politik verfolgte damals das Ziel, durch die Einrichtung von Kirchenausschüssen, die als kirchenleitende Organe sowohl mit Mitgliedern der oppositionellen Bekennenden Kirche als auch mit regimetreuen Deutschen Christen besetzt waren, die evangelische Kirche zu einen. Diese „Einigungspolitik“ scheiterte nicht nur, nein, sie führte darüber hinaus auch noch zu einer Zersplitterung der BK. Die Geschichte dieses geradezu dramatisch verlaufenden Spaltungsprozesses zeichnet Besier detailliert nach.

Großes Gewicht legt der Autor auch auf die Darstellung der Abwehrkämpfe, die die römisch-katholische Kirche in den Jahren 1934–1937 gegen das NS-Regime zu führen gezwungen wurde. Diese Abwehrkämpfe hatten ihre Ursache in der zunehmend antichristlichen Haltung, die der NS-Staat gerade gegenüber der katholischen Kirche zeigte. Die Katholiken mussten jetzt die bittere Erfahrung machen, dass z. B. durch die Behinderung der kirchlichen Jugendarbeit, durch die Auseinandersetzungen um den Fortbestand der Konfessionsschulen sowie durch Devisenprozesse gegen Ordensangehörige usw., usw. das 1933 abgeschlossene Reichskonkordat von innen her ausgehöhlt wurde. So geriet die katholische Kirche gegenüber dem NS-Regime immer mehr in die Defensive. Diese Tatsache spiegelt sich nicht zuletzt in der Enzyklika „Mit brennender Sorge“ von 1937 wider. – Dass Besier aufgrund des ihm vorliegenden Quellenmaterials in den o. g. Kapiteln von „Abwehrkämpfen“ und nicht von aktivem politischen Widerstand der katholischen Kirche gegenüber dem NS-Staat spricht, trifft den Sachverhalt exakt.

Schließlich charakterisiert der Autor ausführlich die Einstellung der deutschen Kirchen zur „Ausgrenzung und Verfolgung jüdischer Mitbürger“. Besier macht deutlich, dass es innerhalb der christlichen Kirchen zwar zahlreiche Initiativen von Einzelpersonen (Marga Meusel, Charlotte Friedenthal, Elisabeth Schmitz, Klara Hunsche, Martin Albertz und Dietrich Bonhoeffer) sowie von nationalen und internationalen christlichen Hilfsorganisationen zur Unterstützung katholischer und evangelischer Christen jüdischer Herkunft gegeben hat, dass es die Amtskirchen aber an öffentlich wirksamen Hilfsaktionen für ihre Mitbürger jüdischen Glaubens weithin fehlen ließen, obwohl auch gerade diese Juden dringend der Hilfe bedurft hätten.

Noch ein Wort zur Parallelisierung der beiden Konfessionen durch Besier im Rahmen seiner Geschichtsdarstellung: Der in der Nachfolge Scholders vom Autor bewusst praktizierte Verzicht auf ein ausschließlich konfessionsbezogenes Forschungsinteresse bewährt sich. Denn der Perspektivwechsel trägt zur wechselseitigen Erhellung vergleichbarer und unterschiedlicher Positionen der beiden Großkirchen gegenüber dem Dritten Reich wesentlich bei.

So ist das Studium dieses Buches für jeden Kirchenhistoriker ein Gewinn. Ob Besier allerdings mit seiner umfangreichen Arbeit ein breites Lesepublikum ansprechen kann, muss, wie mir scheint, eine offene Frage bleiben. Manche Studenten der Theologie, manche Pfarrer und Religionslehrer sowie viele interessierte Laien werden möglicherweise in der Freude Besiers am Detail – einem oben ausdrücklich begrüßten Vorzug des Buches – eine Hürde erblicken, die zu überspringen sie sich nicht in der Lage sehen. Denn die Lektüre dieses Buches verlangt ein so hohes Maß an Ausdauer und Durchhaltevermögen, wie es heute kaum jemand für die Auseinandersetzung mit den Ereignissen von nur vier Jahren deutscher Kirchengeschichte aufbringt.

Zum Schluss eine Anmerkung zur Intention Besiers: In seinem Vorwort schreibt der Autor, dass sein Buch geprägt sei „von der historisch-theologischen Urteilsbildung in der Perspektive der Barmer Theologischen Erklärung“. Der Autor hatte während der Arbeit an seinem Buch dieses Forschungsinteresse sicherlich im Auge, er verleiht ihm in seiner Darstellung jedoch nur in einem eher vermittelten Sinn Ausdruck.

In Summa: Es handelt sich bei dem dritten Band der Reihe „Die Kirchen im Dritten Reich“ um eine inhaltsreiche, ergebnisorientierte, quellengesättigte, den interkonfessionellen Dialog fördernde und die Kirchengeschichtsforschung weiterführende Arbeit, die deutlich werden lässt, dass die Mitglieder und kirchenleitenden Organe beider Kirchen in ihrer Haltung gegenüber dem NS-Staat zu je unterschiedlichen Zeiten und in je unterschiedlichen Kontexten zwischen Zustimmung, Anpassung, Verweigerung und Widerstand schwankten.

Man darf auf die kommenden von Besier angekündigten Bände gespannt sein.

Helmut Geck

Gerd Steinwascher, *Osnabrück und der Westfälische Frieden. Die Geschichte der Verhandlungsstadt 1641–1650* (Osnabrücker Geschichtsquellen und Forschungen, 42), Selbstverlag des Vereins, Osnabrück 2000, 416 S., geb.

Der westfälische Frieden beendigte im Jahre 1648 einen Krieg, dem durch seine lange Dauer und durch seine extrem grausame und undisziplinierte Kriegsführung ein hoher Prozentsatz der Bevölkerung Deutschlands zum Opfer fiel. Dass dieser Friedensschluss trotz verfahrenster Situation nach jahrelangen Verhandlungen möglich wurde, ist bis heute für die von Unfrieden erschütterte Welt ein Signal der Hoffnung.

Das mit großem Aufwand als europäisches Ereignis gefeierte 350-jährige Jubiläum des westfälischen Friedens hat trotz etlicher Publikationen und einiger Ausstellungen zum Thema mehr Fragen offen gelassen als beantwortet. Das vorliegende Werk Gerd Steinwaschers, des Leiters des niedersächsischen Staatsarchivs in Osnabrück, bietet Antworten auf viele Fragen, die ins Detail gehen. Steinwascher schreibt die Geschichte des Friedenskongresses der Verhandlungsstadt Osnabrück und verwebt seine Darstellung gleichzeitig mit der Geschichte der Stadt Osnabrück, die nicht nur Ort der Verhandlungen, sondern auch Gegenstand der Verhandlungen war. Als Kenner der Quellen zeichnet er ein Geschichtsbild, das neu erarbeitet ist und alte Klischees meidet. Seine Darstellung gewinnt Authentizität dadurch, dass die unterschiedlichsten Quellen zum Sprechen gebracht werden. Offizielle Verhandlungen mit ihrem oft komplizierten Protokoll, Begegnungen und Gespräche mit halboffiziellen Charakter, Freizeitvergnügungen der Gesandten und Alltagsgeschehen bei Kongressteilnehmern und Einheimischen werden so dargestellt, dass das Werk trotz des spröden Stoffes keineswegs in trockene Darstellung verfällt, sondern viel mehr auf keiner Seite seine Spannung verliert. 2202 Anmerkungen, vor allem mit Quellenhinweisen, lassen das Werk trotz flüssiger Darstellungsweise wissenschaftlichen Ansprüchen genügen. Sie ermöglichen es, den dargestellten Fakten im Einzelnen nachzugehen. Quellenbestände und Literatur sind im entsprechenden Verzeichnis nachgewiesen. Ein Orts- und Personenindex ist beigegeben.

Walter Gröne

Herbert Stöwer/Erich Sandow (...), *Die ältesten lippischen Landschatzregister von 1467, 1488, 1497, 1507* (Westfälische Schatzungs- und Steuerregister, Bd. 7, Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen XXX), Aschendorff, Münster 2001, XLIII, 171, IV S. geb.

Eine wichtige Quelle für die Erforschung der lippischen Territorialbildung sind die Landschatzregister, deren ältester Bestand, vier Register von 1467, 1488, 1497 und 1507, in einer sorgfältigen Edition herausgegeben wurden. Die Register erfassen ländlichen Grundbesitz, von dem als landesherrliche Steuer

der Landschatz erhoben wurde. Ritter, Bürger, Geistliche, Küster und landesherrliche Bedienstete waren vom Landschatz ausgenommen. Mit der Anlage der Register durch Vögte und Pfarrer wurde ein Beitrag zur schriftlichen Fixierung landesherrlicher Rechte geleistet, die für die Ausbildung eines Territoriums nötig waren. Anstelle mündlicher Überlieferungen, die immer wieder zu langwierigen Streitigkeiten um Besitz und Rechte führen mussten, wird mit der systematischen schriftlichen Inventarisierung die Grundlage eines geordneten Rechnungswesens erstellt. Aus dem Vergleich der vier Schatzregister lassen sich Schlüsse ziehen auf die Entwicklung ländlichen Grundbesitzes im Auf und Nieder politischer, wirtschaftlicher und sozialer Situationen. Als Anhang beigefügt sind ein undatiertes Schatzregister von ca. 1390, ein Bruchstück eines Schatzregisters aus der selben Zeit, sowie Ausgabenvermerke zu den Registern von 1488/89, 1494/95 und 1497/98.

Die vier Register sind in ortsbezogener Zusammenschau abgedruckt. Die Ortsnamen sind durch die Beifügung der modernen Ortsnamen ergänzt. Die Edition verzichtet auf die Zuordnung der einzelnen Höfe bzw. Namen zu Höfen und Hausstätten der Gegenwart. Umfassende Vorbemerkungen für die Register enthalten Angaben über Umfang, Format, Datierung, unbeschriebene Seiten sowie eine aktentechnische Beschreibung. Angaben zum jeweiligen Münzsystem und Geldwert sind besonders hilfreich. Weiter werden die Gliederung, Provenienz und Aktsignatur angegeben. Ein Ortsregister ist beigefügt. Acht Faksimiles einzelner Seiten aus den bearbeiteten Registern geben einen Eindruck von den originalen Handschriften wieder.

Walter Gröne

Stefan Brakensiek (Hrsg.), Widukindbilder der Vormoderne: Imaginationen eines Mythos, CD-ROM, Verlag für Regionalgeschichte, Bielefeld 2002.

Auch die traditionelle Historikerzunft wird nicht mehr die Augen vor der Entwicklung neuer Techniken der Wissensübermittlung verschließen können. Traditionell sehr buchbezogen, stellt für den Wissenschaftler die Präsentation der Ergebnisse über eine CD-Rom eine Herausforderung dar. Dieser Herausforderung haben sich Stefan Brakensiek sowie die Mitautorinnen Anke Killing und Anne Roerkohl gestellt. Ob das Ergebnis als gelungen betrachtet werden kann, ist sicherlich von der Erwartungshaltung des Betrachters abhängig. Allerdings bietet sich das Thema Widukind und dessen Deutung im Laufe der Jahrhunderte besonders gut für eine multimediale Darstellung an. Die verschiedenen Deutungen können in ihren Zeitzusammenhängen, aber auch in ihren Deutungsmustern verschieden dargestellt werden.

Der Konflikt zwischen Widukind und Karl dem Großen ist trotz spärlicher zeitgenössischer Quellen schon immer Grundlage für die Bildung verschiedener Legenden gewesen. Nach heftigen Kämpfen zwischen den Sachsen und den Franken zwischen 772 und 785 lässt sich Widukind schließlich taufen.

Schon bald entstehen Legenden, die das Bild des Widukind unterschiedlich deuten. Ist für die einen Widukind ein Heiliger, der sich von der Kraft des Christentums überzeugen lässt, sehen andere in ihm einen Widerstandskämpfer und Kriegsheld, der für die regionale Identität der Westfalen, Sachsen und Niedersachsen steht. Ziel der CD ist die Vermittlung der Erkenntnis, dass politische Herrschaft der Legitimation durch Geschichtsmythen bedarf, und Widukind ist mit seiner Biographie bei gleichzeitigem Mangel an zeitgenössischen Quellen eine hervorragende Figur, die sich für die verschiedensten politischen Ziele einsetzen lässt.

Merkmal der digitalen Darstellung ist die Auflösung eines einzelnen Darstellungsstranges zugunsten der Verknüpfung verschiedenster Aspekte und Fragestellungen. Gleichwohl bietet die CD zwei Hauptstränge zur Durcharbeitung an: Neben der chronologischen Darstellung der Entwicklung der verschiedenen Widukind-Deutungen von 770 bis 1748 bietet sich die Erarbeitung der Widukind-Bilder nach verschiedenen Grunddeutungsmustern an (Widukind als Heiliger, Stammvater, Krieger und Held und als Identitätsstifter für die Heimat). Über diese verschiedenen Kapitel gelangt man zu den insgesamt 270 Exponaten. Diese Exponate sind nicht nur ausführlich beschrieben, sondern auch jeweils in das historische Umfeld und in die kunstgeschichtliche Entwicklung eingebunden. Bei den Exponaten handelt es sich um die verschiedensten Darstellungen aus der Kunst, aber auch um schriftliche Quellen wie z. B. Chroniken. Ein Teil der Darstellungen der Exponate ist zudem mit historischer Musik und einem Text hinterlegt, die allerdings auf Dauer eher störend wirken. Bei den Texten handelt es sich zudem nicht um Zusatzinformationen, sondern um die Rezitation des geschriebenen Textes. Allerdings erschloss sich nicht dem Rezensenten, nach welchen Kriterien einige Texte gesprochen hinterlegt worden sind und andere wiederum nicht. Diese akustischen Informationen können aber auch per Mausklick ausgeschaltet werden.

Die CD richtet sich u. a. an Historiker und Kunstwissenschaftler, Schüler des Geschichtsunterrichts der Sekundarstufe II und an die Besucher des Widukind-Museums in Enger. Schon die Aufzählung der Adressaten dieser CD macht deutlich, dass den unterschiedlichen Erwartungshaltungen dieser Gruppen nur schwer entsprochen werden kann. Sicherlich bietet hier die CD mehr Möglichkeiten durch das Hin- und Herspringen zwischen den einzelnen Themen und Exponaten. Aber die Beschreibung der Themen und des Umfelds, wenn auch auf insgesamt 340 Textseiten, geht nicht so weit in die Tiefe, wie es ein Historiker erwarten würde. Insofern kann die CD Anregungen für weitere Lektüre geben – dies geschieht auch durch umfangreiche Literaturhinweise –, kann aber selber auch nur einen Einstieg in die Fragestellung bieten. Insbesondere für den Schulunterricht scheint mir dieses Medium zur Vermittlung schwieriger historischer Fragestellungen geeignet, da die Verknüpfung mit Kunstgegenständen eine Visualisierung ermöglicht.

Zusammenfassend wird die Bearbeitung eines historischen Themas auf elektronischen Medien sicherlich ihren Platz in der Wissenschaft finden. Allerdings bleibt auch dieses Medium abhängig von der Qualität der inhaltlichen

Bearbeitung. Diese notwendige Tiefe einer wissenschaftlichen Untersuchung hat diese CD nicht erreicht bzw. nicht erreichen wollen. Insofern wird die Lektüre von wissenschaftlichen Aufsätzen und Texten auch nicht überflüssig, zumal das Arbeiten am Text mit Unterstreichungen etc. in dieser Form am Bildschirm nicht möglich ist. Leider funktionierte auch die Druckfunktion der CD nicht, so dass nicht einmal Ausdrücke für eine intensivere Bearbeitung möglich waren. Bedauerlich ist zudem, dass eine Rechercheroutine – ein einfaches Standardhilfsmittel in der EDV – nicht eingearbeitet worden ist. So ist eine Suche nach Stichworten über die verschiedenen Seiten hinweg nicht möglich.

Mit dieser CD ist ein geeigneter Einstieg in ein historisches Thema gelungen. Gerade auch angesichts des sehr niedrigen Preises (19 Euro) wird hier die Aufarbeitung eines historischen Themas mit einer multimedialen Präsentation verbunden, die in gedruckter Form nicht möglich wäre. Dieses sind auch die Stärken dieser Veröffentlichung. Insofern ist dies ein gelungener Versuch der Präsentation historischer Themen auf elektronischen Medien. Dabei lässt sich an Hand des Impressums nur erahnen, welch großer Aufwand hinter der Produktion dieser CD gestanden hat. Dieses Beispiel sollte aber Mut machen, bei der Wissensvermittlung historischer Themen auch neue Wege zu gehen und die Möglichkeiten der elektronischen Medien dazu zu nutzen.

Wolfgang Günther

Ulrich Peter, Christuskreuz und rote Fahne. Der Bund religiöser Sozialisten in Westfalen und Lippe während der Weimarer Republik (Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte, Bd. 24) Luther-Verlag, Bielefeld 2002, 528 S., brosch.

Mit seiner umfangreichen Arbeit beleuchtet Ulrich Peter eine Bewegung in der Weimarer Republik, die als solche die Richtung der Kirche nicht wesentlich beeinflusst hat, aber mit ihrer Position einen Einblick in die Vielschichtigkeit des Protestantismus dieser Zeit gibt. Gleichzeitig stellt die Arbeit Klischees in Frage, die früher lange Zeit zum Standardrepertoire konservativer Kirchenkreise gehört haben. Der Autor zeigt nämlich auf, dass in Westfalen die Arbeiterschaft eben nicht grundsätzlich kirchenfeindlich eingestellt gewesen ist. Der Versuch der Verknüpfung sozialistischer Vorstellungen mit kirchlichen Glaubenssätzen findet zwar keinen großen Raum in der Kirche, gleichwohl ist die Breitenwirkung der religiösen Sozialisten namentlich in der Endphase der Weimarer Republik, die der Autor nachweist, überraschend vielfältig.

In Westfalen gab es zu Beginn der Weimarer Republik nur zaghafte Versuche, die sozialistischen Ideen mit der Arbeit der Kirchen zu verbinden. Diese Versuche konzentrierten sich v.a. in der Volkskirchenbewegung, die eine Demokratisierung der Kirche forderte. Die gesellschaftlichen Veränderungen durch den Sturz der Monarchie und den Beginn der Weimarer Republik waren nach Meinung dieser Bewegung in der Kirche noch nicht nachvollzogen. Die

Amtskirche sei noch immer dominiert von deutschnationalem Gedankengut und traditionell antisozialistisch. In der Tat hatte die Kirche ihren Kampf gegen die Sozialdemokratie immer auch mit der damit verbundenen Freidenkerbewegung, die ja eine Trennung von Kirche und Staat forderte, begründet. Allerdings war gerade die Arbeiterschaft in Westfalen ausgesprochen untypisch. Auf der einen Seite waren viele katholische Arbeiter im Zentrum organisiert, gleichzeitig war die DNVP durch die evangelischen Vereine recht stabil bei den evangelischen Arbeitern verankert. Dadurch erklärt sich auch die verhältnismäßige schwache Position der SPD gegenüber der KPD. Auch die verhältnismäßig geringen Kirchaustrittszahlen machen deutlich, dass die Arbeiter weiterhin kirchlich blieben, ohne damit deren gesellschaftspolitischen Überzeugungen zu übernehmen. Daher formulierten die religiösen Sozialisten als ein wichtiges Ziel, ein Heimatrecht auch für die Arbeiter in der Kirche zu erkämpfen.

Ulrich Peter versucht die Bedeutung der religiösen Sozialisten in Westfalen vor allem anhand deren Beteiligung bei den Kirchenwahlen nachzuweisen. So kandidierten 1921 sozialistische Pfarrer für die verfassungsgebende Kirchenversammlung der APU beim Bund für die freie ev. Volkskirche. Diese Pfarrer gründeten dann zusammen mit einigen Laien den Bund sozialistischer Pfarrer. Erste Organisationsversuche für eine Gruppe religiöser Sozialisten startete Pfr. Glauert 1923 in Gladbeck. Diese Ortsgruppe sollte eine „Brücke zwischen Kirche und Arbeiterbewegung“ bauen. Bei der Wahl der Vertreter für die größere Gemeindevertretung (Repräsentanten) 1925, die wie die staatlichen Wahlen nach dem Verhältniswahlrecht vonstatten gingen, ist nur in Enger im Kirchenkreis Herford eine sozialistische Liste nachweisbar. Allerdings waren auch einige Vertreter des Bundes für die freie Volkskirche über die Beteiligung an Einheitslisten in Gemeindevertretungen gewählt worden. Erst 1926 bildete sich ein Landesverband des Bundes religiöser Sozialisten in Westfalen, deren erster Vorsitzender Pfr. Glauert wurde. Pfr. Glauert war als Landesvorsitzender gleichzeitig Mitglied im Bundesvorstand. Er spielte dort eine besondere Rolle, weil er das einzige Vorstandsmitglied war, das nicht der SPD angehörte, sondern politisch die örtliche „Kommunale Evangelische Vereinigung“ unterstützte. Dies war insofern problematisch, da der Bund der religiösen Sozialisten sich sehr um die Anerkennung als Organisation von Seiten der SPD bemühte.

Aber die weiteren Bemühungen um Mitglieder und neue Ortsgruppen waren nur wenig erfolgreich. Auch bei der nächsten Kirchenwahl kandidierten Sozialisten nur vereinzelt auf liberalen Listen, eine Liste der freien Volkskirche wurde nur in Gladbeck und im Ortsteil Ennigloh der Kirchengemeinde Bünde aufgestellt. Das Jahr 1931 bildete eine Zäsur für die religiösen Sozialisten in Westfalen. Die Bundesleitung beschloss eine großangelegte Werbekampagne, die mit massiver Unterstützung durch den Bezirksverband der SPD durchgeführt wurde. Dies überrascht nur auf den ersten Blick. Aber die SPD im westlichen Westfalen war deutlich konservativer als andere Bezirke, die überwiegend freidenkerisch ausgerichtet waren. Insofern ließen sich in der westfälischen

schen SPD auch keine kirchenfeindlichen Anträge durchsetzen. Pfr. Glauert war zwischenzeitlich durch Pfr. Aurel von Jüchen als Landesvorsitzender ersetzt worden, was die Zusammenarbeit mit der SPD sicherlich erleichterte. Im September 1931 fand die erste Landesversammlung der religiösen Sozialisten in Dortmund statt. Bei der dabei stattfindenden Neuwahl eines Vorsitzenden fiel der westfälische Landesverband wieder mit einer Besonderheit auf, indem der einzige katholische Landesvorsitzende (Carl Gatzert) dieser Bewegung gewählt wurde. Programmatisch wurden die Ziele in einer Erklärung festgehalten: Die religiösen Sozialisten verstanden sich als Kirchenreformbewegung, die eine für die Armen parteiliche Kirche anstrebten. Ein weiteres Ziel war es, die Arbeiterschaft für die Religion (wieder) zu gewinnen. Gleichzeitig sollte durch eine Wertediskussion die sozialistische Bewegung auch für die Mittelschicht geöffnet werden. In einer Geschäftsordnung wurde die Positionierung des Bundes noch deutlicher. War die Zugehörigkeit zu einer bürgerlichen Partei mit einer Mitgliedschaft unvereinbar, wurde dagegen die Verbindung zur SPD ausdrücklich betont. Die religiösen Sozialisten bezogen bereits zu diesem Zeitpunkt eine deutliche Position gegen die Nationalsozialisten, deren Bewegung in den Zeiten der Wirtschaftskrise immer stärker wurde. Gerade die Auseinandersetzung mit den Nationalsozialisten stärkte die Bewegung der religiösen Sozialisten. Dies wird deutlich an der hohen Zahl der Neugründung von Ortsgruppen. Auf dem Höhepunkt der Weltwirtschaftskrise fand eine Woche nach der Reichstagswahl am 14. November 1932 erneut eine Kirchenwahl statt. Die Kirchenwahlaktivitäten der religiösen Sozialisten wurde diesmal massiv unterstützt durch den SPD-Parteivorstand, zumal die NSDAP die Kirchenwahl als Wahl der Entscheidung stark in den Mittelpunkt ihrer Propaganda gerückt hatte. Erstmals kandidierten Deutsche Christen für die größeren Gemeindevertretungen. Nach Einschätzung des Bundes religiöser Sozialisten war der Amtskirche der Kampf gegen die Arbeiterbewegung wichtiger als der gegen den Nationalsozialismus. Die Gefahr von links werde unterschätzt, die Gefahr durch den Faschismus verharmlost. Diese Einschätzung wurde verstärkt durch zeitweise örtliche Behinderungen der Anmeldung zur Wählerliste, ohne die der Einzelne überhaupt nicht wählen durfte. Auch die Annullierung erfolgreicher Wahlen wegen angeblicher fehlender Kirchlichkeit des gewählten Kandidaten förderte diese Einstellung.

Die Kirchenwahl 1932 führte zum größten Erfolg des Bundes religiöser Sozialisten. In 40 Gemeinden kandidierten sie auf eigenen Listen, in weiteren Gemeinden waren sie z. T. auch in die Einheitsliste mit aufgenommen worden. Bei den 40 Gemeinden wurden zwar 271 Sitze errungen, aber bei den anschließenden Wahlen zum Presbyterium, an denen neben den Gemeindeverordneten das alte Presbyterium und die Pfarrer teilnahmen, konnte sich diese Gruppierung nicht mehr durchsetzen. Im Frühjahr 1933, nach dem Verbot der SPD, löste sich der Landesverband des Bundes religiöser Sozialisten auf, einzelne Mitglieder beteiligten sich am sozialdemokratischen Widerstand oder in der Bekennenden Kirche.

Neben einer begleitenden chronologischen Darstellung bildet die Analyse der Kirchenwahlen 1932 den Schwerpunkt dieser Veröffentlichung. 44 Kirchengemeinden in Westfalen wurden detailliert untersucht. Vor der eigentlichen Wahlanalyse werden die kirchlichen und politischen Verhältnisse geschildert. Auch Konflikte zwischen der Amtskirche und der Arbeiterbewegung vor Ort außerhalb der Kirchenwahlen werden angesprochen. Es überrascht, wie vielfältig die Versuche gewesen sind, als Arbeiter auch in der Kirche Anerkennung und eine Heimat zu finden. Durch das detaillierte Quellenstudium hat der Autor zuweilen interessante Entdeckungen gemacht. Insofern laden das ausführliche Quellen- und Literaturverzeichnis im Anhang zum Weiterforschen ein.

Ausdrücklich erwähnt werden muss der Exkurs von Peter zur Geschichte der religiösen Sozialisten in Lippe. Die dortige Bewegung war geprägt gewesen von Heinrich Schwartz, der auch großen Einfluss auf Ostwestfalen ausüben sollte. Aus der evangelischen Kirche ausgetreten, firmierte er ohne ein theologisches Examen als Geistlicher der Lippischen Volkskirche. Später wurde er dennoch von der mecklenburgischen DC-Leitung zum Vikar und 1936 zum Pfarrer berufen. Wie Ulrich Peter feststellt, ist dieses Phänomen nicht einzigartig und fordert zu intensiven Fragen heraus. Worin liegt diese Affinität zwischen sozialistischem Engagement einerseits und nationalsozialistischem Eifer andererseits begründet? Peter vermutet einen Grund für die Berufung von religiösen Sozialisten durch die Deutschen Christen in dem Bestreben, den konservativen Widerstand der dortigen Amtskirche gegen die Deutschen Christen zu brechen. Schwartzes Karriere war aber 1945 noch nicht beendet. Nach dem Krieg trat er wieder in die SPD ein und wurde nach der Zwangsvereinigung mit der SED Abgeordneter des Mecklenburgischen Landtags. Vor allem durch den lippischen Schulstreit um die Gemeinschaftsschule konnte Schwartz viele Anhänger für seine Volksschulbewegung gewinnen. Überall in Lippe gründeten sich freie Volkskirchengemeinden. Am 1. Oktober 1929 konstituierte sich dann die Lippische Volkskirche, die sich als religiös-sozialistische Alternative zur Amtskirche verstand. Aber schon bald nach Beilegung des Schulstreits hatte das Wachstum der Volkskirchenbewegung in Lippe ein Ende. Schwartz versuchte, diesen Wachstumsschwierigkeiten durch eine Ausweitung seiner Bestrebungen auf Ostwestfalen zu begegnen. Zunehmend entfremdete sich Schwartz durch diese Aktivitäten dem Bund Religiöser Sozialisten, aber auch der SPD. Vor allem die mangelnde Unterstützung der SPD führte zu einem Ende der Lippischen Volkskirche. Im November 1932 siedelte Schwartz nach Berlin um, die Lippische Volkskirche löste sich im Februar 1933 auf.

Nicht nur dieser Exkurs, sondern die gesamte Arbeit macht deutlich, dass es in der Weimarer Republik keine starren Fronten, wie sie so gerne von den jeweiligen Seiten beschworen wurden, gegeben hat. Die Gemengelage zwischen den verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen ist vielschichtiger. Gerade das sozialpolitische Engagement der Inneren Mission zeigt, dass auch die vom Autor häufig als nationalprotestantisch beschriebene Kirche sehr viel

mehr Facetten aufwies, als die Konfrontation mit den Religiösen Sozialisten vermuten lässt. Der Versuch, sozialistische Ideen in Einklang mit den christlichen Idealen zu bringen, blieben nach 1945 weiterhin ein Thema, auch wenn diese Versuche, wie zu Beginn der Weimarer Republik, sicherlich nur zaghaft zu nennen sind. Insofern ist eine Weiterführung dieser Untersuchung für die Zeit nach 1945, die in diesem Buch nur vorsichtig angedeutet werden konnte, sicherlich wünschenswert, nicht zuletzt deswegen, um Parallelen zu der Zeit der Weimarer Republik ziehen zu können.

Wolfgang Günther

Hans-Jürgen Gaber, *„An der Spitze aller Provinzen und Länder“. Trinkerfürsorge und Suchtkrankenhilfe in Westfalen 1820 bis 1995*, Psychiatrie-Verlag, Bonn 2002, 208 S., brosch.

Gaber, selbst langjährig als Arzt in der Suchtkrankenhilfe tätig, hat mit dieser Studie eine medizinhistorische Dissertation vorgelegt, die auch allgemein- und kirchenhistorisches Interesse beanspruchen darf. Die im Titel genannte Spitzenstellung Westfalens in der Trinkerfürsorge und Suchtkrankenhilfe ist ja das Ergebnis sowohl staatlichen als auch kirchlich-diakonischen Handelns: Bereits 1820 gründete die Provinz Westfalen mit ihrem Oberpräsidenten von Vincke das Landarmen- und Arbeitshaus Benninghausen, 1851 die Duisburger Diakonenanstalt ein „Asyl“ für Trinker in Ratingen-Lintorf, 1882 Friedrich von Bodelschwingh d. Ä. die Arbeiterkolonie Wilhelmsdorf bei Bielefeld und 1886 die katholische Kirche die Anstalt „Maria Veen“ bei Borken. Das Miteinander konfessioneller und staatlicher Institutionen ist eins der Leitmotive dieses Buches; andere „rote Fäden“ wären die sich verändernden Einschätzungen der Trunksucht als Sünde, Krankheit oder Mittel der sozialen Auslese sowie ihre Erweiterung zum Suchtbegriff, der dann auch den Drogenkonsum mit umfasste. Entsprechend wechseln die Behandlungsmethoden: von der stationären Behandlung in Irrenhäusern, Normalkrankenhäusern, Spezialkliniken und Heilstätten bis zur ambulanten Hilfe, vom Ziel der „Mäßigkeit“ zur totalen Abstinenz. Aus den vielen evangelischen Mäßigkeits- und Enthaltensamkeitsvereinen entstand die Blaukreuz-Bewegung, aus dem katholischen Verein gegen den Missbrauch geistiger Getränke das „Kreuzbündnis“. Daneben bemühten sich die kirchlich ungebundenen Guttempler, deren westfälische Zentrale Bielefeld war, um ein vollkommenes Alkoholverbot. „Der medizinische Berufsstand verhielt sich gegenüber dieser Laienbewegung reserviert“ (S. 22).

Gaber unterscheidet zwischen verschiedenen Phasen der Trunksucht und ihrer Bekämpfung: der Verelendung durch die napoleonischen Kriege folgte die „Branntweinpest“ in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts; dagegen formierten sich die Mäßigkeitsvereine, z. T. mit evangelisch-pietistischem Hintergrund. Diese brachen 1848 mit der Revolution zusammen. Eine zweite Welle der Verarmung und Verelendung begann mit der Industrialisierung; wieder bot

der Branntwein eine scheinbare Ausflucht, gegen die die neuen Mäßigkeitsvereine auf Bier und Wein setzten. Alkoholismus wurde zunehmend als (Erb-) Krankheit bewertet, auch wenn die moralische Verurteilung des Trinkers, der sich an sich und seiner Familie versündigte, noch lange in Kraft blieb. Der Erste Weltkrieg brachte einen neuen Rückschlag, wieder musste nach 1918 mühsam neu begonnen werden (1921 Gründung der „Reichshauptstelle gegen den Alkoholismus“ in Berlin, der sich 1927 auch die konfessionellen Dachverbände anschlossen). Gaber geht besonders auf das „Mekka“ der Reformpsychiatrie, die Gütersloher Provinzial-Heilanstalt, ein, würdigt aber auch die Trinkerfürsorgestellen (1928 44 evangelische Stellen in Westfalen). Der Weimarer Staat förderte die Anerkennung des Alkoholismus als Krankheit (und nicht mehr als Laster), bereitete aber auch den Boden für rassehygienische Einstellungen vor, die zur Isolierung nicht heilbarer Trinker als „Volksschädlinge“ und deren Zwangssterilisierung in der NS-Zeit führten – dies durchaus im Einklang mit Überzeugungen der alkoholgegnerschaftlichen Verbände. Trinker wurden zu Asozialen abgestempelt, die in Arbeitshäuser und Konzentrationslager abgeschoben wurden.

Der Neuanfang 1945 stand auch hier unter dem Eindruck, „als wäre nichts gewesen“. „Eine Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte im Nationalsozialismus, der aktiven Unterstützung der Gesundheitspolitik im „Dritten Reich“, fand ebenso wenig statt wie eine Ablösung der führenden Funktionäre, die sich gegenseitig verdienstvolles Handeln während der nationalsozialistischen Diktatur bescheinigten.“ (S. 113) Das Konzept der konfessionellen Abstinenzverbände (Alkoholismus als Folge schuld- und sündhaften Verhaltens) erlebte eine Renaissance; erst ab 1953 eröffnete die Weltgesundheitsorganisation neue Wege für die Trinkerfürsorgearbeit durch neue Definitionen („Kontrollverlust“). Wieder war Westfalen führend im Aufbau der Suchtkrankenhilfe durch die Zusammen- bzw. parallele Arbeit konfessioneller Verbände und öffentlicher Stellen. Das Elend der ersten Nachkriegsjahre hatte den Alkoholismus ebenso gefördert, wie der beginnende Wohlstand des Wirtschaftswunders ihn begünstigte; die Nachfrage nach stationären Einrichtungen zur Behandlung und Entwöhnung von Alkoholismus stieg. Neue Heilstätten entstanden in Haldem, Gütersloh, Oerlinghausen, Warstein, Fredeburg, Arnsberg und Brilon. Die staatlichen Einrichtungen erprobten neue offenere Konzepte des Ausgangs, der Wohngemeinschaft, der gemeinsamen Unterbringung von Suchtkranken beiderlei Geschlechts, denen die kirchlichen Einrichtungen nur zögernd und misstrauisch folgten. Der neue Beruf des Suchtkranken-Fachpflegers entstand, Hilfsangebote sowohl im stationären als auch im ambulanten Bereich wurden differenziert geschaffen (z. B. Suchtberatungsstellen). Abstinente Selbsthilfegruppen entstanden, wie z. B. die Anonymen Alkoholiker, doch blieben die Allgemein-Krankenhäuser und niedergelassenen Ärzte laut Gaber die „Achillesferse der Suchtkrankenhilfe“: „... die Inkompetenz vieler Ärzte auf dem Gebiet der Suchterkrankungen (stand) in auffälligem Kontrast zu ihrer Überheblichkeit gegenüber Sozialarbeitern und Psychologen

der Suchtberatungsstellen und stationären Einrichtungen der Suchtkrankenhilfe“ (S. 182).

Die aktuelle Diskussion um Hilfe für Drogenabhängige zeigt, wie heftig umstritten Konzepte der Suchtbekämpfung noch heute sind. So bleibt das Verdienst von Gabers Studie, den historischen Hintergrund solcher Debatten einmal zusammengestellt und aufgehellte zu haben. Westfalen war (und ist) nicht nur in der Geschichte der Suchtbekämpfung dank der Kombination kirchlichen Engagements und landschaftlicher Selbstverwaltung führend, sondern so auch in der regionalhistorischen Darstellung dieses besonderen ärztlichen (und seelsorgerischen) Arbeitsfeldes.

Bernd Hey

Annemarie Töpperwien, Seine „Gehülfin“. Wirken und Bewährung deutscher Missionarsfrauen in Indonesien, 1865–1930 (InterCultura – Missions- und Kulturgeschichtliche Forschungen, Bd. 1), Rüdiger Köppe Verlag, Köln 2002, 180 S., brosch.

„Damit sie nicht vergessen werden, sollen sie an dieser Stelle die Wertschätzung erfahren, die ihnen zukommt. Es geht um die angemessene Erinnerung an die hier genannten Missionarsfrauen...“ (S. 141). So beschreibt die Autorin, Mitglied des Vorstandes der Archiv- und Museumsstiftung der Vereinigten Evangelischen Mission in Wuppertal, Ziel und Zweck ihres Buches. Persönliche Anteilnahme und Erfahrung schwingt mit, war Annemarie Töpperwien von 1958–1969 doch selbst „mitausreisende“ Ehefrau eines Pfarrers auf der indonesischen Insel Nias (westlich von Sumatra). Nias ist auch der Schauplatz des Schicksals der „Gehülfinnen“, die die Missionare der Rheinischen Mission als Ehefrauen und Mitarbeiterinnen auf die Missionsstationen begleiteten. Da begegnet übrigens dem Leser auch ein alter westfälischer Bekannter, der Missionar Heinrich Rabeneck (1875–1939) mit seinen zwei Frauen, dessen „Lebensgeschichte des Niasmissionars aus Hiddenhausen“ Ulrich Rottschäfer 1989 bereits eindringlich und anschaulich geschildert hat (s. meine Rezension im Jahrbuch für Westfälische Kirchengeschichte, Bd. 84, 1990, S. 304–306); leider kennt Töpperwien diese Darstellung nicht.

Die Autorin zitiert oft und gern aus ihren Quellen; das macht das Buch so lebendig und wirklichkeitsnah. Ihr standen die Druckschriften der Rheinischen Mission, die Stations- und Personalakten, Berichte und persönliche Briefe, in einem Fall auch ein Tagebuch zur Verfügung; aus diesem Fundus schaffend gibt sie dem Leben, Arbeiten und Leiden „ihrer“ Missionsfrauen Kontur und Farbe. Allerdings ist es auch ein düsteres Bild: die Schwierigkeit des Lebens und Überlebens scheint oft die auch freudigen Ereignisse überschattet zu haben. Viel, ja manchmal zuviel wurde den Frauen der Missionare als selbstverständlichen Helferinnen, Gefährtinnen und Mitarbeiterinnen ihrer Männer zugemutet. Das begann schon mit Brautschau und Brautwahl: Oft kannten sich die Eheleute erst kurz, manchmal gar nicht; eine gründliche Vorbereitung

oder gar Ausbildung der jungen Frau für ihre neue Rolle erfolgte kaum; dagegen wurde ein unermüdlicher Einsatz für Mann, Familie und Mission erwartet. Die Missionsstationen waren alles andere als gepflegte Residenzen, das Klima gefährlich, die Versorgung schwierig, die Finanzen knapp. Jede Schwangerschaft und Geburt – oft in jährlicher Folge – war ein Kampf auf Leben und Tod für die Frauen, denen ärztliche Betreuung und Geburtshilfe fehlte. Viele Kinder starben früh, und wenn sie überlebten, mussten sich die Eltern nach sieben bis zehn Jahren von ihnen trennen: sie wurden nach Deutschland zurückgeschickt um der qualifizierten Ausbildung willen, zu Verwandten oder ins Internat: ein traumatisches Erlebnis für Eltern und Kinder. Viele Missionskinder, das wird deutlich, haben Trennungsschock und -schmerz zeitlebens nicht verkraftet, litten unter Heimweh, Depressionen und sozialen Defiziten.

Eine gewisse Unbarmherzigkeit hat das Ganze, auch wenn die Ehepaare im Dienst der Mission zusammenhalten und gegenseitige Liebe und Zuneigung entwickeln. Zwar kümmert sich die Barmer Missionsleitung um die Kinder, weniger um die Frauen, über die man „nicht so genau unterrichtet“ ist: sie bleiben „in der Sicht der Barmer Leitung und in der Berichterstattung der Rheinischen Mission seltsam blass und kaum erwähnenswert“ (S. 139). Im Mittelpunkt steht immer der Mann, der Missionar: seine Leistung wird gewürdigt, nicht die seiner Lebensgefährtin – ohne die, das wird sehr deutlich, doch eigentlich nichts ging: „sie war Gefährtin seiner Einsamkeit, Partnerin im Vorzeigemodell ‚christliche Ehe‘, Brücke zur niassischen ‚Frauenwelt‘, Hüterin des Missionshauses und natürlich die unentbehrliche Mutter seiner Kinderschar“ (S. 11). Selbst die „kurzen Lebensdaten zu den Missionarsfamilien“ im Anhang vermitteln in ihren nüchternen Daten die Härte eines solchen Lebens. Wie eheliche Liebe, tiefe Frömmigkeit, entsagungsvoller Dienst und missionarischer Erfolg Hand in Hand gingen und so die missionarische „Innenwelt“ auch ihre kleinen Freuden enthielt, so waren die Häuptlinge der Inselclans und die holländische Kolonialmacht teils hilfreich, teils hinderlich. Zwar blieb offenbare Gewalt eine Ausnahme, aber immer wieder mussten die Missionare, oft auf langen und beschwerlichen Reisen, um den Erhalt ihrer kleinen Gemeinden bangen und kämpfen. Erstaunlich gerade aus heutiger Sicht die Lebensleistung unter so kargen und harten Bedingungen, in fremder Umgebung und Sprache, aus der dann schließlich die heutige Nias-Kirche hervorgegangen ist!

Bernd Hey

Günter Bernhard/Jürgen Scheffler (Hrsg.), Reisen – Entdecken – Sammeln. Völkerkundliche Sammlungen in Westfalen-Lippe, Verlag für Regionalgeschichte, Bielefeld 2001, 222 S., geb.

Das ausgesprochen schöne, reich bebilderte und großformatige Buch ist der Begleitband zu der gleichnamigen Wanderausstellung, die das Westfälische

Museumsamt in Zusammenarbeit mit dem Städtischen Museum Hexenbürgermeisterhaus Lemgo in den Jahren 2001–2003 durchführte. Vorgestellt werden völkerkundliche Sammlungen in Westfalen-Lippe, so das Völkerkundemuseum der Franziskaner in Dorsten, heute Forum der Völker in Werl (Gudrun Wilms-Reinking), das Missionsmuseum St. Xaver in Bad Driburg (Brigitte Wiesenbauer), die Tansania-Sammlung der Bethel-Mission, heute Teil des Museums der Stiftung Vereinigte Evangelische Mission in Wuppertal (Heidie Koch) sowie die Sammlungen Rosen und Kirchhof im Lippischen Landesmuseum Detmold (Kerstin Eckstein) und die Batak-Sammlung der Gebrüder Neubourg im Lemgoer Stadtmuseum (Jürgen Scheffler). Aber auch in kleine Heimatmuseen sind exotische Mitbringsel aus den Kolonien und Missionsgebieten als „Strandgut“ der Geschichte gelangt (Günter Bernhardt).

Alle diese Sammlungen akzentuieren den Zusammenhang deutscher Missions- und Kolonialgeschichte und sind deshalb auch für den Kirchenhistoriker interessant: Missionsvereine, -ausstellungen, -museen und -literatur genossen ja vor allem in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts eine ungeheure Popularität, in der sich missionarisches Sendungsbewusstsein und kolonialer Imperialismus vereinten. Dabei konnten die Missionare sowohl als Vertreter europäischen Überlegenheitsgefühls als auch als Anwälte der missionierten und kolonialisierten „Eingeborenen“ auftreten. Dem weitgehenden Scheitern der christlichen Mission in Indien, China und Japan standen großartige Erfolge, ja „ein Triumph des Christentums“ in Ozeanien gegenüber (Horst Gründer). Neben den Missionaren beresteten aber auch Diplomaten und Kolonialbeamte die fremden Länder (z. B. die Lipper Friedrich Rosen und August Kirchhof, letzterer auch als leidenschaftlicher Jäger) ebenso wie erste Touristen (Achim Sibeth am Beispiel des Batak-Gebietes). So entstanden Sammlungen: aus wissenschaftlichem Interesse und sammlerischer Leidenschaft (Kai Venohr). Die fortdauernde Aktualität und Attraktivität solchen Reisens und der Begegnung mit Freunden und Fremden betonten Christiane Cantauw und Klaus Kösters in ihren Beiträgen.

So führt der Band von der Institutions- und Sammlungsgeschichte immer wieder zu grundlegenden Fragen der Missions- und Kolonialgeschichte sowie des Ferntourismus. Auch kritische Fragen wie die nach der Bewahrung und Zerstörung fremder Kulturen oder nach dem Eigentumsrecht der Herkunftsländer an Sammlungen dieser Art werden gestellt. Die Selbsterfahrung in exotischen Erlebniswelten vermengt sich mit dem christlichen Missionsauftrag und europäischen Kolonialanspruch; Souvenirerwerb und Urlaubsfotos heute sind nicht so verschieden vom Sammlungseifer der kolonialen Ära.

Das ringsum überzeugende Buch ist wieder einmal auch ein Beispiel dafür, wie lokale und regionale Ansätze exemplarisch in „große“ Zusammenhänge der Weltgeschichte einführen und einmünden können. Aber auch ein Beweis dafür, wie glücklich einzelne lokale Initiativen auf der Ebene des Landschaftsverbandes, hier repräsentiert durch das Westfälische Museumsamt, gebündelt und erfolgreich vor- und dargestellt werden können.

Bernd Hey

Martin Pollklas, Der Kreis Wiedenbrück 1933–1936 in den geheimen Lageberichten des Landrates (Veröffentlichungen aus dem Kreisarchiv Gütersloh, Reihe 1, Bd. 6), Verlag für Regionalgeschichte, Bielefeld 2002, 160 S., brosch.

Auch wenn der Höhepunkt der Aufarbeitung lokaler und regionaler NS-Geschichte überschritten zu sein scheint, erscheinen doch immer wieder Darstellungen, die Lücken schließen, das in der regionalen Zeitgeschichte erarbeitete Bild der NS-Zeit vervollständigen, ergänzen und differenzieren. Das ist zu begrüßen, da gerade hier die Frage nach dem Verhalten des „einfachen“ Volksgenossen gegenüber den Verführungen und Anmutungen des Nationalsozialismus gestellt und beantwortet werden kann. Die aufgebauschte und entsprechend ärgerliche Goldhagen-Debatte hätte sich bei besserer Rezeption der regionalen und lokalen Geschichtsforschung durch die „große“ Geschichte als ebenso überflüssig wie banal erwiesen. Das Verhalten der „kleinen“ Leute lässt sich eben nicht aus einer weit entfernten Sicht der national und international orientierten Geschichtsforschung rekonstruieren, ohne über einen groben Leisten geschlagen zu werden.

So ist auch die hier angezeigte Studie über den Kreis Wiedenbrück, heute Teil des Kreises Gütersloh, zu begrüßen, auch wenn sie wenig überraschend Neues bringt. Sie stützt sich zudem weitgehend – bei Verlust anderer Quellen – auf die Lageberichte des Landrats und damit auf die dort zitierten Lageberichte der Bürgermeister, Amts- und Gemeindevorsteher, also eine offizielle Quelle, die trotz aller geforderten und betonten Objektivität eben doch auch gegen Stimmungsmache, Schönfärbereien und Dramatisierung nicht gefeit ist: schließlich waren diese Berichte auch Selbstdarstellung der Schreiber, ihrer Effektivität bzw. ihrer Ohnmacht. Erfreulicherweise wird auf Unstimmigkeiten zwischen den Berichten immer wieder hingewiesen, und gerade auch in den Berichtsteilen über Kirchen und Juden schwingen deutliche Voreingenommenheiten und anpasserisches Gehabe mit.

Nach einer kurzen Vorstellung der Forschungs- und Aktenlage sowie des Kreises Wiedenbrück selbst kommt der Autor zur Sache: Machtergreifung und Gleichschaltung, die Partei und ihre Gliederungen, die Kirchen und Religionsgemeinschaften, die Juden, Landwirtschaft und Industrie werden – das Schema kennt man z. T. aus den Lageberichten – abgehandelt. Das geschieht wie in vielen anderen Regional- und Lokalstudien auch: Man skizziert das Geschehen auf Reichsebene und richtet dann den Blick auf die Verhältnisse am Ort: illustrierend, aber auch relativierend und differenzierend. Ein agrarisch und katholisch geprägter Raum (mit Ausnahme Güterslohs) wie der Kreis Wiedenbrück reagiert auf die Herausforderungen des NS-Regimes anders als ein industriell oder protestantisch geprägter. Zustimmung und Anpassung herrschen auch hier vor, aber Religion und Kirchenzugehörigkeit, in Gütersloh auch die starke Stellung der Bekennenden Kirche in der Heimatstadt des Reichsbischofs Ludwig Müller, dämpfen dann doch von Fall zu Fall die Begeisterung und verhindern die völlige Selbstaufgabe. Dazu kommen das Rabaukentum von SA und SS und eine Reglementierungswut, die etwa die Wirtschaft ebenso schädigt wie

fördert. Das Berufsbeamtentum bleibt bis in die Spitze erstaunlich konstant, stellt sich auch im Fall eklatanter Übergriffe gegen die Partei (selbst in der Judenfrage), kann aber auf Dauer dem Druck von Partei und Staat nicht standhalten, will es wohl auch nicht. Das Zurückdrängen und Verbot der vielen Vereine und Verbände zugunsten der NS-Organisationen führt zu einem Rückzug des Einzelnen ins Private und Unpolitische, aber auch zu einem Festhalten an Tradition und Herkommen, gerade auch im religiösen Bereich. Der „Spagat“ zwischen partiellem Widerstand, zwischen Nonkonformität und Resistenz einerseits bei weitgehender Akklamation des Regimes andererseits ist so „merkwürdig“ nicht (S. 119), sondern geradezu kennzeichnend für Gruppen- und Einzelverhalten bei der allmählichen Etablierung einer totalitären Diktatur, wenn aber noch alte, widerstrebende Überzeugungen vorhanden sind. „Die Bevölkerung gewöhnte sich an den Nationalsozialismus im Alltag“ (S. 154) und richtete sich im neuen Staat ein.

Der Autor wertet vorsichtig und fasst klug zusammen; so entsteht eine zwar nicht spektakuläre, aber doch erhellende Studie eines deutschen und westfälischen Landkreises. Eines sei aber doch besonders – und lobend – hervorgehoben: Fast alle Agierenden wurden bei ihrem vollen Namen genannt; den lange von der nordrhein-westfälischen Archivverwaltung verlangten Unfug von weitgehenden Anonymisierungen macht Pollklas nicht mit.

Bernd Hey

Christian Peters (Hrsg.) / Martin Brecht / Rüdiger Bremme, Zwischen Spener und Volkening. Pietismus in Minden-Ravensberg im 18. und frühen 19. Jahrhundert (Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte, Bd. 23), Luther-Verlag, Bielefeld 2002, 277 S., 6 Abb., kart.

Der Pietismus gehört zu den Themen, denen sich die Forschungsanstrengungen verschiedener geisteswissenschaftlicher Disziplinen in den vergangenen Jahren mit großem Eifer zugewandt haben. Dennoch gibt es weiterhin weiße Flecken auf der Landkarte des Pietismus. Dazu gehören regionale Erscheinungsformen und Entwicklungslinien des Pietismus wie der Pietismus in Minden-Ravensberg. Und das obwohl Letzterer keineswegs zu den vernachlässigten Randerscheinungen des Pietismus gehört, sondern sogar zu den besonders interessanten Forschungsgegenständen. In Minden-Ravensberg hat sich nämlich der Pietismus von den Anfängen im 17. Jahrhundert bis in die Gegenwart durchgehalten und kontinuierlich entwickelt. Das ist ansonsten nur in dem vergleichsweise gut erforschten Württemberg der Fall.

Drei Pietismusforscher aus Westfalen haben mit dem vorliegenden Band den Versuch unternommen, die weißen Flecken auf der Landkarte des Minden-Ravensberger Pietismus zu reduzieren und mit Farbe zu füllen. Es handelt sich um drei qualitätsvolle, aus Quellen, darunter häufig Archivalien, erarbeitete Forschungsbeiträge, die unser Wissen über den Pietismus in Minden-Ra-

vensberg und seine Kontexte erheblich erweitern. Das Werk liefert damit wichtige Beiträge zur aktuellen Pietismusforschung. Es ist jedoch gleichzeitig so gestaltet, dass es auch jeder regionalgeschichtlich oder heimatkundlich Interessierte lesen und verstehen kann.

Christian Peters (geb. 1961), apl. Professor in Münster und bereits mehrfach mit Veröffentlichungen zum Pietismus in Westfalen hervorgetreten, geht am Beispiel von Israel Clauder (1670–1721) der wichtigen Frage nach den halleschen Einflüssen auf den Pietismus in Minden-Ravensberg nach (S. 9–127). Clauder, ein aus Delitzsch in der brandenburg-preußischen Provinz Sachsen gebürtiger früher Anhänger Speners, wirkte nach einem bewegten Leben, das ihn unter anderem nach Darmstadt und Halberstadt geführt hatte, zuletzt als Superintendent von Ravensberg mit Sitz in Bielefeld. Peters zeigt, dass der „Patriarch“ des Pietismus in Minden-Ravensberg keineswegs „harmlos fromm“ war, sondern „ein ungemein agiler und machtbewußter Mann, dessen Frömmigkeit durchaus auch radikale Züge tragen konnte“ (S. 12). Er hielt Konventikel, führte Katechismusexamina ein, liebte schlichte Predigten, praktizierte eine strenge Kirchengzucht und engagierte sich für eine Reform des Armenwesens. Sogar Berührungen mit dem radikalen Pietismus lassen sich nachweisen. Clauder stand unter dem Einfluss Franckes und unterstützte dessen Aufbauarbeit in Halle/Saale mit Geld. Peters kommt zu dem Ergebnis, dass die Einbindung Minden-Ravensberg in das Beziehungsgeflecht des halleschen Pietismus noch „sehr viel dichter“ gewesen ist, als gewöhnlich angenommen wird (S. 125). Der Einfluss Halles auf Minden-Ravensberg machte sich vor allem dadurch geltend, dass die Pfarrerschaft Minden-Ravensbergs gezielt aus Sympathisanten Halles rekrutiert wurde.

Der Einfluss Halles auf die Minden-Ravensberger Erweckungsbewegung wird auch an der zweiten Gestalt deutlich, die in dem Sammelband behandelt wird. Martin Brecht (geb. 1932), emeritierter Professor für Kirchengeschichte in Münster und unermüdlicher Motor der Pietismusforschung (vgl. die – bislang – drei Bände „Geschichte des Pietismus“) stellt den Pfarrer Friedrich August Weihe (1721–1771) vor, der in Halle studiert und dort bei Joachim Lange gewohnt hatte (S. 129–200). Er stammte ebenfalls nicht aus Westfalen, sondern aus Hordorf bei Halberstadt. Als Feldprediger kam er 1743 nach Bielefeld und damit nach Westfalen. Von 1751 an wirkte er als Pfarrer von Gohfeld im Sinne des halleschen Pietismus. Als Quellen stehen über Weihe Lieder und Briefe zur Verfügung, die bislang kaum beachtet wurden. Brecht wertet insbesondere eine bereits kurz nach Weihes Tod erschienene, in der Mitte des 19. Jahrhunderts noch einmal aufgelegte zweibändige Briefsammlung aus, um Weihes Denken, Fühlen und Wirken herauszuarbeiten. Brecht schildert die Krankheitserfahrungen Weihes und behandelt Fragen der Heilsordnung und die von ihm so genannte „Theologie der Krippe“ (S. 166), das besondere Interesse Weihes an der Menschwerdung Christi und die damit verbundene – für jene Zeit wohl noch außergewöhnliche (das Christfest stieg erst im 19. Jahrhundert zum Hauptfest der Christenheit auf) – „Weihnachtsfrömmigkeit“ (S. 166). Die 330 erbaulichen, an rund 70 Adressaten gerichteten

Briefe machen ferner, obwohl sie von dem Herausgeber, dem Sohn Karl Weihe, anonymisiert wurden, etwas von dem „Netzwerk“ (S. 152) deutlich, das der Pietismus in Westfalen und von Westfalen aus aufgebaut hatte. Auch einen Einblick in das sich unter der Leitung von westfälischen Pfarrern herausbildende pietistische Konventikelwesen geben die Briefe. Zuletzt behandelt Brecht die Wirkungsgeschichte Weihes, zu der die Gründung der Ravensberger Partikulargesellschaft der Baseler Deutschen Christentumsgesellschaft gehörte. Brechts Untersuchung gibt weitere Argumente dafür, dass die ostwestfälische Erweckungsbewegung des 19. Jahrhunderts kein wirklicher Neuaufbruch war, sondern an Kontinuitäten anknüpfen konnte.

Der westfälische Pfarrer i. R. Rüdiger Bremme wendet sich keiner prominenten Gestalt des westfälischen Pietismus zu, sondern einem Mann aus dem dritten oder sogar vierten Glied, dem Falkendieker Dorfschulmeister Johann Henrich Broyer (1743–1820) aus dem Umfeld der von Weihe 1767 ausgelösten Gohfelder Erweckung (S. 201–261). Sein Beitrag greift also im Anschluss an Brecht die Frage nach den Wirkungen Weihes auf und gibt zugleich einen bildungs-, sozial- und kulturgeschichtlich aufschlussreichen Einblick in das Volksschulwesen des ausgehenden 18. und des frühen 19. Jahrhunderts. Broyer war zehn Jahre lang Soldat gewesen, wurde dann vom Pietismus erfasst, erlangte durch die Beschäftigung mit der Bibel und mit Erbauungsschriften die Lese- und Schreibfähigkeit (eine bislang wenig beachtete, aber sicherlich häufig zu beobachtende Bildungswirkung des Pietismus!) und wurde 1774 Schulmeister. Neben seiner Unterrichtstätigkeit hielt er pietistische Versammlungen ab. Bremme schildert den Ablauf der Berufung Broyers und die mit ihr verbundenen Schwierigkeiten sowie Streitereien um die Frage der Schulaufsicht und der Gebäuderenovierung, gipfelnd in dem Versuch, den Schulmeister abzusetzen. Broyers Gegner waren Pfarrer, die dem Pietismus feindlich gesonnen waren. Der Leser gewinnt einen lebendigen, teilweise drastischen Einblick in die Realitäten des Schul- und Lebensalltags auf dem Land. Auch über die wirtschaftlichen Verhältnisse Broyers informiert Bremme.

Alle drei Autoren schöpfen aus bislang wenig oder gar nicht beachteten Quellen, die auch ausführlich zitiert werden. Die langen Zitatblöcke erschweren etwas ein zügiges Lesen. Vielleicht hätte man die längeren Texte in einem Dokumentenanhang unterbringen sollen. Der Band ist sorgfältig gestaltet und mit genauen Nachweisen ausgestattet. Peters hat sich die Mühe gemacht, bei fast allen Personen, die in seinem Beitrag vorkommen, biografische Recherchen durchzuführen. Personen- und Ortsregister helfen bei der Auswertung unter gezielten Fragestellungen. Beispielsweise geben die drei Aufsätze auch detaillierte Einblicke in den Pietismus anderer Regionen, u. a. Hessen-Darmstadts. Mehrfach berühren sie auch die wichtige Thematik „Pietismus und Aufklärung“.

Martin H. Jung

Sabine Hanrath, *Zwischen ‚Euthanasie‘ und Psychiatriereform. Anstaltspsychiatrie in Westfalen und Brandenburg: Ein deutsch-deutscher Vergleich (1945–1964)* (Forschungen zur Regionalgeschichte, Bd. 41), Ferdinand Schöningh Verlag, Paderborn u. a. 2002, 511 S., ca. 20 Abb., geb.

Bislang ist die Psychiatriegeschichte der Nachkriegszeit in Deutschland nicht an die Epochenzäsur 1968 herangeführt. Dass ja 1968 nicht 1968 begann, sondern selbst eine zu historisierende Zäsur ist, wurde bislang in einigen politik- und sozialgeschichtlichen Darstellungen gezeigt. Die Psychiatriegeschichte gehörte bislang nicht zu den Gegenständen einer Betrachtung, gerade sofern es um die Entwicklung in beiden Teilen Deutschlands geht. Hier kommt nun die Arbeit von Sabine Hanrath mit einem auf den ersten Blick unspektakulären, aber umso profunderen deutsch-deutschen Vergleich daher. Die bei den Professoren Joachim Radkau und Peter Weingart entstandene Promotionsschrift konzentriert sich auf die Geschichte von zwei Anstalten, der Provinzialheilanstalt und späteren Westfälischen Landeslinik Gütersloh und der Landesanstalt Brandenburg-Görden. Und gerade weil hier auf der Mikroebene verglichen wird, darf die Meso- und Makroebene der ländermäßigen und staatlichen Einbindung nicht fehlen. Gerade die sich ergebenden Verschränkungen und Beeinflussungen werden in selten souveräner Art dargestellt, manchmal en passant, manchmal aber auch in eigenen Sinneinheiten hervorgehoben. Hier wird zum großen Teil auch Neuland für die Psychiatriegeschichte betreten: für den westdeutschen Bereich, weil eine Psychiatriegeschichte ohne Rückbindung an die lokale Anstaltsebene immer etwas beliebig in der Heranziehung der Beispiele sein muss, und für den ostdeutschen Bereich, weil selbst die Grundzüge ostdeutscher Psychiatriegeschichte dringend der Aufklärung bedürfen. Einen großen Teil zur Aufklärung trägt diese Studie nun bei, die sich in zwei chronologischen Hauptteilen ihrem Gegenstand nähert. So wird zunächst mit Rückblick auf die Auswirkungen der nationalsozialistischen Sterilisationspolitik und der Betroffenheit von der „Euthanasie“ die Zeit vom Kriegsende bis zur Gründung der beiden deutschen Staaten in den Blick genommen.

Im zweiten Hauptteil wird dann die Anstaltspsychiatrie zwischen Strukturkrise und Reformbeginn beschrieben. In beiden Hauptteilen finden sich jeweils west- und ostdeutsche Parallelerzählungen, die mit vergleichenden Zusammenfassungen abschließen. Dies könnte als Mangel der Darstellungsform des Vergleichs empfunden werden, wenn es nicht so viel wirklich Neues mitzuteilen gäbe, das ansonsten ohne Beachtung unterzugehen droht. Da die Kapiteleinteilung in gleicher Systematik erfolgt, ergibt sich für den informierten Leser durchaus auch die Möglichkeit, die Kapitel parallel zu lesen, um sich über Verwaltungsstrukturen, Traditionen des Rassismus, autoritäre therapeutische Regime in den Anstalten und Reformbestrebungen zu informieren. Die Ergebnisse des Vergleichs sollen hier nur angerissen werden.

Die institutionelle Kontinuität der Landschaftsverbände als Träger der Kliniken auf der Mesoebene erleichterte in Westfalen die Überwindung der in beiden deutschen Provinzen die Anstalten schwer beutelnden Nachkriegsnöte

wie Fremdbelegung, hohe Patientensterblichkeit, Personalmangel und Überbelegung. In Brandenburg bewirkte dagegen die Umstufung der Anstalten auf die untere Verwaltungsebene eine länger andauernde stiefmütterliche Ausstattung der Anstaltspsychiatrie. Die „Friedhofskarte“ war die einprägsame Bezeichnung für die ungenügende Zuteilung von Lebensmitteln, der insbesondere Anstaltspatienten in Brandenburg sich ausgesetzt sahen. Dennoch war der aufgelaufene Modernisierungsbedarf, insbesondere der Bausubstanzverfall der Anstaltspsychiatrie ein gesamtdeutsches Problem, das erst im Verlauf der 1950er Jahre ein wenig abgetragen wurde. Der Arzt- und Pflegemangel wurde in Ostdeutschland bis 1961 durch die ‚Republikflucht‘ vieler Fachkräfte zusätzlich verschärft.

Die Ähnlichkeiten in beiden Ländern und auch deutschen Staaten beim Umgang mit der NS-Zeit oder bei den keimenden Reformimpulsen seit Ende der 1950er Jahre sind dennoch verblüffend. So erfolgte die Entnazifizierung der Ärzteschaft in beiden Ländern recht unvollkommen, was jedoch sicher auch am prophylaktischen Weggang belasteter Ärzte gelegen hatte, die sich andernorts bewarben. Dagegen wurde das Verwaltungspersonal beider Anstalten nachhaltig nach politischen Kriterien sortiert, wobei dann im Osten im Gegensatz zum Westen zusätzlich auch das Pflegerpersonal diesem Screening unterworfen wurde.

Die Reformimpulse, die 1959 im Westen in Form des „Aktionsausschusses zur Verbesserung der Hilfe für psychisch Kranke“ und im Osten als „Fachausschuß für Psychiatrie“ beim DDR-Ministerium für Gesundheitswesen gesetzt wurden, zielten auf eine Ausdifferenzierung der Suchtkranken, geisteskranken Straftäter und geistig Behinderten aus den Anstalten wie auf einen Ausbau ambulanter Angebote. Im Osten führten sie 1963 zu den „Rodewischer Thesen“, die auch im Westen als vorbildlich für die Entwicklung hin zur Psychiatrie-Enquête wahrgenommen wurden.

Dennoch war wohl eine stärkere Orientierung der Psychiatrie im Osten Deutschlands an derjenigen im Westen vorhanden als umgekehrt. Die Verantwortlichen im Westen versuchten jedoch das Argument der Systemkonkurrenz genauso zur Verbesserung der eigenen Anstaltsstandards zu nutzen.

In der genauen Nachzeichnung dieser Wechselbezüge liegt sicher die Stärke der Arbeit. Dass nicht alle Teile (z. B. zur therapeutischen Ausrichtung der Psychiatrie) immer den allerneuesten Stand der Forschung widerspiegeln, ist dagegen angesichts der Fülle neuen Materials, das dargeboten wird, verzeihlich.

Sieht man übrigens den Stand der Anstaltspsychiatrie und den Umgang mit psychisch Kranken als eine Art Lackmustest für die Soziabilität einer Gesellschaft an, schneiden nach dieser Studie beide deutsche Staaten schlecht ab, auch wenn nur im Westen in Form der Psychiatrie-Enquête der Sprung des Themas Anstaltspsychiatrie in eine größere Öffentlichkeit gelungen ist. Sabine Hanrath weist gerade anhand der Mikroebene nach, dass die DDR-Gesellschaft nicht umstandslos als „entdifferenziert“ (Meuschel) und „durchherrscht“ (Kocka) charakterisiert werden kann. So kam es nach ihrer überzeugenden Darlegung eher zu einer „Verinselung des Gesellschaftlichen“ (Lin-

denberger), das sich gerade im lebensweltlichen Nahbereich spiegelte. Dies begrenzte Veränderungsmöglichkeiten und ließ die Gesamtgesellschaft außen vor. Dass jedoch Entscheidungen in diesem Bereich nicht ohne jede politische Relevanz waren, hat sich spätestens bei der Abstimmung mit den Füßen 1989 abgebildet. Doch dies ist ein Thema jenseits des zeitlichen Betrachtungsbereiches der vorliegenden Studie, deren Gewinn dennoch weit über diesen hinausreicht.

Uwe Kaminsky

Johannes Altenberend, Leander van Eß (1772–1847). Bibelübersetzer und Bibelverbreiter zwischen katholischer Aufklärung und evangelikaler Erweckungsbewegung (Studien und Quellen zur westfälischen Geschichte, Bd. 41), Bonifatius GmbH Druck, Paderborn 2001, 448 S., geb.

Die von der Fakultät für Geschichtswissenschaft und Philosophie der Universität Bielefeld im Jahr 2000 als Dissertation angenommene Arbeit von Johannes Altenberend füllt eine seit langem schmerzlich empfundene Forschungslücke. Erstmals liegt hiermit eine umfassende Biographie des katholischen Theologen und Bibelübersetzers Leander van Eß (* 1772 in Warburg, † 1847 in Affolterbach) vor. Altenberend hat sich zum Ziel gesetzt, die Lebensgeschichte von van Eß als Vertreter einer Generation, „die den Übergang von der altständischen zur bürgerlichen Gesellschaft erlebte“ (S. 15), in größerer historischer Breite zu erforschen, d. h. unter Berücksichtigung der politischen, sozialen und kulturellen Umbrüche, und sein Wirken im Spannungsfeld zwischen katholischer Aufklärung und evangelikaler Erweckungsbewegung zu beschreiben.

Er orientiert sich bei der Gliederung seiner Arbeit im Prinzip an den Aufenthalts- bzw. Wirkungsorten van Eß, widmet jedoch der Bibelübersetzung und -verbreitung sowie dem Verhältnis zur katholischen Kirche als zentralen und umfassenden Aspekten seines Lebens berechtigterweise eigene Kapitel. Nach der Schulbildung in Warburg trat Johann Heinrich van Eß 1790 als Novize in die Benediktinerabtei Marienmünster ein, wo er 1791 nach Ablegung der ewigen Gelübde den Namen Leander annahm und 1796 zum Priester geweiht wurde. Nach Aufhebung des Klosters im Zuge der Säkularisation war van Eß ab 1803 als Pfarrer im lippischen Schwalenberg tätig, von 1812–1822 als Professor für katholische Theologie und Pfarrer an der Elisabethkirche in Marburg. Nach der Entlassung aus seinen Ämtern auf eigenen Wunsch 1822 wirkte er als Privatgelehrter in Darmstadt, Alzey und Affolterbach.

Die Fülle dieser detailreichen Studie kann hier nicht annähernd zur Sprache kommen. Einen Eindruck von dem, was hier zu erwarten ist, kann jedoch eine Übersicht über die Kapitel des Buches vermitteln: Kapitel I: Einleitung; Kapitel II: Elternhaus und Schulbildung in Warburg; Kapitel III: Ein aufgeklärter Benediktiner zwischen Resignation und Hoffnung; Kapitel IV: Seelsorger in Schwalenberg zwischen landesherrlichen und persönlichen Interessen; Kapitel

V: Die Übersetzung des Neuen Testaments; Kapitel VI: Pfarrer, Professor und Lehrer in Marburg; Kapitel VII: Bibelübersetzung und Bibellesen zu Beginn der Restaurationszeit; Kapitel VIII: Bibelverbreitung und Bibelgesellschaften bis zum Apokryphenstreit; Kapitel IX: Exkurs: Der Bruch mit Carl van Eß; Kapitel X: Der Wechsel von Marburg nach Darmstadt; Kapitel XI: Agent der British and Foreign Bible Society und der Apokryphenstreit; Kapitel XII: Büchersammler oder Spekulant?; Kapitel XIII: Lebensabend in Alzey und Affolterbach; Kapitel XIV: Zusammenfassung. Die Darstellung wird durch etliche Abbildungen bereichert. Das Quellen- und Literaturverzeichnis ist in vier Teile untergliedert: 1. Schriften Leander van Eß'; 2. Rezensionen zu van Eß' Schriften; 3. Gedruckte Quellen und zeitgenössische Literatur; 4. Sekundärliteratur. Ein Personenregister schließt den Band ab.

Van Eß ist besonders durch seine Bemühungen um die Förderung der Schriftlektüre unter Laien und die Übersetzung und Verbreitung der Bibel bekannt geworden. 1804 hatte er die Übersetzung des Neuen Testaments in Angriff genommen, und zwar zunächst aus dem griechischen Urtext und nicht aus der lateinischen Vulgata. Zur Umstellung auf die Vulgata sah sich van Eß in der fünften Auflage nach heftigen Angriffen aber schließlich doch gezwungen. (Leider fehlt diese wichtige Ausgabe im Verzeichnis der Schriften van Eß'. Hier wäre es interessant gewesen zu sehen, ob und wie die Umstellung auf die Vulgata im Titel erwähnt wird.) Einen Mitarbeiter (bis zur 3. Ausgabe) fand er in seinem Vetter Carl van Eß, der die Übersetzung des Judasbriefs und der Apokalypse übernahm. Dabei orientierten sie sich vor allem an der Übersetzung Luthers und an der des reformierten Pfarrers Johann Jakob Scholz. Mit seiner Bibelübersetzung, die zunächst für Katholiken gedacht war, wollte van Eß jedoch auch eine Annäherung der Konfessionen erreichen. 1807 erschien das Neue Testament in einer katholischen und in einer (kleineren) evangelischen Ausgabe. Die Verbreitungszahlen waren zunächst ganz außerordentlich, allein von 1807 bis 1826 über 583.000 Exemplare. Die Übersetzung des Alten Testaments erschien in zwei Teilen 1822 und 1836, die Gesamtbibel 1840. Außerdem gab van Eß ein griechisch-lateinisches Neues Testament (1827), die Septuaginta (1824) sowie die Vulgata (NT 1822, Vollbibel 1824) heraus.

Die katholische Obrigkeit stand der Schriftlektüre von Laien ablehnend gegenüber, was sich mit der beginnenden Ultramontanisierung noch verstärkte. Van Eß sah jedoch in der grenz- und konfessionsübergreifenden Bibelbewegung eine Möglichkeit, seine Ziele unter Nutzung ihrer Organisationsstrukturen zu realisieren. So arbeitete er mit der British and Foreign Bible Society (BFBS) zusammen, die seine Arbeit unterstützte und die Massenverbreitung seiner Bibelausgaben ermöglichte. 1822 wurde van Eß Agent der BFBS, die jedoch 1830 seinen Lebenswandel zum Anlass nahm, die Zusammenarbeit mit ihm zu beenden. Das Verhältnis war aber schon zuvor durch den Apokryphenstreit schwer belastet und van Eß' Bestreben, die Apokryphen in den Bibeln zu erhalten, gescheitert.

Van Eß' Bemühungen um die Bibelverbreitung und seine Zusammenarbeit mit evangelischen Bibelgesellschaften stießen sehr bald auf Kritik. 1821 wurde

van Eß' Übersetzung des Neuen Testaments auf den Index gesetzt, wobei hier jedoch eher die Person des Übersetzers als die Übersetzung selbst getroffen werden sollte. 1824 verurteilte dann die Enzyklika „Ubi primum“ die Schriftlektüre der Laien und verdammt die (nicht namentlich genannte) BFBS. Damit waren die Weichen für die Zukunft gestellt.

Altenberend hat eine sorgfältige, auch auf umfangreichem Quellenstudium beruhende Arbeit vorgelegt. Sie wertet nicht nur die Korrespondenz van Eß' aus, sondern auch die Archivbestände der BFBS und der Basler Christentumsgesellschaft. Sie ist flüssig und geradezu spannend geschrieben und vermag – nicht zuletzt durch die Einbeziehung des zumeist unveröffentlichten Briefmaterials – sehr viel von der authentischen Persönlichkeit van Eß' zu vermitteln. Bei aller Begeisterung für seinen „Helden“ verschweigt Altenberend aber auch nicht seine schwierigen Charaktereigenschaften: z. B. übergroßer Eifer und Enthusiasmus, was zu Überreaktionen im Umgang mit Andersdenkenden und Kritikern führte, Selbstgerechtigkeit, Geltungs- und Profitsucht. Altenberend kann dennoch das Urteil nicht bestätigen, dass van Eß ein selbstsüchtiger Egoist und taktloser Opportunist gewesen sei. Anstoß erregte van Eß auch durch seinen Lebenswandel: Seit 1824 lebte er zusammen mit Elise von Elliott und deren Sohn in einem Haushalt. Altenberend berichtet hier sehr sachlich und beschränkt sich auf die belegbaren Fakten.

Diese Untersuchung bietet nicht nur die seit langem gewünschte Biographie van Eß', sondern sie liefert außerdem einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der katholischen deutschen Bibelübersetzung im 19. Jahrhundert.

Beate Köster

Dirk Beyer, Kirchlicher Liberalismus in Osnabrück im Verlauf des 19. und am Beginn des 20. Jahrhunderts. Eine Studie zur Kirchengeschichte Niedersachsens (Osnabrücker Geschichtsquellen und Forschungen, Bd. 46), Osnabrück 2002, 531 S., geb.

Es ist zu begrüßen, dass sich heute immer noch junge Wissenschaftler finden, die das Joch zeitraubender, mühevoller Archivstudien auf sich nehmen, um unsere historischen Kenntnisse zu erweitern und die historische Erkenntnis zu fördern. Mit der von der Osnabrücker Universität angenommenen Dissertation stößt Beyer in eine Forschungslücke vor, indem er das Entstehen des Kirchlichen Liberalismus, seine Konsolidierung und schließlich seine endgültige Etablierung in Osnabrück untersucht. Dabei gelingt es dem Verfasser, die bisher vertretene These eines durchgängig herrschenden Kirchlichen Liberalismus zu korrigieren und zu zeigen, wie den kirchlich-liberalen Kräften von Anfang an ein starker innergemeindlicher Widerstand entgegengesetzt wurde.

War man bis 1866 (Annexion Hannovers durch Preußen) bemüht, das Feld der theologischen Auseinandersetzung zu meiden und dafür die Differenzen auf kirchenrechtlichem Gebiet auszutragen, so rückte von nun an die theologische Diskussion ins Zentrum des Interesses. Bei den Auseinandersetzungen

um Ludwig Klapp, Gustav Veesenmeyer, Jacob Regula und später auch um Hermann Weingart geht es um den grundsätzlichen Kampf zwischen Kirchlichem Liberalismus und Neuluthertum auf landeskirchlicher Ebene. Allein schon der Katechismusstreit wie auch die Gründung der Protestantenvereine im Hannoverschen hatten die Klimaveränderung und das Erstarken des liberalen Protestantismus erkennen lassen. Einflusreich waren die Schriften Bernhard Spiegels zur Förderung des Protestantenvereins, in denen er eine bekenntnisfreie Hannoversche Kirche und die Bildung einer deutschen evangelischen Nationalkirche forderte.

Die Untersuchung Beyers spitzt sich zu in der Aufarbeitung des "Falles Hermann Weingart" als Kulminationspunkt einer sich über nahezu ein Jahrhundert hinziehenden Auseinandersetzung zwischen den Osnabrücker kirchlich-liberalen Kräften, gestützt durch Kirchenvorstände, Stadtkonsistorium sowie Magistrat, und der Partei der Wahrung des (neu-)lutherischen Bekenntnisstandes, vertreten auch von der Hannoverschen Kirchenleitung.

Das Bestechende an der vorgelegten Untersuchung ist, dass sie sich freizuhalten weiß von der Versuchung zu einer dem Forschungsgegenstand unangemessenen Systematisierung. Damit gewinnt die Arbeit ihre lebendigen, scharfen Konturen. Mit seinem mikrohistorischen Ansatz gelingt es dem Autor, eine dichte Beschreibung und ein differenziertes Bild von der aktuellen Entwicklung des Kirchlichen Liberalismus vor Ort und darüber hinaus zu entwerfen.

Beyer kann zeigen, wie in den Gemeinden Osnabrücks der Rationalismus in der Form der Neologie weiterwirkt und so den Liberalismus fördert, der in der Versöhnung von Glaube und Vernunft Moral und Sittlichkeit als das Proprium des Christentums und damit zugleich als das tragende Fundament einer bürgerlichen Existenz sowie des Allgemeinwohls herausstellt. Da für die liberale Theologie der Freiheitsbegriff konstitutiv ist, geht es ihr um die Freiheit von Glaubens- und Bekenntniszwang, vom Dogma und von der Bindung an das institutionelle Kirchenregiment. Wie Beyer auf Schritt und Tritt nachweisen kann, ist dieser theologische Liberalismus in Osnabrück sehr stark und weit tiefer verwurzelt als die konservativ-konfessionelle Gegenbewegung. Als die Frage der Union zum Thema wird, strebt der Kirchliche Liberalismus über den Entwurf einer Konsensus-Union hinaus eine symbolfreie Landeskirche an. Allerdings lassen die Osnabrücker "Liberalen" keinen Zweifel aufkommen, dass es ihnen nicht um ein ethisch verflachtes Christentum geht, sondern um Gottes letztgültige Offenbarung in der historischen Einzigartigkeit der Person Jesu Christi. Damit verbindet sich dann aber das intensive Bemühen, Kirche und Kultur miteinander zu versöhnen und die Theologie für das Eingehen auf die Fragen der Zeit zu öffnen.

Facettenreich werden die Bewegungen der einzelnen Strömungen und ihrer Vertreter, die kirchenpolitischen Auseinandersetzungen zwischen den Gemeinden, ihren Kirchenvorständen, dem Osnabrücker Magistrat, dem Stadtkonsistorium, dem Landeskonsistorium bzw. der Hannoverschen Kirchenleitung dargestellt. Der Rezensent muss gestehen, bei der z.T. fesselnden Lektüre

eine Fülle neuer Einsichten gewonnen zu haben. Bei dieser gründlichen detailreichen Arbeit musste der Autor selbstverständlich darauf verzichten, komparativisch ähnliche Entwicklungen in anderen Territorien zu verfolgen und im Vergleich zu beurteilen, obwohl ihm dieser Aspekt durchaus bewusst ist. Trotz aller Quellennähe und Detailgenauigkeit zeichnet sich die Arbeit dadurch aus, dass sie die Osnabrücker kirchliche Territorialgeschichte in den größeren Rahmen der theologie- und konfessionsgeschichtlichen sowie kirchlichen Entwicklung des 19. Jahrhunderts einordnet und in diesem größeren Rahmen auch bewertet. Zukünftige territorialgeschichtliche Darstellungen der Kirchengeschichte Niedersachsens werden an der hier vorgelegten Arbeit nicht vorbeigehen können.

Friedhelm Krüger

Günter Brakelmann, Evangelische Kirche und Judenverfolgung. Drei Einblicke (Schriften der Hans Ehrenberg-Gesellschaft, Bd. 7), Verlag Hartmut Spinner, Waltrop 2001, 124 S., brosch.

Das Buch gibt drei Vorträge Günter Brakelmanns wieder. Zwei davon hielt er 1999 vor der Deutsch-Israelischen Gesellschaft in Bonn. Bei dem dritten handelt es sich um einen Gemeindevortrag in Wattenscheid aus dem Jahre 1998. In einem kurzen Vorwort erläutert der emeritierte Hochschullehrer für Christliche Gesellschaftslehre und Kirchliche Zeitgeschichte, dass alle Beiträge in einem bestimmten Zusammenhang stünden. Sie würden „mit den Mitteln einer verstehenden Methode“ nach den Ursachen für die anfängliche „Zustimmung zur NS-Judenpolitik“ fragen und nach den Gründen für die „Schwierigkeiten der Kirche, sich auch nach dem Holocaust eindeutig mit ihrer Mitschuld historisch-kritisch zu befassen“. Über allem stehe die Suche nach einer Antwort auf die immer wieder gestellte Frage, wieso der deutsche Protestantismus „vor der Judenfrage in der NS-Zeit“ historisch-moralisch versagt habe (S. 9).

Der erste Vortrag ist überschrieben mit „Kirche und staatliche Judenpolitik 1933“. In klaren Worten beschreibt der Autor die Zustimmung des Evangelischen Oberkirchenrates der Kirche der Altpreußischen Union zur von den Nationalsozialisten ausgerufenen „nationalen Revolution“ im April 1933. Die offizielle Kirche habe nach der Machtergreifung die Äußerungen besorgter Christen weitgehend ignoriert (S. 11 f.). Stattdessen sei einer Anzahl „evangelischer Kirchenfürsten“ der Antisemitismus der Nationalsozialisten zu großen Teilen durchaus angenehm gewesen, obwohl sie mit dessen rassistischer Komponente ihre Schwierigkeiten gehabt hätten. Ihr Streben richtete sich angeblich auf eine „Humanisierung des Terrors“ gegen die Juden (S. 19 f.). Brakelmann schildert ausführlich die Quellen, aus denen sich dieser spezifisch protestantische Antisemitismus speiste (S. 21 ff.). Er spricht schließlich von einem „epochalen Versagen der Mehrheit des kirchlichen Protestantismus“ (S. 29).

Der zweite Text in Brakelmanns Buch behandelt das Thema „Kirche und Judenpogrom 1938“. Auf den ersten zehn Seiten beschreibt der Autor jene Ereignisse, die die Parteigänger Hitlers als Anlass für ihre Ausschreitungen gegen die jüdische Bevölkerung nahmen. Anschließend fragt Günter Brakelmann wieder nach der Rolle der evangelischen Kirche. Auch hier ist sein Urteil vernichtend: So habe es „nicht ein einziges verbindliches Kirchenwort zu den Unrechts- und Gewalttaten dieser Novembertage“ gegeben. Nur einzelne Pfarrer und engagierte Frauen und Männer hätten mit den Verfolgten Solidarität gezeigt. Die Gründe für dieses neuerliche Versagen erkennt Brakelmann sowohl im „traditionellen Antisemitismus“ innerhalb des „kirchlichen Milieuprotestantismus“ als auch in der „grundsätzlichen Zustimmung zum autoritären Führerstaat“ (S. 55 f.).

Der dritte Beitrag der Publikation trägt den Titel „Kirche und die Frage der Mitschuld 1945–1980“. Der Autor betont hier noch einmal, dass die Mehrheit der evangelischen Kirchenführer „mentalitätsmäßig aus dem Lager des konservativen Nationalprotestantismus“ kam, „antidemokratisch, antirepublikanisch, antisozialistisch und antikommunistisch“ eingestellt gewesen sei und die „nationale Revolution“ der NSDAP begrüßt hätte (S. 70). Zum wiederholten Male wird der festverwurzelte, traditionelle Antisemitismus der Kirchenoberen erläutert (S. 80 f.). Brakelmann lässt Beispiele für deren öffentlich geäußerte Zustimmung zum Krieg und den Kriegszielen Hitlers folgen. Er gibt aber auch Beispiele für die Haltung evangelischer Theologen, die den Rassenantisemitismus des Nationalsozialismus verwarfen, und schließt damit noch einmal an seinen ersten Vortrag an (S. 72 f.). Dann beleuchtet er die Nachkriegshaltung der evangelischen Kirche und ihrer deutschen Vertreter. Vor allem die Äußerungen Theophil Wurms werden herangezogen, um die These zu stützen, dass zunächst die Frage der Schuld von Christen und Kirche im Zusammenhang mit der Judenvernichtung kaum thematisiert wurde (S. 75 ff.). Stattdessen waren die Hauptverantwortlichen – nicht nur aus kirchlicher Sicht – „die führenden Nationalsozialisten mit ihrer inhumanen Weltanschauung und brutalen Praxis“ (S. 80). Aus diesem Grund sei, so Brakelmann, beispielsweise in der Stuttgarter Schulderklärung des Rates der EKD vom Oktober 1945 kein Hinweis auf die Massenmorde zu finden (S. 83). Der Autor lässt eine Aufstellung von Verlautbarungen der evangelischen Kirche aus den Jahren 1945 bis 1950 folgen, die sich alle in irgendeiner Form mit der „Judenfrage“ und einer kirchlichen Mitverantwortung für die Judenvernichtung auseinandersetzen (S. 86–93).

In einem Nachwort beleuchtet Günter Brakelmann die „Militarisierung der Bibel“ durch deutsche Theologen seit dem Ersten Weltkrieg. Er beschreibt die Mitschuld der „protestantischen Kriegstheologie“ seit 1914 für den Aufstieg des übersteigerten Nationalismus, der schließlich im Nationalsozialismus mündete (S. 112 ff.). Der Autor nennt es eine „religiöse Perversität“, „wenn die Vernichtung der Juden durch die Nationalsozialisten als fortlaufendes Gericht über die alte religiöse Schuld der Juden interpretiert wird“, wie dies in Kirchenkreisen in den ersten Jahren nach 1945 geschehen sei (S. 120).

Vielleicht hätte Brakelmann in seine Aufzählung der Schuldeingeständnisse der evangelischen Kirche nach dem Ende des Nationalsozialismus auch das sogenannte „Betheler Schuldbekenntnis“ der westfälischen Provinzialsynode vom Juli 1946 aufnehmen können. Immerhin sprach dieses doch sehr deutlich und zu einem verhältnismäßig frühen Zeitpunkt von der klaren Erkenntnis, dass man gegen die „Ausrottung der Juden und anderer Verfemter“ nicht laut genug die Stimme erhoben hätte.

Davon abgesehen ist Brakelmanns Darstellungsweise etwas gewöhnungsbedürftig. Neben dem fast durchweg benutzten Präsens in seinen Schilderungen und den aufgeführten Thesen bedient er sich vieler, teilweise sehr langer Zitate. Das ist durchaus fesselnd, aber eben ungewöhnlich. Zudem hätte an einigen Stellen etwas sorgfältiger redigiert werden dürfen.

Doch soll hier kein Formalismus betrieben werden. Folgt man Brakelmanns Vorwort, so richten sich die vorliegenden Texte an ein „hoch interessantes Publikum“, das sich natürlich nicht nur aus Historikerinnen und Historikern zusammensetzt. Günter Brakelmanns Vorträge sind und bleiben gute und engagierte Einführungen in das Thema Evangelische Kirche und Judenverfolgung.

Hans-Jörg Kühne

Günter Brakelmann und Manuela vom Brocke, Emanzipation und Antisemitismus. Ein Arbeits- und Lesebuch, Band 1, 1869–1877 (Schriften der Hans-Ehrenberg-Gesellschaft, Bd. 9), Verlag Hartmut Spenner, Waltrop 2002, 381 S., brosch.

Günter Brakelmann, bis zu seiner Emeritierung im Jahre 1996 Professor für Christliche Gesellschaftslehre und Kirchliche Zeitgeschichte an der Ruhr-Universität Bochum, und Manuela vom Brocke, Mitarbeiterin des Lehrstuhls für Christliche Gesellschaftslehre, legen mit diesem Buch den ersten Band einer Reihe vor, die „Emanzipation und Antisemitismus“ in Deutschland zum Thema hat. Sie will ein komplexeres Bild als das bisherige dieser Problemfelder bieten und hat es sich zur Aufgabe gemacht, nicht nur den „politischen Antisemitismus“, sondern auch den Widerstand dagegen zu behandeln. Die Autoren räumen in ihrem Vorwort ein, dass die Menge der Schriften, die sich mit Antisemitismus auseinandersetzen, fast unüberschaubar geworden ist. Es würden allerdings längere zusammenhängende Wiedergaben von Texten der Gegner und Befürworter des Antisemitismus fehlen (S. 9).

Diese Lücke wollen Brakelmann und vom Brocke mit ihrer nun begonnenen Reihe schließen. Daten, Fakten und Dokumente sollen in chronologischer Abfolge präsentiert werden, um auf diese Weise das Verstehen der Stellungen für und gegen die jüdische Minderheit zu ermöglichen. Das Arbeits- und Lesebuch, das, wie es wörtlich heißt, aus den „Erfahrungen des Universitätsbetriebes und der Erwachsenenbildung hervorgegangen“ ist, wende sich an

Zeitgenossen, die „an der Geschichte des Antisemitismus interessiert“ seien (S. 9), und deckt den Zeitraum von 1869 bis 1877 ab.

Die Darstellung beginnt mit dem „Emanzipationsjahr 1869“. Zunächst wird das „Gesetz betreffend die Gleichberechtigung der Konfessionen in bürgerlicher und staatsbürgerlicher Beziehung“ vom 3. Juli des Jahres erläutert. Es war der Endpunkt lange währendender Auseinandersetzungen um das Für und Wider der sogenannten Judenemanzipation (S. 13 f.). Nach dem sich anschließenden Rückblick auf die Stationen derselben kommen jüdische Streiter für die Gleichberechtigung zu Wort. Im zweiten, dritten und vierten Kapitel stehen Texte unterschiedlichster Provenienz von nichtjüdischen Gegnern und Befürwortern der Emanzipation im Vordergrund des Interesses. Die Leistung der Autoren besteht hier in erster Linie darin, Zusammenhänge herzustellen, die Texte in den historischen Kontext einzuordnen und zu beschreiben, was zwischen den Zeilen gesehen und gelesen werden kann und muss. Zuweilen erfolgen Hinweise auf den Anhang des Buches. Hier finden sich einige der im Text angesprochenen Dokumente teilweise zur Gänze abgedruckt.

Auf den Seiten 116-120 ziehen Brakelmann und vom Brocke ein „Zwischenfazit“, in dem sie feststellen, dass es „die Judenfeindschaft“ oder „den Antisemitismus“ schlechthin nicht gegeben habe, sondern derselbe überaus vielfältig und von den verschiedensten Motivationen geprägt war. Von einer einheitlichen antisemitischen Bewegung konnte im behandelten Zeitraum also noch nicht geredet werden. Die Autoren unterscheiden 26 (!) unterschiedliche Formen des „Antisemitismus“, des „Antitalmudismus“, „Antijudaismus“ oder der „Judenfeindschaft“ (S. 116 f.).

Der nun folgende Anhang des Buches ist sehr umfangreich. Er geht von Seite 130 bis 381 und breitet, neben den abgedruckten Dokumenten, eine Fülle weiteren Materials vor dem Leser aus. So findet sich für jedes der Jahre von 1869 bis 1877 eine Chronologie wichtiger Ereignisse und eine Aufstellung relevanter zeitgenössischer Literatur zum Thema (S. 130-145). Weiterhin gibt es Statistiken zur demographischen Entwicklung der jüdischen Bevölkerung in Deutschland von 1852 bis 1933 (S. 340-347). Ergänzt wird das Buch durch die Wiedergabe von acht Parteiprogrammen der Zeit von 1861 bis 1876 (S. 349-363). Literaturhinweise zur Parteiengeschichte und ein Literaturverzeichnis komplettieren die Publikation (S. 364-381).

Nicht ganz nachvollziehbar sind die Entscheidungen der Autoren für oder gegen den Abdruck bestimmter Dokumente. So findet sich beispielsweise im Abschnitt „2.1 Radikale Kulturkritik am Judentum: Richard Wagner“ dessen Veröffentlichung „Das Judentum in der Musik“ aus den Jahren 1850/1869 mit zum Teil längeren Zitaten ausführlich behandelt. Eine vollständige oder auszugsweise Wiedergabe dieses von den Autoren als „Klassiker der Polemik gegen Juden in der Kunst, vor allem in der Musik“ (S. 23) gewerteten Schriftstückes sucht man im Anhang des Buches jedoch vergeblich. Demgegenüber verzichten Brakelmann und vom Brocke in einigen anderen Kapiteln fast völlig auf Zitate und verweisen stattdessen sofort auf eine bestimmte Quelle

im Anhang (vgl. etwa die Ausführungen zu Emil Lehmann, S. 21 f., zu Otto Glagau, S. 60-62 oder zu Heinrich W. J. Thiersch, S. 70 f.).

Leider ist vielerorts im Buch mangelnde Lektorierung erkennbar. Diese im Einzelnen nachzuweisen soll hier allerdings unterbleiben. Entsprechende Kritik würde in erster Linie auf die Form zielen und wahrscheinlich für viele Leser kaum relevant sein. Denn für diese bleibt festzuhalten, dass sie mit Günter Brakelmanns und Manuela vom Brockes Publikation eine auf großem Sachverstand beruhende Einführung in das Thema „Emanzipation und Antisemitismus“ in Händen halten.

Hans-Jörg Kühne

Bernd-Wilhelm Linnemeier, Jüdisches Leben im Alten Reich. Stadt und Fürstentum Minden in der Frühen Neuzeit (Studien zur Regionalgeschichte, Bd. 15), Verlag für Regionalgeschichte, Bielefeld 2002, 831 S.

Der gewichtige Band ist das Ergebnis eines Forschungsprojekts beim Seminar für Volkskunde/Europäische Ethnologie der Westfälischen Wilhelms-Universität in Münster. Es stand im Rahmen des Schwerpunktprogramms „Das Alte Reich im europäischen Kontext“ und wurde von der Volkswagen-Stiftung gefördert.

Linnemeier präsentiert auf vielen hundert Seiten eine eindrucksvolle Studie des Arbeitens und Lebens der Juden in der Stadt und im Fürstentum Minden. Etliche Aspekte des frühneuzeitlichen Daseins der Minderheit in dem ehemals unabhängigen geistlichen Territorium und der späteren brandenburg-preussischen Provinz an der mittleren Weser werden angesprochen. Sie reichen von der Betrachtung der quantitativen Entwicklung der jüdischen Bevölkerung, der räumlich-geographischen Herkunft, der rechtlichen Situation und der wirtschaftlichen Aktivitäten bis hin zur Untersuchung und Darstellung des alltäglichen Lebens, der inneren Ordnung, des Zivilrechts und des religiösen Kultus der Judenheit.

Das detaillierte Inhaltsverzeichnis und ein Personen- und geographisches Register gestatten es, das Buch als Nachschlagewerk zu gebrauchen. Als nutzerfreundlich ist zu werten, dass die Anmerkungen sich in Fußnoten auf den jeweiligen Seiten befinden und nicht in den Anhang verbannt sind. Neben seiner Funktion als Enzyklopädie eignet sich das Werk für den geduldigeren Leser als guter Einstieg in die Geschichte des Judentums in Deutschland während des genannten Zeitraums. Denn der Konzeption des erwähnten Schwerpunktprogramms entsprechend erfolgt in aller Regel die Einbindung des Berichteten in den geforderten Reichs- und europäischen Kontext. Dieser Schritt ergibt sich im Grunde automatisch und beinahe zwingend, wenn Linnemeier etwa die Herkunft und die verwandtschaftlichen Beziehungen von jüdischen Zuwanderern beleuchtet (S. 89 ff.) oder Formen des Geleitrechts näher untersucht (S. 123 ff., 434 ff.). Es existieren allerdings Ausnahmen: Die Betrachtung

verschiedener Aspekte des täglichen Lebens erlaubt diese Verbindung mit überregionalen Ereignissen nicht. So bleiben die aufschlussreichen Darstellungen der nachbarschaftlichen, familiären und persönlichen Berührungspunkte zwischen Juden und Christen vorwiegend Mikrohistorie. Bernd-Wilhelm Linnemeier beschreibt hier das oft recht unverkrampfte Verhältnis christlicher Bürger Mindens zu den ansässigen Juden während des beginnenden 17. Jahrhunderts. Offenbar gab es eine Vielzahl von Kontakten bis hin zum gemeinsamen Feiern in Gastwirtschaften, in denen sich Protestanten, Katholiken und Juden zusammenfanden (S. 313). Nicht nur damit wird die mittlerweile von einer Reihe Historiker vertretene These bestätigt, die den Weg des Judentums in Westfalen nicht als ausschließlichen Leidensweg interpretiert, sondern als – zumindest teilweise – fast gleichberechtigtes Miteinander von Christen und Juden. In diesem Zusammenhang verblüffen insbesondere Linnemeiers Ausführungen zur Rechtsprechung während des 17. Jahrhunderts, da die christlichen Richter sich bei Auseinandersetzungen zwischen Vertretern der unterschiedlichen Glaubensgemeinschaften scheinbar kaum von Vorurteilen gegenüber der jüdischen Minderheit leiten ließen (S. 317 ff.).

Ausgesprochen interessant sind die Schilderungen der Haltung der Amtskirche in Stadt und Fürstentum Minden im 17. und 18. Jahrhundert. Linnemeier stellt einige ihrer teils gelungenen, teils gescheiterten Missionsversuche unter den Juden dar (S. 754, 757 f.). Letztere nehmen aus heutiger Perspektive fast skurrile Züge an, wenn beispielsweise ein von blindem Missionseifer getriebener Pfarrer allen Ernstes erwog, ein jüdisches Kind seinen Eltern gewaltsam fortzunehmen, um es anschließend taufen zu können. Erst das Einschreiten anderer Pfarrer setzte dem Vorhaben ein Ende (S. 759).

Ebenso spannend ist die Darstellung der wirtschaftlichen Aktivitäten der jüdischen Minderheit, vor allem dann, wenn Linnemeier sich in Randbereiche vorwagt, in denen Juden ebenfalls aktiv waren. So engagierten sich findige Köpfe im Lotteriewesen und im verbotenen Glücksspiel (S. 653 ff.).

Zu den etwas weniger gelungenen Details des Buches gehört das Fehlen eines Sachregisters. Es hätte das Werk komplett gemacht und kaum Wünsche für den eiligen Leser offen gelassen. Auch sollte, der Vollständigkeit halber, dem Literaturverzeichnis ein Quellenverzeichnis beigelegt sein. Dies fehlt aber ebenfalls, obwohl Linnemeier einleitend die benutzten Archivalien genau erläutert (S. 22 ff.). Schließlich stellt sich die Frage, ob man nicht besser, auch bei derart umfangreichen Werken wie dem vorliegenden, die Gliederung maximal dreiteilig belässt, um Überschriftenungetüme wie beispielsweise „14.2.2.5.6 Viehhandel“ (S. 626) zu vermeiden.

Der überwiegend narrative Text kann inhaltlich kaum kritisiert werden. Das gute Darstellungsvermögen des Autors ist evident, das Berichtete wird fesselnd präsentiert. Die einleitenden Ausführungen Linnemeiers und die einigen Kapiteln vorangestellten Überlegungen setzen sich jedoch mit ihrem sehr „elaborierten Code“ unverhältnismäßig stark von den ihnen folgenden Seiten ab und machen das vom Autor Intendierte manchmal schwer erkennbar.

Bernd-Wilhelm Linnemeier weist in seinem Vorwort und der Einleitung immer wieder auf die Notwendigkeit hin, die im Buch geschilderten Ereignisse in Stadt und Fürstentum Minden in ihrer Verflechtung mit dem Reich und Europa zu zeigen. Als Fazit darf formuliert werden, dass ihm dies auf den insgesamt 831 Seiten mit detaillierten Ausführungen, tabellarischen Übersichten, Verzeichnissen und Registern auch sehr gut gelungen ist.

Hans-Jörg Kühne

Robert Stupperich (Hrsg.), *Westfälische Lebensbilder*, Band 16 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen XVII A), Aschendorff, Münster 2000, 214 S., geb..

Der Vorstand der Historischen Kommission für Westfalen ehrt mit dem 16. Band der „Westfälischen Lebensbilder“ sein langjähriges Ehrenmitglied Robert Stupperich, der, zugleich Herausgeber, selbst mit einem Beitrag vertreten ist.

Wie der Titel anzeigt, handelt es sich bei den insgesamt neun Beiträgen, denen jeweils eine Abbildung und ein ausführliches Quellen- und Literaturverzeichnis beigelegt ist, um Lebens- bzw. Werkportraits, die auf regionalgeschichtlichen Forschungen beruhen. Sie leiten den Leser auf gut 200 Seiten durch sechs Jahrhunderte Geschichte, führen ihn nach Rom, Wittenberg, Den Haag und Genua – der allen Beiträgen gemeinsame Fixpunkt jedoch ist Westfalen: Westfalen als Ort primären, temporären, quitierten oder wieder entdeckten Lebens und Wirkens.

Obwohl im Band nicht eigens darauf hingewiesen wird, liegt der konzeptionelle Grundsatz des Werkes in der Vielfältigkeit der Herangehensweisen: Der Band nimmt die unterschiedlichsten Forschungsperspektiven auf – neben der Kirchengeschichte sind die Politik-, Literatur-, Kunst- und Baugeschichte vertreten – und schöpft dadurch das Spektrum biographischer Annäherungs- und Zugriffsmöglichkeiten gekonnt aus. Ein sorgfältig zusammengestelltes Personen- und Ortsregister im Anhang des Bandes rundet den Gesamteindruck ab.

Den Auftakt des Bandes bildet der instruktive und in seiner stilistischsprachlichen Qualität hervorzuhebende Beitrag Hermann-Josef Schmalors über den Paderborner Chronisten Gobelin Person (1358–1421). Schmalor zeichnet das wechselvolle Leben seines Protagonisten zwischen päpstlicher Kurie und westfälischem Pfarramt, zwischen Bologna und Bielefeld nach und hebt insbesondere dessen 1418 abgeschlossene Weltchronik „Cosmidromius“ hervor, in der sich individuell erfahrenes Zeitgeschehen und Extrakte von (nicht mehr erhaltenen) Geschichtswerken zu einer Darstellung fügen, deren Quellenwert nach Ansicht des Autors nicht zu unterschätzen ist.

Im nachfolgenden Artikel konzentriert sich Robert Stupperich vor allem auf die politische Tätigkeit – und damit den letzten Lebensabschnitt – des Münsteraner Syndikus Johann von der Wyck (ca. 1480–1534), der seine Hei-

matstadt in der Zeit der Täuferunruhen bei Verhandlungen um die Aufnahme in den Schmalkaldischen Bund vertrat. Die in dieser Tätigkeit, aber wohl auch in gegenseitiger Abneigung begründete Gegnerschaft zwischen Wyck und dem neu gewählten Bischof Franz von Waldeck besiegelte, so vermutet Stupperich, letztlich das Schicksal des (Kirchen-)Juristen: nach der endgültigen Errichtung der Täuferherrschaft im Februar 1554 wurde er auf der Flucht aus Münster von bischöflichen Gefolgsleuten festgesetzt, die ihm „den Kopf by nachte affslahen“ ließen (Zitat S. 44).

Herbert Westermann erinnert an das Wirken des Theologen Johann Westermann (ca. 1490–1542), dessen „Katechismus“, erschienen vier Jahre vor Luthers Katechismen, zur frühen Entfaltung und sukzessiven Verbreitung der lutherischen Lehre in Westfalen beitrug, und bezeichnet ihn in Anlehnung an Hermann Hamelmann als den „Reformator Westfalens“ (S. 46 u. 60).

Géza Jászais Beitrag liest sich als Werkinterpretation des Münsteraner Bildhauers Johann Brabender (1498/99–1562), dessen wesentliche Schaffensperiode um 1536, d. h. nach den Zerstörungen in Münster durch die Wiedertäufer, begann. Der Autor liefert einen versierten Einblick in die ikonographischen und ikonologischen Spezifika primär der westfälischen Kirchenkunstgeschichte, was den Leser, der ein ‚greifbares‘ Lebensbild erwartet, hier gelegentlich überfordern mag.

Im anschließenden Artikel wird der Blick erneut auf das Täuferreich gelenkt: diesmal aus der Perspektive Hermann von Kerssenbrocks (1519–1585) – hier mit konzeptioneller Klarheit von Karl-Heinz Kirchhoff portraitiert –, der als Heranwachsender Augenzeuge der Unruhen in Münster wurde und das Erlebte 1545 erstmals in literarischer Form an die Öffentlichkeit brachte. Zwei Jahrzehnte später ließ Kerssenbrock, be- und anerkannt ob seiner festen katholischen Haltung, eine weitere Bearbeitung des Themas folgen, mit der er sich, so Kirchhoff abschließend, „einen festen Platz in der Historiographie Westfalens“ sicherte (Zitat S. 105).

Nachdem Harm Klueting das Wirken des mittlerweile in Vergessenheit geratenen Historiographen westfälischer Geschichte Caspar Christian Voigt von Elspe (1632–703) in den Kontext zeitgenössischer gesellschaftspolitischer Interessen stellt und damit schlüssig Fehlurteile in der Elspe-Rezeption aufdeckt, zeichnet Gerhard Goeters (gest. 1997) den Lebensweg des gebürtigen Märkers Rulemann Friedrich Eylert (1770–1852) nach, der seine westfälische Heimat verließ, um schließlich als Prediger am Hof Friedrich Wilhelms III. in Potsdam tätig zu werden. Fern vom Einfluss des Vaters verschrieb sich Eylert dort endgültig der Aufklärung, deren Maximen sich bereits in zahlreichen seiner früher veröffentlichten Predigten spiegelten. Der Theologe verbrachte bis zu seinem Tod 45 Jahre in der Nähe des Königspaares, wo er seinen Platz nicht nur als Prediger, sondern auch als loyaler familien- und kirchenpolitischer Ratgeber und – auch dies ein integraler Bestandteil zeit- und milieutypischer Karrierechancen – als Seelsorger der Gattin des Königs sicherte. In seinem Alterswerk, einer dreibändigen Lebensgeschichte Friedrich Wilhelms III., fasste Eylert Erlebtes und Erfahrenes zusammen. Obwohl, so Goeters, der

Quellenwert dieser Schrift im einzelnen kritisch zu prüfen sei, liefere sie, zusammen mit neuerdings wieder zugänglichen Beständen des preußischen Staatsarchivs, Material für „eine gründliche, überall auf die besten Quellen gestützte Biographie Eylerts [...]“ (Zitat S. 135).

Norbert Aleweld zeichnet den Paderborner Architekten Franz Mündelein (1858–1926) mit fundiertem geistes- und kunstgeschichtlichen Sachverstand, dabei jedoch keineswegs distanziert vom Menschen Mündelein, in die Zeit des „perfekten Historismus“ ein.

Die „Lebensbilder“ schließen mit einem Aufsatz über den zeitweiligen Reichsbischofs und späteren Leiter der Betheler Anstalten Friedrich „Fritz“ von Bodelschwingh (1877–1946). Der Autor, Gerhard Ruhbach (gest. 1999), erinnert daran, dass von Bodelschwinghs Lebensabschnitte häufig untrennbar mit Lebensentscheidungen verbunden waren, die weit über dessen persönliche Belange hinausgingen. Indem der Autor damit *Lebensweg* und *Lebenswerk* von Bodelschwinghs tendenziell gleichsetzt, gerät er gelegentlich ins Spekulieren – was zwar zulässig ist, für die Zeit des Kirchenkampfes jedoch problematisch bleibt: Wäre von Bodelschwingh weiterhin Reichsbischof geblieben, schreibt er, so wäre der Weg der Deutschen Christen zur Kirchenführung „vielleicht sogar unmöglich gewesen ...“, hätte er in der Auseinandersetzung um die Euthanasie nicht eingegriffen, wäre es zu Verlautbarungen der Bekennenden Kirche gekommen, „die der Sache wahrscheinlich nur geschadet hätten“ (Zitate S. 192 u. 195). Während Ruhbach schließlich durch die Zusammenschau von Vater und Sohn von Bodelschwingh, die sich wie ein roter Faden durch seinen Beitrag zieht, ein Stück Institutionsgeschichte liefert, geht mit diesem Vorgehen eine latente Entindividualisierung des jüngeren von Bodelschwingh einher – der Text wiederum erhält gerade dadurch seine innere Geschlossenheit und Intention: Es sind überzeitliche, ihrem eigenen Anspruch nach unantastbare Werte, wie Treue, Gehorsam, Pflichterfüllung und die Fortführung des einmal Ererbten, die den Protagonisten auszeichnen – und von denen, versteht man den Schlusssatz des Autors richtig, „Kirche auch heute [...] Wesentliches lernen kann“ (Zitat S. 196).

Alexandra Mittmann

Wilhelm Ribhegge, Die Grafen von der Mark und die Geschichte der Stadt Hamm im Mittelalter, Ardey-Verlag, Münster 2002, 160 S., zahlr. Abb., brosch.

Wilhelm Ribhegge spricht sich dafür aus, dass die Geschichte Nordrhein-Westfalens nicht erst im Jahre 1946 beginnt. Ob nun Bindestrich oder Verbindungsstrich – entscheidend für die Identität eines Landes seien vielmehr seine gemeinsamen politischen, gesellschaftlichen und kulturellen Wurzeln. Was der Verfasser für Westfalen und das Rheinland in seinem aus einem Beitrag für den Ausstellungskatalog zur 775-jährigen Stadtgründung Hamm hervorgegangenen Buch implizit postuliert (S. 7, 17), das kann er letztlich nicht nach-

weisen, weil er dem in der Breite gar nicht nachgeht. Das ist nicht unbedingt schlimm, schließlich hat der Münsteraner Privatdozent Wilhelm Ribhegge sich schon verschiedentlich und intensiv mit den historischen Erscheinungsformen von Nation, Region, Stadt und Europa längs- und querschnittartig auseinander gesetzt (s. S. 155). Diese Arbeit verzichtet auf theoretische und begriffliche Diskussionen, fragt nicht kulturgeschichtlich nach Handlungsfeldern und Werthorizonten oder untersucht die Symbolhaftigkeit des kommunikativen Verhaltens mittelalterlicher Gruppen und Schichten; und dennoch beinhaltet sie im Modus ereignisgeschichtlicher Erzählung ein wenig von allem. Zeitweise ist sie sogar spannend, wenn die Umstände des gewaltsamen Todes des Kölner Erzbischofs Engelbert 1225 detailliert vorgeführt werden (was 1995 auch von Gerhard E. Sollbach als Kriminalfall dargestellt wurde, dessen Aufsatz allerdings nicht zitiert wird). Engelberts Ermordung stellt aber nicht nur dramaturgisch den Höhepunkt des Buches dar (S. 65-76), sondern vereint als Resultat einer Verschwörung westfälischer Adliger auch verschiedene im Hochmittelalter kulminierende Entwicklungen und Konfliktlinien in der Beziehung eines Kirchenfürsten (als Landesherrn) zum weltlichen Adel. Als Erzbischof hatte Adolf von Altena (1193–1205) die sog. „Entvogtung“ der Klöster eingeleitet, um diese dem Zugriff des weltlichen Adels zu entziehen. Auch sein Nachfolger Engelbert betrieb energisch den Ausbau der geistlichen Landesherrschaft, hatte aber zunehmend mit dem Widerstand von Städten und Adel zu kämpfen. Dass es allerdings in dieser Hinsicht nicht von Belang war, dass Blut dicker als Wasser ist, hatte der Erzbischof leichtfertigerweise nicht ins politische Kalkül gezogen. Er lud den Hass der eigenen Verwandtschaft auf sich, mit der er in Herrschaftsfragen um nichts rücksichtsvoller als mit anderen Edelherren verfahren war – und wurde erschlagen. Der sich in diesem Mord zuspitzende Konflikt innerhalb der mittelalterlichen Adelsgesellschaft, der ein Indiz für die Krise in der damaligen Adelskirche war (S. 75), steht andererseits am Beginn der Geschichte der Stadt Hamm, die von Graf Adolf von der Mark aus der Konkursmasse des erzbischöflichen Mörders Friedrich von Isenberg begründet wurde und die, gemeinsam mit der ebenfalls neuerrichteten Burg Blankenstein, die Grafschaft nicht nur gestärkt und bedeutend erweitert hatte, sondern auch den Ursprung der Geschichte der Grafschaft Mark darstellt (S. 78).

Die vier Hauptkapitel des mit einigen Abbildungen, Ansichten und sinnvollerweise auch einem Auszug aus den Stammtafeln der Grafen von der Mark ausgestatteten Buches („Rheinland und Westfalen“, „Der Konflikt“, „Der Aufstieg der Grafschaft Mark“ und „Die Stadt Hamm und die Grafen von der Mark im späten Mittelalter“) sind nur auf den ersten Blick chronologisch zusammenhängend angeordnet. Vielmehr handelt es sich um eigene Sinnabschnitte, die teilweise aufeinander verweisen und Informationen auch wiederholen (ohne im eigentlichen Sinne redundant zu sein), die aber perspektivische Modifikationen auf das Ganze darstellen: Das erste Kapitel beschreibt in einem regionalgeschichtlichen Zugriff das nicht zuletzt aus der Rolle als Klostervogte wachsende Familien- und Geschlechterbewusstsein, das den Herrschaftsanspruch adliger Familien perpetuierte (S. 21); Hintergrund des zweiten

Kapitels stellt der im frühen 13. Jahrhundert zu verankernde Beginn eines deutschen Föderalismus dar, als königliche Herrschaftsrechte durch Kaiser Friedrich II. 1220 und 1231 an die geistlichen und weltlichen Fürsten abgegeben worden waren (S. 62); Kapitel 3 beinhaltet dann den Durchbruch zum verstärkten Ausbau weltlicher fürstlicher Landesherrschaften sowie zum allmählichen Erstarken deutscher Städte bis zum Spätmittelalter (S. 101); und Kapitel 4 kreist um die territorialrechtlichen Probleme der Landfriedensbewegung (S. 118, 128). – In allen Kapiteln wird jeweils auf die Bedeutung der Stadt Hamm und der Burg Mark innerhalb der Grafschaft Mark abgehoben, endend in dem „Stadtlob“ des Hammtouristen Johannes Murmellius (1506), das als Ausdruck für die nunmehrige identitätsstiftende Rolle der Städte als „Vaterland“ des sich entwickelnden Bürgertums ausführlich zitiert wird und das damit die Antithese zur in der Einleitung des Buches formulierten Geschichtsvergessenheit so mancher Nordrhein-Westfalen darstellen soll.

Jens Murken

Hans-Jörg Kühne, *Kriegsbeute Arbeit. Der „Fremdarbeitereinsatz“ in der Bielefelder Wirtschaft 1939–1945* (Bielefelder Beiträge zur Stadt- und Regionalgeschichte, 17), Verlag für Regionalgeschichte, Bielefeld 2002, 225 S., zahlr. Abb., geb.

Matthias Benad/Regina Mentner (Hrsg.), *Zwangsverpflichtet. Kriegsgefangene und zivile Zwangsarbeiter(-innen) in Bethel und Lobetal 1939–1945*, Bethel-Verlag und Verlag für Regionalgeschichte, Bielefeld 2002, 288 S., brosch.

Uwe Kaminsky, *Dienen unter Zwang. Studien zu ausländischen Arbeitskräften in Evangelischer Kirche und Diakonie im Rheinland während des Zweiten Weltkriegs* (Schriftenreihe des Vereins für Rheinische Kirchengeschichte, 155), Rheinland-Verlag GmbH, Köln 2002, 318 S., geb.

Jörn-Erik Gutheil/Uwe Kaminsky (Hrsg.), „Ich weiß die Namen nicht mehr ...“. *Deportation – Zwangsarbeit – Rückkehr. Begegnungen mit ehemaligen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern in der Ukraine*, foedus-Verlag, Wuppertal 2002, 128 S., brosch.

Ulrike Winkler, *Der Einsatz von Zwangsarbeitskräften in den Einrichtungen der kreuznacher Diakonie von 1940–1945* (Lebenswirklichkeiten – Menschen unter Menschen, 2), Bad Kreuznach 2002, 98 S., brosch.

Wilfried Reininghaus/Norbert Reimann (Hrsg.), *Zwangsarbeit in Deutschland 1939–1945. Archiv- und Sammlungsgut, Topographie und Erschließungsstrategien*, Redaktion: Annette Hennigs und Ines Oberling, Verlag für Regionalgeschichte, Bielefeld 2001, 288 S., geb.

Dass wissenschaftliche Studien vielfach auf außerwissenschaftlichen Anfragen beruhen, ist besonders in der gegenwärtigen Konjunktur der Zwangsarbeiterforschungen bemerkbar. Über die Qualität der mittlerweile entstandenen Arbeiten sagt deren politisch induziertes Zustandekommen, wie der folgende Literaturbericht belegt, hingegen noch nichts aus. Denn im Zuge der Entschädigungsdebatte ehemaliger, insbesondere osteuropäischer Zwangsarbeiter wur-

de nicht nur eine Bundesstiftung zur Abgeltung von finanziellen Leistungen an die Opfer eingerichtet, sondern es fühlten sich unter dem öffentlichen Druck auch zahllose Kommunen, Unternehmen, Verbände und die Kirchen bemüht, ergründen zu lassen, wie es denn in ihrem eigenen Verantwortungsbereich um den Einsatz von ausländischen Zivilarbeitern und Kriegsgefangenen während des Zweiten Weltkriegs bestellt war. – Mit welchem Erkenntnisinteresse gingen nun aber die daraufhin entstandenen lokalen, regionalen und übergreifenden Forschungsprojekte an die Arbeit, welchen Erkenntnisstand hatte die bisherige Forschung zu bieten und welche neuen Einsichten konnten gewonnen werden?

Dafür war zunächst aber, insbesondere angesichts knapper Fristen für die Entschädigungsanträge, die Frage nach den Quellen zu klären: Auf welche Archivalienbestände und Archive konnte man eigentlich noch zurückgreifen, wenn doch zum einen bereits bestimmte gesetzliche Aufbewahrungsfristen abgelaufen sind und zum anderen die Überlieferung jener Jahre aufgrund der Kriegseinwirkungen sowie nachträglicher Kassationen in vermeintlich NS-belasteten Beständen unterschiedlich dicht und aussagekräftig ist? Und war nicht zudem das bereits bekannte und im Zuge früherer Studien gesichtete Quellenmaterial noch einmal ganz neu zu befragen, um Aufschlüsse über eine Gruppe bisher „vergessener Opfer“ zu erhalten, deren zeitgenössische Existenz einer verbreiteten Meinung zufolge allein kriegsbedingter Notwendigkeit entsprang und insofern zur zweifelhaften Normalität des Krieges gehörte? – Die wachsenden Anfragen wie auch die quellenkundlichen Unsicherheiten griffen das Nordrhein-Westfälische Staatsarchiv Münster sowie das als kommunale Archivberatungsstelle fungierende Westfälische Archivamt des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe in Münster rechtzeitig auf, um im Rahmen einer großen Konferenz im Frühjahr 2001 zwischen Historikern, Archivaren und den diversen Zwangsarbeiterforschungsprojekten Auswertungs-, aber auch Erschließungsstrategien diskutieren zu lassen. Der im Anschluss an die Tagung rasch publizierte Sammelband konnte in der Folgezeit als eine Art Handreichung verwendet werden, vereint er doch sinnvoll Hinweise auf kommunale wie staatliche, deutsche wie ausländische, kirchliche wie wirtschaftshistorische Archivbestände sowie auf die noch im Entstehen begriffene Überlieferung durch die Betroffenen selbst. Gerade diese zuletzt genannte Quellengattung, die aus Zeitzeugenbefragungen hervorgeht, aber auch aus den Briefwechseln, die die ehemaligen Zwangsarbeiter seit den neunziger Jahren mit deutschen Behörden und Archiven für die Nachweisbeschaffung in Bezug auf Renten sowie jetzt vor allem in Bezug auf Entschädigungszahlungen geführt haben, fließt vielfach – siehe Hans-Jörg Kühnes Buch zu Bielefeld – in die ersten historischen Veröffentlichungen zum Thema Zwangsarbeit ein, dies nicht zuletzt, weil die zuständigen Sachbearbeiter in den Archiven für beide Bereiche verantwortlich zeichnen. Zurecht gibt Annette Hennigs bei allem Engagement in der Sache und angesichts des Reizes der vermeintlichen Authentizität dieser Berichte im Hinblick auf den Quellenwert dennoch zu bedenken, dass die zeitliche Distanz zum Berichteten sowie die komplizierten psychischen Pro-

zesse der Verarbeitung des damaligen Geschehens zu Verzerrungen in den Darstellungen führen, die die Korrespondenz eher als Ergänzungs- denn als Ersatzüberlieferung zur behördlichen Überlieferung nutzen lässt. Trotz vorhandener Sympathie für die Anliegen erscheint hier quellenkritische Vorsicht geboten.

Allen Forschungsprojekten sowie den daraus entstandenen und hier vorzustellenden Studien ist dennoch ein Mehrfaches gemeinsam: Zunächst einmal folgen sie keinen kontemplativen, aus rein wissenschaftlicher Neugier entstandenen Absichten, sondern gründen allesamt in dem Versuch, mit den Ergebnissen ihrer Untersuchungen einen Beitrag zur Versöhnung damaliger Opfer und Täter zu leisten. Die Forschungen sind mehr noch eingebunden in die aktuelle Begegnungsarbeit, die von den jeweiligen kommunalen und kirchlich-diakonischen Auftraggebern der Projekte mit den betroffenen Menschen in Osteuropa gepflegt und/oder entwickelt werden. Über die Entschädigung sowie die Kontaktaufnahme zu den erreichbaren und dazu bereiten Teilen der schätzungsweise noch anderthalb Millionen lebenden ehemaligen Zwangsarbeiter hinaus geht es binnenperspektivisch, wie es die rheinische Kirchenleitung formulierte, um die Etablierung einer historischen Bildungsarbeit, die sich des Themas Zwangsarbeit offensiv annimmt. Zudem soll aber auch ein Beitrag dazu geliefert werden, dass sich aus den Begegnungsprogrammen über die Generation der Zeitgenossen hinweg Lernfelder für zivilgesellschaftliche Prozesse auftun, die hüten wie drüben bürgerschaftliches Engagement fördern und die Qualität der Beziehungen nach Russland, Weißrussland, in die Ukraine und andere, insbesondere ost- und mitteleuropäische Staaten grundlegend zum Positiven verändern. Ein selbstverständlicher Umgang mit den damaligen Opfern ist derzeit noch nicht möglich. Denn wenngleich Besuche und Zeitzeugengespräche von menschlicher Wärme geprägt sind, finden die ersten Kontakte „in einer Atmosphäre der doppelten Dankbarkeit“ statt, wie es jüngst eine Delegation der Evangelischen Kirche im Rheinland in Kiew erfahren hat: Die ehemaligen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter dankten dafür, (letztlich doch) nicht vergessen worden zu sein, die deutsche Gruppe dankte für die Gelegenheit, in die persönlichen Lebensgeschichten Einblick nehmen zu dürfen.

Dass es auch bei den historischen Studien in erster Linie um individuelle Schicksale und kollektivbiographische Annäherungen an das Phänomen Zwangsarbeit geht, verdeutlichen bereits die Titel der Arbeiten. Und selbst stärker wirtschaftsgeschichtlich ausgerichtete Untersuchungen, wie die von Kühne über den Arbeitseinsatz in der Bielefelder Wirtschaft, konzentrieren sich über weite Passagen auf die Lebens- und Arbeitsbedingungen der Zwangsarbeiter, auf Fragen ihrer Behandlung und auch Misshandlung. – Wer aber waren diese Menschen, wem gilt das Interesse heutiger Studien und warum grassieren derart viele Begrifflichkeiten in der öffentlichen Diskussion, dass man letztlich klagende Leserbriefe damaliger deutscher Abiturientinnen, die „Kriegshilfsdienst“ zu leisten hatten, lesen muss, die da lauten: „Auch wir waren Zwangsarbeiter!“ – Das waren sie eben nicht, wenn man alle Eigenarten

des Einsatzes ausländischer Arbeitskräfte berücksichtigt: Diese waren nicht nur zur Arbeit gezwungen worden, sie hatten diese auch noch fern der Heimat zu verrichten, verfügten weder über institutionalisierte noch über informelle Netze, der Arbeitseinsatz war für sie nicht terminierbar und in dieser Zeit nicht auflösbar, sie wurden rassistisch und/oder sozial sowie aufgrund ihres Geschlechtes diskriminiert, ihnen blieb auch in arbeitsrechtlichen Konflikten der Rechtsweg verwehrt. Letztlich waren ihre Überlebenschancen geringer als die der deutschen Arbeiter. Die von dem Historiker Mark Spoerer (Zwangsarbeit unter dem Hakenkreuz, Stuttgart 2001) kürzlich vorgenommene Kategorisierung ausländischer Zivilarbeiter, Häftlinge und Kriegsgefangener, die auch von den hier vorzustellenden Studien weitgehend aufgegriffen wurde, unterscheidet idealtypisch die vier Gruppen der freiwilligen ausländischen Zivilarbeiter und jene „mit etwas“, „ohne nennenswerten“ sowie „ohne jeglichen“ Einfluss auf ihre Existenzbedingungen – und damit auf ihre Überlebenschancen. Insofern ist auch das Finden eines gemeinsamen Oberbegriffes, wie es herkömmlich mit dem des nicht zeitgenössisch verwendeten „Zwangsarbeiters“ geschieht, nicht einfach. Für die Darstellung ist es daher notwendig, die Zwangsarbeiter ebenso wie ihre Arbeitgeber und deren Wirtschaftsbedingungen genauer in den Blick zu nehmen. Im kirchlich-diakonischen Bereich wurden Zwangsarbeiter und Kriegsgefangene vor allem in der Landwirtschaft, in der Hauswirtschaft von Krankenhäusern und Heimen, aber auch in der Pflege eingesetzt, wie die Betheler und die rheinische Studie übereinstimmend feststellen. Später als in der Landwirtschaft, wo bereits Ende 1939 erste polnische Arbeiter zum Einsatz kamen, ist hingegen in Betheler Gewerbebetrieben erst ab Februar 1942 der Zwangsarbeitereinsatz nachweisbar. In den Jahren 1942 bis 1944 wurden ohnehin, wie Kühne und Mentner für Bielefeld konstatieren – was aber aufgrund der Frontlage resp. der Rekrutierungsmöglichkeiten in den besetzten Ländern sicherlich Allgemeingültigkeit beanspruchen kann –, die meisten Zwangsarbeiter angefordert und eingesetzt. Aber nicht nur die Bedingungen und Abhängigkeitsverhältnisse an den Arbeitseinsatzorten, die in der Industrie, beispielsweise in dem großen „Kriegsmusterbetrieb“ Dürkopwerke AG (mit 3.000 Zwangsarbeitern im Jahr 1944) qualitativ anders aussahen als in den eher überschaubar ausgerichteten v. Bodelschwinghschen Anstalten Bethel (mit insgesamt 154 Zwangsarbeitern im Jahr 1944), sondern auch die gegenseitigen Wahrnehmungen und Beurteilungen von Unternehmern und „ihren“ Zwangsarbeitern sowie die Verhaltensformen der deutschen Bevölkerung, Nachbarn und Kollegen am Ort sollten zur Vervollständigung der Darstellung berücksichtigt werden. Denn der „Reichseinsatz“ von etwa 14 Millionen Ausländern war zwar ein flächendeckendes Massengeschehen von für Deutschland existenzieller wirtschaftlicher Bedeutung, die jeweiligen örtlichen Arbeitgeber agierten jedoch relativ autonom, wenn es in Verhandlungen mit den Arbeitsämtern, Gauverwaltungen und Rüstungsinspektionen um die Rekrutierung von ausländischen Zivilarbeitern und Kriegsgefangenen für das eigene Unternehmen ging.

Auch kirchliche und diakonische Einrichtungen sind als Unternehmen zu betrachten. Denn wenngleich diese Arbeitgeber, seien es Kirchengemeinden oder einzelne Pfarrhaushalte, Stiftungen oder Einrichtungen der Inneren Mission, keine direkten Gewinnabsichten verfolgten und nicht als kriegswichtig galten, so hatten sie wie Wirtschaftsbetriebe zu rechnen, waren auch wie diese Mitglied in der Deutschen Arbeitsfront (DAF) und in die staatliche Planwirtschaft einbezogen bzw. hatten den damaligen Entwicklungen der Wohlfahrtspflege Rechnung zu tragen. Und als „NS-Betriebsgemeinschaft“ waren kirchliche Unternehmen, wie die v. Bodelschwingschen Anstalten, gleichermaßen und vollständig in das System des Zwangsarbeitereinsatzes von zivilen und kriegsgefangenen Ausländern einbezogen. Anforderung und Zuweisung von Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern geschahen auf die herkömmlich praktizierte Art, wie Regina Mentner von der Forschungsstelle für Diakonie- und Sozialgeschichte an der Kirchlichen Hochschule Bethel herausstellt: Die Betriebe teilten ihren Arbeitskräftebedarf dem zuständigen Arbeitsamt mit. Die standardisierte Bitte um Zuweisung von Arbeitskräften bezog sich in erster Linie auf deutsche Arbeitnehmer. Sofern diese allerdings nicht zu beschaffen waren, zielte der Antrag zugleich auf die Zuweisung von ausländischen Arbeitskräften ab sowie auf die Erteilung einer Beschäftigungsgenehmigung für diese. Die Anträge, die gerade für den wehrwirtschaftlich weniger relevanten kirchlich-diakonischen Bereich durchaus nicht immer von Erfolg gekrönt waren, durchliefen ein gleichsam polykratisches Prüfverfahren vom „Reichstreuhänder für Arbeit“ über das „Amt für Arbeitseinsatz der DAF“, das zuständige Landesarbeitsamt bis hin zum letztlich ausschlaggebenden Reichsarbeitsministerium. Wie arbeitsteilig und systematisch Kirche dann am örtlichen Rekrutierungsverfahren beteiligt sein konnte, zeichnet Ulrike Winkler im Zuge ihrer Untersuchung der Bad Kreuznacher Diakonie und ihrer Nebenanstalten nach: Der Niederreidenbacher Hof, eine große Heimanstalt mit umfangreicher Land-, Garten- und Forstwirtschaft, die der Versorgung der Kreuznacher Anstalten mit Nahrungsmitteln und Brennmaterialien diente, fungierte 1939/40 nicht nur als Reservelazarett, sondern wurde später aufgrund seiner Kapazitäten und zentralen Lage vom Arbeitsamt Idar-Oberstein als Durchgangslager für neu ins Reich verbrachte Zwangsarbeiter genutzt. Dem Arrangement zwischen Hofgut und Arbeitsamt entsprechend holten dann die Landwirte die ihnen auf ihre Anträge hin zugeteilten ausländischen Arbeitskräfte ab, wobei sie der diakonischen Einrichtung einen gewissen Betrag für die jeweils entstandenen Unkosten zu erstatten hatten.

Die offensichtliche Arglosigkeit von Kirche und Diakonie bei der prinzipiellen Partizipation am System der Zwangsarbeit sowie seinen rassistischen Grundlagen mag überraschen, insofern man den christlichen Auftrag dieser Einrichtungen reflektiert. Der Alltag der Zwangsarbeiter beispielsweise in Bethel oder Kreuznach unterschied sich aufs Ganze gesehen jedoch nicht von dem in anderen, nicht-konfessionellen Unternehmen. Zwar handelten kirchliche Einrichtungen, wie Uwe Kaminsky in seiner grundlegenden und gründlichen Arbeit über das Rheinland etwas zynisch anmerkt, durchaus als morali-

sche Unternehmer mit advokatorischem Engagement – „allerdings selten für die ausländischen Unterdrückten als vielmehr für die eigene Nation der Unterdrücker“. Die vielfältigen Quellenbestände, die von den verschiedenen kirchlichen Forschungsprojekten zum Thema eingesehen wurden (vgl. dazu auch den Dokumentenanhang in dem Sammelwerk von Benad und Mentner), lassen letztlich nicht erkennen, dass es eine spezifisch christliche Betrachtungsweise über den Einsatz ausländischer Arbeitskräfte in evangelischen Einrichtungen gegeben hat. Dennoch wird Winklers Urteil der Zwangslage, in der sich auch Kirche und Diakonie während des Dritten Reiches und des Zweiten Weltkriegs befanden, noch am ehesten gerecht, wenn sie resümiert, dass man sich in einer Verantwortungs- und Handlungssituation befunden habe, die christlich-diakonische Verpflichtung und schuldhaftes Handeln „auf tragische Weise ineinander verschränkte“. Denn ohne den Einsatz von Zwangsarbeitern hätte die Diakonie weder Versorgung noch Pflege und Unterstützung der ihr anvertrauten und auch gefährdeten Hilfsbedürftigen in dem schließlich erfolgten Umfang leisten können. Eine Einsicht in das den Zwangsarbeitern und Kriegsgefangenen angetane Unrecht hat es bis in die Nachkriegszeit hinein nicht gegeben, wie Matthias Benad in seiner Analyse des vaterländisch-nationalprotestantisch geprägten „Bethelmilieus“ herausarbeitet. Hier kann insofern auch nicht von situativer Tragik, sondern muss von kontinuierlichen politischen Fehleinschätzungen über den Nationalsozialismus die Rede sein, die in Bethel eigentlich erst nach dem Beginn des Krieges, insbesondere mit den Euthanasieverbrechen, einer Ernüchterung wichen.

Zusammenfassend ist zu sagen, dass einerseits das Kontextualisieren des Phänomens Zwangsarbeit dessen Analyse im Rahmen des menschenverachtenden nationalsozialistischen Systems, das die deutsche Gesellschaft nachhaltig perforierte und organisatorisch an den diversen Erscheinungsformen von Ausbeutung und Ausmerze beteiligte, ermöglicht. Das Bild von der Kriegswirtschaft und vom Kriegsalltag wird dadurch vollständiger und zurechtgerückt. Zum zweiten muss aber auch die zentralstaatliche Perspektive der Verordnungen und Verwaltungsvorgänge verengt, gleichsam heruntergebrochen werden, und das weniger, um regionale und lokale Spezifika herauszuarbeiten, von denen es offenbar, folgt man Kühne und Mentner, weniger gegeben hat als vermutet, sondern vielmehr um die unterschiedlichen Handlungsoptionen und Verhaltensweisen im konkreten Umgang mit den Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern auf den verschiedenen Ebenen des betrieblichen, örtlichen und familiären Mit- und auch Gegeneinanders erkennen und beurteilen zu können. Und drittens schließlich muss die Perspektive, so wie teilweise schon geschehen (vgl. Benad, aber auch Kaminsky, der die DPs und die Hilfswerk-Arbeit in den fünfziger Jahren mit in den Blick nimmt), zeitlich nach vorn und nach hinten ausgeweitet werden, um den Traditionen der Beschäftigung von Ausländern in Deutschland (z. B. polnische Saisonarbeiter in der Landwirtschaft) sowie den Stereotypen im Umgang mit diesen, aber auch dem Schicksal erneuter Stigmatisierung und Zwangsarbeit, das viele der Zurückgekehrten in ihrer Heimat erleiden mussten, nachspüren zu können. Hier wären

dann auch wiederum Anknüpfungspunkte für die allenthalben annotierten kommunalen und kirchlichen Versöhnungs- und Begegnungsprojekte gegeben.

Jens Murken

Andreas Bingener/Erich Schmidt, Krombach. Geschichte eines Siegerländer Dorfes, unter Mitwirkung von Volker Heinrich und Fritz Katz, hrsg. v. der Evangelisch-reformierten Kirchengemeinde Krombach, Verlag die Wielandschmiede, Kreuztal 2001, 256 S., geb.

Diese Geschichte eines Siegerländer Dorfes ist ungewöhnlich inhalts- und umfangreich. Es ist dies erwähnenswert, weil meistens nur spärliches Quellenmaterial für einzelne Dörfer vorliegt. Das reichhaltige Material ist der Arbeit des gebürtigen Krombacher Pfarrer i. R. Erich Schmidt zu verdanken, der in jahrelanger Arbeit eine Sammlung von 90 Aktenordnern zusammengetragen hat. Die Verfasser konnten daher sehr ins Detail gehen. Dies macht das Werk über Krombach hinaus zu einer Fundgrube. Die Ortschronik endet mit dem Jahr 1945.

Die Siedlungsgeschichte behandelt naturgegeben das ganze nördliche Siegerland. Die archäologischen Funde werden sehr vorsichtig und zurückhaltend gewertet. Spekulationen werden vermieden.

Es folgt die Zeit des Mittelalters. Genaues erfährt der Leser über den Bau der nassauischen Landhecke seit dem Jahr 1444. Sie war eine Grenzbefestigung gegen Kurköln, das heißt, gegen das angrenzende Arnsberger Sauerland. Die Erstellung der Landhecke wird genau beschrieben. Sie war ein zwei Meter hohes Dickicht, das undurchdringlich war. Die Durchlässe waren befestigt. Eine Landwehr übernahm die Verteidigung. (S. 51 ff.) Graf Johann VII. zu Nassau rief einen "Landesausschuss" ins Leben, eine Miliztruppe, die das Land gegen durchziehende Truppenverbände schützen sollte. Es zeigen sich die Anfänge einer Wehrpflicht. Der Landesausschuss erstreckte sich auf die Wetterauer Grafschaften und war bis ins 18. Jahrhundert eine wirkungsvolle Einrichtung (S. 108). Zu diesem Thema herangezogen werden müsste die Schrift von K. Wolf, "Aufbau eines Volksheeres in den Gebieten der Wetterauer Grafenkorrespondenz zur Zeit des Grafen Johann des Ältern u. Johann des Mittlern von Nassau-Dillenburg", Wiesbaden 1937. Dort heißt das Unternehmen "Landrettungsverein".

Erwähnt werden muss die für das Siegerland berühmte Haubergswirtschaft. Der Leser erfährt, dass schon 1465 eine Verordnung erlassen worden war, wegen des großen Holzeinschlags für die 29 Hüttenbetriebe zur Eisengewinnung diesen zu reglementieren. Der Verkauf der Holzkohle über die Landesgrenze hinaus wurde verboten, denn die Wälder waren in ihrem Bestand bedroht. Graf Johann VI. ordnete an, dass die Hauberge 16-18 Jahre gepflegt werden müssten, bevor das Holz geschlagen wurde. (S. 111) Wann die genossenschaftliche Bewirtschaftung der Hauberge begann, bleibt unklar. Im Jahr

1711 erscheint erstmals der Begriff "güldene Jähne", der auf diese Wirtschaftsform hinweist. Die einzelnen Parzellen wurden unter den Anteilseignern verlost. Im Jahr 1718 wurden alle Hauberge zusammengelegt; sie wurden damit Gemeinbesitz. Diese Verordnung rief den Widerstand der bisherigen Eigner hervor (S. 112).

Die Reformation stellte Krombach vor das Problem, dass der Landesherr evangelisch war, der Patron der Pfarrstelle, der Herr von Hatzfeld-Wildenburg, aber katholisch blieb. Es kam 1538 zum Streit um die Stellenbesetzung. Der Landesherr setzte sich schließlich durch (S. 94). Auch die Besitzer des Gutes Holdinghausen blieben katholisch. Es kam zu langen Streitigkeiten, ob die Verstorbenen des Gutes in Krombach beerdigt wurden oder in der Gemeinde Rahrbach jenseits der Grenze im katholischen Gebiet (S. 105).

Anschaulich dargestellt ist auch die Verteilung der Kirchensitze, die erst 1882 aufgegeben wurde (S. 125 ff.). Man erfährt Genaues über die Besoldung der Pastoren (S. 93), über Orgeln, Schullehrer usw. Es gibt kaum ein Thema aus dem sozialen, wirtschaftlichen oder kirchlichen Bereich, das nicht behandelt wird. Mit der Schilderung der Gemeindeverhältnisse im 19. und 20. Jahrhundert schließt das Buch.

Das Werk ist reich bebildert, mit Karten versehen und aufwändig ausgestattet. Es zu lesen macht Freude.

Wilhelm H. Neuser

Michael Knieriem/Johannes Burkardt, Die Gesellschaft der Kindheit Jesu-Genossen auf Schloß Hayn. Aus dem Nachlaß des von Fleischbein und den Korrespondenzen von de Marsay, Prueschenk von Lindenhofen und Tersteegen 1734 bis 1742. Ein Beitrag zur Geschichte des Radikalpietismus im Sieger- und Wittgensteiner Land, Wehrhahn Verlag, Hannover 2002, 318 S., 1 Abb., brosch.

Dass die bislang noch kaum erschlossene Geschichte des Pietismus in Westfalen ein lohnendes Forschungsfeld ist, ist mittlerweile weithin erkannt. Wie interessant das hier zu Entdeckende tatsächlich ist bzw. sein kann, zeigt aber auch die vorliegende Quellenedition. Sie stammt von zwei Autoren, die beide bereits mehrfach einschlägige Beiträge zum Thema, insbesondere zum Tersteegen-Briefwechsel vorgelegt haben (vgl. zuletzt: JWK 96, 2001, S. 105-120).

Zwischen 1733 und 1742 bestand auf Schloss Hayn bei Siegen eine kleine radikalpietistische Gemeinschaft. Sie nannte sich die "Gesellschaft der Kindheit Jesu-Genossen" und basierte auf den Gedanken der französischen Mystikerin Jeanne Marie de Guyon (1648-1717). Dem entsprach auch die gemeinschaftlich gepflegte quietistische Frömmigkeit: Man erstrebte die Abtötung jeglichen Eigenwillens und die völlige Überlassung an Gott. Die wichtigsten Repräsentanten dieser kleinen Gesellschaft waren Johann Friedrich von Fleischbein (1700-1774), Herr auf Schloss Hayn, und dessen geistlicher Men-

tor und "Seelenführer" Charles Hector Marquis de Marsay (1688–1753), ein früherer Offizier, Uhrmacher und frommer Schriftsteller. Unter ihrem Einfluss wurde Hayn für wenige Jahre zum Zielort eines regen Besucherverkehrs. Aufschluss über diesen geben die hier zum Teil erstmals vorgestellten Korrespondenzen, besonders mit Gerhard Tersteegen (1697–1769), dem berühmten Mystiker und Dichter, aber auch mit vielen weiteren Personen in den Niederlanden, am Bodensee und in der Schweiz. Das Material stammt zum größten Teil aus der Kantons- und Universitätsbibliothek Lausanne.

Der Edition voran geht eine wertvolle Bestandsaufnahme zum "Radikalpietismus im Sieger- und Wittgensteiner Land im 18. Jahrhundert" (S. 11-35). Sie macht deutlich, dass die "Kindheit Jesu-Gesellschaft" letztlich "eine Verlängerung des Wittgensteiner Radikalpietismus ins Siegerland" gewesen ist (S. 34). Dann werden das "Schloß Hayn, seine Bewohner und Besucher" vorgestellt (S. 36-49). Grundlage der dortigen Gemeinschaft war eine Broschüre der Madame de Guyon, die 1706 erstmals auch in deutscher Sprache erschien: "Regel Der Kindheit-Jesu-Genossen/darinnen die Kindheit Jesu Als das rechte Muster der Vollkommenheit für alle Stände Allen und jeden Christen zur Nachfolge vorgestellet wird. Nach Anleitung der H. Schrifft und der alten Kirchen-Lehrer zusammen getragen und ans Licht gegeben Durch Madame Guion: [...] Matth. 18:3.4. Warlich ich sage euch/es sey dann daß ihr euch umkehret und werdet wie die Kinder/so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen. Wer nun sich selbst niedriget wie diß Kind/der ist der Grösseste im Himmelreich"; S. 50 f.). Tersteegen hat den Hayner "Kindheit Jesu-Genossen" immerhin 16 zusätzliche Tageslose seiner Schrift "Der Frommen Lotterie" gewidmet (S. 52-54). Was die beiden Autoren zu den zentralen Gestalten der Gesellschaft zusammengetragen haben, führt deutlich über den bisherigen Kenntnisstand hinaus ("Johann Friedrich von Fleischbein", S. 55-77 [nach S. 62 Anm. 27 ist sogar "eine umfangreichere Biographie" geplant; beiläufig: auch die RGG4 bietet inzwischen einen kurzen biographischen Artikel zu von Fleischbein, vgl. RGG4 3, 2000, Sp. 159 – Hans-Jürgen Schrader, Genf]; "Lebensweg und Philosophie des Charles Hector Marquis St. George de Marsay", S. 78-95). Dabei gelingt es ihnen beispielsweise auch, die sehr wirkungsvolle Eigendarstellung de Marsays (zahlreiche Bescheidenheitstopoi) als bewusste Selbstinszenierung durchsichtig zu machen (bes. S. 80-82).

Die insgesamt 55 ausgewählten Briefe stammen im Wesentlichen von drei Personen: De Marsay (30 Briefe), Tersteegen (16 Briefe) und Karl Sigismund Prueschenk von Lindenhofen (1686–1744, ehemaliger Hofmarschall in Hachenburg, Schwager Fleischbeins, seit 1735 auf Schloss Hayn lebend, Alchimist und Radikalpietist; 7 Briefe). Zwei weitere Briefe wurden durch von Fleischbein selbst bzw. den inspirierten Sattlergesellen Johann Friedrich Rock (1678–1749) verfasst. 13 der insgesamt 16 Tersteegenbriefe sind daneben auch in mehr oder weniger kurzen Auszügen des Solinger Messermachers Wilhelm Weck (1714–1789) erhalten (vgl. zuletzt: JVKWG 97, 2002, S. 365 f.). Drei Briefe de Marsays an den Kaufmann Etienne Duval in Chevry bei Genf wurden aus dem Französischen in Deutsche übersetzt (Nr. 11, 31 und 43; alle

Vorlagen: BUL, BP). Der aus der Lektüre zu ziehende Erkenntnisgewinn ist unterschiedlich. Interessant sind aber vor allem die Verhältnisbestimmungen zu den Inspirierten in Schwarzenau und – zentraler – den Herrnhutern am Niederrhein und in den Niederlanden. Hier ergeben sich manche Überschneidungen zur frühen Wahrnehmung der Herrnhuter und ihrer Ableger (Ludwig Friedrich Graf zu Castell-Remlingen, 1707–1772) in der Grafschaft Mark (eine diesbezügliche Untersuchung des Rezensenten ist in Vorbereitung). Welche Arbeit die drei umfänglichen und präzisen Register (Bibelstellen, Namen und Orte) gemacht haben, lässt sich allenfalls erahnen.

Fazit: Das Buch ist ein wichtiger Beitrag zur Mentalitäts- und Frömmigkeitsgeschichte Westfalens in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Zwar wird das spezifische Profil der beschriebenen "Gesellschaft" nicht immer wirklich deutlich (was ist hier Realität, was fromme Fiktion?), insgesamt entsteht aber doch ein atmosphärisch dichter Eindruck. Auch kleinere Versehen im komplexen Apparat der Briefe (falsche Querverweise) und gelegentliche stilistische Härten in den einleitenden Passagen sind angesichts dessen leicht zu verschmerzen.

Christian Peters

Saul Friedländer/Norbert Frei/Trutz Rendtorff/Reinhard Wittmann, Bertelsmann im Dritten Reich, Bd. 1, C. Bertelsmann Verlag, München 2002, 794 Seiten, geb.

Am 10. Juni 1998 hielt der damalige Vorsitzende der Bertelsmann AG Thomas Middelhoff in New York eine folgenreiche Rede. Er kam dabei auch auf die Geschichte des Verlags im Dritten Reich zu sprechen. Als Grund für die 1944 erfolgte Schließung des Verlags führte er an, Mohn habe Bücher publiziert, die vom Dritten Reich als „subversiv“ geächtet worden seien. Der inzwischen von der Spitze abberufene Manager wusste es wohl nicht besser. Er gab nur die Selbstdarstellung des Unternehmens wieder, wie sie sich auch in der 1985 veröffentlichten Festschrift zum 150-jährigen Bestehen von Bertelsmann findet. Diese Geschichtsdeutung stieß in New York erstmals auf scharfe öffentliche Kritik, vor allem des Publizisten Hersch Fischler. Reinhard Mohn und Thomas Middelhoff entschlossen sich daraufhin zur Flucht nach vorn und ließen die Geschichte des Unternehmens in der NS-Zeit von einer unabhängigen Expertenkommission untersuchen, die der Historiker Saul Friedländer leitete. Das Ergebnis: Die Selbstdarstellung nach 1945, auch im Dritten Reich sei Bertelsmann immer ein christlicher Verlag gewesen, stimmt von Titelzahl, Auflage und Gewinn spätestens seit 1935 nicht mehr. Mit 19 Millionen Exemplaren lieferte Bertelsmann unter allen Verlagen die meisten Bücher mit Kriegserlebnisliteratur an die Wehrmacht. Der Verlag stand nicht in einem dauernden Konflikt mit dem Nationalsozialismus und die Schließung 1944 erfolgte kriegsbedingt, nicht weil der Verlag sich dem Nationalsozialismus widersetzt hätte.

Der fast 800 Seiten umfassende Bericht der Historiker Saul Friedländer, Norbert Frei, Reinhard Wittmann und des Theologen Trutz Rendtorff ist in elf Kapitel gegliedert, von denen drei den politischen, lokalen, familiären und unternehmerischen Zusammenhängen gewidmet sind, zwei das theologische Verlagsprogramm analysieren und drei den belletristischen Verlagsteil. Ein eigenes Kapitel untersucht antisemitische Inhalte der Veröffentlichungen, weitere die Schließung und den Wiederbeginn seit 1945. Die Untersuchungen erstrecken sich auf 43 staatliche und kirchliche Archive, darunter auch die Landeskirchlichen Archive in Bielefeld und Düsseldorf.

Seit der Verlagsgründung bildete theologische Literatur den traditionellen Schwerpunkt des Programms. Es waren Schriften zur Volksmission, zur Äußeren Mission, zur Religionspädagogik und vor allem Gesangbücher. Carl Bertelsmann und seine Nachfolger druckten seit 1835 erbauliche Schriften, Kalender, Predigten und Bücher im Kontext der minden-ravensbergischen Erweckungsbewegung, die sich gegen die bibelkritischen Ideen der Aufklärung richteten. Auch bei Heinrich Mohn, der 1921 die Firma übernahm, blieb es zunächst bei der erbaulich-religiösen Literatur und der biblisch ausgerichteten „Theologie für die Praxis“. Ihre Autoren wollten vor allem dem Verkündigungsauftrag der Kirche dienen und kämpften für eine „christliche Erneuerung des Volkes“ und gegen moderne Strömungen in Gesellschaft und Politik. Dadurch geriet der Verlag aber in die Nähe von Theologen, die mit der völkischen Bewegung Anschluss bei den Nationalsozialisten suchten. In der Broschürenliteratur grenzte man sich zwar klar gegen Angriffe der Deutschgläubigen auf das Alte Testament und von der Proklamation eines neuheidnischen nordischen Glaubens ab, versuchte aber dennoch die proklamierte Freiheit der christlichen Kirche und den Vorrang des Evangeliums mit der nationalsozialistischen Bewegung in Einklang zu bringen. Die Wiederentdeckung Luthers stellte Paul Althaus, einer der Hauptautoren des Verlages, in eine Linie mit der nationalsozialistischen Bewegung.

Ein weiterer Teil der Untersuchung beschäftigt sich mit dem erzählerischen Programm, mit dem der Verlag im Dritten Reich große kommerzielle Erfolge erzielte: den Heften der Jugendserie „Spannende Geschichten“, den Kriegerlebnisbüchern über den Ersten Weltkrieg, den Kriegsberichten aus dem Zweiten Weltkrieg und der Produktion für Wehrmachtsangehörige. Deutlich wird dabei, dass die Unterhaltungsliteratur, mit der der Verlag Ende der zwanziger Jahre ins Massengeschäft einstieg, nicht das neutrale Gegenstück zu der kriegerrischen Produktion bildete, sondern ähnlichen weltanschaulichen Vorgaben verpflichtet war.

Schon mit der Zeitschrift „Der christliche Erzähler“, die Johann Zauleck 1927 gründete, begann Bertelsmann die Grenze zwischen dem speziell auf evangelische Leserinnen und Leser ausgerichteten Programm und dem allgemeinen Buchmarkt zu überschreiten. Das konfessionelle Unterhaltungsblatt wurde im Abonnement vertrieben, und die Buchhändler bekamen für die Einführung Werbeprämien. Mit Gustav Schröers „Heimat wider Heimat“ landete der Verlag 1929 seinen ersten Bestseller. Bis 1931 erreichte das

volkstümelnde Buch eine Auflage von 200.000 Exemplaren, 1955 das 778. Tausend. Bertelsmann wandte als Erster die noch heute bei Autoren wie Gisham oder Mankell praktizierte Werbestrategie an, durch Stapel in den Schaufenstern zu suggerieren, das Publikum kaufe, was alle kaufen. „Sauberem, volkstreuem Lesefutter“ verschrieb sich das Unternehmen in der Folgezeit: Heimatromane, Geschichten über Tiere, Ärzte, gefährdete Mädchen, deutsche Grenzlandbewohner und den Mut Ulrich von Huttens.

Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten wurde ein Buch mit Fliegergeschichten zu einem neuen Bestseller: Zum „Weihnachtsbuch der Hitlerjugend“ erklärte der Verlag Werner von Langsdorffs „Flieger am Feind“, bis 1942 mehr als 120.000mal verkauft. Der Titel eines 1938 erschienen Romans „Feldgrau schafft Dividende“ wurde von nun an Wirklichkeit: 6,7 Millionen Hefte wurden 1940 von den „Spannenden Geschichten“ abgesetzt, einer Serie für Jugendliche, die mit Titeln wie „Torpedoboote vor!“ oder „Bomben über England“ den 14- bis 16-jährigen den Krieg als spannendes Abenteuer schilderten. 1938 bestand bereits drei Viertel der gesamten Verlagsproduktion aus dieser Mischung von Unterhaltung und Propaganda.

Ungeachtet der christlich-erbaulichen Tradition des Verlages zögerte die Firmenleitung nach Ausbruch des Zweiten Weltkriegs auch nicht, den Krieg verlegerisch zu vermarkten. Bertelsmann stellte seine Kriegserlebnisliteratur auf billige, kartonierte, 200 Gramm schwere Feldpostausgaben um. Mit 19 Millionen Exemplaren lieferte Bertelsmann unter allen Verlagen die meisten Exemplare an die Wehrmacht – weit vor dem Zentralverlag der NSDAP Franz Eher. Die Gewinne explodierten. Die Höhe der Produktion war möglich durch die eigene, sehr leistungsfähige Druckerei in Gütersloh, eine geschickte Papierbevorratung und durch die Vergabe von Aufträgen an Druckereien im besetzten Holland und hinter der Ostfront.

Gegenüber der britischen Besatzung versuchten Heinrich Mohn und seine Mitarbeiter nach Kriegsende diese Aktivitäten herunter zu rechnen. Die Betonung der christlichen Wurzeln des seit 1944 kriegsbedingt geschlossenen Betriebes schien der aussichtsreiche Weg zu einem Neuanfang zu sein. Kriegsliteratur wurde meist unter „Jugendbücher“ verbucht, Kriegserlebnisberichte wie „Von Hölle zu Hölle“ gar unter „Theologie“ eingeordnet. Ganze anderthalb Prozent der Verlagsproduktion blieben nach dieser Darstellung des Verlags noch als Kriegsliteratur übrig. Ansonsten, so die eigene Darstellung, habe der Verlag in ständigen Konflikten mit den Nazis gestanden. In Wahrheit aber hatte die Zensur lediglich eingegriffen, wenn in „Panzer am Feind“ zum Beispiel Details der deutschen Kriegsführung verraten wurden oder wenn sich der Führer höchstpersönlich in einem Bericht über die Einnahme Norwegens an einigen christlich eingefärbten Passagen störte.

Wieviel dem Verleger Heinrich Mohn die protestantische Prägung des Verlages wirklich bedeutete, ist nach der Gesamtlektüre schwer zu beurteilen. Wie anderen Unternehmern auch ging es ihm vermutlich in erster Linie um die Sicherung der Existenz der eigenen Firma, die für die westfälische Kleinstadt ein wichtiges Unternehmen war. Dass er den unternehmerischen Erfolg über

alle anderen Erwägungen stellen konnte, zeigt seine Entscheidung, die Selbstbeschränkung auf das evangelische Programm aufzugeben und sich Romanen und Erzählungen zuzuwenden. Er sicherte dadurch allerdings 1940 auch den Papierbedarf für die theologischen Titel, die er als das „kulturell wertvollste Schrifttum, das es überhaupt geben kann“, bezeichnete.

Der theologische Verlag des Hauses Bertelsmann war im Dritten Reich sicher kein Hort des Widerstands gegen die Nationalsozialisten. Andererseits ließ Heinrich Mohn in seinem Verlag aber keine Autoren zu, die die neuheidnische Religionsauffassung der „Deutschgläubigen“ vertraten. Um dem Verlag aber eine Position in der vom Nationalsozialismus bestimmten Kultur zu sichern, ließ er viele Stimmen zum Zuge kommen, die national-konservatives und auch deutsch-christliches Gedankengut vertraten.

Persönlich hielt Heinrich Mohn sich seit 1934 zur Bekennenden Kirche. Das bedeutete aber nicht, dass er deshalb die Verlagsproduktion auf eine einheitliche kirchenpolitische Richtung ausrichtete. Er veröffentlichte sowohl Stimmen der Bekennenden Kirche wie Wilhelm Florins „Rosenbergs Mythos und evangelischer Glaube“ als auch deutsch-christliches Gedankengut wie den „Geisteskampf“ von Emil Pfenningdorf. Es war diese im Protestantismus weit verbreitete Mischung aus konservativem Protestantismus und deutschen Nationalismus, die letztlich zum Arrangement mit dem nationalsozialistischen Regime führte. Sichtbar wird diese ambivalente Haltung daran, dass Mohn zwar nie der NSDAP beitrug, aber durch seine Fördermitgliedschaft in der SS seine Bereitschaft zur Zusammenarbeit kundtat.

Wenn die Autoren am Schluss des Buches von einer „besonderen Dynamik der zwangsläufig auch inhaltlichen Anpassung“ des Verlages C. Bertelsmann sprechen, ist dies ein sehr gelindes Urteil. Wer härter urteilt, würde vielleicht zu dem Schluss kommen, Bertelsmann im Dritten Reich sei ein besonders herausragendes Beispiel eines Unternehmens gewesen, das seinen unternehmerischen Erfolg selbst in Kriegszeiten über alles stellte. Schwierig zu beurteilen bleibt aber trotzdem für die heutige Generation die Frage, ob ein Familienunternehmen, das sich für seine Mitarbeiter immer besonders verantwortlich fühlte, unter den Nationalsozialisten wirklich andere Handlungsmöglichkeiten hatte. Letztlich war es jene Mischung aus konservativem Protestantismus und deutschem Nationalismus, unternehmerischem Erfolgsdenken und betrieblicher Fürsorgepflicht, mit der Firmen wie Bertelsmann auf die Linie der Anpassung gerieten und dadurch den Nationalsozialisten in die Hände arbeiteten. Dass die heutige Firmenleitung die eigene Geschichte – wenn auch sehr spät – mit einem solchen Aufwand durch eine unabhängige Kommission aufarbeiten ließ, ist sicher anzuerkennen. Doch was lernen diejenigen daraus, die auch heute meinen, sich mit allen Mitteln und unter allen Umständen dem Zeitgeist und den „Gesetzen des Marktes“ anpassen zu müssen?

Wolfgang Riewe

Michael Ströbmer, Von Hexen, Ratsherren und Juristen. Die Rezeption der Peinlichen Halsgerichtsordnung Kaiser Karls V. in den frühen Hexenprozessen der Hansestadt Lemgo 1583–1621 (Studien und Quellen zur Westfälischen Geschichte, Bd. 43), Bonifatius Verlag, Paderborn 2002, 339 S., geb.

Dass es in diesem Buch nicht um Hexengeschichten im Sinne erzählender Volkstumskunde geht, wie der in der Buchaufmachung typographisch herausgestellte Titel prima facie nahe legen könnte, stellt der Untertitel klar: Wir begegnen einer wissenschaftlichen Untersuchung zur Rezeption des frühneuzeitlichen „peinlichen Rechts“ in Deutschland in Gestalt einer für den Druck leicht überarbeiteten Dissertation mit dem ursprünglichen Titel „Constitutio in praxi ...“, auf Grund deren der Verfasser vom Fachbereich Philosophie, Geschichte, Geographie, Religions- und Gesellschaftswissenschaften der Universität Paderborn zum Doktor der Philosophie promoviert wurde; in der vorliegenden Form als Band 43 aufgenommen in die o. g. vom Verein für Geschichte und Altertumskunde Westfalens, Abteilung Paderborn, verantwortete Reihe.

Das Hexenphänomen in seiner Komplexität, das sich der forschenden Nachwelt als kaum jemals endende Herausforderung darstellt, erschöpft sich bekanntlich nicht in der Leidgeschichte der zahllosen unter dem Magie-Vorwurf geführten Prozesse und ihrer Rechtsgrundlagen. Aber sie sind ein wesentlicher, zudem durch die Exzesse der Hexenjustiz tief emotionalisierter Aspekt des Phänomens. Dabei ist umstritten, welchen Einfluss auf die Entwicklung man dem ersten allgemeinen deutschen Strafgesetzbuch, der 1532 unter Karl V., zum Reichsgesetz erhobenen *Constitutio Criminalis Carolina*, zuzumessen hat. In die Spannweite der kontroversen Positionen zwischen der angeblichen Mitverantwortlichkeit des Reichsgesetzes für die Exzesse der gerichtlichen Hexenverfolgung einerseits und der gegenteiligen Sichtweise im Sinne einer mildernden und die Anzahl der Prozesse reduzierenden Wirkung gerade durch die „carolinischen Kautelen“ andererseits tritt der Verfasser mit seiner primär rechtsgeschichtlich orientierten Untersuchung ein. Eine wesentliche Motivation für diesen Ansatz bietet für ihn die aktuelle Forschungslage, indem sie – nicht zuletzt infolge einer gewissen Karez von Seiten der bisherigen Rechtshistoriographie – durch die Überzahl extrajuridischer Forschungsbeiträge ungleichgewichtig geprägt erscheint.

Zweiunddreißig Prozessbeispiele aus der Frühphase der Hexenverfolgung in der lippischen Stadt Lemgo legt der Verfasser seiner Untersuchung zugrunde. Erstmals systematisch inventarisiert und in Kurzform dargestellt, geben sie ein authentisches Bild der im Zeitraum eines halben Jahrhunderts, begrenzt durch die Jahre 1583 und 1621, vor dem Rats- und Halsgericht der lippischen Hansestadt abgelaufenen Zauberei-, Injurien-, Wahrsager- und Meineidsprozesse. Die im Katalog-Teil des Buches zusammengestellten Verfahren sind sorgfältig untersucht. Ihre Verzeichnung folgt einem übersichtlichen Schema: Beginnend mit den Prozessparteien und dem jeweiligen Straftatbestand (*corpus delicti*), folgen die „Besagungen“ (Denunziationen), die als Hexereindizien den Anfangsverdacht verdichteten, und anschließend die Verfahrenseinleitung

(Inquisition/Akkusation). Der nächste Abschnitt führt die Prokuratoren der Anklage und der Verteidigung auf (Fürsprecher, Prokuratoren, Advokaten). Lokalgeschichtlich und soziologisch ergiebig sind die daran anschließenden biographischen Skizzen, die zu den Personaldaten der Beteiligten soweit möglich auch eine gesellschaftshierarchische Zuordnung (Unter-, Mittel- und Oberschicht) vornehmen, wobei neben anderen Kriterien weitgehend die am Geld- und Immobilienbesitz anknüpfenden Vermögenssteuersätze der betroffenen Familien ermittelt werden konnten. Danach geht das Verzeichnungs-schemata des Katalogs über zur Vorgeschichte und zur Chronologie des prozes-sualen Ablaufs (Voruntersuchung, Inhaftierung, Anklageerhebung, Verhöre, Konfrontationen, Torturen, Geständnisse/Widerrufe, Aktenversendungen/Konsultationen etc., Hauptuntersuchung, „endlicher Rechtstag“ und Endur-teil). Der folgende Epilog-Abschnitt gibt das herangezogene Quellenmaterial an und verweist das nachgehende Forschungsinteresse unter Verzeichnung der Signaturen an das Stadtarchiv Lemgo und das Staatsarchiv Detmold.

So sehr dieser Katalogteil vielfältigen ortsgeschichtlichen Desideraten entgegenkommt (und deshalb vorstehend eingehender angesprochen wurde), so kommt ihm in der Thematik des Buches eine darüber hinausreichende Bedeutung zu. Er trägt den Hauptteil der rezeptionsgeschichtlichen Untersu-chung, in dem sich der Verfasser unter dem Stichwort „Mikroanalyse“ der lokalen Aufnahme und Umsetzung der Carolina zuwendet.

Vorausgeschickt wird im ersten Teil des Buches eine „Makroanalyse“, welche die Entstehung und die zeitgenössische (wissenschaftliche/politische) Diskussion des Reichsgesetzes von 1532 eingehend entfaltet. Weitausgreifend auf die Vorgeschichte, setzt die Makroanalyse mit einer kulturgeschichtlich dichten Darstellung von Persönlichkeit und Werk Johanns von Schwarzenberg und Hohenlandsberg als dem rechtsschöpfenden Verfasser der Bamberger Halsgerichtsordnung von 1507 ein, deren Vorbildrolle in Bezug auf das Reichsgesetz durch die Bezeichnung „mater Carolinae“ zutreffend umrissen wird. In diesem Darstellungsteil, der biographische und ideengeschichtliche Elemente einbringt, wird auch Schwarzenbergs legislatorischer Gestaltungsan-teil an der Carolina selbst deutlich.

In der materiellrechtlichen Betrachtung des corpus delicti wird der Leser mit der begrifflichen Entwicklung der einschlägigen Tatbestände von der Bambergensis bis zur Carolina im Kontext zeitgeschichtlicher Rechtsposi-tionen (Scholastik, Kanonistik etc.) vertraut gemacht, während die verfahrens-rechtliche Betrachtung des modus procedendi die karolinischen Prozessnor-men im einzelnen vorstellt.

Der Rezeption dieser Normen, die das eigentliche Thema des Buches aus-macht, wendet sich die Untersuchung zunächst auf der makroanalytischen Ebene zu, wobei die akademische Diskussion der Epoche einen breiten Raum einnimmt.

Mit dem so aufbereiteten Verständnis lässt der Verfasser den Leser in den mikroanalytischen Teil des Buches eintreten, welcher der Rezeption der Caro-lina vor Ort am Beispiel der Lemgoer Hexenjustiz nachforscht. Was das Lem-

goer Prozessmaterial für das Forschungsthema besonders geeignet erscheinen lässt, ist der Umstand, dass hier in Ermangelung einer eigenen Halsgerichtsordnung die in der Vorrede der Carolina verankerte „Salvatorische Klausel“ zugunsten bestehender Strafrechts-Usancen der einzelnen Reichsstände kaum Bedeutung hatte, weitgehend also nach Reichsrecht geurteilt werden konnte.

Eine eingehende Untersuchung widmet das Buch dem fachpersonalen Umfeld der Lemgoer Hexenjustiz. Nicht nur der prozessualen Funktion der Gerichtspersonen, sondern auch ihrer Provenienz nach sozialer Herkunft und beruflichem Werdegang von Bürgermeistern, Siegelherren, Beisitzern, Kämmerern, Sekretarien, Stadtrichtern, Prokuratoren und Advokaten wird nachgeforscht, um daran die bekannte These der Professionalisierung des Justizpersonals im Zuge der nachkarolinischen Strafrechtsentwicklung zu messen.

Die parallel dazu von der Forschung vertretene These einer zunehmenden Verwissenschaftlichung in der durch die Carolina eingeleiteten Epoche wird wohl am deutlichsten an der auch in Lemgo in nennenswertem Umfang geübten Praxis abgelesen, im Wege der Aktenversendung namhafte Rechtsfakultäten zu konsultieren. Die Frage nach der Umsetzung des karolinischen Reichsstrafrechtes in der Praxis des Lemgoer Tribunals deckt Konkordanzen und Diskrepanzen auf und lässt trotz – oder gerade wegen – der relativen Fülle des zur Verfügung stehenden Materials nur differenzierende Antworten, immerhin aber doch Tendenzanzeigen zu, die mit Gründlichkeit entfaltet werden. Man begreift, dass der Gerichtsaltag unter der normativen Theorie der Carolina den Beteiligten unterschiedlich nutzbare Interpretations-, Handlungs- und Rechtfertigungsspielräume eröffnete.

Für die These einer Eindämmung der Hexenverfolgung und der Verhinderung von Auswüchsen durch zentralisierende Entwicklungen im frühneuzeitlichen Territorialstaat bietet das Lemgoer Prozessmaterial, wie der Verfasser nachweist, allerdings kaum Anhalt. Er macht deutlich, dass infolge des von der Lemgoer Bürgerschaft im Verfassungskstreit mit dem Landesherrn Simon VI. durchgesetzten Erhalts der städtischen Exterritorialität in der Blutgerichtsbarkeit ein zentralisierender und kontrollierender Einfluss der lippischen Justizkanzlei nicht wirksam werden konnte, ein Umstand, dem wohl auch für die exzessive Verfolgungspraxis späterer Jahre Bedeutung zukommen dürfte.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass wir in diesem Buche einer Forschungsleistung begegnen, die in eine durchaus komplexe geschichtliche Wirklichkeit mit überzeugenden Deutungen eindringt, wenngleich diese, wie der Verfasser betont, angesichts der lokalen Beschränkung des untersuchten Materials und zugleich der exterritorialen Besonderheit der obwaltenden Gerichtsverfassung eine Stützung durch anderweitige, ähnlich ausgerichtete Forschungsbeiträge wünschenswert erscheinen lassen. Von seinem Gehalt als speziellem Forschungsbeitrag abgesehen, ist das Buch aber auch geeignet, vielfältige Interessen allgemein-, lokal- und kulturgeschichtlich engagierter Laien zu bedienen. Seine klare, auch ohne fachspezifische Voraussetzungen verständliche Sprache, durch Tabellen und Abbildungen angereichert und mit einem

umfangreichen Quellen- und Literaturverzeichnis versehen, verspricht eine gewinnbringende Lektüre.

Ulrich-Jürgen Scharmann

Alfred Potbmann (†)/Reimund Haas (Hrsg.), Christen an der Ruhr. Band 2, Verlag Peter Pomp, Bottrop u. Essen 2002, 262 S., 17 Abb., geb.

Dieser letztes Jahr zum 75. Geburtstag von Ruhrbischof Dr. Hubert Luthe erschienene Folge-Sammelband „Christen an der Ruhr“, erwachsen aus der Arbeit des rührigen „Instituts für kirchengeschichtliche Forschung des Bistums Essen“, behandelt historische Persönlichkeiten, deren aus christlichem Antrieb erwachsenes Wirken sich auf die Landschaft des Ruhrgebiets – mit einem Schwerpunkt auf Essen – erstreckte. Der Essener Generalvikar Dieter Schümmelfeder schrieb dazu das Geleitwort.

Der Band besteht aus 15 von 14 verschiedenen Autoren verfassten Biogrammen zu Persönlichkeiten, welche für die äußere und innere Kirchengeschichte an der Ruhr von Bedeutung waren bzw. noch sind. Nach Auskunft des Vorworts sollen „aufschlußreiche, vertiefende und neue Einblicke in christentumsgeschichtlich bedeutsame Lebensläufe in ihren vielfältigen Spannungsfeldern von Frömmigkeit und Politik, Recht und Ökonomie sowie Individualität und kirchlichen Gemeinschaften“ gewonnen werden, was den Herausgebern auch bestens gelungen ist. Der Schwerpunkt liegt – wie schon im ersten Band – im 19. und 20. Jahrhundert, in dem das Ruhrgebiet einen rasanten wirtschaftlichen Aufschwung nahm, wobei durch den Prozess der Industrialisierung gleichzeitig aber auch neue soziale Probleme aufgeworfen wurden.

Die Seitenanzahl der Biogramme umfasst das Spektrum von 8 bis zu 27 ½ Seiten Text, welche zweispaltig nach Art von Lexikonartikeln gesetzt sind. Die ansprechende formale und ästhetische Gestaltung sowohl des Einbands als auch des Layouts gibt einen Vorgeschmack auf den Inhalt und lädt zum Lesen ein. Das Werk möchte nicht nur wissenschaftliche Kreise ansprechen, sondern, wie die Herausgeber im Vorwort betonen, auch die Gemeindeebene erreichen. Es hegt den Wunsch, indem es Lebensläufe neu erschließt, auch die Kenntnis solcher Christen wachzurufen, die in den letzten Jahrzehnten zu Unrecht in Vergessenheit geraten sind, wie es z. B. an dem von Claudia Hiepel gezeichneten Biogramm zu August Brust (1862–1924) deutlich wird, in welchem sie anregend die Entwicklung Brusts vom Gründer des überkonfessionellen Gewerkvereins christlicher Bergarbeiter – der Wiege christlicher Gewerkschaftsbewegung – zum Zentrumsabgeordneten verfolgt: Dessen im Oktober 1926 im Rahmen einer feierlichen Zeremonie aufgestellter riesiger Grabfindling wurde nach Ablauf der Ruhezeit im Jahre 1975 zufällig auf dem „sprichwörtlichen ‚Müllhaufen der Geschichte‘“ eines Steinmetzes entdeckt (vgl. S. 47, li. Sp.).

Der Band setzt ein mit einem von Gründungsdirektor Alfred Pothmann († 2002) entworfenen Beitrag zum Hildesheimer Bischof Altfrid (um 800–874), dessen kultische Verehrung erst im Jahre 1965 in einem sog. *aequipollenten* Heiligsprechungsverfahren der katholischen Kirche bestätigt wurde. Den Sammelband kennzeichnet eine bewusst ökumenische Ausrichtung, wovon allein drei bedeutende Beiträge zeugen, die sich Christen des lutherischen Bekenntnisses widmen. Diese gehen allesamt den Lebensläufen von Mitgliedern der „Bekennenden Kirche“ in der Zeit des Nationalsozialismus nach:

Reinhard Jüstel verfasste ein ansprechend geschriebenes Lebensbild (23 Seiten) von Dr. theol. h. c. Karl Lücking (1893–1976), Pfarrer in Dortmund und führendes Mitglied der Bekennenden Kirche Westfalens, welcher die Hauptlast von deren Arbeit bis zu seiner Verhaftung am 10. Juni 1938 und anschließenden Verbannung trug. Neben der ausführlichen Schilderung des Kirchenkampfes wird auch breiter Raum der Mitarbeit Lückings an der Neukonstituierung der neu gegründeten Evangelischen Kirche von Westfalen eingeräumt. Noch im Ruhestand wirkte er entscheidend an der kommentierten Ausgabe der am 1. April 1954 in Kraft getretenen neuen Kirchenordnung seiner Gliedkirche mit, welche im Mai 1971 von Präses Hans Thimme vorgelegt werden konnte.

Der von Bärbel Thau stammende Artikel (14 Seiten) über Karl Pawlowski (1898–1964) entwirft das Lebensbild eines der einflussreichsten Männer der westfälischen Diakonie, Mitgestalter des kirchlichen Wiederaufbaus nach dem Zweiten Weltkrieg und Gründer des Johanneswerks e. V. Betont werden sein vorkämpferisches Engagement in der Altenpflege, gepaart mit einem organisatorischen und betriebswirtschaftlichen Geschick.

Der von Richard Walter geschriebene Artikel über die eigenwillige Persönlichkeit des Exegeten Ernst Käsemann (1906–1998) (27 ½ Seiten) zeichnet Käsemanns Wirken lebhaft nach, bei dem sich Wissenschaft und Pastoral gegenseitig befruchteten, wobei Walter die Kontinuität seit Käsemanns Zeit als Pastor der Bekennenden Kirche in Gelsenkirchen-Rothausen bis zu dessen international wirksamer Tätigkeit als Hochschullehrer und Wissenschaftler der letzten Jahre, seiner „dritten Dienstphase“ (S. 210, li. Sp.), in dessen überkonfessioneller Wirkung herausarbeitet.

Die von Reimund Haas verfasste, fundiert geschriebene biographische Vorstudie (27 ½ Seiten) über das außergewöhnliche Leben des halbjudischen katholischen Priesters Karl Johannes Heyer (1904–1995), Gründungspfarrer der bekannten Pax-Christi-Kirche in Essen-Billebrinkhöhe, wertet – aus archivistischen Gründen leider bis zum Jahre 1941 begrenzt und somit „gebremst“ – Heyers Nachlass aus, welchen dieser noch zu seinen Lebzeiten sukzessiv an das Erzdiozesanarchiv Köln übergeben hatte. Ein ansprechender ausführlicher Einleitungsteil bezüglich Heyers Nachlass leitet über zu dem Menschen Karl Johannes Heyer und den Umständen seiner Geburt, die sich als roter Faden durch sein gesamtes Leben ziehen werden. Aufgelockert durch Worte aus dem Munde Heyers fesselt diese Vorstudie den Leser und weckt Interesse für eine vollständige Lebensbilanz.

Auch in den anderen Artikeln wurden durchgehend, soweit vorhanden, die Nachlässe der betreffenden Personen herangezogen sowie interessante Forschungsausblicke eröffnet, so in den von Elisabeth Prégardier verfassten Artikeln über zwei Repräsentantinnen der katholischen Frauenbewegung – zwei von sechs im Sammelband vereinten Frauenschicksalen –, nämlich über Albertine Badenberg (1865–1958) auf S. 64, re. Sp. und über Antonie Hopmann (1882–1941) auf S. 69, li. Sp., 75, re. Sp. Zudem weist Prégardier in ihrem mit einem schwungvollen Spannungsbogen verfassten Artikel über das Leben Antonie Hopmanns auf eine bisher nicht beschriebene Spur zu Edith Stein hin, die sie in einem Schlussexkurs detailreich verfolgt. Im Beitrag über Schwester Maria Angela Lohrmann CSA (1890–1949) bringt die Autorin Waltraud Albrecht ihre eigenen Lebenserinnerungen mit ein.

Weiterhin sind noch zu erwähnen die gleichfalls wertvollen Artikel zum – auch ökumenisch interessanten – Essener katholischen Pfarrer Peter Beising (1805–1896), verfasst von Joseph Weier, zu Margareta von Münch (1616–1652), verfasst von Elke Dißelbeck-Tewes, zu Elisabeth Zillken (1888–1980), verfasst von Ursula Olschewski, zu Klara Maria Faßbinder (1890–1974), verfasst von Vera Bucker, und zu Wilhelm Knappmann (1900–1986), verfasst von Jürgen Bärsch.

In dem sorgfältig redigierten Sammelband findet sich auch ein Beitrag über Franz Laarmann (1858–1920), der in seiner inhaltlichen Fassung den anderen Beiträgen nicht nachsteht. Er zeichnet den Weg des Gründers des ersten katholischen Caritas-Ortsverbandes nach, welchem die christlichen Wohlfahrtsverbände konfessionsübergreifend am Herzen lagen. Jedoch weist der Artikel formale Abweichungen auf: Statt einem Literaturverzeichnis folgen Anmerkungen, wobei bei der Zitation der Archivalien aus dem Hauptstaatsarchiv Düsseldorf (S. 58, Anm. 51 f.) die Signaturen fehlen. Es wäre zudem besser gewesen, die Wörter „Caritas“ bzw. „caritativ“ außerhalb der Originalzitate einheitlich mit „c“ statt alternierend mit „c“, „ch“ und „k“ zu schreiben (vgl. z. B. S. 49, li. Sp., 55, li. Sp., 52, re. Sp.).

Der Sammelband schließt sich an den vor einigen Jahren erschienenen weiterhin lieferbaren ersten an (Christen an der Ruhr. Hrsg. von Alfred Pothmann und Reimund Haas. Verlag Peter Pomp, Bottrop u. Essen 1998. 320 S. mit 17 Abb., fadengeb. 19,- €). Die zu diesem Band angeregte Nummerierung der Abbildungen und das noch ausstehende Register – jetzt realisiert in einem von Elke Dißelbeck-Tewes gewissenhaft erstellten, ergänzende Sachinformationen bietenden ausführlichen Personen- und Ortsregister zu Band 1 und 2 – sind berücksichtigt worden. Das Werk kann uneingeschränkt empfohlen werden. Es wäre wünschenswert, wenn die Reihe fortgesetzt würde.

Frank Sobiech

Willi Henrichs, Gottfried Traub (1869–1956). Liberaler Theologe und extremer Nationalprotestant (Schriften der Hans-Ehrenberg-Gesellschaft, 8), Spinner Verlag, Waltrop 2001, 354 S., brosch.

Die vorliegende Untersuchung ist ein wesentlicher Beitrag zur Biographie Gottfried Traubs, der als Theologe und (Sozial-)Politiker eine schillernde Persönlichkeit war. Der schwäbische Pfarrerssohn wurde am 11. Januar 1869 in Rielinghausen (Württemberg) geboren und studierte nach dem Besuch der Seminare in Maulbronn und Blaubeuren wie schon sein älterer Bruder Theodor Theologie. Nach dem Studium in Tübingen, dem Vikariat und einer Zeit als Repetent am Tübinger Stift wurde Traub 3. Stadtpfarrer in Schwäbisch-Hall. 1897 promovierte er in Tübingen zum Lizentiaten der Theologie. Das Thema der Dissertation lautete „Jesus und die Eigentumsverhältnisse seiner Zeit“ und zeigt das Interesse des Verfassers für soziale Fragen. 1901 wurde Traub Inhaber der 2. Pfarrstelle der St. Reinoldi-Kirchengemeinde in Dortmund. In der Zeit seiner dortigen Tätigkeit kam es zwischen dem liberalen Theologen, der sich vor allem an Friedrich Naumann orientierte, und konservativen Gemeindegliedern zu Auseinandersetzungen, die 1912 zu seiner Amtsentlassung führten. Über den sogenannten Fall Traub hat Ernst Brinkmann schon früher umfassend berichtet (Die evangelische Kirche im Dortmunder Raum in der Zeit von 1815 bis 1945, Dortmund 1979, S. 107-127; Der Fall Traub als ein Brennpunkt der Dortmunder Kirchengeschichte. Ein Beitrag zur 100. Wiederkehr des Geburtstages von Gottfried Traub (1869–1956), in: JbWfKg 63, 1970, S. 173-183). Die Untersuchung Henrichs beschäftigt sich mit der dann folgenden politischen Tätigkeit Traubs von 1913 bis 1920, vom Vorabend des Ersten Weltkriegs bis zum Kapp-Putsch.

Mit der Entlassung aus dem kirchlichen Dienst und dem Verlust der Rechte des geistlichen Standes, die ihm allerdings im November 1918 wieder beigelegt wurden, eröffnete sich für Traub in der Politik ein neues Wirkungsfeld: Er wurde im Juni 1913 im Regierungsbezirk Potsdam für die Fortschrittliche Volkspartei in das preußische Abgeordnetenhaus gewählt. 1913 war das Gedenkjahr an die Befreiungskriege vor hundert Jahren. Henrichs zitiert aus der Ansprache Traubs beim Treffen der Freideutschen Jugend am Hohen Meißner und verschiedenen Äußerungen bei anderen Gelegenheiten. Die Zitate belegen, dass Traub im Blick auf die Jugendbewegung progressiv dachte. Später brachte er freilich das Treffen am Hohen Meißner mit dem Sturm der deutschen Kriegsfreiwilligen bei Langemark in Verbindung. Seine Jungferrede im Preußischen Abgeordnetenhaus hielt Traub im Rahmen der Aussprache über das Grubenunglück vom 30. Januar 1914 auf der Zeche Minister Achenbach in Brambauer im Landkreis Dortmund. Er betonte die Notwendigkeit, die Unfallgefahren zu bekämpfen und den Menschen in den Mittelpunkt zu stellen; denn der Mensch „ist das Beste, was ein Volk haben kann“ (S. 45). Für diese Rede erhielt er, wie Henrichs berichtet, auch Beifall aus der sozialdemokratischen Fraktion.

Bei Kriegsausbruch meldete sich Traub als Kriegsfreiwilliger, wurde aber nicht genommen. Auch die Bitte, ihn als Feldprediger zu berufen, wurde vom Evangelischen Oberkirchenrat in Berlin abgelehnt. Als Herausgeber des Gemeindeblattes „Christliche Freiheit“ und in Beiträgen für die von Naumann herausgegebene „Hilfe“ und für andere Publikationsorgane, bei Besuchen an der Front im Auftrag des Kriegspresseamtes und vor allem in den von ihm verfassten und in hoher Auflage verbreiteten „Eisernen Blättern“ vertrat Traub einen patriotischen Standpunkt, den er bis zum Kriegsende ungebrochen durchhielt. Nach der Friedensresolution des Reichstags im Juli 1917 wechselte Traub von der Fortschrittlichen Volkspartei zur Deutschen Vaterlandspartei. Traub rückte immer mehr nach rechts. Die Stellungnahmen Traubs während des Ersten Weltkriegs sind von Henrichs sorgfältig recherchiert und sachkundig kommentiert. Diese Jahre bilden mit vier von insgesamt sechs Kapiteln den Schwerpunkt der Untersuchung (S. 67-253).

Für einen überzeugten Monarchisten und Nationalisten, wie es Traub zeit seines Lebens war, musste die Novemberrevolution 1918 die Katastrophe bedeuten. Es drängte ihn, nun erst recht politisch tätig zu sein. In der „Christlichen Freiheit“ schrieb er Sätze wie: „Die Heimat hat das Heer verlassen und hinter seinem Rücken an der Untergrabung aller Disziplin gearbeitet.“ Sein Name findet sich auf dem Gründungsauf Ruf der Deutschnationalen Volkspartei (DNVP), für die er in die Nationalversammlung in Weimar gewählt wurde. Bei der Ratifizierung des Friedensschlusses zwischen Deutschland und den Siegermächten gab Traub für die DNVP eine Erklärung ab, warum seine Fraktion der Ratifizierung nicht zustimmen werde. Von nun an sah er es als seine Aufgabe an, „Versailles“ und „Weimar“ zu bekämpfen. 1920 nahm er am Kapp-Putsch teil und flüchtete nach dem Scheitern des Putsches nach Österreich. Die Nationalversammlung hob seine Immunität auf. Sein Vermögen wurde beschlagnahmt. Das Verfahren wurde jedoch aufgrund des Gesetzes über die Gewährung von Straffreiheit vom 4. August 1920 eingestellt, weil Traub nicht Urheber oder Führer des Putsches gewesen sei. In der Folgezeit vertrat Traub in Wort und Schrift unverändert seinen nationalen Standpunkt.

Henrichs legt überzeugend dar, dass und wie sich Traub Schritt für Schritt von einem ursprünglich im Sinn Naumanns sozial engagierten Theologen zu einem extrem rechten Protestanten wandelte. Traub selbst kommt in der Darstellung ausführlich zu Wort (S. 12). Das ermöglicht dem Leser, sich ein eigenes Urteil zu bilden. Eine bedrückende, aber lohnende Lektüre!

Martin Stiewe

Gudrun Husmeier, Graf Otto IV. von Holstein-Schaumburg (1517–576): Landesherrschaft, Reichspolitik und Niederländischer Aufstand (Schaumburger Studien, 60), Verlag für Regionalgeschichte, Bielefeld 2002, 415 S., geb.

Die umfangreiche historische Untersuchung, die vom Fachbereich Kultur- und Geowissenschaften der Universität Osnabrück als philosophische Dissertation angenommen wurde, ist aus mehreren Gründen auch für die Kirchengeschichte Westfalens von Belang. Einmal gehörte die Grafschaft Schaumburg zum Niederrheinisch-Westfälischen Reichskreis. Was in der Wesergrafschaft geschah, hatte Auswirkungen auch auf die westfälischen Territorien. Sodann war die Herrschaft Gemen im Münsterland (mit der Pfandschaft Vest Recklinghausen) bis zur Einrichtung einer Seitenlinie unter einem Bruder des Grafen Otto im Jahr 1557 eine Schaumburgische Besitzung. Außerdem gehörte die Grafschaft Sternberg durch Kauf seit 1377 zu Holstein-Schaumburg. Der Einfluss der Schaumburger Grafen wird nicht zuletzt darin deutlich, dass Ottos älterer Bruder Adolf 1544 auf die Landesherrschaft nach dreizehnjähriger Regententätigkeit verzichtete und 1547 Erzbischof von Köln wurde, wo ihm nach seinem Tode sein Bruder Anton folgte. Schließlich war das Bistum Minden neben dem Bistum Hildesheim in die Schaumburgische Familienpolitik einbezogen. In die lange Regierungszeit Graf Ottos fällt aber vor allem die Einführung der Reformation. Hier ergeben sich immer wieder interessante Vergleichsmöglichkeiten zu anderen Territorien.

Die Arbeit ist biographisch orientiert, aber die Verfasserin ist an den größeren thematischen Zusammenhängen und an den Wirtschafts- und Sozialstrukturen noch mehr interessiert. Deshalb verzichtet sie auf eine „stringent-chronologische“ Darstellung (S. 23). Die politisch-dynastischen Verbindungen und die Reichspolitik werden ausführlich erörtert. Dennoch liest sich das Buch gerade unter biographischen Gesichtspunkten flüssig, gelegentlich geradezu spannend.

Graf Otto IV. von Holstein-Schaumburg muss eine durchaus widerspruchsvolle Gestalt gewesen sein, eine „facettenreiche Persönlichkeit“ (S. 12). 1544 übertrug ihm sein älterer Bruder Adolf, damals Koadjutor des Erzbistums Köln, das Primogeniturrecht. Als nachgeborener Sohn war Otto ursprünglich für den Bischofsstuhl in Hildesheim vorgesehen gewesen. Er studierte in Löwen und war humanistisch gebildet, verzichtete dann aber auf die Präpositur in Hildesheim zugunsten seines Bruders Anton, heiratete 1544 die Tochter des Herzogs von Stettin und Pommern und gab seine geistliche Laufbahn endgültig auf. Von 1541 bis 1543 lebte er am Hof Herzogs Wilhelms IV. von Bayern, nachdem er 1540/41 im Dienst des brandenburgischen Kurfürsten gegen die Türken gekämpft hatte. 1543 zog er mit Kaiser Karl V. in den nur zwei Wochen dauernden Feldzug gegen den Herzog von Jülich-Kleve-Berg und Geldern und „knüpfte ein bis zu seinem Tode reichendes Loyalitätsband zum Hause Habsburg-Burgund“ (S. 69). 1544 trat er in der Grafschaft Schaumburg und der Grafschaft Holstein-Pinneberg die Regierung an. Im Schmalkaldischen Krieg versuchte er zu lavieren und stellte sich schließlich auf die Seite

des Kaisers. Fast zwei Jahrzehnte stand er dann als Söldnerführer unter spanischer Flagge im Kampf gegen die französische Krone, ohne allerdings jemals den zustehenden Sold zu erhalten, eine Tätigkeit, die den militärischen Ambitionen des Grafen wohl entsprach. Nach dem Tod seiner ersten Frau schloss er mit der Herzogin Elisabeth Ursula von Braunschweig-Lüneburg eine zweite Ehe. Diese familiäre Verbindung mit dem lutherischen Zweig des Welfenhauses sollte konfessionspolitische Konsequenzen haben (S. 186 ff.).

Der herzogliche Schwager in Lüneburg drängte auf die Übernahme des Augsburger Bekenntnisses. Der Lüneburger Kanzler schickte die von Melanchthon verfasste mecklenburgische Kirchenordnung. Außerdem war ein beachtlicher Teil des Landes hessisches Lehen, und Hessen war die protestantische Vormacht. Der Graf konnte einer Entscheidung nun nicht mehr aus dem Weg gehen. 1559 berief er den Celler Prädikanten Jakob Dammann zum Hofprediger in Stadthagen und entschied sich für den Konfessionswechsel. Diese Entscheidung wurde ihm dadurch erleichtert, dass inzwischen auch der zweite erzbischöfliche Bruder verstorben war, die Verbindungen zu Köln sich also gelockert hatten. Außerdem hatte der Augsburger Religionsfriede von 1555 den Landesherrn ausdrücklich das Recht eingeräumt, über die Konfessionszugehörigkeit ihrer Territorien zu bestimmen. Die Entscheidung für die lutherische Lehre war also relativ gefahrlos möglich. Alles in allem wird man sagen müssen, dass es die „dynastische Neuorientierung“ war, die Otto veranlasste, die Reformation einzuführen, auch wenn es im Land „Sympathiekundgebungen“ für die neue Lehre gegeben hatte. Der Konfessionswechsel brachte für die Bevölkerung anfangs nur behutsame Veränderungen: Die Messe wurde deutschsprachig gehalten; die Elevation entfiel; das Abendmahl wurde in beiderlei Gestalt gereicht. In der Untersuchung wird diese Entwicklung in einem eigenen Kapitel unter der Überschrift „Epochaler kirchlicher Traditionswechsel“ detailliert dokumentiert. Nach dem vorgelegten Material wird man der Verfasserin zustimmen müssen, wenn sie formuliert (S. 193): „Eine intensive Hinwendung zur lutherischen Lehre, eine spirituelle Gläubigkeit ist bei Graf Otto nicht zu konstatieren, ein homo religiosus war er gewiss nicht.“ Er war eben ein pragmatischer Politiker und blieb auch als evangelischer Landesfürst weiter „kaiserloyal“.

Martin Stiewe

Lilia Wick, Geschichte der Frauen in Kempen. Arbeit, Bildung und Öffentlichkeit im 19. und 20. Jahrhundert, Verlag für Regionalgeschichte, Bielefeld 2003, 349 S.

Wie schön, dass es auch in Zeiten knapper Kassen noch solche Projekte gibt. Der Kempener Geschichts- und Museumsverein e. V. hat dafür gesorgt, dass die Historikerin Dr. Lilia Wick zwei Jahre lang intensiv zu Frauen in Kempen forschen konnte. Etwa ab dem Jahr 1800 setzen die Recherchen ein und spannen den Bogen bis in die NS-Zeit. Das Buch endet mit einem kurzen Ausblick

auf die Kempener Frauen in der Nachkriegszeit. Die Initiative des Geschichts- und Museumsvereins und natürlich die Forschungen der Autorin haben sich gelohnt: die Stadt Kempen ist nun auf das Beste versorgt mit einer Studie zu 'ihren' weiblichen Vorfahren.

Der Untertitel des Buches lautet „Arbeit, Bildung und Öffentlichkeit“, und genau darum geht es inhaltlich. Im ersten Teil beschäftigt sich Lilia Wick mit der Frauenarbeit. Dabei bleibt sie nicht bei der Erwerbsarbeit in der Hausweberei, in der Industrie oder in der Krankenpflege stehen, sondern widmet sich auch dem eher verborgenen Bereich der Arbeit, nämlich der Hausarbeit. Im zweiten Teil der Studie erfahren Leser und Leserinnen etwas über die Entwicklung der Mädchenbildung in der Stadt Kempen. Neben der Volksschulbildung und der höheren Mädchenbildung gibt es auch ein Kapitel zum Aufbau des Berufsschulwesens für Mädchen. Gerade unter dem Aspekt von Bildung und Erziehung wird deutlich, wie sehr das religiöse Milieu – in diesem Fall der Katholizismus – das Leben von Frauen prägte und beeinflusste. Den dritten Teil des Buches widmet die Autorin dem „öffentlichen Leben“ und beleuchtet hier das Vereinswesen, die Entwicklung von der weiblichen Wohltätigkeitsarbeit bis hin zur professionellen Sozialarbeit sowie die kommunalpolitischen Wirkungsmöglichkeiten von Frauen.

„Diese rund eineinhalb Jahrhunderte waren eine Epoche bedeutender wirtschaftlicher, politischer und gesellschaftlicher Umbrüche, die auch das Leben der Frauen tiefgreifend verändert haben“, schreibt Lilia Wick in ihrer Einleitung. Und genau das löst ihre Studie ein: regionale Begebenheiten und Besonderheiten sind mit der jeweiligen wirtschaftlichen, sozialen, politischen und gesellschaftlichen Entwicklung verzahnt. Was – nebenbei bemerkt – ja leider noch immer keine Selbstverständlichkeit für regionalgeschichtliche Veröffentlichungen ist.

Für Leser und Leserinnen auch sehr angenehm ist die Tatsache, dass das Buch aus einem ‚Guss‘ ist – also aus der Feder einer Autorin. Sicherlich – auch Sammelbände haben ihren Reiz und ihre Vorzüge. Aber häufig ist es effektiver, wie ja auch hier geschehen, gezielt eine Fachfrau mit der Erarbeitung der Thematik zu beauftragen. Dann kann auch gelingen, was Margret Cordt, die 1. Vorsitzende des Kempener Geschichts- und Museumsvereins in ihrem Vorwort so lobend erwähnt, dass die Studie tatsächlich innerhalb von zwei Jahren entstanden ist. Das ist sicherlich schon eine Rekordzeit, denn wer einmal zur Geschichte von Frauen gearbeitet hat, weiß, wie sehr gerade diese Thematik mühsam aus den Akten zusammengepuzzelt werden muss, wie Akten für Akten gewälzt werden müssen, um aus Nebensätzen ein zusammenhängendes Bild entstehen zu lassen.

So ist auch der Beurteilung von Margret Cordt, „daß die vorliegende Studie über den lokalen Blickwinkel hinaus einen exemplarischen Beitrag darstellt zur Geschichte der Frau in rheinischen Städten des 19. und 20. Jahrhundert“, eigentlich nur noch hinzuzufügen, dass das für westfälische Städte gleichermaßen gilt.

Kerstin Stockhecke

Burkhard Meier (Hrsg. im Auftrag der Evangelisch-reformierten Kirchengemeinde Leopoldshöhe anlässlich ihres Jubiläums), 150 Jahre Leopoldshöhe. Aus der Geschichte einer lippischen Kirchengemeinde, Heimatverein Leopoldshöhe e. V. im Lippischen Heimatbund 2001, 160 S., zahlr. Abb., geb.

Wieder einmal hat ein runder Geburtstag den Anlass geboten, sich der Vergangenheit zu erinnern und durch eine Festschrift das Bild der lippischen Kirchengeschichte um einige Mosaiksteine zu ergänzen. Wieder einmal wurde die Federführung dem Historiker *Burkhard Meier* übertragen, der dazu in der Vergangenheit schon eine ganze Reihe vergleichbarer Arbeiten beige-steuert (vgl. u. a. die Rezensionen in diesem Jahrbuch 2001 und 2002) und auch den größeren Teil des hier vorzustellenden Buches selbst verfasst hat.

Es hätte in diesem Falle eine ganz reizvolle Aufgabe sein müssen, die überschaubare 150-jährige gut dokumentierte Entwicklung Leopoldshöhes nachzuzeichnen, die mit dem Bau einer Kirche quasi auf freiem Feld begonnen und zur modernen Großgemeinde mit gegenwärtig mehr als 17.000 Einwohnern geführt hat. In sie hätte sich die Geschichte der Kirchengemeinde einbetten lassen. Da Verwaltungsakten der Kommune, des Kreises, der Regierung aber offensichtlich nicht eingesehen wurden, beschränkt sich die Quellenbasis der Untersuchung auf Materialien aus dem Detmolder Landeskirchlichen Archiv und dem Archiv der Kirchengemeinde, i. W. die Visitations- und Kirchenvorstandsprotokolle, Berichte und Eingaben der Pfarrer, auch einzelne Sachakten.

Daraus erfahren wir Interessantes über die mehrfachen Anläufe (schon seit dem 17. Jahrhundert), in dem dünn besiedelten Gebiet zwischen den alten, weit auseinander liegenden Pfarrkirchen von Oerlinghausen, Lage und Schötmar und der preußischen Grenze gegen Heepen ein eigenes Gotteshaus zu errichten; über die schließlich gnädigst erteilte fürstliche Erlaubnis, auf der Basis der Schuldistrikte Evenhausen, Schuckenbaum, Krentruperhagen und Nienhagen ein neues Kirchspiel zu bilden; über die Suche nach dem passenden Bauplatz; über die Verleihung des Namens „Leopoldshöhe“ anlässlich der Grundsteinlegung durch den regierenden Fürsten Leopold II. im Mai 1850; endlich über die Realisierung eines richtungsweisenden Kirchbaus durch den Detmolder Baumeister Ferd. Ludw. Aug. Merckel und über die Ausstattung von Kirche und Pfarrhof.

Einsetzend mit der Berufung des ersten Pfarrers im Herbst 1851 folgt vor dem Hintergrund der allgemeinen „großen Geschichte“ in Deutschland und der speziellen Vorgänge in der lippischen Landeskirche reichlich zitatengesättigt die chronologische Darstellung der Ereignisse in der Kirchengemeinde Leopoldshöhe in ihren ersten 100 Jahren, untergliedert nach den Amtszeiten der Pastoren. Für „das dritte Halbjahrhundert“, die Jahre von 1951 bis 2001, stützt sich der Herausgeber auf Berichte von Zeitzeugen (ehemaligen und gegenwärtigen Pastoren, Kirchenmusikern, Kirchenältesten, Mitarbeitern). Sie rufen anschaulich vieles in Erinnerung, was jeder aktive evangelische Christ in den letzten 50 Jahren auch an anderem Ort so oder ähnlich oder auch anders erlebt hat, was auf diese Weise dem Vergessen entrissen wird: eine lebendige,

sich in ihren Formen schnell wandelnde Jugendarbeit (– ein erster *gemeinsamer* Jugendkreis! –); das Entstehen und die Entwicklung einer Paten-/Partnerschaft zu einer Gemeinde in der „Ostzone“; die aktive Teilnahme am Deutschen Evangelischen Kirchentag; das Leben in den unterschiedlichen gemeindlichen Kreisen. Und sie geben in verdienstvoller Weise Rechenschaft über den Stand der Gemeinde um die Jahrtausendwende.

Alles in allem also ein gut gemachtes, auch äußerlich ansprechend gestaltetes Buch. Und dennoch fällt dem kritischen Leser eines auf: Über Brüche, Schwierigkeiten, Konflikte (z. B. zwischen zwei nebeneinander amtierenden Pastoren, die eine Gemeinde vor eine Zerreißprobe stellen können) wird möglichst wenig gesprochen; „so etwas“ gehört wohl nicht in eine *Festschrift*. Hin- und wieder, dass es „so etwas“ zeitweise auch in Leopoldshöhe gegeben hat, schleichen sich fast ungewollt nur zwischen den Zeilen ein. Andere Fragen, die eigentlich auf den Nägeln brennen (z. B. nach dem Verhältnis unterschiedlicher zu einer Gemeinde zusammengeführter Ortsteile, zum Verhältnis zwischen Honoratioren und „kleinen Leuten“ im Kirchenvorstand, nach der Integration von Zugezogenen zu verschiedenen Zeiten etc. etc.) werden nicht wirklich gestellt und untersucht. So entsteht der Eindruck, dass der Unter-Titel des Buches bewusst so vorsichtig formuliert sein könnte: „*Aus der Geschichte einer lippischen Kirchengemeinde*“.

Hans-Peter Wehlt

Thomas Spohn (Hrsg.), *Pfarrhäuser in Nordwestdeutschland* (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, hrsg. v. der Volkskundlichen Kommission für Westfalen, Bd. 100), Waxmann, Münster/New York/München/Berlin, 594 S., geb.

Über „Das (evangelische) Pfarrhaus“ ist schon viel geforscht und geschrieben worden. Man denkt dann an die Familie des Pfarrers, an sein Wirken und seinen Einfluss und die Rolle der Pfarrfrau im sozialen, geistigen und geistlichen Gefüge der Gemeinde. Im Gegensatz dazu steht das hier vorzustellende Buch, in dem es im wörtlichen Sinne um die Gebäude von Pfarrhof und Pfarrhaus, um den Pfarrhausbau geht.

Die Herausgeberschaft des schwergewichtigen Bandes liegt bei Thomas Spohn, wissenschaftlicher Referent im Fachbereich Inventarisierung des Westfälischen Amtes für Denkmalpflege in Münster, der neben einer grundlegenden Einführung (*Rahmenbedingungen des Pfarrhausbaues*) und einer ausführlichen Zusammenfassung drei weitere eigene Beiträge beisteuert. Unter seiner Federführung untersuchen acht Wissenschaftler, die das Studium der Volkskunde an der Universität Münster verbindet, Pfarrhäuser in verschiedenen historischen Teillandschaften nach einem offenbar vorher verabredeten, aber nicht gleichmäßig ausgefüllten Fragenschema. Die Mehrzahl der Beiträge gliedert sich in je einen systematischen Teil und einen dankenswerterweise reichlich bebilderten Katalog.

Acht dieser Aufsätze beziehen sich auf *Westfalen* (– Schade, dass dahinter keine gezielte Auswahl erkennbar wird, sondern wohl der freie Zugriff der bereitstehenden Mitarbeiter entschieden hat. Man vermisst darum Territorien, die durchaus eine Berücksichtigung verdient hätten. –); ihnen wird als sehr ergiebiges, schönes Kontrast- und Vergleichsbeispiel eine neunte Studie über die Situation im Kreise Ülzen gegenübergestellt (*Wolfgang Rüther, Pfarrhäuser in der Lüneburger Heide vom 17. bis zum ausgehenden 19. Jahrhundert*); ein zehnter Aufsatz (*Anja Blanke, Wohnen im evangelisch-lutherischen Pfarrhaus zu Beginn des 19. Jahrhunderts am Beispiel von Jever*) wirkt hingegen im Rahmen des Gesamtwerkes eher als Fremdkörper, obgleich sich seine Aufnahme aus methodischen Gründen rechtfertigen ließe. Er mag dazu beigetragen haben, statt des naheliegenden Titels „... in Westfalen“ die allgemeinere Fassung „... in Nordwestdeutschland“ zu wählen.

Den zentralen Teil (S. 227-308), zugleich Höhepunkt des Buches, an dem jeder andere Beitrag gemessen werden muss, bildet der Musterartikel des Volkskundlers, Kunst- und Bauhistorikers am Westfälischen Freilichtmuseum Detmold *Heinrich Stiewe zum Pfarrhausbau in Lippe*. Untersuchungsgebiet (Fürstentum/Freistaat Lippe ohne das 1850/51 endgültig abgetretene Lippstadt) und -zeitraum (von den ältesten Nachweisen bis zum 2. Weltkrieg) werden klar definiert. Innerhalb dieser Grenzen werden „das bauliche Erscheinungsbild, aber auch die Raum- und Nutzungsstrukturen“ sämtlicher Pfarrhäuser einschließlich ihrer Nebengebäude unter Berücksichtigung der topographischen Zusammenhänge mit Kirchhof und Siedlung erfasst und beschrieben. Untersucht werden jeweils auch die Fragen nach Baulast und Baufinanzierung, nach dem Einfluss der am Bau beteiligten Personen und Institutionen, speziell den Baumeistern oder Architekten. Ausgewertet werden neben der erhalten gebliebenen Bausubstanz in größtmöglicher Breite und Vollständigkeit die üblichen einschlägigen Archivalien (Bauzeichnungen und Entwürfe, Rechnungen, Eingaben und Klagen in den Akten etc. etc.) sowie Bildquellen jeglicher Art (alte Flurkarten, Zeichnungen, Skizzen, Fotos) aus den staatlichen und kirchlichen Archiven, in Museen und Bibliotheken. Da der Autor nicht nur die behandelten Objekte „in- und auswendig“ oder besser gesagt von außen und innen kennt, sondern seine Heimat und deren Vergangenheit, da er in seine Darstellung ein profundes Hintergrundwissen in allen Fragen der Siedlungsgeschichte, der Volkskunde, einfach aller „Kulturwissenschaften“ einfließen lässt, da er sich dabei einer allgemeinverständlichen gepflegten Sprache bedient und schließlich in sorgfältiger Endredaktion alle Druck- und leidigen Trennungsfehler ausgemerzt hat, wird die Lektüre seines „Sachbuch-Beitrags“ für jeden historisch interessierten Leser zu einem reichen, zu einem allzeit bereichernden Lesevergnügen.

Es ist erklärlich und verzeihlich, dass bei dem Unterschied an Alter und Erfahrung der Kon-Autoren nicht alle Aufsätze ein gleiches Niveau erreichen konnten; doch welche äußeren Zwänge mögen dazu geführt haben, dass nach der investierten Arbeit und Mühe die Zeit oder der Elan (?) fehlten zu einer *gemeinsamen kritischen Schlussredaktion*, in der relativ leicht viele formale Fehler

behoben und einige inhaltliche Ungleichmäßigkeiten hätten ausgeglichen werden können? Was vom Ansatz her ein großartiges *Gemeinschaftswerk* hätte werden können, ist leider nur ein dicker *Sammelband* geworden, dessen Existenz eine neuerliche Beschäftigung mit dem ergiebigen Thema vermutlich auf längere Zeit eher verhindern wird.

Hans-Peter Wehlt

